

Reisen in den Balkan

**Die Lebenserinnerungen
des**

Franz Baron Nopcsa

**Eingeleitet, herausgegeben und mit
Anhang versehen**

von

Robert Elsie

Einleitung des Herausgebers

Am 26. April 1933 veröffentlichte die *Neue Freie Presse* in Wien den folgenden Bericht:

Das blutige Drama in der Singerstraße. Der Gelehrte als Mörder und Selbstmörder

“Wie berichtet, hat gestern vormittag der 55-jährige Privatdozent (Baron) Dr. Franz Nopcsa in seiner im dritten Stockwerk des Hauses I, Singerstraße 12, gelegenen Wohnung seinen langjährigen Sekretär, den 45-jährigen Albaner, Bajazid Elmas Doda, erschossen und sich dann selbst in seinem Arbeitszimmer vor dem Schreibtisch durch einen Schuß in den Mund entleibt. Die amtsärztliche Untersuchung stellte bei dem Sekretär fest, daß er zwei fast an der gleichen Stelle der linken Schläfe gelegene Einschüsse aufwies, die den Schädel durchbohrt haben, so daß die Projektile nach Austritt aus dem Kopf im Kopfpolster liegen blieben.

Nopcsa scheint die Tat mit Umsicht vorbereitet zu haben. Zahlreiche verschlossene Abschiedsbriefe an Verwandte und Bekannte, ein verschlossenes an einen Wiener Rechtsanwalt adressiertes Testament und andere Aufzeichnungen wurden gefunden. Daß auch materielle

Einleitung

Schwierigkeiten mit ein Beweggrund zur Tat gewesen seien, kann außer den Angaben der Bedienerin, die seit vier Monaten keinen Lohn mehr erhalten hatte, auch daraus geschlossen werden, daß Franz Nopcsa, der mit Leib und Seele an seinen Büchern und Sammlungen hing, geplant hat, seine reichhaltige, viele Unika enthaltende Bibliothek... zu verkaufen....

... ein schreiben an die Polizei “Die Ursache meines Selbstmordes ist zerrüttetes Nervensystem. Daß ich auch meinen langjährigen Freund und Sekretär, Herrn Bajazid Elmas Doda, im Schlafe und ohne daß er es vorausgeahnt hätte, erschossen habe, liegt darin, daß ich ihn krank, elend und ohne Geld nicht auf der Welt zurücklassen wollte, da er dann zuviel gelitten hätte. Ich wünsche verbrannt zu werden.”

So endete das bewegte Leben des Franz Baron Nopcsa von Felsőszilvás (1877-1933), eines der schillerndsten Forscher und Gelehrten seiner Zeit. Als Sohn einer ungarischen Adelsfamilie wurde Nopcsa am 3. Mai 1877 auf dem elterlichen Gut Szacsal (Săcel) bei Hatzeg in Siebenbürgen geboren. Durch die Vermittlung seines Oheims und Taufpaten, Franz von Nopcsa (1815-1904), Oberhofmeister bei Kaiserin Elisabeth, konnte Nopcsa seine Matura am Maria-Theresianum in Wien ablegen. Das vielleicht entscheidende Ereignis seiner Jugend fand im Jahre 1895 während eines Ausfluges um Szentpéterfalva statt. Dort entdeckte er und seine Schwester Ilona fossile Knochenreste eines Dinosauriers, die er an den Geologen und Paläontologen, Professor Eduard Suess, nach Wien schickte. Von seiner Matura 1897 bis zum Jahre 1903 studierte Nopcsa u. a. bei Suess an der Universität Wien, die damals eine Hochburg der paläontologischen Forschung war.

Einleitung

Nopcsa entwickelte sich selbst schnell zu einem begabten Forscher der Paläontologie. Schon als 22-jähriger hielt er am 21. Juni 1899 in der Klassensitzung der Akademie der Wissenschaften in Wien seinen ersten Vortrag mit dem Titel *Dinosaurierreste in Siebenbürgen*, der großes Aufsehen erregte. Er gilt u. a. als Begründer der Paläophysiologie, vor allem mit seinen auch im Ausland anerkannten Studien über fossile Reptilien. Bekannt wurden seine Hypothesen von 'running proavis', von der Warmblütigkeit der Pterosaurier und von der Bedeutung bestimmter endokriner Vorgänge, die er für die Evolution und das Aussterben der Riesenwüchse für bedeutsam hielt. Obzwar nicht alle seine Theorien ohne Widerspruch angenommen wurden, befruchteten und prägten sie weite Gebiete der paläontologischen Forschung. Ebenso groß waren Nopcsas Verdienste in der Geologie, etwa bei der Forschung der tektonischen Struktur der westbalkanischen Gebirge, bei der er manchmal gewagte Theorien vertrat.

In späteren Jahren wurde er auch zu einem der führenden Albanienforscher seiner Zeit. Seine albanologische Veröffentlichungen aus den Jahren zwischen 1907 und 1932 umreißen in erster Linie folgende Gebiete: Vor- und Frühgeschichte, Ethnologie, Geographie und Neuere Geschichte sowie das albanische Gewohnheitsrecht, d. h. den *Kanun*. Die frühen Arbeiten wie *Das katholische Nordalbanien* (Budapest 1907), *Aus Šala und Klementi* (Sarajevo 1910) und *Haus und Hausrat im katholischen Nordalbanien* (Sarajevo 1912) sowie *Beiträge zur Vorgeschichte und Ethnologie Nordalbaniens* (Sarajevo 1912) enthalten eine Fülle von Beobachtungen aus den obengenannten Bereichen, auch wenn das Material aus heutiger Sicht wenig systematisiert erscheinen mag. In späteren Jahren, als er sich sozusagen zur Ruhe gesetzt hatte und den Balkan nicht mehr so aktiv bereiste, erschienen anspruchsvollere Werke, die einem wissenschaftlichen Anspruch in jeder Hinsicht genügen.

Einleitung

Die bekanntesten dieser Arbeiten sind: *Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens* (Berlin & Leipzig 1925) und vor allem seine grundlegende, 620-seitige Monographie, *Geologie und Geographie Nordalbaniens* (Öhrlingen 1932), die unter seinen zu Lebzeiten veröffentlichten Werken als Gipfel seiner albanologischen Forschung gelten kann.

Nopcsas Publikationsliste, als Anlage am Ende dieses Bandes mit veröffentlicht, umfaßt insgesamt über 186 Titel, hauptsächlich aus den drei obengenannten komplexen Bereichen der Paläontologie, Geologie und Albanienforschung.

Sein frühzeitiger Tod ließ allerdings Bedeutendes unveröffentlicht. Der wissenschaftliche Nachlaß Nopcsas ging, soweit er paläontologischer Natur war, an das British Museum in London. Der albanologische Teil der Hinterlassenschaft ging an seinen Kollegen und ebenfalls bekannten Albanologen, Professor Norbert Jokl (1877-1942), in Wien. In einem Schreiben vom 24. April 1933, seinem Todestag, hatte Nopcsa Herrn Jokl eine Liste der ihm überlassenen Manuskripte gegeben und ihn gebeten, sich mit Paul Graf Teleki in Budapest in Verbindung zu setzen, damit dieser die Mittel für eine Veröffentlichung beschaffe. Aus finanziellen Gründen ist es allerdings nicht zu einer Veröffentlichung dieser zum Teil grundlegenden Werke gekommen. Seit dem gewaltsamen Tod von Jokl Anfang Mai 1942 wird der albanologische Nachlaß Nopcsas in der Handschriften-, Autographen- und Nachlaß-Sammlung der Österreichischen Nationalbibliothek in der Wiener Hofburg aufbewahrt.

Aus dem Wiener Nachlaß sind vor allem fünf Manuskripte zu erwähnen: 1.) *Albanien: die Bergstämme Nordalbaniens und ihr Gewohnheitsrecht*, Ser. nov. 9392, ein Werk von 510 durchgehend paginierten Blättern, das erfreulicherweise zu einem großen Teil in dem Band *Die Stammesgesellschaften Nordalbaniens, Berichte und*

Einleitung

Forschungen österreichischer Konsuln und Gelehrter, 1861-1917 (Wien-Köln-Weimar 1996) von Fatos Baxhaku und Karl Kaser veröffentlicht wurde; 2.) *Religiöse Anschauungen, Sitten und Gebräuche*, Ser. nov. 9393, ein Werk zur albanischen Volkskunde in 242 Blättern, wobei die ersten 58 Blätter leider fehlen; 3.) Die *Gedichte des Colez Marku, 1895-1932*, Ser. nov. 11912, ein Lyrikband in deutscher Sprache mit insgesamt 160 eher bescheidenen Gedichten auf 110 Blättern; 4.) *Dialektstudie (Fragment)*, Ser. nov. 11918, Anmerkungen zur nordwestgegischen Mundart nördlich von Shkodra auf 36 losen Blättern von unterschiedlichem Format; und vor allem 5.) die hier zum ersten Mal veröffentlichten Lebenserinnerungen des Baron Nopcsa unter dem Titel *Reisen in den Balkan*, Ser. nov. 9368.

Die fünfteilige Monographie *Reisen in den Balkan*, auch irrtümlicherweise als Nopcsas Tagebücher bezeichnet, besteht aus insgesamt 456 mit einer Schreibmaschine getippten und teilweise auch handschriftlichen Blättern, die der Verfasser etlichen Korrekturgängen (mit sieben verschiedenen Farbstiften) unterworfen hatte. Nach der Numerierung fehlen im 4. Teil die Seiten 51-55. Sonst scheint das Werk vollständig zu sein, auch wenn bei der Korrekturarbeit de3r letzte Schliff fehlen mag.

Es kann angenommen werden, daß Nopcsa schon vor dem Ende des Ersten Weltkrieges mit einer ersten Niederschrift seiner Lebenserinnerungen angefangen hatte. Als Grundlage hierfür verwendete er seine lang als verschollen geglaubten Notizbücher¹, die er während seiner Balkanreisen stets bei sich

¹ Sieben dieser mit kurzen Notizen, Terrainaufzeichnungen, Reiseskizzen, Zahlen und Rechnungen versehenen Bände, davon sechs Albanien betreffend und ein siebter über Bulgarien, wurden 1990 vom Herausgeber in den albanologischen Beständen der Nationalbibliothek in Tirana aufgefunden [Signatur DR2/3F bis 8F]. Sie betreffen die

Einleitung

trug. Die Lebenserinnerungen umfassen einen zwanzigjährigen Zeitraum von 1897 bis zum Jahre 1917, als Nopcsa erst vierzig Jahre alt wurde. In einem Brief an Jokl vom 8. Oktober 1928 schrieb Nopcsa, daß er 1918 sein Notizbuch verloren habe, was den ziemlich plötzlichen Abbruch der Memoiren im Jahre 1917 erklärt.

Die vorliegende Fassung dürfte um 1929 zusammengestellt worden sein, als Nopcsa deren Veröffentlichung geplant hatte. Der Stadium-Verlag in Budapest hatte sich bereit erklärt, eine ungarische Übersetzung des Werkes zu veröffentlichen. Kálmán Lambrecht, der durch Nopcsas Verwendung Bibliothekar der Geologischen Reichsanstalt in Budapest war, wurde mit der Übersetzung beauftragt und gleichzeitig mit der undankbaren Aufgabe betraut, Nopcsas

folgenden Zeiträume: Bd. 1 (1905), 430 S.; Bd. 2 (1906), 580 S.; Bd. 3 (1907), 474 S.; Bd. 4 (1908), 316 S.; Bd. 5 (1909), 686 S.; und Bd. 6 (1913), 213 S. Diese Oktav-Bände, wie vermutlich viele anderen Werke aus der Privatbibliothek von Nopcsa, wurden nach dem Tod des Autors vom Buch- und Kunst-Antiquariat Heinrich Hinterberger, Hegelgasse 17, in Wien, für 150 Schweizer Franken zum Verkauf angeboten und gelangten in die Sammlung des albanischen Publizisten Mid'hat Bey Frashëri (1880-1949), auch als Lumo Skendo bekannt, der mit 20.000 Bänden damals die größte Privatbibliothek Albaniens besessen haben soll. Da Frashëri während des Zweiten Weltkrieges ein bedeutender Führer der antikommunistischen Widerstandsbewegung *Balli Kombëtar* war und mit dem Sieg Enver Hoxhas 1944 Albanien in Richtung Süditalien verlassen mußte, wurde seine berühmte Sammlung von den kommunistischen Behörden beschlagnahmt. Sie bildet einen wesentlichen Grundstock des albanologischen Fundus der jetzigen albanischen Nationalbibliothek (BKT). Bis zum Ende der Diktatur standen diese Vorkriegsbestände nur ausgewählten Wissenschaftlern zur Verfügung.

Einleitung

zahlreiche Änderungswünsche vor dem Verlag zu vertreten. Nach vielem Hin und Her zog der Verlag sein Angebot zurück. Aus diesem Grund zerschlugen sich auch die Verhandlungen über eine deutsche Ausgabe des Werkes².

Zum Leben und Werk des Baron Nopcsa ist viel geschrieben und veröffentlicht worden, so daß auf einen eingehenden Lebenslauf vor und nach dem Balkankrieg hier verzichtet werden kann. Als Orientierung seien hier kurz auf die wesentlichen, Nopcsa betreffenden Veröffentlichungen hingewiesen. Der erste Versuch, Nopcsas Leben, Werk und Wirkung publizistisch darzustellen, wurde von András Tasnádi Kubacska unternommen, und zwar in einer ungarischen, *Nopcsa Ferenc kalandos élete* (Budapest 1937), und einer deutschen Fassung, *Franz Baron Nopcsa* (Budapest 1945). Tasnádi Kubacska würdigte Nopcsa in erster Linie als Naturwissenschaftler, ging also weniger auf seine Leistungen als Albanienforscher und politische Figur ein. Stets bemüht, Nopcsa in ein gutes Licht zu stellen, fehlte es ihm bisweilen an Sachlichkeit und Distanz zu seiner Vorlage. In der deutschen Fassung enthält das Buch aber nicht nur eine nützliche Bibliographie der Nachrufe und der zwischen 1920 und 1938 erschienenen Zeitungsartikel zu Nopcsa sondern umfaßt auch Nopcsas Korrespondenz mit Friedrich Baron Huene, Lucas Waagen, Ludwig von Lócsy und Kálmán Lambrecht. Eine umfassende Bibliographie der Werke Nopcsas wurde erst von Kálmán Lambrecht in einem in der *Paläontologischen Zeitschrift* 15 (1933) veröffentlichten Nachruf mit dem Titel *Franz Baron Nopcsa †, der Begründer der Paläophysiologie, 3. Mai 1877 bis 25. April 1933*. Unverzichtbar als Quelle für das Leben und Werk

² vgl. Tasnádi Kubacska 1945, S. 275-277, Robel 1966, S. 135-136.

Einleitung

Nopcsas ist in erster Linie die in der Reihe 'Albanische Forschungen' erschienene Abhandlung *Franz Baron Nopcsa und Albanien, ein Beitrag zu Nopcsas Biographie* (Wiesbaden 1966) von Gert Robel. Grundlage für diese informative und kritische Monographie ist das obenerwähnte Wiener Manuskript der Lebenserinnerungen, das hier nun veröffentlicht wird. Robel geht ausführlich nicht nur auf Nopcsas wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Albanienforschung ein, sondern auch auf sein Engagement in der albanischen Frage und auf die politischen Hintergründe der Jahre vor, während und nach den Balkankriegen 1912-1913. Nopcsa war ein scharfer, wenn auch nicht immer objektiver Beobachter des Zeitgeschehens auf der Balkan-Halbinsel am Anfang des 20. Jahrhunderts. Vieles, was in seinen Memoiren geschildert wird, wird durch Robel in ein sachlicheres Licht gerückt und erst durch ihn verständlich gemacht. Schließlich bedarf auch die Bibliographie *Franz Baron von Nopcsa, Anmerkungen zu seiner Familie und seine Beziehungen zu Albanien* von József Hála (Wien 1993) einer Erwähnung.

Als Wissenschaftler ist Nopcsa von vielen hinlänglich gewürdigt worden. Als Mensch ist Nopcsa gerade in den Memoiren aber viel schwieriger zu fassen. Über seine engsten und intimsten menschlichen Beziehungen schreibt Nopcsa wenig. Seine Memoiren geben nur sehr indirekte und wahrscheinlich ungewollte Schlüsse zu seiner Homosexualität preis: etwa seine Bewunderung für junge k.u.k. Offiziere in Uniform, seine frühe Liebe zu Louis Drašković (1879-1909), seine offensichtliche Neigung zu rumänischen Schafhirten sowie seine langjährige intime Beziehung zu seinem albanischen Sekretär Bajazid Elmas Doda (ca. 1888-1933), der mit ihm starb. Sonst behält der Verfasser seine Gefühle weitgehend für sich. Robel kommt zu folgendem Schluß: "Überschaut man, rückblickend, Nopcsas Leben, so drängt sich vor allem die Vielschichtigkeit und innere Widersprüchlichkeit dieses Menschen dem Betrachter auf. Eine

Einleitung

genial zu nennende Intuition steht dem Unvermögen, die Motive anderer zu erfassen und zu würdigen, kraß gegenüber, harter Egoismus der Liebe zu den Albanern, kühl prüfender Intellekt der emotionalen Voreingenommenheit.”³ Gewiß wird Nopcsa dem Leser nicht immer als angenehmer Zeitgenosse vorkommen. Er erscheint stets geltungsbedürftig, öfter streitsüchtig und arrogant und bisweilen offen antisemitisch. Wenn auch einiges aufgrund seiner Herkunft und seines Milieus verständlich ist, bleibt vieles an seinen Charaktereigenschaften, Beweggründen und inneren Gefühlen verborgen und undurchsichtig.

Wenn Tasnádi Kubacska und Lambrecht in erster Linie auf Nopcsa als Naturwissenschaftler eingehen, so würdigt der zu Lobpreisungen keineswegs geneigte Robel eher seine grundlegende Bedeutung als Albanologe: “Sein Tod, der von seinen Freunden beklagt, von seinen Kollegen bedauert wurde, bedeutete nicht nur für die Paläontologie und die Geologie einen Verlust. Seine beiden großen Manuskripte über Albanien, die wichtigstes ethnologisches Material enthalten, verschwanden nach seinem Tod und blieben bis heute ungedruckt. Dies ist um so mehr zu bedauern, als es wohl kaum einen Mann gab, der mit solcher Schärfe registrierte und festhielt, was er erlebte, und der zu dieser Zeit sich in Albanien über einen längeren Zeitraum aufgehalten hat. Nopcsa hat mit einer fast universal zu nennenden Neugier gesammelt und notiert, was ihm in diesem Lande begegnete - der Verlust seiner Notizbücher wiegt schwer. Ihm wurde noch zuteil, das ‘alte’ Albanien zu erleben, ehe das Land von der ‘Zivilisation’ erfaßt wurde und die alte Ordnung mit ihren Sitten und Gebräuchen verschwand. Die Kombination von wissenschaftlicher Neugier, Beobachtungsgabe und eminentem Fleiß, durch die er sich auszeichnete, machte ihn wie kaum einen

³ Robel 1966, S. 161

Einleitung

zweiten berufen, das Bild dieses 'alten' Albanien festzuhalten und weiterzugeben. Die Ungunst der Zeiten hat dieses Unterfangen, zu dem er bereit war, nur fragmentarisch zur Ausführung kommen lassen. Allein auch das unvollendete Werk sichert ihm noch heute einen Platz unter den bedeutendsten Albanologen.

Seine Schwächen, unter denen er und seine Zeitgenossen, soweit sie mit ihm in Berührung kamen, gelitten haben, wiegen demgegenüber wenig. Sie erscheinen dem außenstehenden Betrachter - so schmerzlich sie auch für alle davon betroffenen gewesen sein mögen - als wohl zu bedauernde Nebenerscheinungen der 'überspitzten' Zielstrebigkeit und der ungeheuren Energieanspannung, mit denen Nopcsa seine Vorhaben durchführte - und ohne die es ihm kaum möglich gewesen wäre, ein derart fruchtbares und umfangreiches Werk zu hinterlassen...

Sowohl nach Umfang wie nach Bedeutung gehört Nopcsas Beitrag zur Albanologie zu den größten, die auf diesem Gebiet geleistet wurden. Es mindert sein Werk keineswegs, wenn der 'Außenseiter' in Einzelheiten irrte und manchen Bezug, der sich dem Ethnologen heute ergibt, nicht herstellte, sei es, daß er ihn nicht sah, sei es, daß er das Problem nicht entdeckte. Auch der Historiker und der vergleichende Rechtshistoriker wird Einzelheiten anders einordnen. Aber alle diese Vorbehalte beziehen sich auf Details, sie ändern nichts daran, daß Nopcsa einen außerordentlich weit gespannten Bereich als erster systematisch erfaßt und dargestellt hat. Der Bogen spannt sich von der Entstehung der Stammesorganisation, wie er sie am Beginn der 20. Jahrhunderts in Nordalbanien erlebt hatte, über die Erfassung der Rechtssatzungen dieser Stämme und deren Einordnung in die allgemeine Rechtsgeschichte, die Sitten und Gebräuche der Nordalbaner bis hin zu den Gegenständen ihres täglichen Lebens und schließlich zur Landschaft, in der diese

Einleitung

Menschen lebten... Was aber Nopcsas großes Verdienst ist: Er erkannte, daß Albanien Fragen aufwarf, und er zögerte nicht, sie zu beantworten, so gut es ihm möglich war. Das Ergebnis ist ein Werk von seltener Größe, Produkt eines außerordentlichen Arbeitsfleißes und genialen Erfassens der wissenschaftlichen Fragen. Man wird auch auf sein albanologisches Werk Tilly Edlingers Worte ausdehnen dürfen, die sie seinen paläontologischen Arbeiten widmete: "Dem überwältigend produktiven Feuergeist sind nur erstaunlich geringe wissenschaftliche Irrtümer unterlaufen..." Und es ist zutiefst zu bedauern, daß es Nopcsa nicht vergönnt war, die beiden großen Manuskripte, die er schließlich Norbert Jokl hinterließ, der Öffentlichkeit zu übergeben. Sein Ansehen als Forscher hat dies freilich kaum geschmälert - er hat sich auch mit den bereits veröffentlichten Untersuchungen einen gebührenden Platz in der Albanologie gesichert."⁴

Nun nach beinahe einem dreiviertel Jahrhundert liegt das zweite der großen Manuskripte dem Leser vollständig vor, welches das Bild des großen Albanienforschers, des großen Paläontologen und des großen Geologen zu vervollständigen helfen wird.

Zu dem Manuskript bleibt lediglich auf Technisches hinzuweisen. Bei der Vorbereitung wurde die Orthographie auf die heutige Norm gebracht. Orts- und Personennamen aus dem Balkanbereich wurden soweit wie möglich auch standardisiert, etwas *Shkodra* für *Skutari*, wobei der Herausgeber für einige Ortsnamen bekanntere Alternativbezeichnungen in runden Klammern hinzugefügt hat. Auch wurde vom Herausgeber zum besseren Verständnis des Textes eine Reihe von Fußnoten angegeben. Sonst wurde dem Verfasser seinen altertümlichen

⁴ Robel 1966, S. 137, 162-163.

Einleitung

k.u.k. Stil, seine siebenbürgische Sprache und seine bisweilen umständliche Ausdrucksweise, einschließlich Sprachfehler und Ungarismen weitgehend gelassen. Auch wenn dem Leser eventuell einiges an Geduld abverlangt wird, wird sich die Mühe mit Sicherheit lohnen.

Robert Elsie
Olzheim /Eifel

Reisen in den Balkan

Franz Baron Nopcsa

VORWORT

Warum veröffentliche ich meine Tagebücher?

Weil ich mehr als irgendeiner meiner Standesgenossen mit vielerlei Menschen zusammengekommen bin, und weil ich mich in der verschiedenartigsten Umwelt heimisch gefühlt habe.

Allenthalben sah ich, wie der Mensch in voller Überzeugung verschiedenartig ringt, allenthalben sah ich, wie die Blätter sprießen und verwelken, und ich kam zum Resultate, daß wir umsonst von absoluten Werten faseln.

Stets ist es der Schätzende, der den Wert irgendeiner Sache festlegt, doch sind bei einer solchen Weltanschauung Pessimismus oder Optimismus in gleicher Weise nicht am Platze. Will man sich unbedingt an einen immer gültigen Grundsatz halten, so kann er nur *vanitas vanitatum* lauten.

Unsere Geburt erfolgt ganz ohne unser Zutun. Weiterhin sind wir eine Zeit lang noch vollkommen hilflose Wesen, und wenn wir später sogenannte 'vernünftige Wesen' werden, dann strampeln wir in berechtigter Weise mit Händen und Füßen so kräftig, als wir nur können, aber nur so lange, bis uns nicht ein Lufthauch fortweht.

*Die Freude, die genossen,
Die stiehlt nicht Haß, nicht Neid
Das Glück, wenn auch verflossen,
Besteht für Ewigkeit!*

Teil I
Studienzeit und erste Reisen
(1897-1905)

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Zufolge der 1895 entdeckten Dinosaurierknochen habe ich mich nach der Matura im Herbst 1897 auf der Wiener Universität inskribiert, wo damals Prof. Eduard Suess wirkte. Meine erste wissenschaftliche Publikation erschien in den Verhandlungen der Geologischen Reichsanstalt in Wien 1897 und behandelte die Geologie der Gegend von Hatzeg (Hațeg, Hátszeg).

Bei ihrem Abfassen hatte mir Professor, damals Assistent G. v. Arthaber, wesentlich geholfen, sie in eine passende äußere Form zu bringen. Ihr Inhalt lief darauf hinaus, daß die Wirbeltierreste führenden Schichten von Szentpéterfalva nicht, wie G. Halaváts meinte, tertiären sondern kretazischen Alters seien, und so hatte denn gleich meine erste Publikation den Charakter einer Polemik. Die Entdeckungsgeschichte der Knochenlager von Szentpéterfalva ist von Inkey im Földtani Közlöny, Budapest, publiziert worden. Den ersten Knochen hatte meine Schwester Ilona gefunden, und so ist denn hier nur eine andere kleine, diese Reste betreffende Episode zu erzählen.

Als von Dinosauriern stammend hatten Professoren Fuchs und Suess die Reste auf Grund des von mir ihnen zugeschickten Materials schon im Jahre 1896 erkannt, und da ich mich damals zwar schon für Geologie interessierte, mein Entschluß, fachwissenschaftlich Geologie zu betreiben, jedoch noch nicht gefaßt war, ich mir immerhin aber schon das 'Schürfrecht' bei Szentpéterfalva in einer freilich nicht ganz gesetzlichen Form gewahrt hatte, so ging ich damals auf die Proposition von Professor Suess ein, daß Dr. Arthaber seitens der Akademie der Wissenschaften an die Fundstelle geschickt werde, dort Material sammeln und dasselbe beschreiben solle, das Material aber in meinem Besitz zu verbleiben habe. Da Dr. Arthaber wohlhabend war, zögerte nun Suess in der Hoffnung,

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

daß Arthaber vielleicht die Expedition im letzten Moment aus eigenen Mitteln bestreiten würde. Mit dem Flüssigmachen des Geldes, wodurch sich in erster Linie die Verhandlungen zwischen Arthaber und Suess (resp. der Akademie) mit Eklat zerschlugen, fiel das ganze Unternehmen ins Wasser. Mir blieb aber weiterhin nicht nur das Material, sondern auch das geistige Eigentumsrecht erhalten, was insoferne für mich wichtig wurde, als ich mich später entschloß, es selbst zu bearbeiten, und so Paläontologe wurde. Ohne die Dinosaurierfunde bei Szentpéterfalva wäre ich überhaupt nie schon als Gymnasiast mit den Wiener Geologen Suess und Fuchs in Kontakt getreten und hätte mich daher nach meiner Maturitätsprüfung wohl kaum auf der Universität auf das bei meinem Stande absonderliche Fach 'Geologie' inskribiert, wogegen so dieses Ereignis sozusagen von selbst eintrat. Die paar Steine, die ein alter Freund meines Onkels, Herr Gyula von Szentgyörgyi, mir in der Laune eines Augenblickes geschenkt hatte, und mein Mineralogiebuch, das einen geologischen Anhang hatte, lenkten meinen Sinn zuerst auf Mineralogie, dann auf Geologie, und die wurde die Ursache, daß ich Neumayers Erdgeschichte durchlas, die mir in der sechsten Gymnasialklasse vom Gymnasialprofessor Koller geliehen wurde. Alles das brachte es mit sich, daß ich mich für die Geologie der Umgebung von Szacsal (Săcel) zu interessieren anfang. Wie man sieht, hatten kleine Zufälligkeiten für mein ganzes Leben hervorragende Bedeutung. Nach meiner ersten Polemik gegen Halaváts erhielt ich von diesem einen krasse Ignoranz des Themas bekundenden Brief, dann folgten mehrere Artikel pro und kontra, wobei ich die gegen ihn gerichteten Angriffe auf stets breitere Basis stellte. Einen Abschluß sollte diese Polemik erst drei Jahre später finden.

Auf der Universität hörte ich 1897 Suess und Fuchs. Im Jahre 1898 frequentierte ich Suess, Hatschek, Lieben. Im Januar 1899 forderte mich Suess auf, den Schädel von *Telmatosaurus*, den ich 1896 entdeckt hatte, zu beschreiben. Suess war als

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Vortragender superb, als Gelehrter einzig, als Lehrer hatte er jedoch kein geordnetes Seminar. Daher waren die Schüler, zumal als er älter wurde, im Praktischen auf sich selbst angewiesen. Es war diese eine schwere, zeitraubende, aber selbständige Forscher heranziehende Methode, gleichzeitig aber auch die Ursache, weshalb Suess relativ wenig Hörer hatte. Als ich seine Aufforderung, *Telmatosaurus* zu beschreiben als unmöglich bezeichnete, weil ich keine Osteologie kannte, und dieses Thema eben damals auf der Universität nicht vorgetragen wurde, sagte er, "also lernen Sie es", und damit war die Sache für ihn erledigt. Selbst war Eduard Suess freilich diesem Prinzip auch treu, denn mit 70 Jahren lernte er noch perfekt Russisch. Seine Vorträge lehrten, auf das Große schauen und synthetisch arbeiten. Ich folgte seiner Aufforderung und meine Arbeit war im Juni abgeschlossen, freilich nicht, ohne daß meine Gesundheit Schaden gelitten hatte. Den Abschluß dieser Arbeit benützte ich, um die Polemik, die ich, kaum Universitätshörer geworden, 1897 gegen den ungarischen Chefgeologen Halaváts über das Alter der Schichten von Szentpéterfalva eröffnet hatte, zum Abschluß zu bringen. Ich nahm den *Telmatosaurus*-Schädel nach Budapest und legte ihn in einer Fachsitzung der Ungarischen Geologischen Gesellschaft vor, wobei ich einen Vortrag über die Dinosaurier im allgemeinen, ihre stratigraphische Bedeutung u.s.w. hielt, so daß Halaváts am Ende des Vortrages genötigt war, ohne Umschweife das Alter der Szentpéterfalvaen Schichten, aber auch einige andere Sachen, wie das Alter der bei Puj (Puj) und Bajesid auftretenden Schichten, bezüglich derer ich mit ihm seit 1902 polemisierte, zuzugeben. Zuzugabe meines aggressiven Charakters sollte dies nicht meine letzte Polemik bleiben, doch gereicht es mir zur Beruhigung, daß ich, wenn ein anderer die Richtigkeit einer Ansicht bewies, dies bisher stets mit sachlicher Gleichgültigkeit hinnahm, so z. B. als Gaál das Oligozän im Hatzeger Tal nachwies und anderes. Vor meinem Wiener Vortrag

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

über *Telmatosaurus* in der Akademie der Wissenschaften, der 24 Stunden nach dem Budapester Vortrag stattfand, hatte ich mit Professor Weiß, dem Direktor der Sternwarte, eine lustige Episode. Suess gelegentlich nach Hause begleitend, wie ich es wegen der interessanten Konversation häufig tat, begegnete uns Professor und Akademiemitglied Weiß. Suess stellte mich ihm mit der Bemerkung vor, daß ich demnächst in der Akademie einen Vortrag halten würde. Weiß blickte mich erstaunt an, musterte mich von oben bis unten und fragte einfach, "Wie alt sind Sie?" Ich nannte mein Alter (22). Weiß quittierte dies mit der Bemerkung, "Also doch," dann unterhielt sich Suess prächtig über die Frage. Weiß entschuldigte sich damit, daß er mich nach meinem Äußern für bedeutend jünger gehalten hatte.

Am 23. Juni fand mein Vortrag in der Akademie der Wissenschaften statt. Darauf fuhr ich nach Bosnien, denn ich hatte mit meinem späteren einzigen Freund, Louis Graf Drašković⁵, der damals auf der Juristen-Abteilung des Theresianums Jus studierte, einen Ausflug nach Bosnien besprochen.

In Bosnisch Brod ist der Bahnhof durchwegs in schönem, orientalischem Stile gehalten. Ich war etwas verschlafen, und der gut beleuchtete Wartesaal (elektrische Beleuchtung), der farbenprächtige orientalische Stil und einige herumlungernde Türken und Serben in ihren Nationaltrachten machten dem ungewöhnten Beschauer ganz den Eindruck eines persischen Märchens aus 'Tausend und eine Nacht'. Die Bahn Bosnisch-Brod - Sarajevo ist eine Schmalspurbahn, die Waggons klein, haben nur einen Puffer in der Mitte, die Packwaggons sind nicht 10.000 Kilo, sondern nur 5.000-6.000 Kilo schwer. Die

⁵ Ludwig Josef Maria Graf Drašković von Trakostjan (1879-1909). Vgl. Robel 1966, S. 15.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Lokomotiven sind wie die Rangiermaschinen auf größeren Bahnhöfen gebaut, und das ganze macht eher den Eindruck einer Spielerei für Minister und erwachsene Leute als den Eindruck einer ordentlichen Eisenbahn. Dessen ungeachtet sind die Waggons sehr rein.

In Sarajevo elektrische Tramway, elektrische Beleuchtung und alles 'fin de siècle', Straßenpflaster sehr variabel, Makadam, Asphalt, Steinpflaster, Rollsteine und gar kein Pflaster. Auch an den europäischen Häusern bemerkt man an Arabesken, Hufeisenbögen u. dgl. den Einfluß des Orients. Das Gemisch von Zinshausstil und arabischer Verzierung verschönt das Zinshaus, ist daher ganz nett. Der türkische Teil Sarajevos schaut so aus, als ob permanente Jahrmarktbuden nebeneinander ständen. Moderne Häuser schießen wie Pilze oder Riesen zwischen den Bretterbuden hervor, diese verschwinden, aber modifizieren sich nicht. Bemerkenswert an den türkischen Häusern, die fast durchgehend stockhoch sind, ist der in Stockhöhe, in der Mitte der Fassade befindliche, viereckige, in der Regel vergitterte Erker.

In Sarajevo sieht man viele Turbans. Der Turban wird dadurch gebildet, daß ein langes farbiges Tuch um den Fez herumgeschlungen wird. Der Raum zwischen Fez und Tuch dient dann als eine Art Tasche für Kleinigkeiten. Bei einem sah ich ein Messer, bei einem anderen ein Paar Brillen u. dgl. in demselben stecken.

Das Rathaus in Sarajevo ist in orientalischem Stil mit herrlichen Arabesken, in- und auswendig ein Prachtbau erster Ordnung. 720.000 Fl. Herstellungskosten. Das türkische Priesterseminar ist 400 Jahre alt. Jeder interne Schüler lernt hier türkisch, arabisch und seine Muttersprache. Der Kurs dauert 8 Jahre, worauf der eine Priester werden oder in eine Juristenschule übertreten kann. Je zwei Zöglinge sind in einer kleinen Zelle untergebracht, in der sich ein Tisch, ein Ofen und zwei Betten

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

befinden. Abgesehen vom Seminar besuchte ich das Kunstgewerbliche Atelier, wo Ziselierungs-, Inkrustier- und Einlegearbeiten, die hauptsächlich nach Paris, weniger nach Wien, wandern, erzeugt werden.

Von Sarajevo wollte ich nach Pljevlja. In der Diligence nach Pljevlja waren aber bereits alle vier Plätze besetzt. Ich ging mit meiner offenen Order zum Postdirektor Cimponeriu, und dieser befahl nun, daß der Besatzungsmann des Postwagens sich morgen auf das Dach des Packwagens setze, damit ich am Postwagen neben dem Kutscher Platz finde, was auch geschah. Die Felsenpartie hinter Sarajevo bis zur sogenannten Ziegenbrücke war wunderbar. In Goražde ging ich zur Gendarmerie und habe hier ein Pferd requiriert, um noch selben Tags nach Čajniče zu kommen. Um sieben Uhr abends habe ich einen Klepper, der nicht in Trab ging, und einen Bosniaken, mit dem ich nicht reden konnte, bekommen und bin mit ihnen um zehn Uhr nachts in Čajniče angekommen. Hier gab es ein Dilemma. Ich konnte nicht sagen, daß ich zum Bezirksleiter Barišić wollte. Der Bosniake wußte nicht, wohin er mich führen sollte. Gendarmen begegnet. Diese haben mir geholfen. Barišić, ein mir ganz fremder und unbekannter Mensch, wollte sich soeben niederlegen. Ihn aufgestöbert. Er hat mir Essen (Braten, Salat etc.) bestellt. Um elf Uhr nachts gegessen. Barišić ist ein sehr lustiger und freundlicher Mensch. Ich habe mich bis zwölf Uhr mit ihm sehr gut unterhalten. Am nächsten Tag weiter nach Pljevlja Metaljka Sattलगrenze. Hier beginnt eine geologisch unbekannte Welt. Wie die Reise ergab, sind im Sandschak dieselben Triaskalke und paläozoischer Schiefer wie in Bosnien vertreten, von Kreide keine Spur.

Dr. Karl Oesterreich, jetzt Universitätsprofessor in Utrecht, schrieb mir später (circa 7/VII.1899) über die weiter südlich gelegenen Teile folgendes, "Die Triaskalke der Gegend von Pljevlja liegen auf den paläozoischen Gesteinen, die ich in

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

ihrer ganzen Breite von Bijelo Polje bis Mežica durchquert habe. Es folgen die Kalkmassen von Berane bis Peja (Peć). Sichere Versteinerungen habe ich nicht. Am Gebirgesrand nördlich von Peja aber vermute ich Flysch, und die Rogozna ist ein Serpentinlager, wie die Bosnischen. Die einzige gesicherte Kreidestelle ist Gjakova (Djakovica). Hier innerhalb des Zuges der albanischen Alpen sah ich einen Rest des ehemaligen allgemeinen Kreidegebirges.“

In Pljevlja sind überall an den Bergeshängen das Monogramm des Kaisers und der Namenszug des Sultans mit Steinen ausgelegt und mit Kalk weiß aufgemalt. Ein solches Monogramm (F.J.I.) ist über 100 Schritte lang. Dies sieht auf den Pljevlja umgebenden Höhen sehr merkwürdig aus. Unsere Soldaten machten solche Monogramme zum Zeitvertreib. Damit dies jedoch kein Anrecht auf das Land gebe, wurde es von den mißtrauischen Türken sofort nachgemacht. Jetzt glänzen österreichische und türkische Zeichen friedlich nebeneinander. In Pljevlja habe ich außer Brigadier Goumoens auch Konsul Jovanović kennengelernt und bin mit letzterem zu Sulejman Pascha, dem Gouverneur von Pljevlja. Ich habe letzterem gesagt, daß ich gerne nach Bijelo Polje möchte. Er sagte jedoch, ich sollte lieber nicht gehen, da es gefährlich sei, er nicht garantieren könne, es außerdem nicht mehr in seinem Machtbereich liege, u.s.w. Ich sah, mein Plan war ihm unangenehm, und gab daher nach. Sulejman Pascha ist ein ruhiger, überlegender, schlauer Diplomat. Er ist gleichzeitig Zivil- und Militärgouverneur von Pljevlja, ein älterer, mittelgroßer Herr mit graumelierten Haaren, der sehr freundlich ist. Die Einwohner von Pljevlja, so sagte mir aber Goumoens, haben großen Respekt und große Angst vor ihm. Bei Pljevlja konnte ich Lignit feststellen, aber dieser wie viele Mineralschätze der Türkei werden nur darum nicht abgebaut, weil der Türke von dem Grundsatz ausgeht, wenn Erze und Mineralien für den Menschen bestimmt wären, so hätte sie Allah

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

nicht unter der Erde verborgen, sondern auf derselben verteilt. Wenn jemandem ein Haus abbrennt, so hat dies natürlich Allah ebenfalls so gewollt, und daher baut man das abgebrannte Haus angeblich nicht wieder auf, sondern eher ein neues.

Da der Ausflug nach Bijelo Polje unmöglich war, ritt ich von Pljevlja nach Prijepolje, nachdem ich durch unseren Konsul ein angeblich gutes Pferd bekommen hatte. Das Pferd hatte allerdings einige kleine Nachteile. Es war 1.) hochgradig dämpfig, 2.) konnte nicht in Trab gehen, 3.) rutschte und stolperte mit den Hinterfüßen, und 4.) kroch in Schritt wie eine Schnecke. Sonst war es aber gut. Es hatte zwei Augen und vier Füße, einen Schweif und alles, was ein Pferd braucht. Es dauerte daher lang, bis ich Prijepolje erreichte. Prijepolje hat bedeutend mehr Wald als Pljevlja, wo derselbe fast ganz fehlt. Wenn jemand in der Türkei Holz haben will, so geht er in den nächsten Wald, es sich holen. Das war 1899 das wirkliche türkische Forstgesetz, das theoretisch gewiß ganz gut war, und die Folge dessen war eine große Waldverwüstung.

Am Rückwege von Pljevlja nach Prijepolje habe ich mich am Karstplateau verirrt und war froh, als ich über den öden Karst schauend mit dem Fernrohre endlich die Telegrafentangen zwischen Pljevlja und Prijepolje wieder entdeckte. Auf dem Karst, wie er um Pljevlja ist, ist es schwer, sich auf der Karte zu orientieren, denn es gibt gar keine Anhaltspunkte im Terrain, und die vielen Karstlöcher, die, alle in gleicher Distanz und Entwicklung, nur zum Teil in die Karte eingezeichnet sind, bringen einen in Verwirrung. Eine grasbewachsene Doline neben der anderen. Dieser Anblick dürfte für die Dauer langweilig werden, fesselt aber anfänglich sehr stark. Wachholdegestrüpp ist das einzige, was im Bereiche der Triaskalke und Dolinen an Bäume erinnert. Ein anderes von Wachholder bevorzugtes Gestein ist, wie ich später sah, der Serpentin. Diese Bevorzugung entsteht dadurch, daß auf den beiden schwer Humus erzeugenden

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Gesteinen infolge der Auslese durch die fast alles fressenden Ziegen nur der Wachholder fortkommt, den die Ziegen verschmähen.

Da ich von Pljevlja nach Rudo wollte, stellte mir nach meiner Rückkehr von Prijepolje auf Goumoens Intervention Sulejman Pascha einen Zaptieh zur Verfügung, der mich dorthin begleiten sollte. Abends kam der Zaptieh, um sich vorzustellen, und fragte, um wieviel Uhr er morgen früh kommen solle. Ich sagte zeitig um sechs Uhr früh und meinte dabei 'a la franca'. Sechs Uhr 'a la turca' war aber um diese Jahreszeit circa zehn Uhr Vormittags 'a la franca'. Es gab daher wegen der 'a la franca' und 'a la turca' Zeitrechnung zuerst eine große Konfusion. Ich wußte nicht, wieviel Uhr 'a la turca' sechs Uhr früh 'a la franca' sei. Er wußte das Gegenstück nicht, und erst mit Zuhilfenahme einiger Offiziere, Ordonnanzen, Diener und anderer Leute regelte sich die Frage. Endlich sagten wir ihm, er solle um zwei Uhr früh 'a la turca' kommen.

Nach dieser Episode ging ich in das Offizierskasino von Pljevlja, in das mich gleichfalls Goumoens eingeführt hatte, und schaute gerade einer Schachpartie zu, als meine Ordonnanz kam und die Ankunft eines 'Herrn Alban' meldete. Ich eilte hinaus und fand vor den Offizier- Fremdenzimmern ein Pferd, türkische Soldaten, Türken, unsere Soldaten sowie jemanden in Segeltuch oder so etwas mit dickem Knüppel und, wie sich später zeigte, mit entfärbter Lederkappe.

Es war Louis Graf Drašković, der aus Albanien gekommen war. Er erfuhr in Prijepolje, daß ich in Pljevlja sei und eine seiner ersten Fragen war, als er mich endlich in Pljevlja antraf, ob ich ein Pferd habe. Die Antwort meinerseits lautete, "nein." Dann gingen Drašković, wie er war, und ich zu Goumoens. Erst jetzt in dem gut beleuchteten Zimmer sah man, wie vagabundenmäßig Drašković aussah, und dabei machte er auf mich doch einen guten Eindruck. Graue Hose mit Lederbesatz

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

und ein weißes, d. h. ehemals weißes Flanellhemd, das vorne offen eine abgebrannte Brust zeigte, dunkelbrauner Hals und ebensolches Gesicht. Lederkappe, montenegrinische Opanken, um den Leib einen konstantinopolitanischen Sülah voll von Notizbüchern, Tabakdose, Zigarettenspitze u. dgl. Dazu einen festen Knüppel in der Hand und natürlich unrasiert. In dieser Adjustierung erregte Drašković im Offizierskasino, wohin wir uns mit Goumoens begaben, natürlich sehr viel Aufsehen, zumal er dabei knieweich und vorwärtsgebeugt ging. Ich war riesig über das Wiedersehen erfreut. Drašković war seelig über seine Reise, zumal er 1½ Tage in Rožaj bei Kurtagić Edhem Ibrahim Effendi, seinem Blutsbruder, gewesen war.

Von Drašković erfuhr ich, daß sein türkischer Zaptieh ein gutes Pferd habe. Ich ging daher mit ihm am nächsten Tag zum Zaptieh. Dieser zeigte uns sein Pferd. Es war ein echtes Sandschakpferd mit ein wenig albanesischem Einschlag. Klein, eher kurz, Kopf auch nicht gerade klein, eckig gebaut, Halsansatz stark, kurzer dreieckiger Hals mit wunderbarer Mähne, breiter Bug, starke Schulter. Kruppe etwas schwächer, ziemlich gerade aber etwas abfallend. Alles in allem starker, knochiger Bau. Starke Füße, einwandfrei. Das Pferd war beim Kaufe in schlechter Kondition und hatte einen Neubauch. Gangarten passabel: Schritt gut, Paß und Trab schwach, Galopp, wie ich später bemerkte, ganz gut aber mit etwas schweren Bewegungen. In Schritt und Trab elastisch. Dieses Pferd war ein Brauner und hieß daher wie jeder Braun Dorat.

Ich erklärte mich bereit, Dorat für 70 Fl. zu kaufen. Der Zaptieh verlangte 120 Fl. Wir einigten uns auf 106 Fl. Der Kauf wurde in Anwesenheit einiger anderer Türken durch Händedruck besiegelt, und das Geld wurde sofort erlagt. Der Zaptieh nahm die 106 Fl. bereitwillig in österreichischem Papiere an. Dorat ist 5½ Jahre alt, aber ein Mistvieh. Man kann kaum in seine Nähe kommen. Er beißt jeden, der nicht Türke ist. Gibt man ihm

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Zucker, so frißt er ihn zwar, beißt jedoch sofort danach. Hoffentlich ändert er sich. Beschlagen waren sowohl er als auch Louis sein Pferd Djogat 'a la turca', das heißt mit einem sehr breiten Hufeisen, das auch hinten schließt und, als eine Art Scheibe, die ganze Furt bedeckt. Nur in der Mitte bleibt ein fingergroßes Loch offen. Dieser Beschlag schützt den inneren Teil des Hufes zwar vor scharfen Steinen, ist andererseits aber schlecht, weil die Pferde, da Stollen fehlen, nicht greifen können und rutschen. Im allgemeinen sind die türkisch-bosnischen Pferde viel schlechtere Gebirgspferde als die siebenbürgischen, schauen jedoch viel schöner aus.

Nach dem Pferdekauf nach Hause gegangen und hier von einem jungen Albanesen aus Peja, der bei einer Waffenhandlung beschäftigt war, aufgesucht worden. Er kam, um uns Silberwaren zu verkaufen. Zuvor war ein anderer Händler in derselben Branche bei uns gewesen, dem wir aber die Türe gewiesen hatten. Den jungen Albanesen Platz nehmen lassen, lange mit ihm geplaudert, und Drašković hat schließlich eine Kleinigkeit gekauft. Er sagte, er sei nur gekommen, um den anderen Händler zu ärgern. Ein aufgeweckter, schlauer Bursche. Die Arnauten⁶ haben im Lande eine große Überproduktion. Albanien ist ein armes Land, das im Verhältnis zu seiner Armut eine zu dichte Bevölkerung hat, und jährlich kommen daher viele Albaner von ihren Bergen hinunter in die Ebenen, wo sie als sehr intelligente und unternehmerische Kaufleute bis nach Karlstadt in Kroatien, ja bis Agram vordringen.

Mit Drašković allein zum Pascha gegangen, Drašković um sich vorzustellen, ich um mich für den nicht gebrauchten Zaptieh zu bedanken. Hier fand nun ein unangenehmer und peinlicher Zwischenfall mit unserem Konsul statt, was mir neu

⁶ d. h. die Albaner.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

war, Drašković aber, der Jovanović seit 1898 von Belgrad her als dumm, eingebildet und unangenehm kannte, nicht befremdete. Daß Jovanović dumm und eingebildet sei, sagte mir später auch Bornemisza Gyula.

Am folgenden Tag ritt ich auf Dorat mit Drašković nach Čajniče in Bosnien und verließ hiemit den Sandschak, den die österreichischen Offiziere nicht Sandschak, sondern wegen der schlechten Stationen 'Schand-sack' nennen. Der Sandschak, von Österreich-Ungarn infolge der Berliner Kongreßbeschlüsse besetzt, bildet, oder soll wenigstens, einen Keil bilden zwischen Serbien und Montenegro. Die k. u. k. Besetzung, die dies bewirken soll, ist aber ein Schwindel. Erstens hat die dortige Bevölkerung vor unseren Soldaten gar keinen Respekt. Zweitens halten wir in Wirklichkeit nur einen Weg (Čajniče-Prijepolje) besetzt. Unsere Soldaten sind allerdings im Sandschak Kulturträger und Kulturförderer ersten Grades (Wege, Häuser, Wasserleitung, Telefon, Friedhöfe, europäischer Komfort, Zeitungen etc.), jedoch bleibt die Kultur der Bevölkerung fremd, und dies hauptsächlich deshalb, weil wir mit der Bevölkerung in gar keinem Kontakt sind und übrigens auch gar keinen Kontakt suchen.

Die Türken machen absolut nichts. Alles ist die Arbeit unserer Soldaten. Man reist zum Beispiel vierzig Kilometer oder mehr durch eine steinige, wasserlose Wüste ohne Pferd, ohne Feldwagen. Je acht Kilometer oder noch weiter voneinander erheben sich einzelne, alte, manchmal halbverfallene Gebäude, wie eine alte Tanya, ein türkischer Han⁷, und mitten durch diese Einöde windet sich eine wunderbare, breite Chaussee mit schönen, sorgfältig geordneten Schotterhaufen, ausgezeichneten Brücken in großen Serpentin. Man sieht, hier wurde weder

⁷ d. h. Herberge.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Geld noch Zeit noch Arbeit gespart, nur um in die Wildnis eine Heeresstraße erster Ordnung hinein zu bauen. Am Rande des Weges sieht man eine doppelte Reihe Telegrafentangen, die den internationalen, den türkischen und den österreichisch-ungarischen Draht tragen, und manchmal sieht man die Reste der alten gepflasterten türkischen Heeresstraße, die bis Bosna-Serai (Sarajevo) führt, und die der Sage nach von einer Prinzessin, die am Durmitor wohnte, gebaut worden war.

Wenn man nun weiß, daß auf Hunderte von Kilometern seitwärts dieser Straße nicht einmal ein Karrenweg anzutreffen ist, dann macht diese Chaussee einen großartigen Eindruck. Der Weg scheint ein Faden zu werden, der unsere in die Wildnis vorgeschobenen Posten mit der übrigen Welt verbindet. Von Zeit zu Zeit sieht man ein großes, befestigtes weißes Gebäude, davor einen Mastbaum mit dem kaiserlichen Doppeladler. Das sind unsere Militärstationen, die stets auf einem erhöhten Punkte gebaut, die Chaussee bewachen, daß sie nicht zerstört oder unterbrochen werde. Dieser Weg und diese Gebäude, nur das sind unser Besitz im Sandschake, denn einige Kilometer seitwärts vom Wege wird das Gebiet bereits unsicher, und da haben wir nichts zu suchen. Der deutlichste Beweis dessen war für mich, daß ich, obzwar das Sandschak-Gebiet fast bis Berane reicht, dennoch nicht weiter als Pljevlja kommen konnte, ja sogar unsere Offiziere, wenn sie im Frühjahr größere Übungsritte unternehmen, dies nur mit Erlaubnis und unter Schutz des Paschas von Pljevlja tun dürfen. Man könnte ebenso gut ganz Albanien als zur Monarchie gehörig bezeichnen wie den Sandschak. Es ist ein unerhörter Betrug auf den Landkarten, das zwischen Lim und Tara befindliche Gebiet als von Österreich-Ungarn militärisch besetzt zu bezeichnen, wo doch ein österreichischer Soldat allein überhaupt nicht hinein darf. Wir werden als harmlose Leute im nördlichen Sandschak eben nur geduldet, haben aber absolut keinen Einfluß, sind nur Fremde

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

oder Gäste. Deshalb konnte der Sandschak im Jahre 1908 ohne weiteres aufgegeben werden.

Merkwürdig und sehr schön sind die Trachten des Sandschaks, manchmal wird nämlich bei Männern der ganze Kopf in ein leichtes, grelles bzw. feuerrotes Tuch eingewickelt, das man auch um den Hals schlingt, so daß nur ein scharf geschnittenes Gesicht hervorschaut.

Aus dem Sandschak ritten wir über das bekannte Čajniče, Sarajevo und Busovača nach Travnik. In Sarajevo gab es nach einem zweitägigen Ritt eine gründliche Körperreinigung. An Ilidža ritten wir vorbei, ohne es zu besuchen, und dann ging es weiter nach Busovača. Gegen Busovača wird das Land weniger bergig als weiter im Süden, und es nimmt Hügelcharakter an. Die niederen Hügel und feuchten Täler sind mit Erlen bewachsen. Von dem 'Bosna ravna' (Bosnische Ebene), wie Bosnien in den Heldenliedern genannt wird, bemerkt man aber gar nichts. Bosna ravna heißt Bosnien eben nur im Verhältnis zum gebirgigen, weiter südlich gelegenen Teil (Albanien, Sandschak, Montenegro). Bemerkenswert ist, daß in den bosnischen Heldenliedern unter dem Namen 'Sibinjani Janko' Hunyady János eine Rolle spielt. Es heißt da unter anderem, "dessen Burg beim bergigen Sibin ist" Dieses Sibin ist Nagy Szeben (Sibiu, Hermannstadt) damit zugleich der Beweis gegeben, daß nicht Hermannstadt sondern Sibiu bzw. Szeben der ältere Name dieser Stadt ist.

Abends begann es vor Busovača sehr dunkel zu werden und zu regnen, so daß wir acht Kilometer vor Busovača in einen Han einkehrten. Wir gingen auf eine Art Dachboden, bei dem jedoch die eine Hälfte noch mit einer Art Plafond zugedeckt war. An der einen Längsseite gab es in einem Kamin ein Feuer, in der Mitte des Zimmers stand ein niederer, zwanzig cm. hoher, runder Tisch, auf dem eine große Schüssel mit Erdapfelsuppe serviert war. Um den Tisch saßen einige Bosniaken, alles fanatische

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Katholiken. Sie machten uns Platz, gaben uns Brot und einige Löffel. Wir bekreuzigten uns vor dem Essen, und aßen aus der gemeinsamen Schüssel. Nach der Suppe gab es saure Milch und danach Kaffee. Nach dem Essen gingen wir in die Schlafkammer des Wirtes selbst, da wir als bessere Gäste aus Protektion diese Stube bekamen, und legten uns dort nieder. Die Türe dieser Stube, die ein sehr kleines Loch mit noch kleineren Fenstern war, führte direkt in den Stall. Der größte Teil der Stube wurde von einem Podium eingenommen, auf dem wir schliefen. Auf der einen Seite stand ein Holzbett, in dem kaum eine Person Platz hatte, in dem aber der Wirt mit einem kleinen Kind Platz fand. Daneben lagen am Boden der Stallbursche, dann ich und neben mir Drašković. Hierauf kamen am anderen Ende der Stube unsere Sattel, Bisagi, mein Rucksack usw. Wir lagen in der Nacht alle wie Heringe nebeneinander. Über einige Pölster, die der Wirt uns spendierte, legten wir die nassen Regenmäntel, die gut mit Zacherlin bespritzt waren (Wasser und Zacherlin bildeten, wie wir am nächsten Tag bemerkten, einen gelben Kot), legten uns darauf und deckten uns zusammen mit Drašković seinem bosnischen Mantel zu. Beim Niederlegen hatte ich mich anfänglich gegen links, also gegen den Stallburschen gelegt, als er im Schlafe mir mit seiner Hand ins Gesicht fuhr. Hierauf wendete ich mich nach rechts. Trotz der Tatsache, daß die Podiums Bretter ganz bedenklich hart waren, haben wir bis in der Früh sehr gut geschlafen. Nur haben Drašković und ich uns gegenseitig einige Male den Mantel ungewollt im Schlafe weggezogen.

Da Dorat bei Busovača wieder krumm war, beschlossen wir, daß ich die Strecke Travnik-Jajce per Bahn zurücklegen sollte. Wir erfuhren, daß der Zug von Travnik nach Jajce um ein Uhr abgehe, und beschlossen also, daß Drašković am folgenden Tag schnell allein vorausreiten sollte, um frühzeitig in Travnik einzutreffen, um dort dann einen Wagen für Dorat zu bestellen.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Ich sollte, Dorat am Zaume führend, folgen. Es geschah, wie wir besprochen hatten, doch erfuhr Drašković, daß der Travniker Zug bereits um zwölf Uhr abgehen würde. Er ließ daher in einem Haus einen diesbezüglichen Zettel zurück, auf dem er mich aufforderte, so schnell als möglich zu folgen, und so lief ich denn die letzten zwölf Kilometer vor Travnik in ein und einer halben Stunde. In Travnik kam ich bei strömendem Regen zwar rechtzeitig an, mußte aber, da kein Wagen zur Verfügung stand, bis zum folgenden Tag warten. Drašković ritt inzwischen weiter.

Ein orthodoxer Bosniake, also ein Serbe, der zwei Jahre und ein Monat in Wien als Soldat gedient hatte und daher ein wenig deutsch konnte, hat mir interessante Aufschlüsse über die Bevölkerung Travniks gegeben. Die Katholiken nennen sich 'Horvat' (Kroate), die Mohammedaner 'Türke' und die Orthodoxen 'Serbe'. Viele, die sich Türken nennen, weil sie eben Mohammedaner sind, können in den niederen Volksklassen, mit denen wir verkehrten, gar nicht oder nur sehr schlecht türkisch. Osmanli gibt es keine in Bosnien. Die wenigen, die da waren, und viele Mohammedaner sind bei der Okkupation ausgewandert. Dies gilt für ganz Nordbosnien und, was Serben und Türken anbelangt, auch für Südbosnien. Die Katholiken in Südbosnien nennen sich jedoch nicht Kroaten, sondern Bosniaken, und dieser Name stammt noch aus der Zeit der bosnischen Könige vor der türkischen Okkupation, als im Süden auch der landläufige Begriff Bosnien sich gar nicht mit dem jetzigen Bosnien deckte, sondern der territorialen Ausdehnung des alten Königreiches Bosnien entsprach. Die Landbevölkerung im Süden bezeichnet auch Teile der Hercegovina, des Sandschak und einen Teil von Albanien mit dem Namen Bosnien. Zur Hercegovina der Landbevölkerung gehören dann auch noch Teile von Montenegro. Dies alles habe ich nicht nur von meinem Serben in Travnik, sondern auch von anderen wiederholt gehört.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Bosnien ist ein gutes Beispiel dafür, welchen Einfluß die Religion auf den Charakter ausübt, und wie durch äußere Umstände ein und dasselbe Volk verändert werden kann, und wie in der Tradition des Volkes alte Tatsachen bewahrt bleiben. In Travnik habe ich am folgenden Tag Dorat zur Station geführt und im Waggon Stroh aufschütten sowie Heu und Hafer bringen lassen, so daß Dorat bis Jajce zu fressen hatte. Ich nahm ein Dritteklassebillett und fuhr im Pferdewaggon. Bei einer Station, deren Name mir entfallen ist, kam der Schaffner herein, mein Billett zu durchlochen. Neben mir war Dorat in nicht eben ästhetischer Beschäftigung versunken. Ich schlummerte, den Sattel als Kissen benützend, im Heu. Der Schaffner hielt mich für den Stallburschen des 'Herrn Baron' und fragte, "Fährt der Herr Baron auch mit diesem Zuge?" Der Wahrheit gemäß beantwortete ich die Frage mit einfachem 'Ja,' worauf er ein Gespräch anfang und mich kameradschaftlich fragte, woher wir kämen, u. dgl. Jedoch dauerte die Unterhaltung nicht lang, da der Zug nur einige Augenblicke in der Station hielt und der Schaffner keine Lust verspürte bis zur nächsten Station im Pferdewaggon zu fahren. In Jajce mietete ich einen Wagen, band Dorat am Wagen hintenan und fuhr weiter gegen Tetrovo Selo.

Der Weg von Jajce nach Jezero führt fortwährend am Rande eines Sees entlang, der infolge von Kalktuffbildungen entstanden ist. Durch Kalktuff wurde nämlich das Tal bei Jajce abgedämmt. Vorne entstanden Katarakte, die die Kalktuffbildung begünstigten, und so wurde ein großer Teil des Tales unter Wasser gesetzt. Gleich hinter Jajce bildet der Sinter kleine Terrassen, die durch Wasserfälle miteinander verbunden sind. Der Rand einer solchen Terrasse wird durch Kalktuffriffe gebildet. Diese Riffe, durch den Niederschlag von Kalk auf eine Moosart entstanden, erheben sich circa zwanzig cm. über das Wasserniveau. Und auf ihnen wächst das besagte Moos, das sich an seiner Basis stets neu inkrustiert weiter in die Höhe. Mit der

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Zeit werden die Riffe größer, breiter und höher, bis sich endlich auf denselben Gräser, Büsche, ja sogar Bäume, namentlich Erlen und Weiden, einfinden. In der Regel sind die durch solche Riffe gebildeten Bassins, wie bei allen Sinterterrassen, kreisförmig und enthalten schönes, blaues Wasser. Solche treppenartige, übereinander gelagerte Riffe erstrecken sich manchmal quer über den ganzen Fluß bzw. flußartigen See und werden nur durch einige Querstellen unterbrochen, an denen das Wasser wie aus Wasserschleusen hervor strömt. An diesen Stellen ist die Strömung zu rapid, und es kann sich daher kein Moos ansetzen. An anderen Stellen stehen wieder große Bäume oder Büsche auf kleinen Inseln, daß sie ihre Unterlage vollständig bedecken und aus dem Wasser zu wachsen scheinen. Wo die Wasserfläche größeres Gefälle hat oder Schleusen vorhanden sind, erheben sich mitten im Fluß auf hohen Pfählen primitive Mühlen. Schön sieht diese vor allem dann aus, wenn aus den Kalktuffriffen hohe Bäume wachsen und aus dem Grün des Laubes einige der primitiven Mühlen, blaue Tümpel und weißer Schaum hervor lugen. Beim Entstehen eines solchen Stausees, wie jener von Jezero, sind drei Phasen bemerkbar. Erstens ein glatter Flußlauf. Zweitens einige weitentfernte Riffe. Drittens treppenartige Terrassenbildungen. Wenn die Tuffbildung wirkt, wird der auf diese Weise gestaute See immer größer. Aber Erdreich, Schlamm, Röhricht, Schilf, Büsche und Bäume arbeiten dem entgegen und schütten das hinter den Riffen liegende Terrain auf. Auch diesen Vorgang kann man sehr genau auf dem Wege von Jajce bis Jezero beobachten und so kann man endlich im See fünf gut getrennte Regionen unterscheiden.

1. Region der Wasserfälle, Katarakte und Kaskaden,
2. Region des tiefen Sees,
3. Region des Schilfes,
4. Region des Schilfes und der Weidenbäume,
5. Region der feuchten Wiesen.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Der See von Jezero soll über hundert Meter tief sein. Jedenfalls muß seine Tiefe etwas geringer sein als die Fallhöhe aller Kaskaden zusammen, und diese ist in der Tat wohl mehr als fünfzig Meter. Dieselbe Art der Seenbildung wie bei Jezero wiederholt sich infolge des Kalkgehaltes des Wassers bei Bihać, Plitvica und Slunj.

In Jezero bin ich stehengeblieben und habe zufällig vor einem villaartigen, recht hübschen Gebäude stehend einen Europäer gefragt, welches hier das Hotel sei. "Ja, haben Sie keine Augen?" oder so etwas ärmliches war die Antwort, jedenfalls etwas Grobes. Ich wurde böse, sah auf das Hotel ohne Aufschrift und sagte ihm infolgedessen, "Sonst haben Hotels in Europa Aufschriften, woran man sie erkennt. Ich habe gedacht, daß auch hier westeuropäische, nicht aber türkische Verhältnisse herrschen." Der Mann war durch diese Antwort gekränkt, verschwand in dem Gebäude, und ich sah bald, daß es der Hotelier selbst war, dem ich das gesagt hatte.

Eine Spezialität und Berühmtheit von Jezero sind sogenannte 'gebackene Forellen'. Ich glaube, dies ist weder eine Spezialität, noch sind die Forellen hier besser als anderswo. Am See fuhren einige Bosniaken in einem Kahn einher, um einen Schwarm Gänse nach Hause zu treiben. Dies war originell, und ich habe mich infolge ihrer Ungeschicklichkeit in den Einbäumen (Kanus) gut unterhalten. Und dasselbe taten übrigens auch die anderen am Ufer befindlichen Bosniaken.

Von Jezero fuhr ich, bloß in Vacar Vakuf rastend, über Nacht nach Ključ, wohin Drašković vorausgeeilt war. Drašković hatte in einem Tage die Tour Busovača-Jajce und am nächsten Tag Jajce-Ključ gemacht. Dies war aber Djogat zu viel gewesen, und in Ključ hatte das Tier geschwollene Fesseln. Auch Dorat war etwas müde, sonst aber scheinbar gesund. Gegen zehn Uhr haben wir beide Pferde gebadet und selbst Kaffee getrunken, und um zwölf Uhr etwas gegessen. Hierauf sind wir nach Petrovac

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

aufgebrochen und am folgenden Tag nach Bihać weitergeritten. In Han Begovac blieben wir stehen, haben Kaffee getrunken.

An jenem Ort trug sich ein Fiaker aus Bihać an, uns dorthin zu fahren. Als wir sagten, wir könnten die Taxe nicht zahlen, fuhr er uns umsonst. Ein Mann sollte unsere Pferde zu Fuß nach Bihać bringen. Wir nahmen die Einladung von Derwisch Hadži Abdić (mir scheint, so hieß der Fiaker) mit Freuden an. Bihać und Begovac waren dreißig Kilometer von einander entfernt.

Wir bemerken, daß alle Leute (Bauern) hier in Bihać den *perćin* (Zopf) tragen und zwar sowohl Mohammedaner als auch Katholiken und Orthodoxe. Vor Bihać sind uns zahlreiche montenegrinische Kappen aufgefallen und, als wir unseren Fiaker diesbezüglich fragten, sagte er, "Früher, das heißt vor einigen Jahren, hat es hier keine gegeben. Jetzt nehmen sie aber infolge der serbischen Propaganda zu, weil die Leute die Russen gern haben." Russisch, serbisch, montenegrinisch ist, wie aus diesem Satze hervorgeht, den Orthodoxen hier alles eins. Maßgebend ist nur, daß diese alle orthodoxe Staaten sind.

In dieser ganzen Gegend gibt es bis Petrovac sehr schöne Menschen. Ibro Kaptanović war z. B. ein wunderschön gebauter Mann, mit schön gebogener Nase, großen schwarzen Augen, schwarzen Haaren, überhaupt mit auffallend edlen angenehmen Zügen und sehr schönem, geradem Körperbau.

In Bihać sind Drašković und ich im Hotel Kaiser die ganze Zeit Gäste von Barcsay und Berks gewesen. Diese erwarteten uns erst abends und wollten uns mit etlichen Fiakern und Privatwagen entgegenfahren, um uns zu treffen. Da wir aber um fünf Uhr nachmittags bereits selbst in Bihać waren, unterblieb die Wagentournee. Barcsay freute sich sehr, mich zu sehen, und begrüßte mich als den ersten Siebenbürger, der ihn in Bosnien aufsuchte. Er war wie immer lustig, und auch Drašković fand ihn sehr sympathisch. Drašković ist mit Barcsay auf sehr

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

eigentümliche Art bekannt geworden. Barcsay erwartete Ende Juli in Bihać einige verdächtige Individuen und gab der Gendarmerie Befehl, dieselben bei ihrer Ankunft sofort aufzuschreiben und ihm ihr Eintreffen zu melden. Tags darauf erschienen wirklich die drei erwarteten Individuen. Außerdem kam Drašković an, der wie ein Vagabund ausschaute und keine Ahnung hatte, daß Barcsay in Bihać sei, ihn vielmehr nach meinen Mitteilungen in Čajniče glaubte. Denn als Louis und ich unsere Reise im Mai 1899 endgültig besprochen hatten, war Barcsay, von dem ich nach Bosnien eingeladen worden war, wirklich noch in Čajniče gewesen. Er wurde erst Ende Juli nach Bihać transferiert, wovon ich aber Louis, der seine Reise bereits Ende Juni antrat, nicht mehr verständigen konnte. In Bihać wurde nun auch Drašković in der Gendarmeriemeldung als viertes, verdächtiges Individuum aufgeschrieben, und der Bericht wurde Barcsay unterbreitet. Barcsay wußte von mir, daß ich ein Rendezvous mit einem Grafen Drašković in Čajniče verabredet hatte. Er erkundigte sich also, ob die vierte Person ein Graf Drašković sei, und als ihm dies gemeldet wurde, lernte er Louis kennen.

Vom Hotel Kaiser gingen Drašković und ich mit Günter und Lothar Berks (ehemaliger Theresianist) zuerst in den Konak (Amtsgebäude) zu Barcsay und hierauf zu Berks. Später mit den Berksbuben zum Kafedschi, Hassan Čauš, einem alten Türken, der kaum ein Wort Slawisch konnte. Hassan war ein alter, breitschultriger, etwas gebogener, kleiner Mann mit schwarzem Vollbart und krummer Nase, schmutzig ad infinitum, mit Turban am Kopf und in zerrissenen Lumpen. Dort haben wir Kaffee getrunken. Seinen Sohn Ali, einen intelligenten, schlauen Burschen, hat Drašković als Privatdiener angenommen.

In Bihać gibt es einige merkwürdige, alte Häuser. Im allgemeinen ist die Stadt viel europäischer als diejenigen, die wir

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

bisher passierten. Nebst Sarajevo soll Bihać die am meisten europäische Stadt in ganz Bosnien sein.

Mit verschiedenen Beamten haben wir viel über Kállay geredet. Von den Beamten wird ihm gar vieles vorgeworfen. Vor allem wird behauptet, daß er nur für den Augenblick arbeitet. Niemand leugnet zwar, daß er viel Dauerndes und Gutes schaffe, jedoch werden viele neue Einführungen verdammt, die das Auge des Fremden zwar blenden, den Türken aber fremd bleiben. Es ist wahr, ein türkischer Bazar und daneben eine elektrische Tramway (Sarajevo) schauen komisch und abenteuerlich aus. Das eine stammt aus dem vierzehnten, das andere aus dem neunzehnten Jahrhundert, und fünf Jahrhunderte werden durch diese gewaltsame Entwicklung in Bosnien übersprungen. Ferner wird Kállay vorgeworfen, daß er zur Verwirklichung dieser blendenden Zwecke viel Geld aus der bosnischen Kassa, die leer bleibt, auf Ausstellungen u. dgl. verschwendet, was viel besser anderswo gebraucht werden könnte. Aber alle diese Vorwürfe, von denen ein Teil vielleicht wahr sein kann, finden ihre leichte und natürliche Erklärung. Kállay überlastet seine Beamten aufs Höchste und er nützt jeden aus, wie er kann. Während meiner Reise konnte ich ein autokratisches Regieren konstatieren, allerdings auch sehen, daß viele Einführungen dem Volke fremd bleiben, weil sie eben zu schnell aufoktroiert wurden.

Von Bihać wurden einige Ausflüge nach Ostrožac, Ilidža und Brenovo Tjesmo unternommen. Als nun bei so einer Gelegenheit unser neuer Freund, Derwisch Hadži Abdić, der von Bihać einen Abstecher nach Bisag gemacht hatte, Drašković entgegenfahren sollte, und Barcsay dem Demri dies sagte, erklärte dieser, daß er es umsonst tue. Berks aber, um jeden Schein eines Amtsmißbrauches zu vermeiden, ließ ihm durch Barcsay sagen, das gehe nicht an. Er werde ihm vielmehr die Taxe (10 K.) bezahlen. Doch der Derwisch wollte nun plötzlich für 10 K. nicht fahren, sondern verlangte 14 K. Von Barcsay

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

darüber zur Rede gestellt, erklärte er, entweder fahre er umsonst, weil er den Grafen Drašković gern habe, oder er fahre des Geldes wegen. In diesem Falle aber tue er es nicht unter 14 K. Werde er bezahlt, so wolle er wenigstens gut bezahlt werden. Damit der Derwisch nicht umsonst fahre, blieb nichts anderes übrig, als ihm die 14 K. zu zahlen. Daß bei dieser Sachlage an Stelle von dem Derwisch nicht ein anderer gemietet wurde, hatte seinen Grund darin, daß Drašković bei seiner Abreise besonders gebeten hatte, es möge ihm der Derwisch, der ihm wegen seines Plaudern sehr sympathisch sei, entgegengeschickt werden. Barcsay und Berks fühlten sich durch diese Bitte gebunden. Das Benehmen von Derwisch Hadži Abdić ist typisch für diese bosnische Bevölkerung und aus ihrem unabhängigen, natürlichen Charakter erklärlich.

Dieser arme Derwisch hatte aber bei einer anderen Fahrt mit uns bedeutendes Unglück, da ihm die hintere Achse des Wagens brach. Wir fuhren im Schritt, als ich plötzlich ein rhythmisches Schaben oder Schleifen des Rades gegen den Wagenkorb hörte und dabei regelmäßige Stöße spürte. Ich blieb sitzen. Lothar sagte, "Du, wir sitzen auf dem Rade". Worauf dieser heraussprang und den Achsenbruch konstatierte. Darauf sind wir zu Fuß weitergegangen. Der Derwisch hat seiner Achse Holzschienen eingelegt, diese verbunden und ist so am nächsten Tag um Louis gefahren.

In Dremovo Tjesmo sah ich einige recht gute Pferde, zumal einen schönen Schimmel des Hadži Selman Beg Corović, Bürgermeister von Cazin. Es war dies ein wunderschöner, starker Schimmel. Er erinnerte zwar stark an die kleinen, bosnischen Pferde, war jedoch größer, und man erkannte darin den Araber. Er war größer und etwas schwerer als die albanischen Pferde, und seine Kruppe war gut entwickelt. Wenn alle bosnisch-arabischen Pferde so schön wären, wäre es ein wunderschöner Schlag. Man sollte es auch in Siebenbürgen mit den rumänischen

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Bauernpferden versuchen, statt sie mit englischen Halbbluten zu kreuzen.

Aber es geschieht etwas in Bosnien, und man sieht eine zielbewußte Leitung, während in Siebenbürgen 'parlamentarische', das heißt nichtstuerische Verhältnisse existieren. Auch die Straßen zeigen dies. Ein Bezirksvorsteher in Bosnien sollte versuchen seine Straßen in dem Zustande zu halten, wie das Gros der Straßen in Siebenbürgen ist. Wehe ihm! Freilich werden die Beamten in Bosnien ernannt und in Ungarn bezahlt.

Der letzte Ausflug, den ich mit Louis, Barsay und der ganzen Familie Berks von Bihać zu Pferd und zu Wagen unternahm, galt den Plitwitzer Seen, von wo ich mit Louis über Karlstadt und Agram nach Bisag sollte. Die Familie Berks fuhr mit Ausnahme von Lothar im Wagen voraus. Lothar und Barsay begleiteten Louis und mich, die auf Djugat bzw. Dorat ritten.

Der Weg bis Plitvica und dann weiter bis Slunj erstreckt sich durch die Lika, das ehemalige Grenzer-Gebiet. Es zeichnet sich durch hügeligen, mit Gebüsch, Wald und Wiesen bedeckten Karst aus, ist im höchsten Grade vernachlässigt (daher unfruchtbar) und spärlich von einem eigenen Menschenschlag, den Likanern, bevölkert.

Schon in Bosnien gibt es im Kreise Bihać circa 50.000 Likaner als Fremde, die Barsay sehr viel zu schaffen macht. Die Likaner sind die Nachkommen der alten Grenzer. Sie hatten im Jahre 1899 nur eine gute Eigenschaft: Loyalität. Sonst sind sie Trunkenbolde (die jedoch vorwiegend nur Wein trinken), rohe, raufsüchtige, gewalttätige, verlogene Menschen. In Bosnien kommen sie als Fuhrleute bis in den Sandschak und als Feldarbeiter nach Bihać. Sie unterscheiden sich leicht von allen anderen dortigen Einwohnern dadurch, daß sie einen niedrigen, schwarzen Kalpag oder Hut, ferner Kaiserbart und eine eigentümliche Weste aus Schafs- oder noch öfter Ziegenpelz

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

tragen. Dieser Pelz ist lang. Er reicht fast bis zum Knie, dabei ärmellos, und wird bald mit den Haaren auswärts, häufiger aber einwärts getragen. Hauptsächlich letzteres ist scheußlich, da dann überall am Rande von Innen lange schwarze Ziegenhaare herausragen. Bemerkenswert sind noch die schwarzen Strümpfe der Likaner, wobei oft ein kürzeres Paar über ein längeres gezogen wird, was ebenfalls scheußlich ist.

Von 1899 bis 1912 hat die Lika eine große Veränderung durchgemacht, denn während dieser Zeit gelang es serbischen Agitatoren, die Loyalität der Likaner stark zu untergraben.

Bei Plitvica sind fünfzehn zum Teil bedeutende Seen von verschiedener Größe, die zusammen eine Länge von circa acht Kilometern haben. Vereint werden diese Seen nur durch Wasserfälle, die oft dicht von Baumwuchs und Gestrüpp umgeben, den Eindruck eines improvisierten, aber nicht natürlichen Wasserweges machen. Durch die große Anzahl dieser kleinen Wasserfälle wird man stark über die Wassermenge getäuscht und man überschätzt sie leicht. Man glaubt, es fließe nämlich auch überall zwischen den Bäumen Wasser, was aber nicht der Fall ist.

Der im Wasser gelöste Kalk schlägt sich als feiner Kalkschlamm auf alles, was im Wasser ist (Baumstämme, Moos, Gras und den Boden des Sees selbst), auch dann, wenn die Gegenstände dauernd vom Wasser bedeckt sind. Der Schlamm nimmt allmählich eine körnige Struktur an, hierauf erhärtet er und überzieht so alles als Rinde. Die Seen selbst sind grünblau und sehr schön. Von Plitvica ritten wir gegen Slunj.

Vor Slunj eine ergreifend schöne Landschaft gesehen. Ein scheinbares Plateau, in der Ferne einige große Pappelbäume, vorne eine schöne Ruine, daneben einige große Gebäude, im Hintergrund einige Hügel, das ganze in der untergehenden Sonne magisch beleuchtet, dabei ringsum eine wohltuende Ruhe, einige Kornfelder und ein ruhiger, blauer Fluß, was alles zusammen

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

ganz den Eindruck einer idealen italienischen Landschaft machte. Dies war so schön, daß ich stehen blieb und das schöne Bild wenigstens fünf Minuten genoß, bis Louis von hinten kommend mich aus meinem Betrachten aufweckte.

Jenseits von Slunj ist mir und Louis der türkische Kaffee abgegangen. Wir waren gewöhnt am Wege fast vor einem jeden Han stehenzubleiben, die Pferde ruhen zu lassen und ein bis zwei oder auch mehr Schalen Kaffee zu trinken. Von Slunj an gab es keine Hans sondern nur Wirtshäuser, wo man bloß Wein, Slibowitz, Sodawasser oder Mineralwasser, und manchmal Eier bekam. Stets gab es folgendes stereotype Gespräch: "Was kann man zu essen bekommen?" "Nichts." Tableau: "Ist da Käse?" "Nein." "Schinken?" "Nein." "Was kann man bekommen?" "Brot, Wein, Slibowitz." "Also geben sie uns Brot und Wasser."

Von Slunj sind wir nach Karlstadt geritten, und haben den Bahngleis Fiume-Agram (Rijeka-Zagreb) gesehen. Jetzt war die Reise eigentlich zu Ende, wir waren wieder in Europa. Die Gegend von Karlstadt ist eine weite Ebene mit flachen Erhebungen darin, die Bevölkerung fleißig und ordentlich. Sie wohnt in hübschen, stockhohen Blockhäusern, die aber nicht aus viereckigen Balken, sondern aus Pfosten gebaut werden und daher ganz an schwedische Blockhäuser erinnern. Alle Häuser haben schöne, ordentliche, verglaste Fenster, sind zuweilen recht groß und schauen von abgewettertem Holz aschgrau gefärbt sehr hübsch aus.

Im allgemeinen machte Kroatien auf mich, mit Louis als Cicerone, einen guten Eindruck. Louis erzählte viel über das Verhältnis zur Regierung, klagte über Unterdrückung seitens derselben, ferner daß man speziell seine Familie wegen ihrer Opposition künstlich pekuniär zugrunde richten wolle, usw. Wenn mit unparteiischen Augen betrachtet, auch nur die Hälfte dessen den Tatsachen entspricht, so begeht die Regierung in Kroatien große Sünden, die sich bitter rächen werden. Ich glaube,

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

es ist wirklich so, wie Louis sagt. Industrie fehlt in Kroatien ganz. Warum? Louis meint, die Regierung will das Wohlhabendwerden des Volkes verhindern, damit sie dasselbe ganz in der Hand habe, usw. Ob sich diese Armut wird aufrechterhalten lassen, ob das Volk durch Zivilisation nicht trotzdem mit der Zeit jene Überproduktion und jene aus sich selbst kommende expansive Kraft erlangen wird, wie z. B. in Böhmen, und ob sich diese später nicht wieder wie jetzt in Böhmen geltend machen wird, das läßt sich nicht leicht entscheiden. Wenn die Armut in Kroatien derzeit künstlich erzeugt wird, dann wird sich diese Expansion auf die Dauer nicht zurückhalten lassen. Bei den Wahlen sollen unglaubliche Schwindel vorkommen. Alle Oppositionellen sollen am Wahltag in Untersuchungshaft genommen werden, wobei ihnen allerhand an Kleinigkeiten vorgeworfen werde. Dann werden natürlich alle nach der Wahl wieder entlassen u.dgl. Jetzt soll sich überall eine völlige Apathie gegen politische Vorgänge breitgemacht haben. Dies ist alles der Ursprung eines großen Magyarenhasses, der seine Zentren in Agram und in der Lika hat.

Von Karlstadt gelangte ich über Agram und Jaska nach Bisag, und von Bisag fuhr ich nach Budapest, dann nach Szacsal. Vom 6. August bis zum 1. September hatte ich circa 830 Kilometer zurückgelegt, davon 70 per Bahn, so daß für Wagenfahrten, Ritte und Märsche circa 760 verbleiben. Es ergibt dies einen Siebentagesdurchschnitt von etwas über 29 Kilometern oder, wenn man von der fünftägigen Rast in Bihać absieht, eine Tagesleistung von 34 Kilometern. Meine ganze Reise inklusive dem türkischen Pferde und der Reise von Szacsal nach Budapest und zurück nach Szacsal kostete mich 280 Fl. (560 K.).

Von Anfang September bis Jahresende war ich Einjährig-Freiwilliger im 2. Husarenregiment und zwar zuerst in Nagy Disznod (Heltau) und dann in Nagy Szeben (Hermannstadt). Ich verkehrte mit Graf Bethlen Arpad und

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Baronin Bornemisza Tiwadar. Unser Kommandant war Rittmeister Graf Reigersperg. Freiwillige waren unter anderen Graf Tisza Lajos, Graf Szechenyi Palli, Graf Nyari Ferencz, und Graf Bethlen Adam, Arpads Sohn. Den Weihnachtsurlaub verbrachte ich in Wien. Im Frühjahr von 1900 wurde ich nach Nagy Disznod transferiert, dann kamen die Manöver. Am 8. August gab die Garnison von Nagy Szeben unserem Regiment, da es den Garnisonsort endgültig verließ, ein großes Abschiedsessen, wo Korpskommandant, Probst von Ohsdorff, und die ganze Generalität anwesend waren. Dann erfolgte der Aufbruch. Der Marsch führte zuerst längs des Marostales nach Radna Lippa, dann nordwärts nach Világos.

Es ergriff mich stark, an der Stätte zu sein, wo sich im September 1849 die Geschehnisse Ungarns so entschieden hatten, und wo sich eine ungarische Armee ergeben hatte. Ich ritt schweigend allein. Den meisten Husaren war die Begebenheit ebenfalls bekannt, und diese erzählten es den übrigen, die davon nichts wußten. Man konnte "átkozott Világos" und ähnliche ziemlich starke Ausdrücke hören. Von Világos ging ich nach Kisjenő.

Den Abend eines Rasttages benützte ich zu einem kleinen Spaziergang in der Ebene. Es gab einen wunderschönen Sonnenuntergang. Die Ebene ist mir aber unsympathisch. Es gibt gar keinen Ruhepunkt für das Auge. In der Ferne sieht man dunkle, waldähnliche Baumbestände, die doch nichts anderes als Pappeln und Akazien sind, und überall wird der Horizont - oft allerdings in großer Distanz - auf diese Weise begrenzt. Die ideale, gerade Linie existiert jetzt fast nirgends. An diesen wenigen Stellen ist es allerdings recht schön. Psychisch und physisch muß die Ebene Nomadenvölker erzeugen, Skythen, Hunnen, Magyaren, Tartaren und so weiter. Auf der Ebene verspürt man einen Drang, einen Antrieb in die Ferne zu schweifen und weiter, weiter zu reiten, ohne stehenzubleiben, bis

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

das Pferd ermattet, oder man am Rande der Ebene wieder umkehrt. Es ist dies eine Art Flucht aus der Ebene und doch ist es wieder einem dort Geborenen unmöglich, sich von ihr zu trennen. Sie rastlos zu durcheilen, ist sein steter Wunsch. Ein rastloses Wandern, das ist das Resultat der unermesslichen Steppen, so wirkt die Ebene psychisch auf den Menschen. Auch physisch ist der Hirt zum Platzwechsel gezwungen, und ihm ist es nun gleich, ob er langsam wandernd hundert Kilometer einher zieht. Überall bleibt die Ebene dieselbe. Auch kann er wandern, bis er ihren Rand erreicht, um dann wieder umzukehren, und sie von Neuem zu durchstreifen. Die Ebene hat auf diese Weise ihre Reize, aber öde ist sie für einen, der an solche Gegenden gewöhnt ist, wo jeder Hügel eine andere Gestalt hat, wo jedes Tal eine andere Krümmung besitzt, und wo jeder Bach mit einem ganz anderen Rauschen einher strömt. Öde ist die Ebene für denjenigen, der eine charakteristische Lokalfärbung erkannt hat, und der an eine individuelle enge Heimat, an sein Tal gewöhnt ist.

Von Kisjenő führten mich die Manöver über Arad und Temeswar bis nach Iktar. Von technischen Truppen war keine Spur zu sehen, und doch operierte eine Kavallerietruppendivision gegen eine Infanterietruppendivision. Von Schützengräben war natürlich noch keine Rede. Bei Iktar haben die Manöver, die schön lustig und interessant, allerdings nach der heutigen Auffassung total unmodern und wertlos waren, ohne Abschluß stattgefunden, was mir leid tat. Ich hätte es ganz gern gehabt, wenn sie noch vierzehn Tage länger gedauert hätten. Freilich wenn man so unbeholfen ist wie die meisten unserer Offiziere, wenn man es nicht versteht, sich mit Badewanne, Gig, Diener, Konserven usw. jede Situation so angenehm wie möglich zu gestalten, wenn man gegen kleine Unannehmlichkeiten empfindlich ist und endlich in unvermeidlichen Fällen nicht ein gewisses Phlegma hat, dann kann sogar ein Manöver zu einer Qual werden. Sonst ist ein Manöver ganz angenehm, da es wie

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

das ganze Militärleben der Subalternen ein gedankenloses In-den-Tag-hinein-leben bedeutet, Geldfragen ausgenommen. Man hat infolgedessen gar keine ernsteren Sorgen. Man setzt sich aufs Pferd. Der Oberst wird schon sagen, was man zu tun hat. Man beginnt zu rasten. Der Befehl wird schon kommen, wie lange die Rast dauert. Es wird abgeblasen. Die Manöver sind beendet. Wohin jetzt? Getrost, es wird der Befehl schon kommen, usw., usw. Dieses dumme Benehmen heißt im militärischen Jargon "Dienst machen," und zwar nicht nur im Manöver, sondern auch in der Kaserne. Das einzige, was beim Militär langweilig ist, ist das Warten, denn mehr als der halbe Tag wird mit Warten totgeschlagen und vergeudet. Wartet der Rittmeister eine Stunde, so warten die Husaren wenigstens zwei Stunden, und kommt der Oberstbrigadier, so hat naturgemäß der Oberst dementsprechend zu warten. Hat man sich einmal an das Warten gewöhnt, so ist alles gut. Verschiedenartiges Nichtstun so aneinandergereiht, daß es den Eindruck stetiger Tätigkeit erweckt, kann auch als guter militärischer Dienst bezeichnet werden.

Nach den Manövern verbrachte ich den Rest des Sommers in Szacsal und den Herbst in Wien, wo ich wieder auf der Universität inskribiert war. Im April nahm mich Papa nach Venedig. Es gab die obligate Museumsabgraserei. Was im Baedeker zwei Sterne hat, ist schön. Außerdem glaubte aber Papa viele 'verborgene Schätze' zu kennen, die nicht im Bädecker standen. Im Mai 1901 gab es eine Waffenübung in der Eskadron des 1914 gestorbenen Rittmeisters Bruić in Rozsnyo bei Brasso (Kronstadt, Braşov). Im Juni studierte ich wieder in Wien. Im Anschluß an meine Tournee von 1899 wollte ich 1901 eine Reise

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

nach Albanien machen, und Minister Gołuchowski⁸ gab mir eine offene Order, aber zwei Tage nach deren Empfang Ende Juni wurde ich in Wien schwer krank und blieb dann bis Ende August in Szacsal. Im September schrieb ich während meiner Rekonvaleszenz meine Arbeit 'Notizen über kretazische Dinosaurier', die in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Wien 1903 erschien. Während der Krankheit litt ich viel an schmerzhaften, großen Abszessen, die nacheinander an verschiedenen Körperstellen auftraten. Im Oktober 1901 habe ich mich in Wien erneut inskribiert, dann in Szacsal geologischen Aufnahmen und der Jagd gehuldigt.

Von allen Jagdarten ist mir die Treibjagd auf Gamsen oberhalb der Waldregion in den Kesseltälern des Retezat die sympathischste, da man das Wild von weitem beobachten kann. Weniger sympathisch sind mir Treibjagden auf Gamsen oder anderes Wild in der Waldregion und zwar ist mir Trieb umso unsympathischer, je dichter der Wald oder das Gestrüpp ist, in dem man sich aufstellt. Bären und Wildschweinjagden rangieren daher an letzter Stelle, denn plötzlich erblickt man das Wild vor sich und muß auch schon schießen. Man kann sich am Anblicke des Wildes nicht erfreuen, und der ganze Genuß konzentriert sich auf den kurzen Augenblick des Schusses. Meine erste Gemse schoß ich im Jahre 1899, als mich Baron Josika Samu auf den Pertrile (im Retezatgebirge) mit sich genommen hatte. Meinen ersten Bären schoß ich 1901 im Kudzsirergebirge, nachdem ich aber einige Wochen vorher die größere Freude gehabt hatte, einem von Herrn Simén im Tomeasa-Gebiet des Retezat verwundeten Bären nach dem Schweiß eine halbe Stunde lang zu folgen und hatte daher im Gestrüpp jeden Augenblick seinen

⁸ Baron Agenor Gołuchowski (1849-1921), österreichisch-ungarischer Außenminister von 1895 bis 1906.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Angriff erwartet. Leider war allerdings kein Angriff erfolgt, denn das schwer verletzte Tier trachtete zu fliehen und wurde von mir daher auf der Flucht erschossen.

Da es übrigens im Hatzegertal Hasen, Füchse, Wölfe und Rehe, alles freilich in bescheidenem Ausmaße gibt, war dieses Gebiet vor 15 Jahren ein Paradies für solche Jäger, die eine natürliche Jagd einer Jagd in einem Wildpark vorziehen.

Da mich auch meine geologische Aufnahmen stark in Anspruch nahmen, kehrte ich erst Ende 1901 nach Wien zurück. Im Frühjahr 1902 habe ich von der Wiener Akademie der Wissenschaften eine Subvention von 200 Fl. bewilligt bekommen, um in Mailand ein fossiles Reptil (*Tribelesodon longobardicus Bassani*) zu untersuchen. Onkel Feri gab mir weitere 100 Fl., und damit fuhr ich eines Abends mit dem Schnellzug gegen Innsbruck.

Bei Wörgl war alles weiß und tiefer Schnee. Die Bauernhäuser dieser Gegend sind hier echte 'Tiroler Häuser' mit oft steinernem Unterbau. In der Höhe des ersten Stockes läuft eine Veranda um drei Seiten des Hauses. Die Fensterrahmen sind alle grün, die Veranda jedoch gelbbraun angestrichen. Das flache Dach ist mit Steinen beschwert. So ein Haus endet an der Hinterseite in einem wenig schönen aus Brettern gezimmerten Schuppen. Alle Häuser sind in der Regel mit dieser Rückseite der Wetterseite zugewendet und mit der schönfenstrigen Front von der Wetterseite abgewendet. Sie haben meistens einen rechteckigen Grundriß, wobei sich eine kürzere Seite gegen den Wind wendet.

In Innsbruck habe ich in der Hofkirche das Mausoleum Kaiser Maximilians I. betrachtet. Längs der Wand stehen auf jeder Seite zwölf überlebensgroße Bronzestatuen, die von großer Konzeption zeugen. Es ist ein origineller und kühner Gedanke eine förmliche Allee von vierundzwanzig je zwei Meter hohen

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Statuen in eine kleine Kirche zu stellen, aber sie passen völlig hinein und bilden in ihrer etwas starren, majestätischen Ruhe eine würdige Wache des kaiserlichen Grabes. Diese Ehrenmajestäten sind so gut gegossen, daß es fast unheimlich ist an ihnen vorbeizugehen, da man beinahe befürchtet, sie könnten zu Leben kommen, mit riesiger Gewalt von ihren Postamenten herabsteigen und den Störenfried ihrer Ruhe ergreifen. Diese Statuenreihe, starr aber nur so leblos wie eine Garde, ist ruhig, macht gewaltigen Eindruck, und hat mir sehr gut gefallen. Von Innsbruck fuhr ich mit dem Nordsüdexpreß mittags über den Brenner. Am Brennerpaß bin ich von tiefem Winter umgeben eingeschlafen und vor Bozen in Frühlingsumgebung aufgewacht. Mit einem Lokalzug fuhr ich dann nach Meran.

Hier traf ich Gräfin Bethlen Leopoldine, von der ich einer Menge Herren und Damen vorgestellt wurde, von denen so einem Baron Dornberg, der ungefähr 80 Jahre alt war, und dann seinen unverheirateten Töchtern, die beide zusammen circa 100-120 Jahre alt waren, außerdem noch Damen, deren Namen ich vergessen habe. Bethlen spielte abends mit den Herren Whist, und ich als einziger Herr konnte nun fünf alte Damen und Jungfrauen unterhalten. Alle fünf haben sich um mich herumgesetzt, und jetzt ging es los. Ich brachte es doch irgendwie zu Wege. Alten Damen gegenüber brauchte man damals nur über Ibsen, Klimt und Klinger zu schimpfen, dann Kunstphrasen zu verwenden, Walter Scott zu loben (über Dickens und Mark Twain entspann sich, wenn man sie erwähnte, unter den Damen selbst ein Streit, wobei man dann schweigen konnte). Ferner mußte man über Prag und Wien, Deutschland und Siebenbürgen, Bosnien und Böhmen, dann über Jagen und Reiten, über Kraut und Rüben reden, womöglich über Wagner die Bemerkung fallen lassen, er mache zu viel Lärm, außerdem mußte man noch verschiedene andere unmenschliche Dinge erwähnen (Krankheiten, Dekadenztheorie, Religion und Spiritismus sind verpönt), dann

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

geht die Konversation brillant. Ich habe die fünf Damen nach diesem Rezept behandelt, und es scheint auch mit Erfolg, da die ganze Zeit alle ohne Unterbrechung lebhaft diskutierten. Sogar über die Wiener Gasrohrenaffäre und den Wiener Schmutz, ferner über Venedig und alles nur denkbare wurde bis neun Uhr dreißig Minuten geredet, worauf sich die Damen zurückzogen. Sonst geschah dies, wie ich später erfuhr, um neun Uhr. Vorsichtshalber muß man es in Österreich vermeiden, wenn man angenehm sein will, als Ungar über Ungarn zu reden. Man kann ja die politische Einstellung seines gegenüber nicht sofort erkennen.

In Meran besichtigte ich die Gif-Promenade, die aber gar nichts bedeutendes ist. Wie in einer jeden Kuranlage ist jeder einzelne Stein sehr bekannt und wird als eins der näher gelegenen Schaustücke übermäßig bewundert. Bethlen, die mir einen Empfehlungsbrief an eine Verwandte, Madame Friggerio, die eine geborene Bethlen war, in Mailand mitgab, sagte mir, die gestrigen Damen waren mit mir zufrieden. Natürlich unternahm ich bei Meran, um auch Eingeborene zu sehen, einen Spaziergang.

Die Burschen und Männer tragen Nationaltracht: Breite, unten dreiknöpfige, grüne Hosenträger, die fast eine Art halslose und ärmellose Weste bilden, und lange, braune Lodenhosen. Vorne wird eine lange, sorgfältig gewaschene und zusammengelegt gewesene, weiße Schürze getragen, die bis an den Hals reicht, auf diese Weise die Hosenträger fast ganz verdeckt. Sie ist sehr breit, so daß sie auch zum Teil die Körperseite bedeckt und durch ein Band am Bauche zusammengehalten wird. Auf diese Schürze zieht man eine braune eckig zugeschnittene Jacke, deren rote Fütterung auf die Brust ausgeschlagen ist, und so vorne je ein halbes, grellrotes Plastron bildet. Ein brauner, halbspitzer Lodenhut mit ziemlich breitem, rotem Wollschnurbesatz vervollständigt die Tracht. Der Besatz des Hutes ist vorne und hinten verschmälert, auf der Seite

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

jedoch breiter. Die Farbenzusammenstellung, die sich von der Ferne ergibt, weiß, braun und rot, wirkt günstig.

Außer der Tracht habe ich auch Bauernhäusertypen studiert. Die Häuser sind sehr interessant. Es sind verstreute Gehöfte, wo das Haus, vielleicht infolge der mehrmaligen Veränderungen im Laufe der Generationen, ganz unregelmäßig gebaut ist. Alle Häuser sind aus dicken Steinmauern aufgeführt, und mit den mit starken Eisenstäben vergitterten Fenstern, die ganz unregelmäßig angebracht sind, machen sie einen fast burgartigen Eindruck. Alle diese Burgen sind ohne Ausnahme stockhohe, große, steinerne Bauernhäuser, an denen hölzerne Freitreppen nicht selten sind. An den Mauern vieler sind Allegorien oder religiöse Themata behandelnde Zeichnungen angebracht. Ein Vergleich der Meraner Bauernhäuser mit den mitteleuropäischen Häusern wäre, wie mir scheint, nicht ohne Interesse, da sich Konvergenzerscheinungen nachweisen lassen dürften.

In Meran selbst habe ich mir die Laubgänge angeschaut. Diese alten Laubgänge sind deshalb interessant, da an ihnen oft in der Mitte ein flacher, vorspringender Erker bemerkbar ist. Das Goldene Dachel ist auch ein solcher, nur viel größer, wie ich solche in Teilen von Sarajevo gesehen habe. Die Laubgänge von Meran erinnern nicht so sehr an alte, mitteleuropäische Städte wie Prag oder Eggenburg, und gar nicht an Alt-Wien, sondern eher an Klausenburg und noch viel eher an die Čaršija in Sarajevo oder Pljevlja. Nur sollten die Gewölbe nicht in den hinter den Arkaden gelegenen Zimmern sondern im jetzigen Wandelgange, eventuell von einander durch Bretter getrennt sein. Wäre beim Bau der Arkaden statt Stein Holz verwendet worden, wodurch sich der Arkadenbogen in gerade Traversen verwandelt hätte, wäre die Ähnlichkeit noch größer. Ein wärmeres Klima könnte leicht diese Veränderungen

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

bewirken. Fast dreißig Jahre später sah ich die herrlichen Arkaden Bolognas, die Heimat dieser Lauben.

Von Meran fuhr ich über Ala nach Mailand und hatte bei Mailand einen deutschen Beamten oder Gymnasiallehrer aus Posen samt seiner Frau zu Reisegefährten. Der Herr konnte nur Deutsch und miserabel Italienisch, die Frau nur deutsch. Beide glichen ganz der Familie Buchholz. Sie waren ruhige, biedere deutsche Bürger. Die Frau führte das Regiment. Sie waren kinderlos. Als Adoptivkind hatten sie einen Mops, den sie aber zuhause gelassen hatten, was ihnen sehr leid tat. Außer dem Mops hatten sie seinerzeit einen Kanarienvogel besessen. Leider war dieser Vogel, den sie sehr gerne gehabt hatten, vor einiger Zeit zur beiderseitigen, ehrlich gefühlten Trauer gestorben. Das Alter von Mann und Frau lag zwischen fünfzig und sechzig, und dies war die erste 'italienische Reise', die das Ehepaar unternommen hatte.

Noch im Coupé habe ich Herrn Buchholz über die Polenfrage in Posen ausgefragt. Er sagte mir, es gebe keine. Später habe ich ohne sein Beisein diesbezüglich Frau Buchholz interpelliert. Diese sagte wieder, die ganze Bevölkerung und der ganze Großgrundbesitz um Posen sei polnisch. Die Polen seien reich, die Deutschen seien nur arme Bürokraten, die man nur in den Städten antrifft. Daher sei die Polenfrage gar nicht so harmlos, wie es hieße. Ich sah, daß Herr Buchholz als 'Offizieller' alles vertuschen wollte, während seine Frau aus der Schule plauderte.

Vorsichtigerweise hatte sich Herr Buchholz die notwendigsten Ausdrücke wie 'facchino' u. dgl. auf einen Zettel geschrieben, und immer hieß es nun entweder, "Ich will mal auf meinem Zettel nachschauen," oder ihrerseits, "Ich will meinen Mann fragen. Er muß es ja aufgeschrieben haben." Natürlich war der Zettel nie zu finden. Über diese Vorgänge habe ich mich mit einigen mitreisenden Italienern brillant unterhalten, zumal als es

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

sich darum handelte, wie man in Verona einen Träger zu rufen habe. Groß wurde die Aufregung beider, als sie erfuhren, daß in Verona, wo man umzusteigen hatte, zwei Bahnhöfe, Porto Nuovo und Porto Vecchio, existierten, denn sie fürchteten in den unrichtigen umzusteigen. Sie fragten mich, aber ich wußte es natürlich auch nicht. Denn mein diesbezügliches Prinzip ist 'es wird sich schon finden'. Ich fragte ihrethalben einen schlecht französischredenden Italiener, der als Antwort den Nebenbahnhof Porto Nuovo angab. "Aber hält der Mailänder Schnellzug in Porto Nuovo?" war sofort ihre angstvolle Frage. Ich sagte, ich weiß nicht, da aber der Italiener wohl weiß, was er uns anrät, scheint es sehr wahrscheinlich. Je näher wir an Verona kamen, desto größer wurde die Aufregung der beiden Deutschen, und zuletzt lachte das ganze Coupé, als sie diese Frage hundertmal wiederholten. Lose Bemerkungen wie "Warum kommen Leute, die nicht italienisch können und Angst haben auf Vergnügungsreisen nach Italien?" wurden hörbar. Endlich flehten mich Buchholzens fast an, ich sollte ihnen einen Rat geben. Ich sagte, ich wollte absolut keine Garantie übernehmen, selbst würde ich aber in Porto Nuovo umsteigen. Dies tat ich, und Familie Buchholz folgte meinem Beispiel. In einem Coupé 2-ter Klasse fuhren wir nach Mailand. Bald wurde es dunkel und es gab keine Aussicht. Die zweite Klasse Coupés sind in Italien so wie bei uns die der dritten Klasse. Buchholzens waren hierüber entrüstet. Später verfielen sie in große Aufregung, ob es am Bahnhofe in Mailand Droschken oder Hotelwagen gäbe. Es wurde von Mitreisenden der Hotelomnibus anempfohlen. Dann wollte ich mich über sie lustig machen und redete von der Möglichkeit, daß das uns empfohlene Hotel überfüllt sei. Dies brachte nun eine neue Krise. Buchholzens benützten den Hotelomnibus, ich eine Droschke.

Die Mailänder Droschken sind hölzerne Kasten, bei denen eben nur der Sitz gepolstert ist. Die Wände und alles

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

andere sind aus angestrichenem und lackiertem, weißem Holz. Das Pferd ist stets elend. Die Kutscher tragen einen langen, taubengrauen flatternden Radmantel und einen schwarzlackierten Pappdeckelzylinder. Auf den Köpfen haben die Pferde gegen den Regen eine den Kopf und das Genick bedeckende Lederhaube, die sehr lächerlich wirkt.

Das eigentümliche Gepräge erhalten die Straßen Mailands so wie Frankreichs überhaupt durch ihre Fuhrwerke. Diese sind wie übrigens auch alle anderen Fuhrwerke nur zweirädrige Karren und daher einspännig. Besonders schwere Fuhrwerke wie Steintransporter oder Heuwägen werden mit zwei vor einander gespannten Pferden gezogen. Dies ist ökonomisch ein großer Nachteil, denn, wenn der Wagen nicht gut ausbalanciert ist, muß das hintere Pferd nicht nur ziehen, sondern wie in jedem Gig auch zum Teile tragen. Besonders Heuwägen schauen merkwürdig aus. Hochgeladen zeigen sie in der Mitte des Heus bloß einen halbkreisförmigen Ausschnitt für das tief drinnen steckende Pferd.

Dieser Karrentypus erstreckt sich von London und Paris über Südfrankreich, Norditalien bis nach Skodra (Skutari), wogegen von Prizren bis nach Bukarest, Moskau, Berlin und Frankfurt überall der vierrädrige Wagen vorherrscht. Offenbar ist der vierrädrige Typus, wie er auch auf der Trajansäule und anderen alten Denkmälern vorkommt, altbarbarisch und der zweirädrige griechisch-römisch. So überleben unscheinbare Kulturdenkmäler die größten, politischen Evolutionen.

Im Düstern habe ich zum ersten Male den großen Marmorberg Mailands, den Dom, erblickt. Der Mailänder Dom ist ein Spitzenwerk aus Marmor. Die Leichtigkeit, mit der hier der blendende Marmor geformt wurde, ist höchst bemerkenswert. Man vergißt, daß er ein hartes Material hat. Technisch ist der Dom sehr vollendet, aber doch ist er kein Kunstwerk. Er ist ein Kuriosum.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Mein erster Gang in Mailand galt dem Museo Civico, wo Direktor Mariani das Objekt meiner Studien und das Ziel meiner Reise, nämlich den Tribesodon, schon vorbereitet hatte. Der Tribesodon schaute entsetzlich aus. Ich war anfangs ganz verzweifelt, denn ich konnte am schwarzen Gestein nur ein unentwirrbares Etwas von schwarzen Knochensplintern sehen. Ich glaubte, nie etwas daraus machen zu können, und wußte weniger als je, ob, wie Bassani behauptete, ein Pterosaurier, oder wie ich meinte, ein Dinosaurier vorläge.

Diesen Tribesodon habe ich später noch einmal untersucht. Zur Veröffentlichung seiner Beschreibung habe ich mich erst 1923 entschlossen, nachdem ich eines Tages den Mut fand, das schon fast druckreife Manuskript, das wegen seines mir mißfallenden Aufbaus dreißig Jahre in meiner Schreibtischlade geschlummert und sogar den Weltkrieg verträumt hatte, herauszunehmen, zu zerreißen und mit geändertem Konzept von Anfang an neu zu schreiben. Manchmal bleibt einem jeden etwas im Magen liegen. Leider enthielt die Arbeit große Irrtümer, die 1931 aufgrund weiterer Funde von Professor Peyer berichtigt wurden.

Bald nach meinem Besuch bei Tribesodon, besuchte ich auch Friggerio. Madame Friggerio ist eine ziemlich alte Dame, deren jüngster Sohn Girolamo (vulgo Momolo) einundzwanzig Jahre alt ist. Ihre beiden Töchter haben einen Conte Borromeo und einen Conte Greppi geheiratet. Ihre beiden älteren Söhne hatten in der italienischen Armee gedient und waren fast gleichzeitig, vier Wochen nacheinander, gestorben. Der eine fiel im Kampfe gegen die Abessinier, der andere starb an Lungenschwindsucht. Madame Friggerio konnte diesen doppelten Verlust noch immer nicht verschmerzen, und obzwar sie von Natur aus sehr lustig und sehr gütig ist, war sie völlig gebrochen. Ihr Mann Giovanni Friggerio war eine große, stattliche Erscheinung mit lichtbraunem eckig gestutztem Vollbart. Er war

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

freundlich und ruhig. Überhaupt waren alle in der Familie sehr lustige und liebenswürdige Leute. Momolo war noch ein junger Laffe.

Natürlich war ich in Mailand auch in der Scala und habe dort das Ballett 'Amor' gesehen. Der Aufwand von Prunk war kolossal. 'Excelsior' in der Wiener Oper ist ein reiner Schmarren dagegen. Alles glitzerte und flimmerte, und ein Klang von Erz zitterte durch, da alle Pauker aus Metall und nicht aus Papiermaché waren. Es war etwas geradezu sinnenberaubendes. Man konnte sich stellenweise etwas schöneres gar nicht vorstellen. Friggerio freute sich sehr, daß mir dies so gut gefiel. Das Scala-Theater ist über 100 Jahre alt und wurde an der Stelle einer Kirche (Maria della Scala) erbaut, daher der Name Scala. Früher erhielt es vom Staate, später dann vom Munizipium 100.000 Francs jährliche Subvention. Seit Anfang 1902 ist aber auch dies sistiert, und man schaut in Mailand diesbezüglich besorgt in die Zukunft. Auf meine Frage, ob das Theater etwa gar gesperrt werden müßte, sagte mir Friggerio, es werde schon irgendwie gehen. Es scheint, als ob sich unter den reichen Mailänder Bürgern eine Hilfsaktion vorbereiten würde. Überhaupt ist der Gemeingeist bei den reichen Mailändern stark entwickelt, und sie scheinen nicht weniger darauf stolz zu sein. Gemeingeist der Reichen fehlt in einer österreichischen oder ungarischen Stadt, z. B. Wien oder Budapest, vollkommen, da hier die Bürger alles vom Staate bzw. von der Stadtvertretung haben wollen, sich aber sämtliches Privateigentum nie zusammentun würden, um zum Ruhme ihrer Stadt etwas zu unternehmen.

Viel wurde in Mailand auch über die politische Lage Österreich-Ungarns ventiliert. Ich erkannte einen tiefgewurzelten Haß gegen Österreich. Der Irredentismus hat festen Boden. Merkwürdig ist, wie gern alle Italiener, die ich sah, fremdes Lob hörten, ja danach haschten, und es vielleicht unbewußt sogar

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

herausforderten. Sie wollten alle belobt und bewundert werden. Wer ihnen schmeichelt, den haben sie gern. Wenn man etwas spezifisch italienisches belobt, so sagen sie sehr auffällig, daß sie sich darüber freuen.

Obzwar schon alle, mit denen ich verkehrte, genau wußten, daß ich das an und für sich nicht bemerkenswerte Museo Borromeo schön fand, wiederholte jedermann die Frage, wie es mir gefalle, ja man fragte mich, ob es wahr sei, daß ich dies einer dritten Person gesagt hätte. Natürlich hatte ich hiedurch leicht Gelegenheit, das Museum erneut zu loben.

Für Paläontologen erwähne ich einen in diesem Museum befindlichen Sauropterygier und den im Museo Civico befindlichen, noch nicht beschriebenen Megaloonemis Bassanis. Von letzterem habe ich folgendes notiert: Leib zylindrisch lang gestreckt, Schädel spitz, Maxillare stabförmig, Intermaxillare sehr klein, im Maxillare zahlreiche, dicht gereihte, ziemlich große, spitze, kegelförmige Zähne, der Hals mäßig lang, die Rumpfwirbel so wie Brustrippen sehr schwach, die Diapophysen der Schwanzwurzel sehr stark, Bauchrippen vorhanden, die Vorderextremitäten mäßig lang. Femur so lang wie Ulna, Tibia viel länger und daher sehr lang, Schweif, so weit wie erhalten, kräftig. Es ist dies ein Proterosaurier oder Pseudosuchier.

Natürlich ging ich ins Refektorium, um 'Das Abendmahl' von da Vinci anzuschauen. Man sieht an diesem Bild, daß es künstlerische Intuition gibt. Der Mailänder Dom ist, wie auch der von Florenz, das Produkt einer durchdachten, technischen Kunst. Er ist ein künstliches Produkt, aber nicht von einem Meister in einem Augenblick gesehen. Das Abendmahl hingegen hat da Vinci innerlich fertig gesehen, oder wenn man will, geträumt. Er hat es von innen heraus empfunden. Man kann Lenas Vers verwenden, "Denn drei Gestalten läßt ihn schauen ein geistdurchglühter Augenblick." Christus ist im Bilde etwas größer als die übrigen Apostel gezeichnet. Er ist der Dulder. Es

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

schwebt dabei eine gewisse Trauer, aber zugleich eine ruhige Entschlossenheit auf seinen Lippen. Die rechte Hand verrät etwas Müdigkeit wie nach einer vollbrachten Handlung. Er ist ganz Mensch und durch seine Ruhe über den anderen im Bilde erhaben. Doch ist dabei an ihm nichts Göttliches bemerkbar wie bei Helios, sondern bloß eine tiefe, innere Ruhe. Der Tisch ist sehr lang, daher scheinbar nicht abgegrenzt und verliert sich an beiden Enden. Hinter Simon und Bartholomäus lassen sich alle Anhänger, die die Predigten Christi gehört haben, die Zehntausende der Bergpredigten ahnen. Gerade die Ruhe Christi hat die Apostel so in Aufregung versetzt. Es ist ein Leben, ein Aufruhr in der Gruppe, der in keiner Reproduktion wieder gegeben wird. "Nehmet ihn und esset." Diese Worte sind unglaublich. "Meister, was meinst Du?" schwebt auf aller Lippen. Der Tisch ist vollgedeckt, aber das Essen ist gestört. Die weichen Farben geben dem Bilde eine Ruhe, wodurch sich der Sturm etwas legt. Echt jüdisch ist die entsetzte Gebärde von Andreas. Jakob schreit nicht wie auf den Reproduktionen, sondern sein Mund ist ihm einfach offen geblieben. Nach diesen Worten Christi ist nunmehr der Weg auf den Ölberg möglich. Es ist das Größte vollbracht, und eine triviale, menschliche Handlung ist nicht mehr am Platze. Keiner der Jünger versteht das Wort des Meisters, aber jeder glaubt an dessen Wahrheit, da es der Meister so ruhig und ganz in sich aufgehend gesagt hat. Wäre es im Zorne gerufen, der Effekt auf die Apostel wäre nicht so groß gewesen. So würden diese Worte das Einigende unter den Christen. Sie verstanden es nicht, aber es ist wahr, denn er hat es gesagt. Ohne diese Zufälligkeit hätte das Christentum niemals bestehen können.

Das Abendmahl wurde das unverstandene, mystische Allerheiligste der Christen. Beim Betrachten von da Vincis Bild erscheint das Abendmahl und nicht mehr die Kreuzigung oder die Auferstehung als Höhepunkt der Lehre. Bei der Kreuzigung

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

herrscht eine gewisse Dissonanz. Es macht sich bereits zu sehr der Einfluß der Außenwelt störend bemerkbar, während im Cenacolo die Harmonie noch nicht gestört ist.

Leider ist dieses Wunder in späteren Jahren restauriert worden, wobei vornehmlich die Farben aufgefrischt wurden. Als ich es 1931 wiedersah, da war es nicht mehr ein Mysterium, sondern nur ein allerdings immer noch schönes Gemälde. Mit diesem Gemälde kann sich aber jetzt das Portrait Kaiser Karl V. des Prado in Madrid schon messen.

Von Mailand fuhr ich nach Venedig. Die Ankunft dort war, da sie in der Nacht erfolgte, sehr stimmungsvoll. Die schwarz gedeckten Gondeln glitten wie geisterhafte Särge langsam über das schwarze Wasser. Alles war ruhig. Nur manchmal erschien in einem Kanal ein rotes Licht, und dann glitt vom gleichmäßigen Geplätscher des Ruders begleitet, wie Charons Boot, ein langer, schwarzer Schatten vorbei. Das Bild erinnerte an das Venedig früherer Zeiten, und bei einigen schmalen Gäßchen glaubte man unwillkürlich einen leisen Schrei zu hören, dem der Fall eines schweren Körpers folgte. Ein Mord, dessen Geheimnis die dunklen, undurchsichtigen Fluten wohl bewahren. Die Ruhe im Vereine mit der Herrlichkeit - dies sind die Eigenschaften, derenthalben mir jener große Ballsaal, den man den Markusplatz nennt, so gut gefällt. Am Abend meiner Ankunft mißfiel mir einmal der unschöne Campanile, der zwar dort, wo er steht, eigentlich gar nicht an seinem Platz ist, jetzt aber dazu gut war, die Ecke der Piazza gegen die Piazzetta abzuschließen. Die Piazzetta ist zwar sehr schön und seewärts, aber nicht geschlossen, und hiedurch ist sie weniger heimlich als die Piazza San Marco. Die Piazzetta ist ein Quai oder ein Platz in einer Großstadt. Man hat nicht dasselbe heimliche Gefühl wie auf der allseits geschlossenen Piazza.

Was mir an Venedig mißfällt, ist die geschäftsmäßige Ausbeutung seiner Pracht. Venedig ist eine relativ kleine, arme

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Stadt, die nur auf Fremdenverkehr basiert. Sie ist ein mißbrauchtes Wunder und eine Ruine, die nur aus Geschäftszwecken von Fremden für Fremde erhalten und konserviert wird. Die jetzige Bevölkerung paßt gar nicht in die Stadt, die durch eigene Kraft der Bevölkerung seinerzeit zu riesig wurde. Die jetzigen Einwohner füllen das leere Venedig nicht aus und machen im allgemeinen den Eindruck von Fliegen in einem Saal. Dies ist ein großer Gegensatz zu Mailand, wo die Kleinindustriellen die Stadt vollkommen erfüllen, zum Aufblühen bringen, ja durch ihre expansive Kraft fast zu sprengen drohen. Mailands schönstes und wahrhaft kolossales Gebäude, die Galleria Vittorio Emmanuele, ist modern. Die Gewölbe in Mailand dienen den Bedürfnissen seiner Bevölkerung, jene Venedigs fast nur denen der durchreisenden Fremden. Ich habe in Venedig einen Huthändler aber keinen großen Schneider oder Schuster gesehen. Tapetriehandlungen gab es in großer Menge. Von Salviati kauft kein einziger Italiener. Die ganzen Gewölbe am Markusplatz dienen ausschließlich dem Fremdenverkehr. Die Cafes daselbst müßten ohne Fremde fast augenblicklich schließen. Die einzigen für Venezianer bestimmten Geschäfte sind kleine Gemüsehandlungen und Gastschenken dritten Ranges. Allerdings ist die venezianische Küche gar nicht übel. Der Fremdenverkehr Venedigs ist übrigens auch aus der Zahl der Hotels ersichtlich. In diesen wohnt natürlich kein einziger Italiener.

Das heutige Venedig ist eine nur künstlich erhaltene Ansammlung von Palästen, sehr schön aber nicht sympathisch. Der Markusdom ist wunderschön, allerdings etwas bizarr, aber durch seinen Reichtum imposant. Der Dom ist kein Werk eines Genies, aber auch kein gekünsteltes, technisch geschickt ausgeführtes Prachtwerk wie der Mailänder Dom, sondern ein kraftvoller Ausdruck des ehemaligen, mächtigen venezianischen Emporiums. Die Paläste am Canal Grande verlangen gerade einen

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

solchen und keinen anderen Dom. Macht und Reichtum sind in diesem prunkvollen, byzantinischen Dome konzentriert, der, künstlerisch analysiert, vielleicht nicht gerade schön ist. Man denke sich den Mailänder Dom auf dem Markusplatz und umgekehrt. Welche Dissonanz das wäre! Der Markusdom in Mailand wäre ganz einfach bizarr. Der Mailänder in Venedig würde durch den Canal Grande vernichtet! Er wäre zu arm und zu wenig gewaltig. Der Markusdom erzählt die Geschichte seiner Stadt, der Mailänder Dom eine Episode der Geschichte. Eben weil sich im Markusdom die ganze Geschichte Venedigs und das ganze Libro d'oro aufrollt wird und weil er so typisch und ureigen ist, ist er in meinen Augen das heilige Wahrzeichen der prunkvollen, mit dem Meer vermählten Stadt. Man betrachte nach dem Dom eventuell auch noch die Säle im Palazzo Ducale und die Ca' d'oro. Dann wird man ohne Jahreszahlen die Geschichte der perfiden Republik innerlich verstehen. Man begreift dann auch die Macht der Patrizier und die Angst, die das Volk vor den Patriziern hatte, die solches bauten.

Interessant ist, wie sich der Geist der Zeit in der Kunst widerspiegelt. Das durch die Borgias, Savonarola und andere unabhängige Individualitäten unruhige Cinquecento prägt auch der Kunst diesen unruhigen Zug auf. Von Giotto eingeleitet nehmen das Leben und die Bewegung in der Kunst des Cinquecento immer mehr zu, bis sie in Michelangelo ihren brutalsten Vertreter finden (Höllenstein).

Diese jede Steifheit verleugnende Kunst steht nicht nur im diametralen Gegensatz zur steifen Gotik, sondern auch zur klassisch-hellenischen Kunst. Der Faltenwurf der gotischen Kleider paßt sich genau so dem geraden Verlauf der gotischen Säulen an, wie der schöne Faltenwurf der griechischen Gewänder an die ebenmäßig kanellierten ionischen Säulen. Vergleicht man mit diesen Grundzügen den Geist der Zeit, so tritt einem in der Gotik das 'von Gott gewollte' starr gegliederte, jeden größeren

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Gesichtskreis entbehrende Lebenswesen vor die Augen, und mit dem klassisch-griechischen Stil fällt die ruhige 'Polis' mit ihren Amphiktyonien zusammen. Wie die Makedonier Hellas zugrunde gerichtet hatten, ändert sich auch der Stil, und der sogenannte Alexander-Sarkophag steht zur klassisch-perikleischen Kunst ungefähr in demselben Verhältnis wie ein Werk Giotto's zu den vorgehenden Werken auf Goldgrund. Den perikleischen Statuen entsprechen die gemessenen Chöre des Aeschylus, sie sind aber himmelweit von den Gesängen Homers entfernt. Letzteren kann man den Sänger der Natur, den Sänger des über den kretischen Stier springenden Athleten oder ebenso gut den Sänger des Vaphio-Bechers nennen. Er erinnert in manchem an einen bosnischen Guslar. Byzanz war der einzige Ort, wo sich nach der Völkerwanderung spät römischer Stil halbwegs erhalten konnte. Er persistierte dort wie aber auch die mit immer zunehmender Steifheit von der Völkerwanderung unberührte Beamtenhierarchie mit ihrem Kaiser. Der Kunststil wurde daher immer steifer und konventioneller.

Die Kunst der Diadochenzeit und die römische Kunst kann man ohne Übertreibung das Barock der hellenischen Kunst nennen, denn trotz seines fliegenden Mantels bewegt sich der Thrakische Reiter vieler spät römischer Grabsteine ebenso wenig wie ein Engel des Barock, der vom Winde aufgeblasene Gewänder trägt. Es ergibt sich von selbst, daß mit dem Versterben des die gerade Linie bevorzugenden, hellenischen Stils in Rom auch der viereckige hellenische Tempelbau zurücktrat, und der Rundbau (Pantheon, Moles Hadriani) aufkam. Man denke im Anschlusse daran nur an die gerundete Linienführung des Farnesischen Stiers oder der Laokoongruppe.

Eine ganz ähnliche Versteifung kann man auch nach der Renaissance bis zum Ausbruche der französischen Revolution verfolgen. Die Unruhe dieser Revolutionszeit zittert in Kunst und

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Politik jetzt auch noch nach. Sollte der 'Zweckbau' der endgültige Ausdruck des neuen Maschinen-Zeitalters werden?

Fragen wir uns nun, welches die eigentlichen treibenden Kräfte unruhiger Perioden sind, so finden wir sie in der plötzlichen Erweiterung des menschlichen Wissens. Rom verfiel, als die Römer in Erfahrung brachten, daß es außer ihren Göttern auch andere Götter gäbe, Lukian war der Herold dieser Nachricht. Dem Mittelalter haben Galilei mit seinem heliozentristischen System, die Verbreitung des Wissens durch Gutenberg und die Entdeckung neuer Welten ein Ende bereitet. Im XIX. und XX. Jahrhundert sind es der rapide Aufschwung der Naturwissenschaften, der Zusammenbruch der anthropozentrischen Weltanschauung und der atheistische Begriff des Kampfes ums Dasein, die alles umstürzen. Wäre es irgendwie möglich, die neuen Erfahrungen allmählich zu sammeln, dann würde es keine Revolution, sondern eine langsame Evolution geben. Wie die Sache steht, ist der Unterschied zwischen einem Menschen der ersten Hälfte des XX. Jahrhunderts und einem vom Anfange des XIX. Jahrhunderts größer als jener zwischen Leuten des XV. und XVIII. Jahrhunderts. Prometheus ist freilich der erste Revolutionär gewesen. Er ist aber deswegen auch von den konservativen Göttern an den Felsen geschmiedet worden.

Der Unterschied zwischen der kretischen und der hellenischen Kunst ist mir namentlich anlässlich eines Besuches im Athener Museum vor die Augen getreten. Obzwar die Kunst von Knossos nicht auf jener technischen Höhe steht wie die spätere hellenische, weshalb manches verzeichnet ist, so ist sie doch naturalistisch und daher voller Bewegung. Nie hätte sich ein hellenischer Künstler einen Stier darzustellen getraut, der sich in einem ausgespannten Netze überschlägt, wie die am Vaphio-Becher der Fall ist. Fliegende Fische sind der hellenischen Kunst gleichfalls fremd. Hingegen spiegelt sich in ihr, sobald sie aus der primitiven Barbarei heraustritt und den in

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

der Gigantomachia noch erkennbaren, aber mißverstandenen Einfluß der kretischen Kunst überwunden hat, edle Ruhe wieder. Dies gilt nicht nur für die berühmten Statuen von Zeus und Pallas Athene, sondern sogar für die Hermes-Statue, obzwar sie Bewegung veranschaulichen möchte. Freilich geht diese hellenische Kunst ähnlich wie die spätere byzantinische bald in ein Kunstgewerbe über, und daher genügt oft ein Bruchstück, um eine Statue zu bestimmen. Der Unterschied besteht aber darin, daß sich ersteres immer noch an die Natur hält, wogegen letzteres wohl unter dem Einfluß des Christentums mit der Naturbeobachtung bricht. In welchem Maße die Naturbeobachtung sogar in dem XIII. Jahrhundert von dem Christentum mißachtet wurde, zeigen die im Vergleiche zu den römischen Karten dummen Mönchskarten und die Medizin. Zu dieser Zeit wurde erst der beim Waschen von Wunden viel zweckmäßigere Alkohol durch das alles infizierende Wasser (Taufwasser!) verdrängt. Wer sich über das Mittelalter mehr als einseitig informieren will, lese nicht nur die für und gegen die katholische Weltanschauung jener Zeit eintretenden Werke, sondern auch das, was die byzantinischen Schriftsteller über die Kreuzfahrer geschrieben haben.

Von Venedig, wo ich nur zwei Tage blieb, kehrte ich nach Wien zurück. Dort war ich viel mit Louis Drašković zusammen, mit dem mich seit der bosnischen Reise eine enge Freundschaft verband.

Von Wien unternahm ich eine Reise nach Süddeutschland, auf der ich die Sammlungen von München, Stuttgart und Tübingen kennen lernte. In München wirkte damals der bedeutende Paläontologe C. von Zittel. Außerdem traf ich Pompecky, ferner die Privatdozenten Brioli und Schlosser. Die Leute waren alle sehr nett. Ich studierte das Original von Compsognathus, erkannte die Schädelbasis und durfte dieselbe präparieren und auch beschreiben. Als das Stück zwecks

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Fotografiert-werden über die Straße zum nächsten Fotografen getragen wurde, glich sein Transport einer Prozession. Vorne ging ein Institutsdiener. Als Wache kam dann ein zweiter mit dem Allerheiligsten in der Hand. Dann folgten ich und Brioli. Natürlich hielten wir scharf Ausblick, daß der zweite Diener nicht zufällig von einer elektrischen Tramway überfahren oder von einem Wagen niedergestoßen werde. Beim Fotografen wurde das Stück während der Mittagspause in die Wertheimkassa versperrt. Das Resultat meiner Untersuchungen legte ich in meiner Arbeit 'Neues über Compsognathus' nieder.

In Stuttgart traf ich Professor E. Fraas. Ich studierte die Aetosaurier. Dann fuhr ich nach Tübingen. Bei meiner Ankunft dort verzeichnete ich einige heitere Episoden. Schon einige Stationen vor Tübingen hatte sich einige Korpsstudenten zu mir ins Coupé gesetzt und begannen mir über die heiteren Seiten des Studentenlebens und ganz speziell über ihrer Burschenschaft zu erzählen. Dann luden sie mich ein, ihre Burschenschaft zu besuchen. Damals wunderte mich ihre Freundschaft. Wie mich aber Huene⁹ später aufklärte, waren dies Studenten gewesen, die neu ankommenden, jungen Universitätshörer entgegenfahren und sich an solche in der Absicht heran pürschen, um sie für ihre Burschenschaft zu ködern. Da sowohl Huene als auch ich dem Biergenuß abhold waren, leistet ich der Einladung dieser Korpsstudenten keine Folge.

In Tübingen selbst trat, als ich wegen des am Bahnhof herrschenden Mangels an Gepäckträgern mit meiner Reisetasche sichtlich verwirrt da stand, ein alter ehrwürdig aussehender Herr auf mich zu und fragte grüßend: "Heißen Sie etwa Meyer?" Nur seine ruhige, jeden schlechten Scherz ausschließende Art hinderte mich daran, das Ganze als Spott aufzufassen und grob zu werden,

⁹ Friedrich Baron Huene.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

und so antwortete ich denn höflich: "Nein, Meyer heiße ich nicht," worauf er erneut grüßend um Entschuldigung bat und sich entfernte. Erst bedeutend später ging mir ein Licht auf, und ich kam auf den Gedanken, daß Herr X. offenbar einen Meyer heißenden, ihm bis dahin persönlich unbekanntem Studenten erwartet und am Bahnhofs gesuch hat. Ich mußte darüber gerade, für einen Herrn Meyer gehalten zu werden, herzlich lachen. Es kam mir die Unzahl der Meyer-Witze in Erinnerung.

In Tübingen lernte ich Professor Koken - geistreich, lebhaft, unternehmungslustig, fast genial - kennen, ferner den griesgrämigen Plieninger und Friedrich Huene. Letzterer war gerade mit der Bearbeitung des mich interessierenden Dinosauriermaterials der Triasformation beschäftigt. Ich benützte die Gelegenheit, um recht viele Skizzen zu machen. Im Übrigen wohnte ich in Tübingen in einem Mansardenzimmer bei Huene. Er nannte dies seine Bude. Aus einer nah gelegenen Burschenschaftsvilla drang jeden Abend das Gejohle ihres Gesanges zu uns herüber. Dieser Bierkonsum der Studenten kann dem deutschen Volke wohl nicht nützen. Was das Studentenwesen betrifft, so ist es dem deutschen Charakter freilich kongenial herumzukommandieren und herumkommandiert zu werden. Beide Züge sind mir aber unsympathisch und sind auch dem Engländer völlig fehl, ihm geradezu verhaßt. Der Preuße sagt einem schnorrend, man müsse mal schauen, dies und jenes zu tun oder zu erreichen. Der Engländer sagt, "Just try once to do this."

Mit Huene machte ich einen Ausflug nach Sigmaringen und auf die Schwäbische Alp und konnte dabei konstatieren, daß ich vom württembergischen Bauerndialekt kein Wort verstehe. Dieses Deutsch schien eine ganz andere Sprache. Ein zweiter gleichfalls mit Huene unternommener Ausflug führte uns über etwas rhätisches Bonebed auf einen höheren Aussichtspunkt, von dem man gut beobachten konnte, wie die verschiedenen

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Landschaftsstufen der Tübinger Umgebung aus den petrographisch verschiedenen Niveaus der fast horizontal liegenden Triasformation treppenförmig heraus modelliert sind.

Von Tübingen kehrte ich nach Wien zurück. Während dieser Zeit schrieb ich den zweiten Teil meiner Monographie über die Dinosaurierreste aus Siebenbürgen. Gleich dem ersten, der den *Limnosaurus*-Schädel behandelte, erschien er in den Denkschriften der Akademie. Den dritten Teil, der so wie der zweite Schädelreste von *Rhabdodon* (*Mochlodon*) behandelte, verfaßte ich im Jahre 1904. Er erschien in der nämlichen Publikation. Im Sommer 1902 fuhr ich nach Szaschal und Umgebung und arbeitete fleißig an meiner Dissertation. Ich durchstreifte das Szaczreberer Gebirge. Viel Wald, runde Kuppen, lange Bergrücken und wenig zusammenhängende, geologische Aufschlüsse. Solche gibt es nur in den Tälern. Mitte November kam ich wieder nach Wien, wohnte bei meinen Eltern in der Glückgasse 3. Durch eine Polemik zwischen den Paläontologen Kornhuber und Gorjanović-Kramberger angeregt, verfaßte ich in einigen Tagen die größere Arbeit 'Über die *Varanus*-artigen *Lacerten Istriens*', in der ich dem Ursprung der Mosasaurier nachging. Dann schloß ich meine Dissertation ab und meldete mich im Frühjahr 1903 zur Doktoratsprüfung.

Die Hauptprüfung fand am 12. Mai statt, dann fuhr ich, um mich zu zerstreuen und erholen auf eine Woche nach Budapest. Am 25. Mai fand die Nebenprüfung statt. Am ernstesten hatte es bei der Hauptprüfung der Zoologe Professor Hatschek genommen. Obzwar ich mehrere Arbeiten über Reptilien-Osteologie auf den Prüfungstisch legte, fragte mich Hatschek nur über wirbellose Tiere. Es ging herzlich schlecht, und ich war dann über die einstmalige Auszeichnung erstaunt, doch Hatschek sagte mir erklärend, "Ich wollte sehen, was Sie nicht wissen, was Sie wissen, habe ich ja aus Ihren Arbeiten gesehen." Die Nebenprüfung bestand aus zwei

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Philosophiefächern, wobei mich Professor Jodl und Professor Müller prüften. Nur eine Formsache.

Nachdem ich meine Doktoratsprüfung bestanden hatte, erhielt ich von Onkel Feri 2000 K., um eine Reise zu machen. Ich dachte zuerst nach Spanien zu fahren, entschloß mich aber im letzten Augenblick für Kreta, um dort Steinböcke zu jagen und die Insel geologisch zu untersuchen.

Von Exzellenz Manos, dem griechischen Gesandten in Wien, erhielt ich durch Gotuchowskis Vermittlung ein Laissez passer an die Zollbehörden von Patras, damit ich in Griechenland mit den Gewehren keine Schwierigkeiten habe. In Triest habe ich in der Lloydagentur Karten gelöst und dabei zum ersten Mal die österreichische Mißwirtschaft bewundert. Es ist ein Skandal, daß die österreichische Lloydgesellschaft nicht gezwungen wird, in Kronen zu rechnen, sondern ihre eigene Währung und ihren eigenen Münzfuß, den außer Gebrauch befindliche Goldgulden, hat. Außerdem, obzwar sie eine österreichische Gesellschaft ist, verlangt sie auf Goldstücke von zwanzig Kronen noch Agio. An Bord des mich nach Patras entführenden Dampfers waren u.a. ein griechischer Weinhändler, Kastriojanakis, aus Kreta, mit dem ich bis Kreta fahren sollte, und einige weniger interessante Leute wie ein Amerikaner, Mr. Fries, und zwei Deutsche, etc. Es waren ihrer gerade genug, um eine langweilige Konversation am Leben zu erhalten. Am ersten Tag war mir die Seereise noch etwas neues, und ich brachte vormittags meinen Kodak heraus, um zu photographieren. Aber schon am Nachmittag begann es langweilig zu werden.

Interessant war nur die Verwunderung des Amerikaners über die vielen Sprachen in Europa, über die verschiedenen Geldwährungen, über die sogenannten Vorurteile und über die Verhältnisse von Religion und Staat zu hören. Er hat ja recht, und vieles muß ihm in der Tat äußerst unsinnig und unpraktisch erscheinen, unter anderem versteht er oder meint nicht zu

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

verstehen, was Nationalgefühl heiße. Ich habe ihm in manchen Dingen rechtgegeben, bei anderen Sachen getrachtet, ihm die Sache zu erklären. Er sagte z. B., es sei drüben alles eins, ob einer von Geburt Franzose oder Deutsche sei. Er fühle sich drüben ganz einfach als Amerikaner. Er sei nämlich Mitglied eines nur politischen Staates. Ich erklärte ihm, dies sei nur in Amerika möglich, da die Nationalität dort leicht verschwindet, weil Amerika keine eigene Sprache und eine junge Entstehungsgeschichte habe. Htten die Vereinigten Staaten eine eigene Sprache und hätte jede Gegend ihre eigene Tradition, so würde sich mit der Zeit auch schon ein Nationalgefühl entwickeln. Bezüglich der Aristokratie verglich ich dieselbe mit dem Vollblut, da Reichtum manche Tugend wesentlich befördere. Außerdem könne der Reiche eine bessere Erziehung genießen als der Arme. Ferner würde dem Kinde in aristokratischen Kreisen stets Familientraditionen vor Augen gehalten. Bei der Aristokratie würde auch a priori eine teilweise Garantie gegeben, daß aus dem Kinde eines Aristokraten etwas gutes werde, wogegen würden bei einem anderen Kinde jedenfalls alle für die Entwicklung seines Charakters günstigen Vorbedingungen fehlen. Dies schien meinem Amerikaner recht plausibel. Im übrigen kann man nicht sagen, daß seine zum Teil vorurteilsfreie Meinung und Anschauungsweise antipathisch gewesen wären. Scharfer Beobachter im allgemeinen, zeigte er nur, was Amerikanismus angeht, große Naivität. Er war Chauvin bis zum Exzeß. Für ihn war das Amerikanische stets das beste. Er meinte, daß dies sogar für das Militär gelte und, um letzteres zu beweisen, berief er sich auf einen Toast, den der österreichisch-ungarischer Militärattaché in einem amerikanischen Militrkasino gehalten hatte. Daß Disziplin in der amerikanischen Armee fehle, gab er zu, aber andererseits meinte er, die Verwendung der Individualität des Einzelnen sei aufs Höchste entwickelt, etc. Wiederholt sagte Fries, "We are the richest people. We have got

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

the greatest factories. Our wealth is steadily increasing. Our traffic is augmenting at a tremendous rate. English is spoken by so many millions of people and we have nobody to fear.”

Es war höchst langweilig, daß ich nichts mit zu lesen hatte. Einige Romane sind als unentbehrliche Ausrüstung zu einer Seereise zu bezeichnen. Kein Baedeker, in dem man immer wieder dasselbe findet, sondern so ein recht langweiliger Roman, den man nur liest, um sich die Zeit zu vertreiben. Etwas modernes, englisches, eine Tauchnitzausgabe von Ouida¹⁰ aber ja nicht von Rider Haggard¹¹ oder schweren Kaliber. Das würde zu einer gelangweilten Stimmung gar nicht passen. Es muß ein Buch sein, das man ohne weiteres weglegen kann, wenn eine Möwe näher fliegt als gewöhnlich, oder wenn einem ein Passagier fragt, “Wie viel Knoten, glauben Sie, daß wir jetzt machen?” In dieser Stimmung ist man froh, wenn die langersehnte Table-d’hôte-Glocke läutet und das Essen einem endlich eine Abwechslung bietet. Das Essen ist am Bord wirklich ein Ereignis. Neugierig mustert man, ohne es jedoch zu Schau zu tragen, die Speisekarte, und für fünf Minuten sind die Gedanken nur darauf konzentriert, was man jetzt gelesen. Äußerlich wird diese geistige Arbeit durch das Essen der Suppe größtenteils maskiert. Das Tischgespräch dreht sich natürlich um das Schiff, dann um das Wetter und die Geschwindigkeit des Schiffes. Der Nachmittag ist wieder langweilig und die Langeweile erleidet nur durch eine Jause, eine Unterbrechung.

¹⁰ ‘Ouida’, Marie Louise de la Ramée (1839-1908), populäre englische Schriftstellerin und Journalistin der Zeit.

¹¹ Sir Henry Rider Haggard (1856-1925), romantischer Schriftsteller aus Norfolk.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Während der Fahrt nach Patras wurde die See immer unruhiger, so daß ich mich am letzten Tag in der Frühe beim Aufstehen zwar noch ganz wohl fühlte, mich während des Anziehens jedoch, da das Schiff schlingerte, unwohl zu fühlen begann. Ich fand die Kabine eng und dumpfig, und die Luke konnte wegen des Wellenganges nicht geöffnet werden. Schnell habe ich mich angezogen und bin in den Speisesaal gestürzt, um etwas in den Magen zu bekommen. Es war jedoch zu spät. Eine Zeitlang ging das Essen noch. Ich brachte ein Ei, das mir nicht schmeckte, so wie etwas Tee hinunter. Darauf blieb jedoch der Speichel aus, und eine Semmel konnte kaum hinunter gewürgt werden. Vis à vis von mir saß ein Grieche, der sich gleichfalls unwohl fühlte, und so lächelten wir und schauten wir uns gegenseitig an. Dann stand ich auf, um eine Eruption zu vermeiden, ging in meine Kajüte und legte mich flach aufs Bett. Nachdem ich einige Zeit so gelegen, wurde es mir besser. Ich habe Tee und Semmel kommen lassen, dann gefrühstückt, Hierauf ging ich auf Deck. Zu einer Explosion ist es auf diese Weise nicht gekommen, und am Deck war ich von der frischen Seeluft bald ganz hergestellt, so daß ich mir nach einer halben Stunde eine Schinkenssemmel kommen ließ und sie zur großen Überraschung der Passagiere, die alle mehr oder minder unwohl waren, mit gutem Appetit verzehrte. Nur beim ersten Brocken schienen mir meine Gaumen wieder außergewöhnlich trocken. Nach diesem Gabelfrühstück war ich wieder vollkommen wohl und lustig und gelangweilt wie immer. Der Kapitän sagte uns sarkastisch, unten gäbe es eine ganze Menge Tote, das heißt Kranke. In der Tat erschienen die meisten Passagiere erst gegen Mittag, als die See bereits viel ruhiger wurde.

In Korfu habe ich das aus altem Material gebauten Maitlanddenkmal besichtigt. Maitland war großbritannischer Gouverneur der ionischen Inseln. Dabei bin ich zahlreichen Landauern begegnet, die auf dem Türschlag das großbritannische

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Wappen hatten. Es waren alte Staatskarossen aus der englischen Zeit. Von Korfu fuhr unser Dampfer nach Patras.

Ich bin am nächsten Tag erst im Golf von Patras aufgewacht. Er war ein frischer, herrlicher Morgen. Die Berge nördlich von Patras, namentlich eine sehr schöne Kuppe, waren vor Sonnenaufgang wie in Silber gebadet. Knapp vor Sonnenaufgang stiegen im Osten mächtige rosenrote, fingerartig auseinandergespreizte Lichtbündel von Horizonte aufwärts am lichtrosenroten Himmel. Der Kommentar zu *rhododactyla Eos*¹² war in der Natur gegeben. Die Erklärung der alles rosenrot anstreichenden Eos konnte nur im Hirne eines stets um sieben Uhr früh aufstehenden, in der Stadt lebenden Stubengelehrten keimen. Überhaupt Homer und seine Exegeten. *Boopis Athene*¹³ ist ein anderes Beispiel. Ein Stubengelehrter nimmt an dieser Stelle Anstoß, doch gebe ich eine moderne Parallele. Zartgefesselte Füße gelten in Albanien als Zeichen adliger Abkunft. Dicke Fußfesseln charakterisieren den Plebejer. Ein Albaner wollte nun einst den zarten Fesselbau eines anderen Menschen loben. Er sagte, seine Fessel sei jener eines Maultieres ähnlich. Ein Haustier ist für einen Stubengelehrten immer nur ein dummes, schmutziges, inferiores Wesen. Der Naturmensch erkennt sogar in einem Haustier dessen Schönheiten und gute Seiten. Das ruhige, schwarze Auge eines Rindes kann bloß einem Philologen häßlich scheinen.

In Patras gibt es breite, sich rechtwinklig kreuzende Straßen, die wohl infolge der Beleuchtung etwas an Italien erinnern. Mit der Schmalspurbahn fuhr ich von dort nach Athen. Der erste Teil der Fahrt östlich von Patras war wunderschön. Auf

¹² griech. ροδοδάκτυλα Ηώς 'rosenfingerige Morgenröte'.

¹³ griech. βοώπις Αθήνη 'großäugige Athene'.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

der einen Seite lag der blaue Golf von Patras, auf der anderen Seite Waldland aus Pinien, Oliven, Eichen, Platanen und immergrünem Gestrüpp. Dazwischen leuchteten 2-3 Meter hohe rote Oleanderbäume in voller Blüte durch das glänzende Dunkelgrün der subtropischen, lederartigen Blätter. Was für ein matter Abglanz der Oleanderbäume des Peloponnes sind jene Oleander genannten Besenstiele, denen wir in unserem nördlichen Klima vor Restaurants und Kaffeehäusern begegnen. Auch die weidenartigen Ölbäume, die immergrün dazwischen vereinzelt standen, schienen nicht so kahl und ausgetrocknet wie gewöhnlich, sondern trugen mit ihrem Graugrün auch nur dazu bei, die Farben dieses herrlichen Bildes zu vermehren. Der flache Raum zwischen den einzelnen bewaldeten Hügeln war mit Reben bepflanzt, die jedoch nicht wie in Italien und Südtirol auf Lattengerüsten gezogen, sondern über dem Boden abgeschnitten werden. Die emportreibenden Sprößlinge sind von kurzen, meist unsichtbaren Stöcken unterstützt.

Im blauen Golf von Korinth erschienen Dampfer und weiße Segel. Jenseits des Golfes erhoben sich die nordgriechischen Berge etc., und zur rechten Hand waren die schneebedeckten Spitzen des Peloponnes sichtbar. Die regelmäßige und leuchtende Farbenpracht dieser Landschaft entspricht der leuchtenden Götterlehre der Hellenen. Diese Landschaft dauerte eine Weile. Zwischen Patras und Korinth wird die Erde dann etwas steinig. Die für Korinthen gezogene Trauben verschwinden. Einige Gerstefelder erscheinen. Der Golf von Korinth wird breiter. Die nordgriechischen Berge werden wohl auch wegen der Beleuchtung fast unsichtbar. Die steilen Kalkberge zur Rechten treten näher an das Geleise. Tiefe Schluchten zeigen das entsetzliche Zerstörungswerk der Erosionen auf unbedeckten Böden. Die isolierten Olivenbäume erhalten nun die Physiognomie europäischer Weiden. Diese Landschaft dauert bis Korinth. Gegenüber der Insel Salamis ist

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

auf der Höhe des Berges, wo Xerxes anno dazumal die Schlacht beobachtete, ein Denkmal errichtet. Als Beobachtungspunkt für damals brillant gewählt, muß es für Xerxes jedenfalls ein höchst peinliches aber aufregendes Schauspiel gewesen sein, zu sehen, wie die stolzen Trieren nacheinander von den Griechen gerammt, geentert oder anderswie vernichtet wurden. Die Erzählung, daß Xerxes sich den Bart rauft, kann der vollkommenen Wahrheit entsprechen. Bei Korinth begann die öde, attische Kalksteinlandschaft mit mehr Stein als Humus.

Athen war damals schön, staubig und weiß, und zeigte geweißelte Mauern in halbklassischem Stil mit vielen weißen Marmorfassaden oder Marmorimitationen. Es erinnerte insofern an München als jedes Gebäude die Individualität des Künstlers, richtiger gesagt des Baumeisters, zum Ausdruck brach. Kasernenbauten und der Zinshausschematismus sind unbekannt. Ich pilgerte zu den Zeustempelsäulen, die mir einen unauslöschlichen Eindruck machten. Es ist dies das imposanteste, was ich in dieser Art gesehen habe, und nicht einmal der Säulenwald des Parthenon, dem der durchstreichende Wind Klagetöne entlockte, konnte diesen Eindruck irgendwie verwischen. Nach dieser Höhe und dieser Kühnheit der Gedanken schienen Propyläen und Parthenon, ja der Akropolishügel selbst in nichts zu versinken. Sie machten zumindest einen gedrückten und fast kleinlichen Eindruck. Vom Zeustempel fuhr ich zum Theater, vorbei an Kaktus und Aloe in voller Blüte. Bei den Propyläen wurde ich von Ciceronen und Verkäufern allerhand antiker Imitationen angeekelt. Ihr Geschrei und ihre Zudringlichkeit drangen mir bis ins tiefste Herz. Dies kann für schwärmerische englische Misses gut sein, die bei jedem Zeuskopf in Ekstase fallen und bei jeder Athene-Statuette mit etwas geneigtem Kopf "Oh, how charming!" rufen, dann auch für die Halbgelehrte, die mit Baedeker in der Hand, das Los des Sokrates beklagen, ohne je etwas über Sokrates selbst gelesen zu

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

haben. Will man aber selbst so ganz in die Vergangenheit zurücksinken, will man unter dem Einfluß der goldig angehauchten Ruinen, sich das idealisierte Leben der damaligen Zeit vor Augen führen, will man mit keinem Worte eine Ruinenstätte genießen, wobei es einem dann irrelevant ist, ob irgendein Tempel Bacchus oder Zeus geweiht war, dann werden Reklamegeschrei, Erinnerungsware und vor allem der hastende, beengende, störende und hochgelahrte Baedeker zuwider. Auch einer der professionellen Akropolisführer, der jeden Stein mit einem klassischen Namen belegt, kann einen ebenfalls nur stören. Ich betrachte Ruinen, Bildergalerien und Gegenden nicht, um belehrt zu werden, sondern um meine Phantasie zu ernähren und um das Genossene zu empfinden. Will ich etwas über die Akropolis oder Griechenland lernen, so gehe ich nach Hause, setze mich in einen Stuhl und nehme mir eins dieser gelehrten Bücher, wie sie alle heißen, und lese und studiere. Wenn ich aber auf die Akropolis steige, so will ich die Akropolis empfinden. Gelehrsamkeit und hellenische Namen können dabei, da sie einen vom Empfinden zum Nachdenken verleiten, jedenfalls nur stören.

Allerdings gibt es wenige Bildungen der Menschenhand, die einen wirklich ergreifen. Einen wirklich großen Eindruck erzielten bei mir nur die Moschee von Cordova, die Thermen des Caracalla, das Colosseum und der Markusplatz. Neben diesen sind eben noch die einen aufs Höchste verfeinerten, kapriziösen Geschmack verratende Alhambra, der Kreml mit seinen goldenen Kuppeln, seine rosenroten Ziegelmauern und seinem blauen Himmel und endlich noch der Place de la Concorde zu erwähnen. Als Bauten eines ganz verschiedenen Charakters reihen sich noch daran: der Dom und das Baptisterium von Pisa, der Dom von Mailand und der Dom von Florenz. Hierzu kommt noch die Christ Church in England. Die gotischen Prachtbauten der deutschen Städte sind viel zu sehr eingebaut, als daß sie zu Geltung kommen könnten.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Von der Akropolis zu Spiro Delaporta, der mir versprach, nur im Bedarfsfalle, eine Jagderlaubnis für Antimolo zu erwirken. Dann bin ich mit dem Lloydampfer nach Kreta gefahren. In Chania besuchte ich den Onkel des Kastriojanakis, der dort Bischof war und uns mit prächtigen Süßigkeiten aufwartete. Leider aber zu einem Besuch in Knossos keine Zeit. Hierauf nach Candia.

Wegen des mehr als merkwürdigen Benehmens unseres dortigen Vertreters mißglückte ein Jagdausflug auf Kreta, und auf geologische Untersuchungen verzichtete ich in jenem Augenblicke, als ich in Erfahrung brachte, daß sich der französische Geologe Lucien Cayeux mit der Erforschung der Insel beschäftigte. Für zwei Geologen schien mir die Insel zu klein. Cayeux hat sein Beobachtungsmaterial nun zwar nie vollinhaltlich publiziert, für mich war das Zusammentreffen aber späterhin insofern von Vorteil, als ich mich dem, wie es sich zeigte, noch interessanteren Nordalbanien zuwandte, was bei einer Erforschung Kretas unterblieben wäre. Meine geologischen Untersuchungen auf Kreta beschränkten sich dermaßen auf die Begehung des Gebietes zwischen Chania und der Suda-Bay.

Generalkonsul Pinter war der zweite österreichisch-ungarische 'Diplomat', von dem ich Unterstützung erwartet hatte, der sich aber als ein würdiger Kollege des Konsuls Jovanović entpuppte. Er konnte oder wollte mir nicht einmal eine Jagdkarte beschaffen, wogegen ich eine halbe Stunde später durch Intervention meines Bekannten, Herrn Kastriojanakis, diese vom Bürgermeister von Chania in zehn Minuten ausgefolgt erhielt. Ich war boshaft genug vom Bürgermeisteramt schnurstracks zum Generalkonsulat zu laufen und Pinter zu sagen, daß ich die Jagdkarte schon hätte!

Normalerweise schielte er. Vor Überraschung schaute er aber in jenem Augenblicke gerade, da er mir, wie er seine Fassung wiedergewonnen hatte, mitteilte, daß ich bei einer

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

etwaigen Jagd Unannehmlichkeiten haben würde. Ich konnte ahnen, wer mir indirekt diese Unannehmlichkeiten bereiten würde, und weil ich außerdem damals noch ein Grünschnabel war, verzichtete ich auf das Jagen.

In Athen war Baron Burian österreichisch-ungarischer Gesandter. Seine Frau war, so wie er, recht nett mit mir. Ferner traf ich den Professor der Archäologie, Dr. Wilhelm, und den Athener Geologen Skuphos. Über Saloniki fuhr ich nach Skopje.

Hier begann meine zweite Reise in der Europäischen Türkei. Über diese Reise ist folgendes zu berichten. Es war zu Zeit der bulgarischen Unruhen in Mazedonien, als ich mit unserem Militärattaché Giesel, dem späteren Gesandten in Belgrad, in Skopje mit dem Mittagszug eintraf, woselbst uns Konsul Bohumil Para mit einem Champagner-Dejeuner am Bahnhof erwartete. Schon während der Fahrt hatte mir Giesel geraten, meine Heimreise nach Budapest zu unterbrechen, um mir Mazedonien und Skopje anzuschauen. Para brauchte gar nicht lange zu drängen, und ich verließ den Zug und stieg bei ihm im Konsulate ab. Giesel fuhr weiter nach Belgrad. Wie ich in Skopje war, fragte mich nun Para, ob ich nach Prizren wolle. "Ja, natürlich," sagte ich. Dank seiner Intervention wurde mir in Ferizaj (Uroševac) ein Pferd und ein Zaptieh beschaffen. Also fuhr ich nach Ferizaj und ritt hierauf nach Prizren. Dort war Offizial Muthsam Konsulatsgerant. Exzellenz Msgr. Troksi, Bischof von Prizren, hatte ich in Skopje kennengelernt. Bis Ferizaj fuhr ich mit Pfarrer Glasnovic, in dessen Pfarrei ich in Ferizaj die Nacht verbracht hatte. Der nächste Abend sah mich schon in Prizren. Der Weg führte über Shtime (Štimlje), Lutogllava (Ljutoglav) und Suhareka (Suva Reka). Im Hane von Lutogllava machte ich eine geologische Notiz, und sofort fragte mich der Handschi erregt, was ich schreibe. Ich sagte, daß er einen ganz besonders guten Kaffee habe, und schreibe, damit er bei anderen Fremden bekannt werde. Nun war der Handschi ganz

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

begeistert und umarmte mich, denn er hatte im ersten Augenblicke gedacht, daß ich etwas notiere, was ihm schaden könnte. Muthsam, unser Konsularvertreter in Prizren, war so recht der Typus eines strammen Unteroffiziers. Es ist ein Skandal, solche Leute als Diplomaten zu verwenden!

Als ich in Prizren war, operierte gerade die Armee Omar Rudži Paschas mit wechselndem Erfolg gegen die rebellischen Albaner von Gjakova. Als die Albaner aber montenegrinische Hilfe gegen die Armee des Sultan anzurufen drohten, kam durch einen Yildizbefehl eine Aussöhnung zustande. Warum die Operationen überhaupt betrieben wurden, ist mir heute unklar. Nominell hatte Gjakova freilich ganz aufgehört der Pforte zu parieren. In Prizren blieb ich diesmal nur über Nacht.

Dann habe ich zwei Zaptiehs bekommen, bin in der Frühe bei Nebel aufgebrochen, über den Sardagh geritten und nachmittags in Tetovo eingetroffen. Dort fand ich zufällig einen Wagen und fuhr gleich nach Skopje. Bei Skopje gab es gerade eine Überschwemmung. Der Lepenacbach hatte die Brücke zerstört, und ich mußte in der Nacht mit meinem Wagen zuerst über die Felder herumreiten, um eine Überfuhr zu suchen. Endlich wurde eine Furt gefunden, und gegen Mitternacht traf ich in Skopje ein.

Para forderte mich auf, ihn und den Botschaftsdragoman Mandelstamm auf einer Inspektionsreise in Mazedonien zu begleiten, wenn ich wolle, und sagte, er habe schon alles arrangiert, ja auch Hussein Hilmi Paschas Zustimmung erhalten. Ich war hierzu sehr bereit und fragte, wie er das gemacht habe. Para sagte, Hilmi Pascha hatte ihm bei einer Besprechung unserer Inspektionsreise darauf aufmerksam gemacht, daß es mit dem Essen schlecht bestellt sein würde, worauf er ihm antwortete, daß er diesbezüglich gar keine Sorgen zu haben brauche, denn ich würde die Herren begleiten und könne ausgezeichnet kochen.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Damit war die Sache naturgemäß erledigt. Ich merkte mir dies als ein Beispiel dafür, wie man Türken vor faits accomplis stellt.

Hussein Hilmi Pascha, den späteren Großvezier und nachmaliger türkischer Botschafter in Wien, der sogar als Gegner eine sehr gewinnende Persönlichkeit war, hatte ich durch Paras Vermittlung gleich bei meinem Eintreffen in Skopje kennengelernt. Er war ein bemerkenswerter Mensch. Stets peinlich gut gekleidet, stets auch nach Mitternacht zu sprechen! Stets gleichmäßig, ruhig und liebenswürdig hatte er ein kolossales Gedächtnis, dabei war er erfindungsreich und unerschöpflich in der Wahl seiner oft freilich kleinlichen, zuweilen aber genial einfachen Mittel. Als er noch jünger war, besaß er einen gewissen liebenswürdigen Sarkasmus. Als Generalinspektor von Mazedonien war ihm die unmögliche Aufgabe zugefallen, in Mazedonien zu reformieren, das heißt dem christlichen Element zu helfen, ohne den mohammedanischen irgendwie zu schaden, und er erledigte diese Aufgabe geschickt dadurch, daß er den Intentionen des Sultans gemäß jahrelang zum Scheine reformierte. Als Großvezier spielte er eine unbedeutende Rolle. Die Situation bei Abdul Hamids Sturz brauchte energische Charaktere nicht aber Diplomaten. In Mazedonien hat er den Lauf der Ereignisse zwar nicht hindern können, wohl hat er aber, so langer er dort war, dem Rad der Zeit in den Speichen gegriffen und es am Rollen nicht unbedeutend gehindert. Unterstützt wurde er hierin von seinem Meister, dem großen Sultan Abdul Hamid.

Einige kleine Episoden beleuchten Hussein Hilmi Paschas Tätigkeit in Mazedonien. Der österreichisch-ungarischen Entente Cordiale entsprechend kamen einst Para und der russische Botschaftsdragoman Mandelstamm zusammen zu Hilmi und zwar angeblich, um ihm ihre 'private' Ansicht in einer Frage mitzuteilen. Hilmi hörte ihnen zuerst ruhig an, dann erklärte er ihnen, es zu bedauern, daß er keinen schönen großen bis an den Fußboden reichenden Scheibenspiegel in seinem Amtszimmer

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

habe, denn dann könnten sich die Herren erblicken, wie sie Paarweise ihm gegenüber säßen. Würden sie sich so in ihrer vollen Größe sehen, wie er sie sehe, so würden sie dann vielleicht auch selbst glauben, wie sehr sie bloß deshalb gekommen seien, um ihre private Meinung bekannt zu geben. Immerhin wollte er aber, so schloß Hilmi seine Tirade, trotz ihres Anblickes annehmen, daß der Schein trüge. Natürlich konnten die Konsuln ihm für seine Liebenswürdigkeit nur danken, fühlten sich aber naturgemäß betroffen. Noch ein anderer Schachzug, der Hilmi Gedächtnis vorführt. Auf seinem ausdrücklichen Befehl mußte ihm tagtäglich die hundert Namen lange Liste sämtlicher per Bahn durchreisender fremder Untertanen vorgelegt werden. Da entdeckte er einmal beim naturgemäß bloß flüchtigen Durchlesen dieser indifferenten Listen dennoch den Namen eines ganz obskuren Menschen, den er vor mehr als einem Jahre ausgewiesen hatte, und er erinnerte sich dessen. Zu so einem Gedächtnis kam bei Hilmi noch große Geschicklichkeit, Verschlagenheit und Rücksichtslosigkeit in der Wahl seiner Mittel. Einst ließ er zum Beispiel die letzten drei Jahrgänge der Gefängnisregister von Saloniki kurzehand in aller Eile bloß deshalb abschreiben und fälschen, damit er den Konsuln durch die freiwillige und ganz exzeptionell liebenswürdige Vorlage der 'authentischen Register' beweisen könne, daß der Name eines gewissen Bulgaren, der nach Meinung der Konsuln unschuldig im Gefängnis war, im Register fehle. Durch diesen Vorgang war er dann der Notwendigkeit enthoben, den Mann in Freiheit zu setzen, und konnte ihn vielmehr dadurch, daß er ihn ermorden ließ, zum Verschwinden bringen.

Die Gefährten meiner Reise in Mazedonien waren der österreichisch-ungarische Konsul Para, der russische Botschaftsdragoman Mandelstamm, unser später wegen seiner Affäre mit den Serben berühmter Vizekonsul Prochaska, ein türkischer Leutnant und zwanzig türkische Kavalleristen. Der

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Zweck der Reise war, die durch Türken und türkische Behörden an Bulgaren begangenen Greuel durch Augenschein festzustellen. Wie sahen ihrer etliche. Das Memorandum, das aus dieser Reise hervorging, führte dann zur Zweikaiserzusammenkunft von Mürzsteg unseligen Angedenkens. Damals verstand ich noch nichts von Diplomatie, resp. stand derselben wie der junge Oxenstierna gegenüber. Erst später sah ich, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird.

Da ich wegen Waffenübung nach Brasso (Kronstadt) einzurücken hatte, ritt ich mit Pferdewechsel in Kratovo in einem halben Tag von Kočani nach Kumanovo, wo ich rechtzeitig eintraf, um den Mittagszug nach Belgrad benützen zu können, und fuhr für zwei Tage nach Szacsal, dann nach Brasso.

Im Juli hatte ich Waffenübung bei Brasso und war bei Rittmeister Baron Heszlova in Keresztenyfalú eingeteilt. Da ich wieder ein Trachom bekam, erlitt die Waffenübung einen vorzeitigen Abbruch. Am 21. Juli erfolgte meine Doktoratspromotion in Wien. Ich habe sie in der Uniform eines Kadett-Wachtmeisters des 2. Husaren-Regiments abgelegt. Teils wegen meines Trachoms, teils wegen des Ende August in Wien tagenden internationalen Geologenkongresses, an dem ich teilnehmen wollte, blieb ich bis Anfang September in Wien. September und Oktober verwendete ich zu Terrainaufnahmen in Siebenbürgen, um meine Doktoratsthese erweitert publizieren zu können.

Im November fuhr ich über Bulgarien in die Türkei. Da ich von meinem Ausfluge nach Kreta wußte, daß man mit Kugelgewehren im Orient immer Schwierigkeiten habe, diesmal aber meinen Mannlicher Karabiner geradezu nach Konstantinopel nehmen wollte, überlegte ich mir die Sache sehr gründlich. Ich ging also zum türkischen Botschafter in Wien und bat um ein Laissez passer für ein Jagdgewehr nach Konstantinopel. Der Botschafter, selbst ein großer Jäger auf Niederwild, war sehr

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

liebenswert und erkundigte sich vor allem, ob es sich um ein Schrot- oder Kugelgewehr handele, da letztere in der Türkei streng verboten seien. Ich erklärte ausweichend, aber, da ich auch Hasen und Enten mit der Kugel geschossen hatte, vollkommen wahrheitsgemäß, daß es sich um ein Gewehr handele, mit dem ich Gamsen aber auch Wildenten und Hasen geschossen hätte, und der Botschafter gab hierauf - offenbar an Büchsfinten und dergleichen denkend - mir das gewünschte Dokument. Mit diesem Dokument, ferner verschiedenen paläontologischen Broschüren und Generalakten von Mazedonien, die ich später zu geologischen Aufnahmen verwenden wollte, fuhr ich nach Konstantinopel.

Da damals seitens bulgarischer Banden verschiedene Anschläge gegen den Orientexpresszug stattgefunden hatten, war ich der einzige Reisende im ganzen Zuge. In Mustafa Pascha an der bulgarischen Grenze gab es trotz meines Laissez passer genaue Zollvisite, und da entspann sich zwischen mir und den Zollbeamten über die drei zuvor erwähnten Arten von Gegenständen eine lebhaftige Kontroverse. Vor allem handelte es sich um das Gewehr. Mein Mannlicher wurde an seinem Verschlusse als Repetiergewehr erkannt und verboten. Ich protestierte. Später traf meinen Karten als militärischer Natur das gleiche Geschick, und ich protestierte wieder. Dann begann der Beamte die Drucksachen zu prüfen. "Ce sont des publications scientifiques," erklärte ich besorgt um deren Schicksal. Hochnäsig erklärte mir der Türke, er würde dies - falls es der Wahrheit entspreche - selbst erkennen. Nach dieser Erklärung ließ ich ihn ruhig in denselben blättern. Als er aber eine Seite aufschlug, auf der ein zerlegtes Schildkrötenskelett mit weit weg gespreizten Beinen abgebildet war, konnte ich mich, einem plötzlichen Impulse folgend, nicht zurückhalten, ihn am Weiterblättern zu hindern und, auf das Schildkrötenskelett zeigend, sagte ich recht deutlich, "Voici le squelette de Boris

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Saravoff." Boris Sarawoff war einer der gefürchtetsten, geschicktesten und verwegensten Bandenführer Mazedoniens, dessen die Türken, obzwar sie auf seinen Kopf einen hohen Preis ausgesetzt hatten, nicht lebhaft werden konnten. Meine Erklärung wirkte wie eine Bombe. Der Beamte merkte, daß ich ihn von oben herab behandle und ihn verhöhne. Er erkannte aber auch, daß ich ein großer Herr (distinguished foreigner) sei, und wütend schleuderte er alle Broschüren wieder in meinen Koffer.

Nach diesem ersten Sieg mußte ich unwillkürlich die Situation ausnützen, um auch die Gewehrangelegenheit zu ordnen. Ich erneuerte, mich auf mein Laissez passer berufend, meinen Protest. "Ich habe," argumentierte ich, "die Erlaubnis, ein Jagdgewehr in die Türkei einzuführen. Diese Waffe ist ein Jagdgewehr, ergo habe ich die Erlaubnis, sie mitzunehmen." Der Beamte replizierte, "Sie haben die Erlaubnis für ein Jagdgewehr. Dieses Gewehr ist kein Jagdgewehr, ergo dürfen Sie speziell dieses Gewehr nicht besitzen." Nach dieser Erklärung begannen wir zu streiten, ob mein Gewehr ein Jagdgewehr sei oder nicht, und verloren darüber Zeit, bis der Schaffner kam und mich ohne irgendeine besondere Absicht an das Einsteigen gemahnte. Ich erklärte, anfangs gleichfalls ohne besondere Absicht, ich sei noch durch eine zollamtliche Angelegenheit gehindert, und nun sekundierte der Zollbeamte, um mich los zu werden, zufällig dem Kondukteur. In diesem Augenblicke erkannte ich die Linie, die ich in meiner folgenden Aktion zu befolgen habe. Ich blieb fest und erklärte entweder mit meinem Gewehre oder überhaupt nicht nach Konstantinopel zu fahren. Der Zollbeamte redete auf türkisch mit dem Schaffner. Die Lokomotive pfiiff, um mich zu erschrecken, doch wollte der Expreszug seinen einzigen Passagier nicht zurücklassen. Es blieb also beim Pfeifen. Später verzögerten auch die Zollbeamten die Abfahrt des Zuges, denn auch am Zollamte wollte man mich auf längere Zeit doch nicht haben. Daß ich eine angesehenere Persönlichkeit war und meine

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Anwesenheit am Zollamte daher nicht erwünscht sei, war am Laissez passer zu erkennen. Die Lokomotive pfiff also erneut vergebens. Die Situation entwickelte sich zu meinen Gunsten, sie wurde aber komisch. Alle trachteten, mich zu überreden, meinen Zug nicht zu versäumen. Die Beamten gingen so weit, mich zu bitten, wegzufahren. Ich könne, sagten sie, die Angelegenheit des Gewehres von Konstantinopel brieflich ordnen. Im Bewußtsein in so einem Falle mein Gewehr, das ich sehr gerne hatte, nie wieder zu erblicken, markierte ich allergrößtes Phlegma. Ich ließ mich gar nicht stören und verlangte endlich in liebenswürdigster Weise freundlich lächelnd gar Papier und Feder, um an unseren Botschafter, Baron Calice, nach Konstantinopel zu telegrafieren. Ich sagte, ich müsse ihn benachrichtigen, mich morgen beim Essen nicht zu erwarten, da ich unverschuldeterweise wegen einer Zollangelegenheit in Mustafa Pascha schlafen müsse. Dieser Entschluß brachte die Leute zur Verzweiflung. "Bemühen Sie sich nicht, ein Telegramm zu schreiben. Wozu denn diese Mühe?" sagten mir die Beamten. Ich dankte für ihre Liebenswürdigkeit, mich dieser Mühe erheben zu wollen, meinte dann aber ironisch, das Niederschreiben einiger Worte auf ein Blatt Papier bereite mir keine besondere Mühe, da ich ja häufig schreibe. "Fahren Sie nach Konstantinopel. Wir werden alles ordnen." "Mein Entschluß steht fest in Mustafa Pascha bei meinem Gewehre zu verbleiben." "Wir haben kein Bett, daß wir Ihnen anbieten könnten." "Seien Sie unbesorgt. Ich schlafe auf dem Boden." Gegenseitiges Anblicken, dann Pause. Ich schmunzle, die Beamten machen verlegene Gesichter. Der Kondukteur kommt wieder, der Zug muß abfahren. Die Krise war gekommen. Plötzlich entdeckte ein Zollbeamter ein Kompromiß in dieser Sache. Man proponierte mir, das Gewehr offiziell in dem Gepäckwagen zu verstauen und mit meinem Zuge unter Zollverschluß nach Konstantinopel zu senden. Dort sollte es untersucht werden. Würde man es dort als Jagdgewehr erkennen,

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

so würde ich es gleich erhalten. Sonst würde es verfallen. Ich erkannte, daß dieser Vorschlag das beste war, was ich erlangen konnte, und nahm ihn an. Feierlich überzeugte ich mich, daß das Gewehr tatsächlich in dem Gepäckwagen deponiert wurde, und dann fuhren das Gewehr und ich, allerdings getrennt aber gleichzeitig, nach Konstantinopel.

In Konstantinopel stürzte ich, ungewaschen wie ich war, auf die Botschaft, und erzählte Louis Drašković, was geschehen sei. Dann gingen wir beide aufs Botschaftsdragomanat zum vierten Dragoman Leschanovsky. Diesem berichteten wir über den Vorfall. Da vierzehn Tage vor diesem Ereignis unserem Botschaftattaché, Grafen Deym, sogar harmlosere Waffen, nämlich Schrotgewehre in Mustafa Pascha konfisziert worden waren und angeblich infolge von Diebstahl in Verlust gerieten, schien Leschanovsky auch mein Mannlicher unrettbar verloren. Da er sich aber in Konstantinopel befand, wollte er seine Rettung immerhin versuchen. Man verfaßte am Dragomanat ein ungeheueres Schriftstück und versah es unter anderem mit den unglaublichsten Siegeln und Stempeln. Dann rief man einen Khawassen und befahl ihm sofort auf den Bahnhof zu eilen und das Schriftstück jenem Menschen vorzuzeigen, in dessen Händen er das Gewehr, das ich ihm genau beschrieb, erblicken würde. Der Khawass tat, wie ihm befohlen, und nach einer halben Stunde kehrte er zu unserem größten Erstaunen triumphierend mit dem Gewehr wieder. Wie sich herausstellte, war infolge der Rapidität unserer, hinter Calices Rücken vorgenommenen Aktion noch kein einziger höherer Beamter Konstantinopels vom Eintreffen des Gewehres avisiert gewesen. Und die niederen, denen das Gewehr am Bahnhof in die Hände fiel, gerieten bei dem Anblicke des mächtigen Schriftstückes der k.u.k. Botschaft dermaßen außer Fassung, daß sie widerstandslos in die Knien sanken. Das Schriftstück verlangte ja in klarer energischer Weise, daß das einem gewissen Baron Nopcsa unrechtmäßig abgenommene

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Jagdgewehr sofort ausgeliefert werde. Leschanovskys eigenmächtige Aktion hatte auf diese Weise durchschlagenden Erfolg, und so wurde denn einst trotz der Berliner Kongreßakte ein Mannlicher Karabiner gewaltsam nach Konstantinopel geschmuggelt.

Diese Zollepisode hat ihre Parallele im besten Fall in jener wahren Begebenheit, wo ein Fremder und ein türkischer Zollbeamter eine Handtasche ergreifen, dann eine Zeit lang beide daran herumziehen, bis der türkische Zollbeamte den Fremden aufmerksam macht, daß er stärker sei, da ihm noch weitere Zollbeamte beim Ziehen helfen würden. Der Fremde läßt sich nicht beirren und macht nur die Bemerkung, daß er von seiner Niederlage bei so einer Kraftprobe keineswegs überzeugt sei. Dies löst die Situation zu seinen Gunsten. Aus beiden Fällen ersieht man, wie die Türken behandelt werden müssen, und obzwar ich das zweite hier erzählte Zollereignis damals nicht kannte, genügen mir die Erfahrungen des ersten, um mein Verhalten den türkischen Behörden gegenüber auch künftig zu regeln. Ich betone, daß ich den gebräuchlichen Trinkgeldweg nie betreten habe. Er ist weniger animierend.

Den ganzen Monat November verblieb ich bei Louis Drašković in Konstantinopel. Drašković war seit 1899 mit Bianca Berks verlobt, und Biancas Bruder Lot war bei ihm in Konstantinopel. Ich wohnte auch bei Louis. Da ich kein türkisch konnte, sah ich in Konstantinopel außer Bauten nichts Interessantes. Doch lernte ich die lebenslustige junge schöne Marquise Briedieux kennen.

Für das damalige Konstantinopel waren nicht nur die großen gelben, herrenlosen Straßenhunde charakteristisch, sondern auch, daß im Bazare ein Läufer mit einer Kindertrompete vor der Pferdebahn einher zu laufen und die Leute durch Trompetentöne auf die nahende 'gemeingefährliche' Maschine aufmerksam zu machen hatte.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Eine ähnliche Verquickung von westlicher Kultur und kindischer Barbarei sah ich erst im Jahre 1921 in Sofia, als das Stambuliski-Regime, um die Geschwindigkeit der in der Stadt verkehrenden Automobile zu regeln, am Platze vor dem Königlichen Schlosse ein großes, mit weit hervorstehenden Nägeln gespicktes Brett neben einem Laternenpfahl aufstellen ließ und dem diensthabenden Polizisten den Befehl erteilte, das Brett mit aufwärts gerichteten Nägeln vor jedes zu schnell fahrende Automobil zu werfen.

Es gab keinen Fremden in Konstantinopel, dem nicht der vor der Pferdebahn einher laufende Trompeter gezeigt wurde und keiner konnte Sofia verlassen, dem seine Freunde nicht die 'geniale Automobilfalle' der Bauernregierung gezeigt hätten.

In Folge seiner Lage ist Konstantinopel natürlich viel schöner als Nizza, doch kommt dies nur aus der Ferne zur Geltung. Im Inneren war Konstantinopel mit seinen zahllosen, durch europäische Ausschußware noch nicht verunstalteten Nationaltrachten, seinen Moscheen, Palästen, Türbes¹⁴ und gefaßten Quellen vielerorts malerisch aber nirgends wirklich schön. Seit 1902 habe ich es nicht gesehen und will es auch nicht sehen, um mir nicht eine schöne Erinnerung zu verderben.

Während ich bei Drašković war, kam der mir von früher bekannte Konsul Para nach Konstantinopel, und da ich ohnehin nach Skopje wollte, lud er mich ein, ihn auf der Rückreise zu begleiten. Ich nahm Paras Einladung gerne an, besuchte auf diese Weise zum zweiten Male Athen, dann kamen wir nach Saloniki, wo Generalkonsul Hickl unser Vertreter war und wo Para mich in den deutschen Club einführte. Die ganze Fahrt verlief ohne irgendein nennenswertes Ereignis. In und um Skopje betrieb ich geologische und geographische Studien. Von Skopje ritt ich nach

¹⁴ islamische Mausoleen.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Prizren und zwar diesmal über den Paß Jezerce. Von dort sah ich in herrlicher Beleuchtung die nordalbanischen Alpen bei Gjakova. Damals entschied ich mich, ohne mir über die Schwere der Arbeit klar zu sein, für ihre Erforschung.

In Skopje gewann ich manchen Einblick in die Art und Weise, wie man am Balkan Politik macht. Es genügt eine Episode. Eine Anzahl Serben kam auf den Gedanken, in Wien eine antiserbische aber auch stark antitürkische Flugschrift zu verfassen, und ließ dann diese Flugschrift in Skopje auf eine Weise kolportieren, daß sie gleich von den türkischen Behörden konfisziert wurde. Als man im Yildiz von dieser Broschüre erfuhr, geriet man im Hinweisse auf den Druckort daselbst, wie ich dort einem offiziellen, diesen Vorfall behandelnden k.u.k. Aktenstück entnehmen konnte, in große Aufregung, denn, da Calice dem Yildiz gegenüber stets seine Türkenfreundlichkeit betonte, meinte man daselbst, daß die Monarchie ein Doppelspiel treibe. Natürlich waren die Serben dann die Lacher.

Als ich in Skopje war, wurde noch immer reformiert. Nichts charakterisiert die Situation besser, als daß damals trotz der Reformaktion ein Albaner dem Vali Schakir Pascha den Vorschlag machte, auf sein Geheiß hin zehn Leute zu ermorden. Als Entgelt hiefür verlangte er jedoch eine zehnschussige Mauserpistole.

Von Skopje begab ich mich, wie oben gesagt, nach Prizren. Dort erhielt ich drei Zaptiehs, um nach Shkodra zu reiten. Die erste Nacht schlief ich im Han von Brut und, als ich dort am folgenden Tag bei Morgengrauen weg ritt, wurde ich bei einer Wegkrümmung aus dem zur rechten Seite des Wegs befindlichen Eichengestrüpp aus unmittelbarer Nähe angeschossen. Die Kugel durchlöcherte meinen Hut und streifte meinen Kopf, ohne mich jedoch zu verwunden. Ich sprang vom Pferde, suchte Deckung und wollte den Schuß quittieren, konnte den Übeltäter aber nicht erblicken. Übrigens hatte ich in diesem Augenblick das höchst

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

unchristliche Gefühl eines Jägers, der auf ein gutes Stück lauert. Ich hatte also meinen mit Fernrohr versehenen Mannlicher Karabiner vergebens geladen am Sattel gehabt. Der Ritt von Ura e Vezirit (Vesirbrücke) nach Shkodra verlief anstandslos. Mein erster Besuch in Shkodra galt unserem Konsul, Baron Bornemisza Gyula.

Da ich mein Gewehr bei mir hatte, arrangierte unser Konsul, nachdem ich mit ihm beim Vali einen offiziellen Besuch gemacht hatte, in Shkodra für mich am Shkodrasee eine Jagd auf Wasservögel. Wir ruderten in das Überschwemmungsgebiet des Sees, und da mir das Jagdglück hold war, erlegte ich einen Pelikan, einen Silberreiher und zwei kleine Kormorane, alles auf Distanzen zwischen 100 und 200 Schritt mit der Kugel. Durch diese Leistung wurde in Albanien mein Ruf als Scharfschütze begründet, und dieser brachte mir unter den Bergbewohnern dieses Landes später noch viel Ehre und Nutzen.

Nach einigen Stunden hatten wir genug geschossen und, als wir wieder beim Zollamt von Shkodra landeten, sahen wir eine Ehrenkompagnie mit Musik ausgerückt. Auf unsere Anfrage erklärte man uns, daß man feierlich die Ankunft Seiner Exzellenz des K. Ottomanischen Gesandten aus Cetinje erwarte, der nach Shkodra komme, um die Beiram-Feiertage zu verbringen. Wir beschlossen, uns den Empfang anzusehen und kamen auch auf unsere Rechnung. Bei allen Vorbereitungen hatten die Festordner bloß die eine Nebensache vergessen, daß die Hälfte der Straße, die der Held des Tages, Achmed Fevzi Pascha, zu passieren hatte, wegen der derzeitigen Überschwemmung unter Wasser gesetzt war. Des Übels wurde man erst im letzten Augenblicke gewahr, und so war nichts anderes übrig geblieben, als einen Holzstamm herbeizuschleppen, über den dann der Gesandte vor dem zum Empfange ausgerücktem Militär bei den Klängen der Sultans-Hymne und vor meinem photographischen Apparates balancieren mußte. Glücklicherweise gelang ihm das Unternehmen. Die

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Szene war grandios aber echt türkisch. Ein kleines *aber*, das in die feierlichsten Augenblicke eine unfreiwillige Komik bringt, oder die wichtigsten Angelegenheiten empfindlich stört, war überhaupt für die Türkei stets charakteristisch. Die Soldaten hatten Uniformen, *aber* einige Knöpfe fehlten. Die Kavalleristen hatten Sporen, *aber* häufig nur den einen. Zwischen Shkodra und Puka gab es eine Telegrafienleitung, *aber* die Isolatoren waren gebrochen und so ruhte dann der Draht auf den sonst die Isolatoren tragenden eisernen Haken, oder der Draht war intakt, *aber* es waren die Telegraphenstangen gebrochen und durch Holzgabel ersetzt. In der Nähe von Gevgeli gab es über den Vardar eine moderne, breite, aus Belgien stammende, eiserne Brücke, *aber* keinen Fahrweg, der zur Brücke führte. Es gab Kriegsschiffe, *aber* sie hatten keine Geschütze oder Maschinen usw. Dieses böse kleine Wort *aber* war es, das in der Türkei bei allem guten Willen einzelner Leute jeden Fortschritt unmöglich machte, jede Berechnung über den Haufen warf und den Untergang des Reiches zur Folge hatte. Es gab gute Gesetze, *aber* sie wurden nur dazu benützt, um die Bevölkerung rücksichtslos zu bedrücken. Es gab Soldaten, *aber* keine Waffen. Auch zur Zeit der Jungtürken gab es noch auf der Hedschasbahn Lokomotiven, *aber* keine Werkstätten, um sie zu reparieren.

Als wir von unserem Jagdausflug und dem Spektakelstück eines feierlichen Empfangs nach Hause zurückgekehrt waren, erfuhren Bornemisza und ich, der Vali sei von anderer Seite davon in Kenntnis gesetzt worden, daß ich angeschossen worden war, und habe während unserer Jagd sein diesbezügliches Bedauern beim Konsulate ausgedrückt. Wir ließen sofort beim Vali einen feierlichen Besuch ansagen und gingen dann zu dem armen Teufel, den das Ankündigen unseres Besuches, weil er meinte, daß uns seine Entschuldigung nicht genüge, in lebhaft Unruhe versetzt hatte. Ganz gegen sein Erwarten bedankte ich mich nur wegen seiner Liebenswürdigkeit

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

und bat die Sache nicht weiter zu verfolgen. Es geschah dies auch zum Teile, aber dennoch ist in gut türkischer Weise der recht unbeteiligte Handschi von Brut für einige Wochen eingesperrt worden, während der Schuldige, dessen Name ich übrigens auch später nicht erfahren konnte, weiter frei herumlief. Nach Jahren sah ich mich genötigt, dem armen Handschi ein kleines Geldgeschenk zukommen zu lassen.

Ende 1901 kam ich aus Albanien über Cetinje nach Wien. Ich erzählte viel über meine Reise, und mein Versuch, mein albanisches Abenteuer vor meinen Eltern zu verheimlichen, mißlang völlig, denn die Nachricht "Attentat auf einen ungarischen Reisenden" kam am 31. Dezember in die *Neue Freie Presse*, Frankfurt am Main. Wie die *Frankfurter Zeitung* aus Shkodra berichtete, "ist auf den Baron Franz Nopcsa, der von einer berittenen Regierungskorte begleitet, aus Prizren kommend, von einem Zaptieh aus Luma geschossen worden. Eine Kugel hat seinen Hut durchbohrt, doch blieb er selbst unverletzt. Der Zaptieh gehört zu denjenigen Gendarmen, die wegen Einführung der Reformen entlassen worden waren, um einem Christen Platz zu machen. Baron Franz Nopcsa ist Kadett der Reserve im Husaren-Regiment Nr. 2."

Um den türkischen Behörden zu schmeicheln, verfaßte ich auf diese Nachricht hin ein jesuitisches, dem Wortlaute nach wahres, dem allgemeinen Eindruck nach freilich unwahres Dementi. Die *Neue Freie Presse* publizierte es unter dem Titel "Ein angebliches Attentat." "Wir haben," hieß es in diesem Artikel, "im heutigen Morgenblatt eine Meldung der Frankfurter Zeitung aus Shkodra reproduziert, daß auf Dr. Franz Baron Nopcsa bei einem Ritt von Prizren nach Shkodra von einem entlassenen Zaptieh geschossen worden sei. Mit Bezug darauf ersucht uns Baron Nopcsa um Veröffentlichung folgender Zuschrift: Der in Ihrem heutigen Morgenblatt nach einem Bericht der *Frankfurter Zeitung* gemeldete Zwischenfall, der mich auf

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

einem Ritt zwischen Prizren und Shkodra betraf, war bei weitem nicht so wichtig, wie es dem Telegramm des *Frankfurter Zeitung* nach den Eindruck macht, so daß ich offiziell hievon nicht einmal die k.u.k. österreichisch-ungarischen Konsularämter verständigt hatte. Was im Inneren Albaniens geschieht, schwillt, bis es zu eines Reporters Ohren gelangt, leicht zu ungeheurer Größe an. Achtungsvoll, Dr. Franz Baron Nopcsa, jun.”

Nach dieser Reise wollte ich wieder Paläontologie betreiben. Da es aber in Wien unmöglich war, Dinosaurierextremitäten zu bearbeiten, nahm ich mein ganzes, seit 1899 gefundenes Dinosaurier-Material im Frühjahr 1904 nach Paris und arbeitete im Jardin des Plantes, wo ich den berühmten Paläontologen Professor Albert Gaudry kennenlernte. Kleine Ausflüge führten mich nach Brüssel zu Professor Louis Dollo und nach Boulogne zu Professor Lennier. Ein für eine Woche geplanter Ausflug nach London bewegte mich endlich, mein Hauptquartier dorthin zu verlegen. Ich blieb bis Ende April in London und ließ mir meine in Paris gebliebenen Sachen aus meiner Wohnung in der Rue Caumartin nachsenden. Mein Debut in London begann damit, daß ich mich über das Original von *Hypsilophodon* hermachte und bald konstatierte, daß Hulke in den *Philosophical Transactions of the Royal Society* Knochen von *Hypsilophodon* als Stirn- und Nasenbein beschrieben hatte, die Teile eines Unterkiefers waren. Die eben aus dem Gesteine herausschauenden Kauflächen der Zähne hatte er als Sklerotikalplatten des Auges gedeutet. Diese Richtigstellungen, die den englischen Paläontologen entgangen waren, bildeten nebst Anderen den ersten Teil meiner ‘Notes on British Dinosaurs’ im *Geological Magazine*. Nach *Hypsilophodon* kamen *Polacanthus* und *Streptopondylus* an die Reihe, die ich beide rekonstruierte. Bei letzterem beging ich aber in der Eile, wie Huene später nachwies, einige arge Fehler. Einige Jahre später

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

erschienen in derselben Artikelserie meine Arbeiten über Stegosaurus, Priscus und Craterosaurus.

In England gab es herrliche Arbeitsmöglichkeiten und *sehr* freundliche Menschen (A.S. Woodward, Andrews, Lydekker, Sherborn u.s.w). Ich verkehrte im Hause Woodward ganz ungeniert, wie zu Hause, ferner auch bei Lydekkers. Die Leute trachteten mir auch mein Privatleben in London angenehm zu machen. In Paris konnte ich nichts derartiges bemerken. Ich habe die Engländer als Gesellschafter und England als Aufenthaltsort gern, die Deutschen sind aber größere Gelehrte und gründlicher in ihrem Fache. Den Mai und Juni verbrachte ich in Wien bei meinen Eltern. Der Aufenthalt war nur durch einen Jagdausflug nach Schallaburg zu Baron Tinti unterbrochen. Vom Anfang Juli bis 15. August war ich in Also- und Felsö- Porumbak und dem anliegenden Gebirge bei Grafen Leonce Oldofredi.

Der Zweck meines Besuches bei Oldofredi war, in dem Fogarascher Gebirge einen Bären zu schießen, und zwar wollte ich dies dann erreichen, wenn der Bär in eine Schafherde einbrach. Allgemein erzählte man mir, daß ein Bär bei solchen Gelegenheiten nicht wie gewöhnlich feig sei, sondern aggressiv werde. Auch dachte ich, daß das Herantreten an den Bären im Dunkel der Nacht, während die Hunde um ihn bellten, die Hirten schrieten, die erschreckten Schafe auseinanderstoben und er selbst mit den Tatzen schlagend brüllte und seine Beute zu verteidigen bereit war, besonders schön und Kaltblütigkeit herausfordernd sein müßte. Da ein Bär besonders häufig die bei der Almhütte Buna, bei der Almhütte Intreisvor und bei der Almhütte Racovician befindlichen Herden besuchte, verbrachte ich vierzehn Tage bei diesen drei Sennhütten, kam aber mit dem Bären, der jedesmal bei der Herde Schaden anstiftete, wo ich nicht war, kein einziges Mal zusammen, bis endlich alle Hirten lachten und mein Eintreffen bei einer Almhütte als unfehlbares Zeichen dafür ansahen, daß ihnen nun so lange ich dort bleiben

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

würde, die Nachtruhe durch den Bären nicht gestört würde, was auch richtig stets der Fall war.

Großes Entsetzen und Ärgernis erregte es unter der bürgerlichen und militärischen Hautevolee von Nagy Szeben (Hermannstadt, Sibiu), als Oldofredi und ich einst einen Hirten in seiner rumänischen Nationaltracht mit uns in das 'elegante' Restaurant Zum Römischen Kaiser nahmen und uns zum Nachtmahl öffentlich mit ihm an einen Tisch setzten. Unsererseits war dies eine Art Demonstration gegen die Nagy Szebener Sachsen, die uns antipathisch waren, mit denen wir daher nicht verkehrten und die uns nun aristokratische Hochnäsigkeit vorwerfen wollten. Gamsen sah ich während meines kurzen Aufenthaltes im wesentlichen Teile der Fogarascher Alpen keine, und wenn der jagdliche Teil des Ausfluges in jeder Hinsicht fehl schlug, so war der Ausflug als solcher, da ich mit dem unglücklichen und bedauernswerten Leonce Oldofredi einige fröhliche Tage verlebte, doch ganz angenehm und heiter.

Landschaftlich bleiben die Fogarascher Alpen, da man die relativ nahe Fogarascher Ebene stets vor sich hat, weit hinter dem Retezat-Gebirge zurück. Von Fogarasch fuhr ich nach Hause, und dann zum internationalen Zoologen-Kongreß nach Bern. Hier lernte ich Professor Osborn aus New York und Merriam aus San Fransisco kennen. Huene war auch dort. Mit Huene und seiner Gattin wurde ein Ausflug ins Berner Oberland unternommen.

Die Schweiz mißfällt mir, weil alles auf Fremdenausbeutung eingerichtet ist. Die Gegend ist ja recht schön, allerdings alles etwas zu massig und groß modelliert, um mir zu gefallen. Mir sind die detailreicheren Karpaten lieber. Und nun erst die in der Schweiz befindlichen Menschen! Die Schutzhütte, in der wir übernachteten, war voll gepopft mit Fremden, und dazu kommt man nun doch gewiß nicht in die Schweiz, um mit in Bezug auf Ansichten, Bildung und Charakter

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

gleichmäßig unbekannt und *ganz uninteressanten* Fremden wie die Heringe zusammen gepfercht zu schlafen. Und wenn man davor flüchtet und bloß in den erstklassigen Schweizer Hotels zu leben vorzieht, so hat man wieder von der Schweiz wenig. Da ist mir Albanien mit seinen Gefahren und Abenteuern, mit seiner herrlichen Farben und fast unmöglichen Beleuchtungseffekten, dann seinen lustigen und primitiven aber eben deshalb interessanten Menschen trotz des Mangels an Komfort und guten Wegen tausendmal lieber.

Bald flüchtete ich aus der Schweiz nach Szacsal und von dort fuhr ich im Oktober 1904 wieder zu Louis Drašković nach Konstantinopel. Nur der Vollständigkeit halber erwähne ich, daß während dieses meines zweiten Aufenthaltes in Konstantinopel, einige von uns, nämlich Louis Drašković, Graf Stani Deym und ich einen Ausflug zum sogenannten polnischen Çiftlik bei Riva an der Küste des Schwarzen Meers machten, um dort zu jagen. Deym nahm ein Zelt mit. Nach Riva gelangten wir in einem großen Ruderboot bei prächtiger See und vor dort ruderten wir im Ästuarium eines Flusses ziemlich weit landeinwärts. Ich genoß das stille Wasser und die Schilf- und Urwaldlandschaft zu beiden Seiten des Flusses.

Manchmal trat ein Büffel aus dem Schilf und verschwand im Wasser oder schob seinen Kopf langsam nach uns glotzend aus demselben. Als eine schon etwas dem Wasserleben angepaßte Rinderrasse ist der Büffel zoologisch interessant, denn während ein Rind in der Ruhelage die stets stoßbereite Stirne fast vertikal trägt, so daß die Nasenregion steiler als mit 45 Grad gegen den horizontalen Boden gerichtet ist, trägt der Büffel auch am Festlande die Stirne fast horizontal und hebt die Nüstern bedeutend gegen vorne. Die Ursache zu dieser Lageveränderung des Kopfes ist offenbar in der Ruhelage des Kopfes des im Wasser liegenden Tieres zu suchen.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Endlich wurde der Fluß, in dem wir aufwärts fuhren, so seicht, daß unser Boot im Schlammte endgültig stecken blieb. Wir gingen dort ans Land. Unser Faktotum beschaffte für den nächsten Tag Treiber, und wir schlugen das Zelt auf. Drašković, der auch zigeunerisch reden konnte, besuchte ein Zigeunerlager, und der Abend verging ganz gut. Doch schliefen wir wenig, denn Louis war an das Schlafen in einem Zelt nicht gewöhnt, und auf mich wirkte das viele Gepäck, das wir mit hatten, störend.

Den nächsten Tag verbrachten wir in den Wäldern, die hier auf vulkanischem Tuffgestein prächtig wachsen. Es wurden mehrere Treibjagden auf Rehe veranstaltet. So ein kleinasiatischer Wald ist etwas ganz anders als ein Wald bei uns. Unseren Wäldern fehlt der Christdorn am Waldesrande, den die Schlehdornen kaum ersetzen. Dann fehlen die immergrünen Sträucher, namentlich die Lianen. Von Baum zu Baum ziehen sich deren dünne, geschmeidige, zähe Sehnen, und in elastischen Spiralen hängen ihre stachelbewährten dünnen Enden von den Zweigen, so daß man im Grün des Blattwerkes ihre Gegenwart erst dann wahrnimmt, wenn sie einem den Hut vom Kopfe zerren. Die letzten Vertreter dieser Schlinggewächse konnte ich in den Hecken der Shkodra-Ebene finden. Während es hier nur einzelne Pflanzen waren, auf die man erst dann aufmerksam wurde, wenn man sie suchte, fand man sie in Kleinasien auf jedem Baume.

Die Jagd verlief vollkommen resultatlos. Am nächsten Tag gab es bei der Rückfahrt am Schwarzen Meer einen solchen Sturm, daß wir in Lebensgefahr schwebten und öfter den Horizont wegen der Wogen von unserer Barke aus überhaupt nicht sahen. Der Nordwind drohte uns an die steinig felsige kleinasiatische Küste zu treiben und deshalb mußten unsere Ruderer weit in das Meer hinaus rudern. Glücklicherweise waren es ihrer sechs, und so ging ihnen denn die Kraft nicht aus, uns in die Dardanellen in Sicherheit zu bringen, wo uns dann die Strömung bald nach Yeniköy brachte.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

In Konstantinopel verkehrte ich viel mit dem mir bereits bekannten Russen, Mandelstamm, einem gescheiterten Juden und hervorragenden Kenner des internationalen Rechtes, der sich darüber wunderte, daß ich, 'Stirner der Einzige und sein Eigentum' las. Ferner lernte ich den affektierten Pierre Loti kennen. Außerdem besuchte ich oft Baronin Anna Kuhn, geborene Gräfin Raday, dann Baron Calice, den österreichisch-ungarischen Botschafter, ferner seinen Sohn und endlich Generalkonsul Zepharovich, einen ehemaligen Theresianisten, der auf seinen Onkel, den Mineralogen, stolz war.

Knapp vor Abreise nach Skopje wurde ich in Konstantinopel krank, fuhr dann per Bahn krank nach Skopje. Dort wohnte ich bei Bohumil Para im Konsulate und unternahm Ausflüge nach Prizren, woselbst ich mich sowohl praktisch im Albanischen üben, als auch Geologie der Umgebung dieser Stadt studieren wollte. Ferner fuhr ich nach Tetovo und Mitrovica. Die Reise nach Prizren unternahm ich zusammen mit dem damals in Skopje anwesenden Ethnographen und Albanienreisenden, Dr. Paul Traeger, aus Berlin.

Bis Ferizaj, wo wir nachmittags ankamen, verlief die Reise ereignislos. In Ferizaj erhielten wir jedoch ganz besonders miserable Pferde. Traeger seines war nicht gut. Meines ganz besonders schlecht. Wir brachten gegen Prizren auf, aber recht schon nach zwei Kilometern kehrte ich nach Ferizaj zurück, um am folgenden Tag mit einem besseren Pferd nach Prizren zu reiten. Traeger war jedoch hierzu nicht zu bewegen. Die Folge war, daß ich in Ferizaj gut übernachtete, Traeger aber unterwegs von der Dunkelheit überrascht, in der Nacht erst in das Eis des Crnoljevo Baches einbrach und dann endlich in Crnoljevo in einem elenden Han zu schlafen genötigt war. Prizren erreichten wir fast gleichzeitig am nächsten Abend, ein Beweis, daß es bei aller Verwegenheit und Unternehmungslust doch nicht gut ist, eine Sache zu forcieren, und daß vielmehr Geduld und zähe

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Ausdauer weiterführen. In Prizren quartierte ich mich, um genötigt zu sein, albanisch zu reden, in einem 'Hotel' ein, doch ergab sich bald, daß der Eigentümer nicht, wie ich dachte, Albaner, sondern ein Kutzowalache¹⁵ war. Ich verkehrte daher mit ihm nicht auf albanisch sondern auf rumänisch. Das Wirtsgewerbe war, wie ich später bemerkte, im Nordosten Albaniens um 1900 hauptsächlich in kutzowalachischen Händen. Auch die Handschis von Crnojjevo und Shtime waren zum Teil Kutzowalachen.

Die politischen Verhältnisse waren recht heiter. Vor kurzem hatten die Lumesen alle türkischen Behörden mit Ausnahme des Kadis aus ihrem Gebiete vertrieben, und als sich die Pourparlers des nun unabhängigen Luma mit der türkischen Regierung in die Länge zogen, marschierten sechshundert Lumesen gegen Prizren. In Marsche wuchs ihre Zahl auf tausend, und die 2. Bataillon türkischer Truppen, die sich in Prizren befand und nach anfänglicher Disposition auf die Rebellen hätte schießen können, erhielt im letzten Augenblick einen Gegenbefehl, so daß die Lumesen Prizren besetzen konnten, worauf sich die Stadtvertretung, um Plünderungen vorzubeugen, genötigt sah, den Lumesen pro Tag und Kopf zuerst vier und, als dies den 'Eroberern Prizrens' zu wenig war, acht Pt. zu zahlen. Während die Lumesen Herrn von Prizren waren, begann der Vali mit ihnen zu verhandeln, zog aber gleichzeitig Truppen um Prizren zusammen, und so sahen sich dann endlich die Lumesen genötigt, Prizren wieder friedlich zu verlassen und nach Hause zu kehren, ohne jedoch ihren Behörden die Rückkehr in ihre leicht verteidigbaren Berge zu gestatten. Auch die türkische Regierung verspürte keine Lust, diese Rückkehr zu forcieren.

¹⁵ d.h. Aromune.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Meine Ausflüge waren recht lehrreich, doch hatte ich, um mir überflüssig viele Zaptiehs vom Hals zu halten, zuerst in Prizren einen kleinen Strauß mit den Lokalbehörden zu fechten. Nachdem ich meinen ersten Ausflug nach Zym nur von einem Khawassen begleitet hinter mir hatte, beharrte der Gendarmerie-Kommandant Prizrens darauf, daß ich für den folgenden Ausflug in die Ebene von Prizren fünf berittene Zaptiehs mitnehmen müsse, und tatsächlich schlossen sich mir, als ich, um diesen Ausflug anzutreten, am nächsten Tag den Han verließ, trotz meines Protestes fünf Zaptiehs an. Dies bemerkend kehrte ich heim und ging zum Mutasarrif, um mich allerdings erfolglos zu beschweren. So schienen denn die fünf Zaptiehs schon unvermeidlich, als ich auf eine meiner Listen verfiel. Ich ließ durchblicken, daß ich mich vor allem nicht auf Ausflüge in der Ebene von Prizren zu beschränken gedenke, sondern auch gegen Luma vordringen wolle. Am folgenden Tag erschien ich dementsprechend beim Mutarrasif, um ihn um eine stärkere Eskorte zu bitten, da ich das an Luma grenzende Gebiet Gora und Opolje zu besichtigen gedenke. Der Mutasarrif verständigte den Gendarmerie-Kommandanten, und dieser gab mir wieder fünf Zaptiehs. Ich nahm sie dankend mit der scheinbar harmlosen Bemerkung an, daß ihre Zahl für Gora und Opolje wohl genüge, ich aber in einigen Tagen, wenn ich nach Luma gehen werde, noch mehr Zaptiehs brauchen würde, da es ja rationell sei, daß sich die Stärke der Bedeckung nach der Größe der Gefahr richte. Diese Bemerkung wirkte, denn es verstanden sowohl der Mutasarrif wie auch der Gendarmerie-Kommandant, daß meine Ausflüge gegen Luma nur als Demonstration gegen die lächerlich große Gendarmerie-Eskorte anlässlich des ganz ungefährlichen Ausfluges in die Ebene von Prizren aufzufassen sei. Da ich aber keine weitere, diesbezügliche Bemerkung machte, unterließen sie es gleichfalls. Ich erledigte den Ausflug nach Opolje und einige Tage später verlangte ich erneut um eine Eskorte in die Ebene

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

von Prizren. Meine Demonstration hatte gewirkt. Statt der fünf Zaptiehs erschienen mit einem Male nur drei an ihrer Stelle. Auch dieser Ausflug verlief glatt, und nun ließ ich den Plan in die Luma zu dringen, wozu wenigstens 50-60 Zaptiehs nötig gewesen wären, fallen.

Dergleichen kleine Späße, wie den eben geschilderten, pflegte man in der Türkei *shetanlyk* (Teufelei) zu nennen. Ihre Anstifter waren, wie Vize-Konsul Lejhanec konstatierte, wahre *Schetans* (Teufel), die nur dazu auf die Welt kamen, um biedere, rechtsgläubige, mohammedanische Beamten das Leben zu verärgern.

Von Prizren kehrte ich nach Skopje zurück und von dort unternahm ich einen Ausflug nach Tetovo (Kalkandele), der gleichfalls mehrere Tage dauerte, aber insoferne höchstens interessant war, als ich in Kalkandele im bunt bemalten, großen, reinen Kloster der Bektaschi-Derwische übernachtete. Da mir das gute Verhältnis, das zwischen unserem Konsularvertreter und Adhem Baba, dem Scheich der Bektaschi in Prizren, bestand, bereits dort aufgefallen war, und ich in Tetovo erneut das gute Verhältnis beobachten konnte, das zwischen Para, unserem Skopjer Konsul, und den dortigen Bektaschis bestand, so erkannte ich, daß zwischen diesen beiden Körperschaften etwas besonderes vorging, was mir freilich vor der Hand ein Rätsel blieb. Als ich aber im Februar 1906 in Erfahrung brachte, daß die Bektaschi in Tirana eine geheime albanische Schule erhielten, da erkannte ich, daß sich die österreichisch-ungarische Regierung dieser Leute zum Entwickeln des albanischen Nationalgefühls unter den mohammedanischen Albanern bediente. Da einige Bektaschis eine große, in Facetten geschliffene Glaskugel an ihrem Gürtel tragen, vermute ich, daß sie dieselbe bei hypnotischen Vorgängen gebrauchen, wie solche, die durch ihre, wie es scheint, mystische Güte und Duldung predigende Religion vorgeschrieben sein sollen. Aus merkwürdig gebogenem

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Silberdraht hergestellte Ohrgehänge scheinen in dem Orden auch gewisse Bedeutung zu haben.

Über den Ausflug nach Mitrovica ist zu berichten, daß kurze Zeit vorher der später allbekannte Russenfeind, Isa Boletini¹⁶, das Gepäck des neu angekommenen russischen Konsuls durch seine Leute kurzerhand mit der Bemerkung auf die Bahn hatte transportieren und nach Skopje schicken lassen, daß er, Isa Boletini, in Mitrovica keinen russischen Konsul dulde, worauf eine geraume Zeit verstrich, bis ein neuer russischer Konsul in Mitrovica eintraf.

Von Skopje fuhr ich gegen Ende Dezember nach Belgrad, woselbst ich eine wenig einladende Universität antraf, den Botaniker, Dr. L. Adamović, kennenlernte, die Sammlungen besuchte und einige Tage bei Professor Cvijić¹⁷ verbrachte. Mit Professor Cvijić hatte ich später, als ich seine Spekulationen über eine tektonische Scharung der Dinariden und Albaniden zu bezweifeln wagte, einen wissenschaftlichen Konflikt, den er auch auf das persönliche übertrug, da er als persönliche Beleidigung empfand, daß ich seine Hypothese nicht annahm. Dies führte dazu, daß meine Angriffe gegen Cvijić, die endlich 1915 mit meinem Siege endeten, nur immer heftiger wurden.

Da meine in Konstantinopel ausgebrochene Krankheit in Belgrad noch nicht geschwunden war, war ich zu Weihnachten bereits in Szacsal, wo ich bis Ende Jänner verblieb. Von Szacsal fuhr ich dann für einige Tage nach Wien, wo ich meine bisher in Albanien gemachten geologischen Beobachtungen verarbeitete und meinen ersten Beitrag zur Geologie Albaniens verfaßte. Er

¹⁶ Isa Boletini (1864-1916), albanischer Patriot und Freiheitskämpfer.

¹⁷ Jovan Cvijić (1865-1927).

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

schien im Jahrbuch der Geologischen Reichsanstalt in Wien, wurde aber in wissenschaftlich gelehrten Kreisen sehr kühl aufgenommen. Nach Jahren bemerkte man, daß dieser, allerdings auf mangelhaftes Material basierende Artikel doch besser war, als man anfangs meinte. Zufällig hatte ich eben durch kühne Kombinationen das Richtige getroffen.

Nach dem Erfassen meiner Arbeit über Albanien begleitete ich Ende Jänner meine Mutter und meine Schwester Ilona nach Ägypten. Die Fahrt erfolgte am Bord des Dampfers Kleopatra des österreichischen Lloyd und war sehr unruhig. Die erste Zeit verbrachten wir im Sheppard's Hotel in Giseh und unternahm Ausflüge auf die Zitadelle, besuchten die Mosesquelle und bestiegen die Pyramiden. Wir lernten auch in Kairo Grafen Kozielbrozky, einen hochnäsigen, aber desto dümmere österreichisch-ungarischen Diplomaten, kennen. Bloß Szentivany Egon verhinderte, daß es zwischen ihm und mir nicht zu einem Duell kam.

Anfang Februar fuhren meine Mutter und meine Schwester nach Oberägypten. Ich stellte eine Karawane zusammen und begab mich mit sechs Kamelen von den Pyramiden nach Faiyum und schlug mein Hauptquartier bei Qasr-al-Sagha auf. Qasr-al-Sagha ist ein kleiner, altägyptischer Tempel am Rande des ehemaligen Mörissees gelegen. Zwischen dem heutigen Seeufer und diesem Tempel liegen die Ruinen der römischen Stadt Dune. Der See nimmt also ab.

Bei Qasr-al-Sagha blieb ich mehrere Wochen und sammelte Reste fossiler Landwirbeltiere, die in den eozänen und oligozänen Deltabildungen eines alten Flusses anzutreffen waren. Ferner fand ich in marinen Schichten Reste von Meersäugern und Exemplare von Kerunia. Außerdem studierte ich die Faktoren, die bei der Wüstenbildung wirken. Die durch den Flugsand ausgeschabten Steine, die ohne Rücksicht auf ihre Härte stellenweise durch das Flugsandgebläse spitzenartig durchlöchert

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

werden, und die verhärtete Wüstenrinde, der Wüstenlack, der alle Gesteine überzieht, waren ebenso interessant wie die Gipsknollen und die metergroßen Gipsrosetten oder die vertikal empor streichenden Klüfte, in denen Steinsalz auftrat. An dem Spiele der zarten Rippelmarks im Flugsand konnte man sich ebenso wenig satt sehen wie an den Fährten, die von über die Sandflächen einher hüpfenden, vom Winde getriebenen trockenen Pflanzenresten hinterlassen wurden. Am Rande der Wüste fesselte der Kampf zwischen dem Flugsand und dem bewässerten Kulturboden gleichfalls mein Interesse. Junge, üppige Dattelwälder stachen dann prächtig ab von ockergelbem Sande.

Am Wege von den Pyramiden nach Qasr-al-Sagha sind auch Reste zahlreicher Zeugenberge zu treffen. Tonschichten zerfielen in solchen Fällen zu kuchenartigen Gebilden. Sandstein oder kalkreichere Lagen zeigten die tafelformartige Form.

Interessant war, daß ich in den prähistorischen Tonschichten des Mörissees zusammen mit neolithischen Steinwerkzeugen auch subrezente Fukoiden antraf. Diese Fukoiden waren aus hellem verfestigten Sande bestehende, stengelartige, frei herumliegende, schwach gewundene oder geknickte, fingerdicke und meterlange Gebilde. Offenbar haben wir in ihren Ausfüllungen Bohrgängen von Würmern und Muscheln zu erkennen.

Wo Feuersteinknollen am Boden lagen, konnte man deren Zerspringen zu oft eolithartigen Stücken konstatieren. Dies erfolgte durch die mit der Sonnenbestrahlung einhergehende Erwärmung, und oft war eine Schlagmarke (cône de percussion) vorhanden. Das sukzessive Abspringen kleiner randlicher Partien ließ bei manchen Bruchstücken sogar einen retouchierten Rand erscheinen. Zur Lösung der Eolithfrage wäre das Studium solcher Stücke dringend zu empfehlen.

Im übrigen hätte ich über Ägypten wenig zu erzählen. Die Farben in der Landschaft sind gelb und lichtpastellblau.

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

Zuweilen gibt es dazu noch rote Farben. In Albanien dominieren im Gegensatz hierzu orange und violette Töne. Das Londoner Milieu ist im besten Falle blaugrau. In den Karpaten ist die Luft meist blau, nur bei Sonnenaufgang rosa. Orange, gar violette Färbung ist in den Karpaten selten.

Für die Ruinen Altägyptens habe ich nur sehr wenig Verständnis. Nicht einmal die Größe ist imponierend, denn man vergißt, daß man ein Naturprodukt vor sich hat. Eine Kunststraße des Faiyum, die aus Basaltblöcken gebaut ist, ist sogar erst vor einigen Jahren von einem deutschen Geologen als natürlicher Basaltgang beschrieben worden. Professor Stromer und ich haben dem freilich widersprochen.

In Faiyum hatte ich auch das Glück, einen mäßigen Sandsturm zu erleben. Die Feinheit des Materials, das dann in der Luft schwebt, kann nur jener begreifen, der so etwas mit angesehen hat. Überhaupt hat der Wüstensand die Fähigkeit überall hineinzudringen. Auch die Trockenheit der Luft ist etwas, was einem auffällt. In der Frühe angeschnittenes Brot ist mittags fest erhärtet, die Lippen springen und die Haut wird spröde.

Ende Februar besuchte mich meine Mutter in Faiyum, dann kehrten wir alle zusammen mit der Bahn nach Kairo zurück. Von Kairo fuhr ich, meine Mutter zurücklassend, anfang März nach Athen und traf dort unseren Gesandten, Baron Burian. Um die Seereise abzukürzen, fuhr ich nach Saloniki und von dort dann über Wien nach London.

Meine paläontologische Ausbeute aus Ägypten, deren bestes Stück ein Moeritherium-Schädel war, nahm ich mit nach London und schenkte sie dort dem Natural History Museum. Die Ursache, daß ich sie nicht dem Földtani Intézet (Geologische Anstalt) in Budapest schenkte, lag in der Art, wie eine von mir in Siebenbürgen zusammengebrachte Sammlung, die ich dieser Anstalt seinerzeit geschenkt hatte, daselbst bewertet wurde. Man hatte die 'brauchbaren' Stücke der Sammlung ausgesucht und

Studienzeit und erste Reisen (1897-1905)

dann die Regel 'einen geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul' vergessend, mich gefragt, was mit dem 'unbrauchbaren' Material, das heißt jenen Gesteinesstücken, die nicht das dort vorgeschriebene Format hatten, zu geschehen habe. Ich antwortete, man solle es auf den Misthaufen werfen. Das Földtani Intézet erhielt aber von mir, solange Johann Böck Direktor war, keine weiteren Geschenke.

Meine Studien in London erlitten eine einwöchige Unterbrechung, während welcher Zeit ich einen Erholungsausflug zu Fischern nach Sandown auf der Insel Wight unternahm. Dort begleitete ich die Leute auf ihren nächtlichen Fischzügen und, knietief im Wasser stehend, half beim Einziehen der schweren Netze gegen die Küste und am Tag beim Rudern, u.s.w. Eine ermüdende aber gesunde, schwere Arbeit. Sonst blieb ich bis Mitte Juni Dinosaurier studierend in London und verbrachte den Juli zu Hause in Szacsal.

Da ich in guter körperlicher Kondition war, beschloß ich im Sommer 1905 jenen Plan wiederaufzunehmen, den Krankheit 1903 und 1904 zu Schaden gemacht hatte, und die Geologie Nordalbaniens zu studieren. Den Anblick der nordalbanischen Alpen vom Passe Jezerce zwischen der Ura e Vezirit (Vezirbrücke) und Shkodra hatte ich noch immer nicht vergessen. Auch der beschneite Kegel der unerforschten Gjalica e Lumës war mir noch in Erinnerung. Und tatsächlich sollte es mir im Jahre 1905 endlich doch gelingen, meine seit 1902 gehegten Pläne zu realisieren.

Teil II
Forschungsreisen in Albanien
(1905-1910)

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Meine albanische Forschungsreisen begannen im Sommer 1905. Anfang August fuhr ich nach Cetinje. Hier traf ich unseren Gesandten, Kuhn von Kuhnfeld und seine Gattin, geb. Gräfin Anna Raday, wieder. Bei dieser Gelegenheit habe ich mich bei Fürsten Nikita eingeschrieben und nachmittags war ich mit Kuhns zur Prinzessin Jutta von Mecklenburg zum Tennis eingeladen. Es kamen auch der bäuerisch-schlaue Fürst Nikolaus von Montenegro und die Fürstin, denen ich vorgestellt wurde. Jutta war recht nett. Ich habe mit ihr gegen den französischen Gesandten, Marquis Sarcey, und Anna Kuhn gespielt. Ich glaube, wir haben verloren.

Abends waren Jutta und der montenegrinische Kronprinz Danilo bei Kuhns zum Essen, denn es war gerade Namenstag der Gräfin Anna. Mit Danilo plauderte ich lange über die Jagd. Er erzählte mir, wie lustig es sei, Delphine mit der Kugel zu schießen. Ich erzählte über Gamsen u.s.w. Die Zeit verging brillant, und endlich kam das Gespräch auf London. Danilo, "Londres, c'est superbe. C'est un état." Ich, "Eh bien, Altesse, c'est bien plus grand que quelques états européens." In diesem Augenblicke fällt mir ein, daß ich den Thronfolger des Zwergstaates Montenegro vor mir habe, und ohne den Satz auch nur zu unterbrechen, setze ich fort, "Par exemple la Norvège, qui n'a que quatre millions d'habitants." Die Situation war gerettet. Übrigens beschwerte sich am selben Abend Danilo bei der Gräfin Kuhn, daß er noch immer kein österreichisches Großkreuz habe, wogegen jeder deutsche feuchtohrige Prinz (Chaque blancbec de prince allemand) so eines besitze, und sagte, "Moi, l'admirateur loyale de Votre Souverain, me voici quatorze ans sans avancement." Also Knopflochschmerzen in den höchsten Sphären.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

In Cetinje lernte ich den türkischen Gesandten, Achmed Fevzi Pascha, kennen. Mit Kuhns und Achmed Fevzi nahm ich an einen Ausflug auf dem Lovćen teil und, als ich nun von Cetinje nach Shkodra wollte, gab mir Achmed Fevzi, der sich mit mir eng befreundet zu haben schien, einen Empfehlungsbrief an den Vali von Shkodra mit, chiffrierte aber, wie ich später erfuhr, gleichzeitig an denselben Vali, mich bei meinem Eintreffen in Albanien ja nicht im Lande herum reisen zu lassen. Als ich einige Tage später in Shkodra beim Vali vorsprach, hielt sich letzterer nach Übernahme des Empfehlungsschreibens an das Chiffretelegramm, war daher mir gegenüber sehr kühl und verbot mir in Albanien zu reisen. Als ich Konsul Kral¹⁸ von diesem unerwarteten Verbot des Vali informierte, bat er mich zu sich und sagte, "Hierauf gibt es nur die Antwort, daß Sie trotz des Verbotes des Vali schon heute abend außerhalb Shkodra übernachten und unverzüglich Ihre Reise antreten." Gesagt, getan. Ich unternahm einen Ausflug nach Shoshi, wurde aber krank und konnte nur mit Mühe in zwei Tagen von Shoshi über Prekal nach Shkodra transportiert werden. Dorthin gelangte ich unter Qualen und lag hierauf eine Woche krank in Shkodra bei Csáky Imre im Vizekonsulate. Konsul A. Kral ist sehr gut. Er nützt mich aus, ich nütze ihn aus, und damit ist die Sache in Ordnung. Ich lernte Msrg. Primo Doçi¹⁹, den infulierten Abbas Nullius der Mirditen, kennen. Letzterer ist ein echter Menschenfischer, aber bloß für seine eigenen privaten Zwecke.

¹⁸ August Kral (1859-1918), Generalkonsul in Shkodra zwischen 1905 und 1910.

¹⁹ Preng Doçi (1846-1917), Geistesführer und Politiker aus Mirdita.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Meine erste Reise nach Albanien war auf diese Weise, obzwar sie die Ausführung eines Projektes von 1901 gewesen war, mißglückt, denn wieder hatte mich Krankheit an einer längeren Reise gehindert. Doch ich ließ nicht nach, fuhr krank nach Szacsal, blieb August bis Oktober zur Erholung in den Karpaten und kam dann im November wieder über Cetinje nach Shkodra, um dann endlich erfolgreich bis Dezember in Albanien zu bleiben.

Achmed Fevzi gab mir bei Antritt dieser neuen Reise wieder ein Empfehlungsschreiben, gleichzeitig aber dringende Briefe an seinen Advokaten in Shkodra. Zum Vali ging ich mit Fevzis Empfehlungsschreiben überhaupt nicht und die Briefe ließ ich erst, nachdem ich im Gebirge war, den Advokaten zustellen, denn ich vermutete, daß der kaiserliche ottomanische Gesandte, um ein Chiffretelegramm zu ersparen, diesmal zu dem Mittel eines Uriasbriefes gegriffen hatte. Fevzis Empfehlungsschreiben blieb auf diese Weise in meinem Besitz, und sollte mir zufälligerweise später noch recht gut nützen.

Über meine zweite größere Reise habe ich manches zu berichten. Als ich im Sommer 1905 nach Albanien gekommen war, wußte ich naturgemäß noch nicht, wie man in Albanien zu reisen habe. Ich hatte daher einen alten, deutschredenden Albaner Santoja als Dolmetsch in meinen Dienst, außerdem einen Pferdetreiber mit zwei Pferden, einem für Santoja und einem für mich, gemietet, aber schon bei meiner Einkehr in Gjan hatte ich gemerkt, daß man mit den Pferden in Albanien Schwierigkeiten habe, da es nicht leicht sei, für sie Obdach und Futter aufzutreiben. Außerdem sah ich, daß die Qualität der Wege ein Fortkommen mit Pferden erschwere, aber ich glaube, ich wäre nie auf die einzige, richtige Art in Albanien zu reisen gekommen, wenn mich nicht zufällig Steinmetz sein Buch *Nordalbanische Wanderungen* auf seine Reismethode aufmerksam gemacht hätte. Ich entnahm dieser Arbeit, daß Steinmetz seine Touren zu

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Fuß und zwar bloß in der Begleitung eingeborener Bergbewohner zurückzulegen pflegte, und so beschloß ich, als ich im November 1905 wieder nach Albanien kam, seinem Beispiel zu folgen. Seine Reismethode modifizierte ich später insofern, als ich im Gegensatz zu Steinmetz außerdem noch auf Prestige und Sympathie baute. Prestige erhielt ich durch Ausgeben größerer Summen, was mir und meinen Nachfolgern das Reisen zwar bedeutend verteuerte, mir aber sehr nützte, Sympathie durch freundlichen, liebenswürdigen, lustigen Verkehr mit den Gebirglern. Wegen meiner mangelhaften Kenntnis des Albanischen nahm ich mir anfangs allerdings einen katholischen Skutariner²⁰, Deli Shala, als Dolmetsch mit, dann ritt ich bis nach Reç, sandte aber von dort das Pferd nach Shkodra zurück. Dort erbat ich vom Pfarrer von Reç, wo ich übernachtete, einen wegekundigen Begleiter, der mich nach Shkreli bringen sollte und dann ging ich so von Pfarrer zu Pfarrer weiter. Meine Reise führte zuerst durch das Karstgebiet zwischen dem Cemtal und jenem des Proni i Thatë, dann über Theth und Plan nach Shkreli. Dann kam ich nach Shkodra.

Einen tiefen Eindruck machte auf mich eine Episode im Cemtal bei der Brücke von Tamara im Gebiet der Kelmendi. Ich bat bei einem Hause um einen Trunk Wasser, statt mir aber Wasser zu geben, trug mir der mir bis dahin unbekannte Hausherr eine Schüssel saure Milch an, die ich bis auf den letzten Tropfen austrank. Kaum war dies geschehen, so kam der mir gleichfalls unbekannte Bruder des Hausherrn zufällig nach Hause und wollte sich, da es gegen Abend war und ihm sein Weg ermüdet hatte, an der saueren Milch erlaben. Er fand aber naturgemäß bloß die leere Schüssel und, als ihn nun der Hausherr zu verstehen gab, wer die Milch getrunken hätte, war er keineswegs,

²⁰ Bewohner von Shkodra.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

wie man meinen sollte, ungehalten, sondern meinte vielmehr, es sei ein Glück, daß er erst nach mir zu seinem Hause gekommen sei, denn so sei seine Familie glücklicherweise nicht der Notwendigkeit ausgesetzt gewesen, einen Gast hungrig von dannen ziehen zu lassen.

Leider hatte während meiner ersten Fußtour in Albanien der Balg meines Kodaks ein größeres Loch, und so mißlangen mir denn alle die schönen Photographien, sechzig an der Zahl, die ich während dieser Tour gemacht hatte. Dies verkelte mir das Photographieren dermaßen, daß ich meinen Apparat beim zweiten Ausflug gar nicht mitnahm, und erst beim dritten, zagenden Herzens, wieder zu photographieren anfang. Der zweite Ausflug, bei dem ich das Gebiet zwischen dem Drin und den Nordalbanischen Alpen kennenlernte, verlief in gleicher Weise wie der erste, doch war ich, als ich von Shala nach Nikaj wollte, genötigt, meinem Dolmetscher, da er Angst hatte nach Nikaj zu kommen, in Shala zurückzulassen, und als ich nun dann, trotzdem daß ich kaum albanisch verstand, mit meinen Begleitern, einigen als wildverrufenen Nikaj und Shala auf der 1700 m. hohen Qafa e Nermajës eine fröhliche Schneeballschlacht ausfocht, da erkannte ich, daß es sich bei diesen Leuten auch ohne Dolmetsch gut und lustig leben ließe.

Der Glanzpunkt der zweiten Tour war der Beleuchtungseffekt, der sich damals einstellte, als ich von der Qafa e Nermajës wieder nach Shala hinabstieg, denn im dunkelnden Shalatale blitzten aus dem blauen Talgrunde bloß die Gewehrschüsse, mit denen der Hochzeitszug, bei dem ich mich befand, begrüßt wurde. Die Dolomitberge der Nemanja-Kette glühten karminrot, und jenseits der Qafa e Boshit sah man den glühenden Sonnenball in dem grell orangefarbenen Meer versinken. Es war ein Bacchanal von Farben. Von Shala besuchte ich Dushman und Toplana und fand, daß mir Deli jeden Tag entbehrlicher, ja allmählich geradezu lästig wurde. Auf meiner

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

dritten Tournee des Jahres 1905, die mich über das südliche Ufer des Drin orientierte, nahm ich Deli noch mit. Er wurde aber während dieses Ausfluges, da ich seine Überflüssigkeit immer mehr einsah und er sich als großer Gauner entpuppte, zu Weihnachten, als ich in Mirdita war, endgültig entlassen.

Um bei Brut jene Stelle, wo ich vor einigen Jahren fast erschossen worden wäre, noch einmal zu sehen, unternahm ich von Orosh und zwar diesmal, weil ich mit Albanern und nicht mit Zaptiehs reiste, völlig ungefährdet einen Ausflug an die Ura e Vezirit. Im übrigen erforschte ich bis zum Frühjahr 1906 das Gebiet von Puka und Mirdita, so daß ich im großen und ganzen einen gleichmäßigen Überblick über das katholische Bergland Albaniens gewonnen hatte.

Während dieser Reise geschah es, daß Qerim Sokoli von Bugjon mich bat sein Probatim (Blutsbruder) zu werden, worin ich einwilligte. In Gegenwart von Qerim Sokolis Vetter, Deli Nou, als Zeuge, unterbanden wir uns den kleinen Finger der rechten Hand, entzogen ihm mit einem Nadelstich einen Blutstropfen, befeuchteten hiemit zwei Zuckerstücke, die wir uns gegenseitig zum Essen gaben, dann umarmten wir uns zweimal unter dem Rufe *për hair*. Damit war die Zeremonie mitten im Walde unweit Flet, durch die ich ein Mitglied der Familie Qerim Sokolis wurde, vollendet. Außer Qerim Sokoli hat noch der Bajraktar von Dragobia im Jahre 1914 mit mir unter Einhaltung desselben Zeremoniells Blutsbruderschaft geschlossen.

Außer der Blutsbruderschaft gibt es in Albanien auch die Einrichtung des *kumbara* (Pate). *Kumbara* wurde ich im Jahre 1907 mit Sokol Shytani aus Shala und 1909 mit Nik Preloci aus Gruda. Auch die Patenschaft ist in Albanien eine heilige Institution, und zwar wird man dann jemandes *kumbara*, wenn man bei zunehmendem Monde an seinem Kinde den ersten Haarschnitt vornimmt. Wenn man *kumbara* ist, hat man das Recht, die Mutter des Kindes fortan *ndrikulla* zu nennen. Das

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Pflicht der *ndrikulla* ist es, einem als Entgelt für den Haarschnitt ein Paar neue Strümpfe zu schenken, wogegen man selbst dem Kinde ein Geldgeschenk macht. Ich gab in beiden Fällen je einen Napoleon, außerdem ließ ich es mir nicht nehmen, für mein Patenkind etwas zu sorgen.

Um einen Überblick über die Sicherheitsverhältnisse in Nordalbanien zu bekommen, sammelte ich 1905 und 1906 die Statistik der in diesem Gebiete begangenen Morde, doch ist mir die Publikation dieser Statistik von Msgr. Doçi, dem Abte der Mirditen, übelgenommen worden.

Im Jänner 1906 wurde ich, da ich ohne Paß reiste, in Puka von den Lokalbehörden dieses Ortes gefangen genommen. Die Situation hätte anfangs unangenehm werden können, denn unweit einer Quelle sah ich mich samt meiner beiden Mirditen plötzlich von ca. dreißig Soldaten mit angeschlagenen, schußbereiten Gewehren halbkreisförmig umzingelt. Ein Führer (Çaush) sprang vor, um uns dreien die Waffen abzunehmen. Blitzschnell brachten zuerst mein Diener Gjok Prenga, dann der andere Mirditer und dann auch ich unsere Gewehre gegen den Führer in Anschlag, und dieser konnte sich nun, ohne sein Leben zu gefährden, nicht rühren. Wir allerdings auch nicht. Es gab zuerst eine Pause, dann meinte endlich mein alter Recke Gjok grimmig lächelnd, daß von den dreißig Gewehren eines leicht aus Versehen losgehen könnte. Er sagte dies dem Çaush und fügte dann hinzu, daß in so einem Falle wir zwar tot wären, aber auch der Çaush drei Kugeln im Leiben haben würde. Er schlage daher vor, die Soldaten möchten die Gewehre absetzen, dann würden wir dasselbe tun. Der Führer akzeptierte diesen Vorschlag, und damit begann das Parlamentieren, wodurch die Situation schon einigermaßen verbessert wurde. Der Çaush sagte mir, der Kaimakam wolle mich sehen. Ich solle also hin. Nun meinte ich, wenn mich der Kaimakam sehen wolle, solle er herkommen, denn von uns zweien sei ich der größerer Herr, und Hin und Her seien

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

gleich weit. Der Çaush wunderte sich über diese Proposition. Wir parlamentierten über deren Opportunität, dann beschloß ich aber, als der hievon informierte Kaimakam seinen Sekretär zu mir sandte, zum Kaimakam zu kommen und sagte dann, als mich der Sekretär hiezu aufforderte, "Sehr gerne. Daß der Kaimakam ein höflicher Mensch ist, erkenne ich daran, daß er den ersten Schritt durch Ihre Entsendung gemacht hat." Ich entlud ostentativ mein bisher gegen den Çaush gerichtetes Gewehr und ging mit dem Sekretär nach Puka. Unsere Waffen wurden uns belassen.

In Puka hätte ich entwaffnet werden sollen, doch schon zuvor übergab ich freiwillig mein Gewehr beim Eintritt in das Regierungsgebäude einem der dort stehenden Soldaten. Da es Sitte ist, auch seinen Spazierstock beim Betreten eines Regierungsgebäudes dem Diener zu übergeben, war der Schein, daß ich entwaffnet worden wäre, dieser Art vermieden. Dies konnte ich wieder als einen diplomatischen Erfolg notieren.

Ich begrüßte den Kaimakam kurz aber freundlich und fragte, was er wolle. Er meinte zuerst einen türkischen Euphemismus für Gefangenschaft resp. gelinde Haft benützend, ich müsse bis auf weiteres mangels einer Legitimation 'Gast der Regierung' bleiben. Später wollte er mich aber hindern, mein Konsulat telegraphisch von dem ganzen Vorfall zu avisieren, und wollte mich am folgenden Tag gefangen nach Shkodra senden und zwar deshalb, weil eine solche Glanzleistung, wie die Gefangennahme eines verdächtigen Fremden, ihm bei Abdul Hamid seine ganze zukünftige Karriere gesichert hätte, wogegen mein Telegramm ihm dies eventuell hätte verderben können. Mir war eine solche Lösung der Sache nicht unsympathisch. Es gab verschiedene Intermezzi. Der Kaimakam meinte, meine Visitenkarte könne, da auf ihr keine Personenbeschreibung behördlich eingetragen sei, nicht als Legitimation gelten. Ich gab ihm lächelnd vollkommen recht, dann ging er einen Schritt weiter und fragte, was ich in meinen Taschen habe. Dies meinte indirekt,

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

ich solle ihm deren Inhalt zeigen. Ich sagte ihm, das gehe ihn nichts an, weigerte mich also energisch. Aber fünf Minuten später zog ich aus der Tasche ein großes Messer, aus der anderen einen Apfel, und sagte, "siehe auch das habe ich in meinen Taschen", und begann, den Apfel zu schälen und zu essen. Ironisch fragte mich der Kaimakam, ob ich hungrig sei. Ich antwortete, "freilich, denn es ist schon Mittag," und da ließ er mir nun Brot und Eierspeise bringen, meinen Mirditen aber gar nichts. Ich gab das Brot den Mirditen und machte mich bereit, die Eier ohne Brot zu essen. *Einem* Menschen zu essen zu geben, dem anderen aber nicht, dies widerspricht nun der albanischen Gastfreundschaft. Es dauerte nicht lange, bis denn auch die Mohammedaner Pukas, die alle in das Regierungsgebäude gekommen waren, um zu sehen, was denn eigentlich los sei, dies dem Kaimakam auch vorwarfen. Infolge dieser Intervention bekamen dann auch meine Mirditen zu essen. Dies war für gefangene Albaner wieder ein nie dagewesener Erfolg. Vor dem Essen machte ich, mich freilich einem Ausbruch mohammedanischen Fanatismus und einer momentanen Ermordung aussetzend, das Kreuz und verrichtete ein kurzes Tischgebet. Meine Mirditen folgten meinem Beispiel. Da dies in einem mohammedanischen Regierungsgebäude zu Angesicht des Kaimakams geschah, waren die Mohammedaner zwar aufgebracht, aber es imponierte. So gewann ich langsam an Prestige, und dies ist in persönlichem Verkehr, zumal im Orient, das größte Gut. Man bekommt es durch Pflanz-machen und überlegene Ruhe.

Der Kaimakam wollte natürlich mehr als alles andere den Inhalt meines Notizbuches kennenlernen, das er ganz richtig in einer meiner Taschen vermutete. Je ruhiger ich mich benahm, desto weniger getraute er sich handgreiflich zu werden. Eine Untersuchung meines Gepäcks ließ er zwar noch trotz meines Protestes durch einen Soldaten vornehmen, weiter wollte er sich aber doch nicht trauen und er sann daher nach, wie er auf

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Umwegen an das Ziel gelangen konnte. Ein Versuch, die Mohammedaner Pukas gegen mich als österreichisch-ungarischen Spion aufzuhetzen, damit sie sich an mir vergreifen und ohne des Kaimakams ausdrücklichen Befehl mit Gewalt meine Taschen untersuchen, schlug fehl, denn ich gab, als der Kaimakam die Mohammedaner aufmerksam machte, daß ich ein Notizbuch mit allerhand kompromittierenden, hochverräterischen Notizen habe, dies ohne weiteres zu, fügte aber hinzu, es sei von mir nicht nur alles, was eine feindliche Armee interessieren könnte, sondern sogar schon der Name des nächsten Kaimakam von Puka eingetragen worden. Der Kaimakam hielt dies für eine ernste Bedrohung und erschrak sichtlich, worauf ich ostentativ lachte.

Die Mohammedaner merkten, daß ich den Kaimakam zum Besten hielt, und lachten über seine Angst. Die Situation war gerettet, denn ich hatte die Lacher wenigstens für die nächste Viertelstunde auf meiner Seite. Freilich kam mir in erster Linie bei diesem Bluff das bisher mühsam erworbene Prestige zu Gute, das bei den Mohammedanern und auch beim Kaimakam den Gedanken erweckte, daß ich ein besonders großer Herr sein müsse, doch durfte ich auf mein Prestige nicht allzuviel bauen und, um eine Wiederholung einer so kritischen Situation zu vermeiden, änderte ich nun meinerseits meine Taktik. Ich sagte dem Kaimakam, daß ein Leibesvisitation ein höchst peinlicher Vorgang, daher so etwas sei, was vor Zeugen nicht stattfinden könne. Dadurch veranlasse ich vor allem, daß sich alle überflüssigen Zuschauer aus dem Amtszimmer des Regierungsgebäudes entfernen. Nach diesem Erfolg forderte ich den Kaimakam auf, wenn er den Inhalt meiner Taschen sehen wollte, einige Soldaten herbei rufen zu lassen, und erklärte endlich, daß eine Leibesvisitation nur mit Gewalt möglich sei. Eine Hand steckte ich ostentativ in die Rocktasche, als ob ich meinen Revolver in Bereitschaft bringen wollte. Der Kaimakam erkannte meine Entschlossenheit, es sogar auf eine Schießerei

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

ankommen zu lassen, und so etwas war nun doch wieder nicht nach seinem Geschmack, denn bei so einer Sache konnte er nicht wissen, ob sein Verhalten nachträglich im unberechenbaren Konstantinopel doch gebilligt würde. Von der Leibesvisitation wollte er aber doch auch nicht absehen, denn dies war seine erste Pflicht. Daß er mich am kommenden Tag nach Shkodra schicken würde, stand für ihn auch schon fest. Er mußte also nur einen Weg finden, um die momentane Schwierigkeit zu lösen. Infolge dieses Dilemmas telegraphierte er also um Rat an den Vali, und so wurde denn indirekt mein Konsulat von dem ganzen Vorfall avisiert. Generalkonsul Kral half mir dadurch, daß er noch am selben Abend meine Freilassung durchsetzte. Es haben die Verhandlungen allerdings von elf Uhr vormittags bis sechs Uhr abends gedauert, das heißt erst um sechs Uhr kam die telegraphierte Antwort aus Shkodra, daß ich freizulassen sei. Als sie zum Leidwesen des Kaimakams eintraf, da sagte ich ihm, "Siehst Du, verehrter Freund, wie ich es durch Klugheit und auf Umwegen doch dazu gebracht habe, daß der österreichisch-ungarischer Konsul avisiert wurde." Der Kaimakam änderte natürlich mir gegenüber sofort sein Benehmen und, da es schon zu spät war, um, wie ich ursprünglich beabsichtigt hatte, von Puka bis nach Qerret zu gelangen, übernachtete ich als 'wirklicher Gast' freiwillig beim Kaimakam von Puka.

In Puka war es, daß ich zum ersten Male Exemplare jener zwanzig Kilo schweren Sträflingsketten erblickte, die man in der Türkei Gefangenen damals noch an die Füße zu schmieden pflegte, und um einen Erinnerungsgegenstand an die Zustände der damaligen Europäischen Türkei zu haben, beschloß ich mir ein authentisches Exemplar so einer Kette direkt aus einem Gefängnisse zu beschaffen. Da es sich um Polizeigut handelte, war dies nicht so leicht, als ich mir anfangs dachte, und es sollten acht Jahre vergehen, bis ich ans Ziel gelangte.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Während meiner ersten Reisen in Albanien bewog mich meine Vorliebe für Holzschnitzereien im März 1906 zu einer Handlung, die für mich leicht böse Folgen hätte haben können. Als ich in die Pfarre von Vela kam, erblickte ich in der Wohnung des Pfarrers eine schöne, geschnitzte Holztür, deren ganz bedeutendes Alter ich sofort erkannte, und als mir der Pfarrer sagte, daß ihm mancher sogar schon geraten hätte, diese Tür zu verkaufen, da überlegte ich nicht viel und fragte ihn bündig, um wie viel er geneigt sei, die Türe zu verkaufen. Der Pfarrer sagte, "drei Napoleon." Ich griff hocheifrig in die Tasche und legte das Geld ohne weiter zu handeln vor dem Pfarrer nieder. Diese prompte Handlung hatte eine unerwartete Folge, denn der Pfarrer begann, da ich das im Orient übliche Feilschen vermied, zu ahnen, daß der Preis zu niedrig sei, und einen geordneten Rückzug anzutreten und, um den Kauf rückgängig machen zu können, erklärte er mir, er würde die Tür, falls sie ihm gehören würde, um den angegebenen Preis verkaufen, da sie aber Kirchengut sei, sei es in diesem speziellen Falle Sache des Bischofs von Kallmet, Msgr. Malczynski, den Preis zu bestimmen. Ich erkannte aus dieser Rede, der Pfarrer, Don Marco Negri, beabsichtigte infolge meiner unüberlegten Zahlungsbereitschaft die Tür bei dem Bischof höher bewerten zu lassen als drei Napoleon, und nun war also die Reihe an mir, den Listigen zu überlisten. "Entschuldigen, Hochwürden," sagte ich ihm, "ich wußte, als ich das Geld antrug, nicht, daß es sich um Kirchengut handelte. Nun da ich dies weiß und mir bekannt ist, daß Kirchengut für Pfarrer unverkäuflich ist, so reden wir nicht weiter über die Sache." Negri ahnte nicht, worauf ich losging, und damit schien ihm denn die Angelegenheit erneut begraben. Meine Pläne bezweckten etwas anderes. Ohne daß Negri auch nur etwas ahnte, schrieb ich an Msgr. Malczynski, der mir persönlich bekannt war, teilte ihm mit, daß der Pfarrer von Vela bereit sei, mir eine geschnitzte Tür seiner Pfarre für drei Napoleon zu

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

verkaufen, daß er dies aber ohne bischöfliche Erlaubnis nicht vermöge. Ich bat daher den Bischof, dem Pfarrer die Erlaubnis zu erteilen. Da mir bekannt war, daß der offenbar vom Heiligen Stuhle strafweise nach Kallmet in Albanien verbannte polnische Bischof Malczynski alles, was albanisch war, haßte, fügte ich dem Brief, gleichsam um zu zeigen, um was für ein Objekt es sich handele, das hinzu, daß die Tür deshalb schön sei, weil sie albanische Motive zeige. Wohl nicht unwesentlich durch den letzten Passus meines Briefes beeinflußt, befahl Msgr. Malczynski dem Pfarrer von Vela, mir seine Kirchentür zu verkaufen, und da ich das Geld sofort erlegte, konnte mir freilich nach einigen Schwierigkeiten die Tür durch das Konsulat nach Szacsal zugeschickt werden. Es geschah und noch heute ist die Türe in meiner Wohnung.

Was ausständig war, waren die Folgen des Sakrilegs. Der Pfarrer, der Bischof, das Konsulat und auch ich selbst sollten dafür leiden. Der Verkauf der Vela-Tür wurde bald bekannt. Die dem Pfarrer wegen anderer Sachen feindlich gesinnte Partei des Pfarrsprengels Vela bemächtigte sich der Affäre. *Fama crescit eundo*, und bald hieß es, der Pfarrer von Vela habe eine höchst wertvolle Kirchentür einem durchreisenden Fremden für 300 Napoleon verkauft, von dieser Summe aber bloß drei an die Pfarre abgeführt und den Rest unterschlagen. Vergebens beteuerte der Bischof die Unschuld seines Pfarrers. Die Aufregung der Pfarrgemeinde wuchs. Es kam zu einer Zusammenrottung vor der Pfarre, und Negri mußte, um Tätlichkeiten auszuweichen, seinen Pfarrhof in der Nacht fluchtartig verlassen. Damit war er nach albanischer Auffassung seines Pfarrhofes vertreiben und dessen verlustig. Nun mußte infolge des Kultusprotektorates der Monarchie über die katholischen Albaner das k.u.k. österreichisch-ungarische Generalkonsulat in Shkodra intervenieren. Es verwünschte also wegen der resultierenden Komplikationen jenen Augenblick, wo

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

ich die Vela-Tür erblickte. Der Pfarrer jammerte, denn sogar in anderen Pfarrbezirken wollten ihm die Gläubigen wegen des Vorfalles nicht haben. Der Bischof mühte sich lange Zeit vergebens, ihn in einer anderen Pfarre unterzubringen und nur nach langem Parlamentieren gelang es endlich, die Angelegenheit aus der Welt zu schaffen, während ich natürlich an die Rückerstattung der Tür gar nicht dachte.

Was mich anbelangt, so sollte aber auch ich die Folgen des Sakrilegs 1907 in den Prokletijen zu spüren bekommen, denn als ich 1907 in der Sennhütte von Jezerce übernachtete und mich, um zu erfahren, was die Leute über mich reden, wie häufig, schlafend stellte, da hörte ich bald, wie sich das Gespräch darum drehte, ob es vorteilhaft sei, wenn Fremde in das Innere von Albanien dringen. Der eine brachte dies, der andere jenes vor. Gegen mich hatten die Leute, da ich sympathisch sei, weil ich gut schieße, ferner mit allen Leuten freundlich verkehre und überhaupt kein böser Mensch zu sein scheine, speziell nichts einzuwenden. Jenen Fremden hingegen, der vor Jahren die Kirchentür in Vela gekauft habe, den müsse man freilich, hieß es im Laufe des Gespräches, wenn man gelegentlich seiner habhaft werden konnte, prügeln, denn es sei doch ein Skandal, eine Kirchentür zu profanieren. Ganz unvernünftig konstatierten also diese Kelmendi, man müsse die guten Fremden von den bösen unterscheiden, und ich hütete mich natürlich mitzuteilen, daß ich zu den 'bösen' gehörte. Erst viele Jahre nach diesem Gespräche und erst nachdem sich meine Position in Albanien total verändert hatte, traute ich mich meinen albanischen Jezerce-Freunden, meine Identität als 'Kirchenschänder' und die Belauschung ihres Gespräches zu verraten, worüber sie denn lachten.

Vom November 1905 bis Mai 1906 blieb ich in Albanien, bis ich endlich dort Trachom bekam und daher wegen meiner Behandlung an die Heimkehr denken mußte. Ich ging nach Prizren, da sich am Ende dieser zweiten Reise in Konstantinopel

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

gegen mich solche Gewitterwolken zusammenzogen, daß eine Rückkehr nach Shkodra nicht ratsam erschien. Da ich kein Passvisum hatte, mußte ich nun aber, um bei meinem Eintreffen in Prizren keine Schwierigkeiten zu haben, wieder zu einer List greifen.

Es war mir bekannt, daß Abdul-Hamidischen Prinzipien entsprechend, der Amtsbezirk Prizren, da er zum Vilajet Skopje gehörte, offiziell von dem, was im Vilajet Shkodra vorging, nichts wußte, und im übrigen galt auch für die verschiedenen österreichisch-ungarischen Konsulate oft dasselbe. Darauf baute ich meine Pläne. Von Iballja schickte ich an Vizekonsul Lejhanec einen Brief nach Prizren, in dem ich ohne Rücksicht auf den Preis um Entgegensendung des besten Reitpferdes von Prizren, ferner eines Kawassen zur Brücke von Vlasna bat. Dann traf ich dort mit sechs bewaffneten Albanern, unter anderem auch dem Notabel Pal Nika aus Flet ein und bestieg das Pferd. Hierauf setzte sich folgender Zug gegen Prizren in Bewegung: vorne zu Pferd der Konsulatskawasse, dann paarweise sechs bewaffnete Albaner zu Fuß, dann ich zu Pferd, dann ein Packpferd mit einem Kiradschi (Pferdevermieter). Von Prizren hätte der Polizeiposten am Stadteingang meine Begleiter natürlich entwaffnen sollen, da aber der Zug mit dem Kawassen an der Spitze feierlich einher kam, glaubten alle Polizisten, daß es sich um etwas Besonderes handele, und sie ließen uns daher ohne unseren Paß abzuverlangen, passieren. Wir gelangten so in den Straßen Aufsehen erregend zum großen Gaudium meiner Albaner ungestört zum Konsulat, und von hier ging ich mit Vizekonsul Lejhanec zum General, Exzellenz Schemschi Pascha, um ihm einen offiziellen Besuch zu machen.

Schemschi war trotz seines hohen Generalranges und trotz seines Pascha-Titels Analphabet, hielt sich aber, um seinen Offizieren gegenüber seine Autorität wahren zu können, bloß einen Zugsführer als Sekretär. Dieser energische, entschlossene,

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

ja verwegene, in Bosnien gebürtige, fanatisch alttürkische General haßte instinktiv die Albaner. Er war ein treuer Diener seines Herrn Abdul Hamid und von seinen Gegnern mit Recht gefürchtet. Dies war auch der Grund, weshalb er von den Jungtürken 1908 in Monastir (Bitola) ermordet wurde.

Für seinen persönlichen Mut war es charakteristisch, daß er einstens, als die Albaner wieder einmal Gjakova belagerten, seine berittenen Begleiter hinter sich ließ und allein durch den Kreis der Belagerer hindurchritt, um der bedrängten Garnison von Gjakova die Nachricht zu bringen, daß die unter seinem Kommando stehenden vier Infanteriebatallione demnächst zum Einsatze eintreffen würden. Die Albaner erkannten den durch ihre Reihen galoppierenden General und machten einander sogar auf ihn aufmerksam. Sie wußten auch, seine persönliche Tapferkeit zu achten, und feuerten keinen einzigen Schuß auf den einsamen Reiter. So etwas kann man in der Ilias, in Coopers Lederstrumpf oder in einem Roman von Karl May lesen. Man würde es aber in dem Europa des XIX Jahrhunderts sonst für unmöglich halten.

Bei Schemschi, dem ich a priori antipathisch war, ergab sich folgendes Gespräch. Der Pascha: "Wir waren während Ihrer Reise um Ihre Sicherheit sehr besorgt." Ich: "Danke, Exzellenz, für meine Sicherheit Sorge ich selber. Ich bin mit sechs Bewaffneten ganz sicher bis in die Mitte der Stadt gekommen." Im weiteren Verlaufe des Gespräches bat ich dann, damit ich nicht genötigt sei, auch weiterhin bewaffnete Eingeborene mitzunehmen, um Beistellung einer Regierungseskorte nach Ferizaj. Schemschi bewilligte mir dies sofort. Hierauf unterbrach uns aber Konsul Lejhanec auf deutsch mit der Bemerkung, "Siehe, dann war ja Ihr Einzug nach Prizren eine Demonstration!" Ich: "Jawohl, und Sie, Herr Vizekonsul, haben mir dabei durch den Kawassen unbewußt geholfen."

Über die Reise von Prizren nach Mitrovica ist nichts zu erzählen. Sie erfolgte per Bahn. Ihre Fortsetzung erfolgte zu

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Pferde. In Mitrovica gab man mir zwei berittene Zaptiehs, die ich bis Pljevlja mitnahm. In Sjenica verlangte mir ein eifriger Polizist den Paß ab. Da ich keinen besaß, und das Eingeständnis nicht schön wäre, während man mit Regierungeskorte reist, Polizeivorschriften zu mißachten, parierte ich die Frage, da es gegen Sonnenuntergang war, mit der Gegenfrage, "Ist der Mutasarrif noch im Amte?" Der Polizist bejahte, und ich forderte ihn hierauf, auf schnell zum Mutasarrif zu laufen und ihm zu sagen, daß in zehn Minuten ein Fremder, der mit Regierungeskorte hier eingetroffen ist, kommen werde, seine Aufwartung zu machen. Der Polizist tat wie geheiß. Ich machte den Besuch, und nach dieser Staatsvisite fiel es natürlich keinem Polizisten mehr ein, meinen Paß zu verlangen.

Diese Staatsvisite gehörte übrigens zu dem komischsten, die ich erlebt hatte. Ich setzte mich in einem saalartigen Zimmer dem Mutasarrif, Exzellenz X.Y., gegenüber nieder, aber schon nach den ersten Worten ergab sich, daß ich von allen Balkansprachen nur albanisch, der Mutasarrif nur türkisch verstand. Da ich nun einen Zaptieh hatte, der albanisch und slawisch verstand, der Mutasarrif hingegen eben einen Polizisten zur Hand hatte, der slawisch und türkisch konnte, wurden diese beiden hereingerufen. Sie stellten sich weit von unseren Plätzen entfernt bei der Tür in Habachtstellung auf, und es wiederholte nun am anderen Ende des Zimmers der Zaptieh auf slawisch alles, was ich den Mutasarrif anblickend dem Polizisten auf albanisch sagte. Der Polizist übersetzte es dann auf türkisch. Der Mutasarrif sagte, mich anblickend, die Antwort auf türkisch dem Polizisten. Dieser wiederholte alles auf slawisch dem Zaptieh. Dieser gab es endlich mir albanisch weiter. Die Konversation war infolge dieser Umstände eher schleppend und daher nicht besonders geistreich. Da sie sich nur um ganz konventionelle Sachen drehte, z. B. wie mir Sjenica gefalle, daß die Luft gut und gesund zu sein scheine, wie es mit dem Wasser beschaffen sei

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

und dergleichen, erschienen die heroischen Anstrengungen unserer Dolmetsche noch besonders heiter. Übrigens erkannte ich während dieser Reise, daß man sich nördlich von Novi Pazar mit albanisch nicht mehr verständigen konnte.

In Begleitung von Generalstabshauptmann Heller kam mir Drašković von Pljevlja bis Sjenica entgegen, und ich ritt nun mit ihnen über Novi Pazar und Prijepolje nach Pljevlja. Geologisch war der Ritt sehr interessant. An Ereignissen gab es aber nichts besonders zu verzeichnen. In Pljevlja blieb ich einige Tage bei Louis Drašković und lernte Brigadier Langer, den später Souschef des k.u.k. Generalstabes, kennen. In Pljevlja erfuhr ich, daß ich mit dem Ergänzungsbezirkskommando Szászváros auf schlechtem Fuße stand. Die Militärbehörden in Szászváros wollten mich deshalb beschimpfen, weil ich lange nicht auf dienstliche Zuschriften geantwortet hatte. Doch das Trachom besiegte alles.

Um mich gegen das Trachom von Professor Bergmeister behandeln zu lassen, fuhr ich nach Wien, woselbst ich jeden Tag meinen Onkel Feri in Schönbrunn besuchte. Juli und August verbrachte ich in Szacsal und, Gemsen jagend, auch im Retyezátgebirge. Ich habe nie in meinem Leben so gut geschossen, wie damals. Fay Viktor und andere wurden blaß vor Neid. Mit elf Kugeln sieben Gemse. Manche dabei auf dreihundert Schritte Distanz. Alle flüchtig und dazu ein Coup double. An den Jagden nahm auch der mir sehr sympathische Horthy Jenö teil.

Im Oktober war ich in Wien und trat dort mit dem Landesbeschreibungsbureau des Kriegsministeriums, mit dem ich sei dem Sommer 1903 in Kontakt war, in enge Fühlung. Dieses Bureau übernahm die Herstellung meiner Karten. Ich schrieb meine Broschüre *Das katholische Nordalbanien* und war im November in Szacsal.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Mitte November fuhr ich nach Bukarest und Craiova. In Bukarest hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie das dortige italienische Konsulat unter den zahlreichen in Bukarest befindlichen Albanern tatkräftig agierte, und machte Szapary Lörincz auf diesen Umstand aufmerksam. Sonst habe ich in Bukarest mit Alexis Catargiu verkehrt, wurde in den dortigen Jockey Club eingeführt, lernte aber nur wenig Leute kennen.

Am 20. November habe ich in Bukarest Bajazid Elmas kennengelernt. Bajazid ist seither bei mir geblieben und nach dem Tode von Louis Drašković war er der einzige Mensch, der mir wirklich gern hatte, dem ich daher in allen und jeden vollsten Vertrauen entgegenbringen konnte, ohne einen Augenblick zu befürchten, daß er es mißbrauchen würde. Auch er hatte zwar seine Fehler, aber diesem Vorteil gegenüber nahm ich sie gerne mit in Kauf. Aus Haß gegen alles, was österreichisch-ungarisch ist und, da ich mich speziell in Albanien betätigte, aus Haß gegen mich ermordeten die Serben Bajazid seinen Vater und seinen Bruder in Stirovica 1913.

Ende November, Dezember und Jänner 1907 war ich mit Bajazid in Szacsal, und im Februar mit ihm in London. Ich wohnte im Bullingham Mansion 22. Vom 10. bis 13. Februar fuhr ich auf einen Tag zum Begräbnis meiner Großmutter nach Szacsal. Später wurden nacheinander in London Bajazid mit Influenza, und ich mit einem Tonsillenabszeß krank. Mein behandelnder Arzt war Dr. Huxley, der Sohn des berühmten Naturforschers. Er scheint seinem Vater nachgeraten zu sein und dies sowie der Umstand, daß der eine Sohn des großen Darwin guter Arzt ist, ist Lombrosos Ansichten berücksichtigend ebenso merkwürdig wie die hohe Begabung des zweiten Darwinsohnes, des Mathematikers Darwin. Bei dem Sohne des Geologen E. Suess, dem Geologen F. Suess jun., ist dies allerdings schon nicht der Fall. Übrigens war des großen Darwin Vater auch kein Idiot. Besonderer Verstand scheint also in der Familie Darwin erblich.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Auch diesmal unternahm ich von London einen Erholungsausflug nach Sandown zu einem Fischer, Mr. Kemp. Dann war ich wieder bis Ende April in London und fuhr dann nach Brasso (Kronstadt) zur Waffenübung. Ich wurde dem Rittmeister Zoltan in Fekete Halom zugeteilt. Habe in Kronstadt viel im Hause des dortigen Obergespanns Graf Mikes Zsigmond verkehrt. Seine Gattin, die Mutter mehrere Kinder, war eine bezaubernde Hausfrau.

Anfang August unternahm ich eine neue Reise nach Albanien. Der Einbruch erfolgte wieder von Cattaro (Kotor) aus, doch stellte ich die Sache anders an, als bisher, denn ich wollte die Grenze geheim passieren. Auf der Fahrt nach Cattaro hatte ich an Bord eines Dampfers der Ungaro-Croata mit einem Albaner, Mar Gjeku, Bekanntschaft gemacht, und da fragte er mich, wo ich denn hinreise. "Nach Montenegro," sagte ich. Dann fragte er weiter, ob ich auch nach Albanien kommen würde. Ich meinte, "Nein, denn bei Euch ist es zu gefährlich. Ihr Albaner seid alle Räuber und tötet alle Fremden." Mar protestierte, ich lachte und erklärte weiter, daß ich außerdem keinen für die Türkei gültigen Paß hatte, und daß man mit einem Gewehr die montenegrinisch-türkische Grenze auch nicht passieren durfte. Mar, dessen Gastfreundschaftsgefühl durch die Insinuation, daß die Albaner alle Fremden töten, gekränkt war, lud mich, um das Gegenteil zu beweisen, zu sich ein und versprach, damit ich ihn nur besuche, mich samt meinen Waffen über die Grenze zu schmuggeln. Dies war ganz nach meinem Geschmack, aber anfangs weigerte ich mich noch, die Einladung anzunehmen, gleichsam als ob ich Angst hätte und ihm immer noch mißtrauen würde. Endlich willigte ich aber ein. Alles klappte brillant. Hätte ich aber Mar gleich anfangs gebeten, mich über die Grenze zu schmuggeln, so hätte er Verdacht gewittert, gesehen, daß ich von ihm profitieren wollte, daher Geld verlangt, und mich eventuell, da er meinen Absichten mißtraut hätte, verraten und so weiter, wogegen er so froh war, daß ich seine Einladung annahm. Abgesehen davon,

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

daß ich über Mar keine Information hatte, wußte ich auch nicht, was ich von seiner Intelligenz zu halten habe, und ob es daher möglich wäre, ihm begreiflich zu machen, daß ich zwar nach Shkodra dürfe, in die Prokletijen aber höchstwahrscheinlich nicht.

Es war 37° C im Schatten, als ich am 8. August 1907 Podgorica verließ, um meinem Programm gemäß zum zweiten Male in die montenegrinisch-albanische Gebirgswildnis zu dringen, wo im Bereich der noch unbestiegenen 'Verfluchten Berge' seit jeher der Kulminationspunkt der Nordalbanischen Alpen vermutet wurde.

Mar befand sich bei der Schar, mit der ich gegen die türkische Grenze schritt. Es waren Angehörige des Stammes Gruda, die vom Markte in Podgorica heimgingen, und außerdem ein Dutzend anderer Grudenser, die wie Mar in der Nähe von Budapest in den Tótmegyerer Ziegeleien gearbeitet und sich dabei ein schönes Sümmchen verdient hatten, und nun nach halbjähriger Abwesenheit in fröhlichster Laune nach Hause zurückkehrten.

Mark Gjeka, einer der angesehensten meiner neuen Freunde, hatte für den Transport meiner Habseligkeiten ein starkknochiges, struppiges albanisches Gebirgspferd aufgetrieben, daß außer meinen Packtaschen auch noch alle Effekten meiner Reisegefährten trug. Mais und Salz waren der wesentlichste Bestandteil der Ladung. Da sich aber die aus der Fremde heimgekehrten Albaner mancherlei Sachen wie Bettdecken, Töpfe, eine Laterne und anderes primitives Hausgerät angeschafft hatten, gab es auf dem Rücken des Pferdes ein hochgetürmtes, buntes Durcheinander. Eine große Bratpfanne mußte freilich zur allgemeinen Unterhaltung von ihrem Eigentümer getragen werden, und es gab einen Ausbruch von Heiterkeit, als dieser, ein mit einem Martinigewehr bewaffneter, hochgewachsener Mann, aus der Bratpfanne einen wenig

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

praktischen Sonnenschirm improvisierte. Meinen Begleitern gab die unharmonische Ausrüstung hauptsächlich deshalb Anlaß zu Bemerkungen, weil die meisten mit wirklichen, blau und rot gestreiften Schattenspendern paradierten. Von allen Luxusgegenständen Europas haben in Albanien die Sonnenschirme ohne Zweifel die weiteste Verbreitung gefunden. Sie können, was ihre Verbreitung anbelangt, beinahe mit dem 'Luxusartikel' Seife konkurrieren.

Die durch einen leichten Südwind gemilderte Mittagshitze beeinträchtigte die Stimmung der zu Fuß marschierenden Reisegesellschaft in keinerlei Weise. Mark Gjeka und die Seinen freuten sich, nach halbjähriger Abwesenheit wieder ihre Heimat zu sehen. Ihre zu Hause gebliebenen Stammesgenossen, mit denen sie in Podgorica zusammengetroffen waren, freuten sich der Rückkehr der Wagemutigen, und für mich war die Neuheit der Situation von allerhöchstem Interesse. Ich kannte zwar Albanien und seine sympathische, wenn auch manchmal unzivilisierte Bevölkerung schon von früheren Reisen. Bisher war jedoch mein Aufbruch meist von Shkodra aus erfolgt, und mein Reisen hatte dann häufig nur in einem Wandern von Pfarre zu Pfarre bestanden. Diesmal hatte ich dagegen ganz plötzlich 'Europa' verlassen und war unmittelbar mit der Gebirgsbevölkerung in Kontakt getreten. Außerdem hatte ich noch einen anderen Grund guter Laune zu sein. Für mich war ja alle Aussicht vorhanden, die höchsten, noch jungfräulichen Spitzen Nordalbaniens zu besteigen.

Die Ebene zwischen dem für Montenegro wichtigen Podgorica, das wir mit seinen zahlreichen albanischen Geschäftsläden im Rücken hatten, und Tuz, bzw. die Ebene zwischen Podgorica und unserem nächsten Marschziele, dem türkischen Grenzorte Dinosa, ist ein kahler, mit Kalkgeröll bedeckter Landstrich, der nur zur Zeit des Durchmarsches ab und zu bereits abgeerntete Getreidefelder aufwies. Außer der Ernte

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

trugen die Dürre der letzten Woche und die bräunlichen, überall herumliegenden Kalkstücke dazu bei, der ganzen Gegend eine wenig anheimelnde Farbe zu verleihen. Die im Osten emporragenden, mäßig hohen, gerundeten Kalkberge zeigten wenig interessante Formen und schimmerten in heller, weißlichgrauer Farbe.

Eine mit Diluvialschutt bedeckte Ebene ist weder geographisch noch geologisch von besonderem Interesse. So konnte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf das Gespräch meiner neuen Freunde konzentrieren. Es gab vorzugsweise die Eindrücke wieder, welche die Gruda in Budapest empfangen hatten, und es war lehrreich anzuhören, wie diese Stadt zu manchem Vergleich mit Shkodra herangezogen wurde. Fragen wie die, ob der Budapester Basar ebenso groß sei wie der Skutariner, illustrierten in ziemlich klarer Weise den Gedankengang deren, die über ihre eigene Landesgrenze nie hinausgekommen waren. Als Augenzeuge kann ich berichten, daß die Nachrichten, die auf diesem Marsche über Budapest und 'Europa' überhaupt in schlichter Weise verbreitet wurden, auf die Hörer einen sehr nachhaltigen Eindruck machten und dazu beigetragen haben, den Gesichtskreis der Autochthonen einigermaßen zu erweitern.

Von Dinosha passierten wir eine kleine, auf der Generalkarte (1:200.000) nicht ausgeschiedene Wasserrinne, die offenbar mit der von E. Schulz erwähnten identisch ist. Ihre aus horizontal liegenden und verschiedenen festen Konglomeratbänken ausgebauten Seiten bilden infolge der unterminierenden Arbeit periodischer Hochwasser überhängende Wände und boten uns einen, wenn auch nicht gerade kühlen, so doch immerhin schattigen Ruheplatz. Die Gelegenheit, im Schatten eine Zigarette rauchen zu können, wurde natürlich denn auch nicht versäumt. Schnell waren wir alle unter den Uferändern verkrochen, und große lederne, einen halben Liter

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

fassende Tabaksbeutel kamen mit ihrem der Ottomanischen Tabakregie nicht unterworfenen Inhalt unverzüglich zum Vorschein. Die uns begleitenden Frauen mußten sich mit einem weniger schattigen Plätzchen begnügen, erhielten aber auch einige Zigaretten.

Mich überraschten meine Freunde damit, daß sie mir eine große Flasche Milch anboten, die sie unbemerkt meinethalben aus Podgorica mitgebracht hatten und deren Ausrinnen eine ihrer Marschsorgen gebildet hatte. Unaufdringliche, stille Aufmerksamkeit, die sich in allerhand Kleinigkeiten äußert, ist einer der natürlichen Züge, die in Europa leider bereits häufig fehlen, bei den Bergbewohnern Nordalbaniens aber gar nicht selten angetroffen werden.

Frisch gekräftigt näherten wir um zwei Uhr nachmittags der türkisch-montenegrinischen Grenze. Der Grenzübertritt, der unweit Omer Bozovci erfolgte, ist durch nichts zu erkennen, es sei denn, daß zahlreiche wilde Granatsträucher und andere mehr oder weniger dornige Gebüsche der Mittelmeerflora darauf schließen lassen, daß man sich hier einem Orte nähert.

Unweit von Dinoshä zeigte man mir die Reste einer angeblich sehr alten Kirche. Leider waren gar keine beschriebenen oder ornamentierten Steine vorhanden, aus denen man auf das Alter der Ruine hätte schließen können.

Ein Zollbeamter und ein Pikett regulärer, gut uniformierter Liniensoldaten, Nisam, repräsentierten in Dinoshä die Kaiserlichen Ottomanischen Behörden.

Als wir dorthin kamen, schliefen alle Polizeibeamten, denn wir waren, wohl wissend, daß türkische Beamte in der Mittagshitze zu schlafen pflegen, absichtlich gerade gegen Mittag von Podgorica aufgebrochen, und so war denn der einzige Beamte, den wir wach antrafen, ein Koldži oder Zollwächter, der im Hane von Dinoshä eben Kaffee trank. Der Koldži wollte natürlich unser auf ein Pferd gestapeltes Gepäck, bei dem auch

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

mein Gewehr war, untersuchen. Mar überredete ihn aber, zuerst doch mit uns einen Himbeersirup zu trinken. Der Koldži tat es. Dem ersten Sirup folgte ein Kaffee, dem Kaffee ein weiterer Sirup, dem Sirup wieder ein Kaffee, u.s.w. und als endlich eine Stunde und mehr vergangen war und der Koldži dann die Treppe hinabging, um das Packpferd zu untersuchen, da erklärten ihm plötzlich die unten befindlichen Albaner, so lange hätten sie auf die Zolluntersuchung doch nicht warten können und daher das angeblich krumme Pferd, damit es noch bei Tageslicht in Selishta eintreffe, bereits mit den uns begleitenden Frauen vorausgeschickt, denn es gehe sehr langsam und hätte Selishta sonst überhaupt nicht erreichen können, sich vielmehr am schlechten Weg in der Nacht gewiß den Fuß gebrochen. Der Koldži war vor ein *fait accompli* gestellt und mit der Versicherung, daß er nächstens umso genauer inspizieren würde, war die Sache erledigt. Schließlich war es allerdings auch dem Koldži ja nicht unangenehm gewesen, eine Stunde lang mit Sirup und Kaffee traktiert zu werden, und als Koldži dachte er natürlich gar nicht daran, sich um meinen Paß zu erkundigen. Auch dies war mir recht angenehm, denn es konnte mir zwar, da mein Paß, was Gjeku nicht wußte, für Shkodra visiert war, sogar falls mich der Grenzposten aufgehalten hätte, nichts besonderes geschehen, doch fürchtete ich, daß man mir, falls ich nach Shkodra müßte, dort betreffs der Weiterreise Schwierigkeiten bereiten würde. Daher dachte ich gleich anfangs, besser gar nicht hingehen. Mar Gjeku hatte ich den Besitz eines nach Shkodra lautenden Passes deshalb verheimlicht, damit er beim Passieren der Grenze ja nicht an der nötigen Vorsicht fehlen lasse. Außerdem hatte ich ja anfangs so gemacht, als ob ein Einbruch nach Albanien überhaupt nicht in meinem Programm gewesen wäre. Ich mußte auch Mar gegenüber konsequent bleiben. Dinosa passierte ich dank Mars Vorsorge ungeschoren. Da ich die türkisch-montenegrinische Grenze unerkannt passiert hatte, konnte ich mich eine Zeit lang

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

im Hochgebirge Albaniens ungestört herumtreiben. Später erfuhren die türkischen Behörden freilich, daß ich im Lande war.

Jenseits Dinosha änderte sich die ganze mittelbare und unmittelbare Umgebung. Das Cemtal nahm uns auf, und aus meinen friedsamem Begleitern wurden dem Anblicke nach durchwegs gefährliche Gesellen. Alle Albaner holten hier, bereits auf heimatlichem Boden, ihre in befreundeten Häusern hinterlegten Martini- und Werndlgewehre hervor.

Im Übrigen glich aber der Einzug der heimkehrenden Grudenser in ihr Stammesgebiet einem Triumphzuge. Von allen Höhen und vom jenseitigen Cemufer wurden sie durch Zurufe und Freudenschüsse empfangen, und rasch verbreitete sich die Kunde, die Pioniere des Stammes Gruda, die es als die ersten gewagt hatten, in die Fremde zu Erwerbszwecken auszuziehen, hätten das Wagnis glücklich überstanden und seien gesund und vollzählig wiedergekommen. Die 25 Napoleons, die Mark Gjeka vorzeigte, sprachen mehr als alles andere für den finanziellen Erfolg des Unternehmens. Allerdings rief der in Gruda ungewohnte Anblick einer schwierigen Männerhand bei manchem Neugierigen ein nicht geringes Entsetzen hervor, denn schwere Arbeit ist keine Lieblingsbeschäftigung der Malessoren²¹.

Da uns jeder der Begegnenden mit *hoş gelden*, der in Gruda üblichen Anrede, begrüßte, sofort aber auch etwas über die Heimkehrenden und deren Aufenthalt in Budapest erfahren wollte, wir daher an keiner Niederlassung vorbeikommen konnten, ohne ein Glas Milch, eine Schale Kaffee oder wenigstens einen Schluck Wasser zu trinken, gelangten wir nur langsam unserem Ziele näher.

²¹ Alb. *malësor* 'Gebirgler, Gebirgsstamm.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Das Cemtal, in dem wir von Dinosha bis nach Selishta zogen, ist durch seine noch im Gebrauch stehenden und wahrscheinlich schon in grauer Vorzeit benützten Höhlenwohnungen von Interesse. Wie in der Wasserrinne von Dinosha ragen auch hier am Flußufer durch Regenwasser verfestigte, härtere Diluvialschichten über ausgewaschene hervor und bilden Hohlräume, die nur durch ein Geflecht oder eine niedere Trockenmauer abgeschlossen zu werden brauchen, um als Wohnstätten zu dienen. Sie gewähren Schäfern während der Sommermonate Unterschlupf. Doch ist ein großer Teil der eigenartigen Siedler durch Raummangel gezwungen, tagsüber im Freien zu kampieren. Besonders diese modernen, aber weder bössartigen noch sonderlich unzivilisierten Troglodyten waren es, die uns begrüßen und bewirten wollten.

Außer den Hirtensiedlungen gab es für uns im Cemtale aber auch andere freundlich gemeinte Hemmungen zu überwinden, denn überall, wo am Flußufer ein ebener Fleck Erde anzutreffen ist, kann man gut bebaute Felder treffen, die Tabak, Mais und Getreide liefern. An den Hecken gedeihen vielerorts Weinreben, die, obzwar keineswegs herrenlos, ihre Trauben für jedermann zu tragen scheinen, denn niemand würde es auch nur einfallen, es übel zu nehmen, daß der Vorübergehende von ihnen pflücke. Im Gegenteil, man würde es sonderbar finden, wenn man sich an dem fremden Gute nicht gütlich täte.

Hirten, Kulen, Häuser und Weintrauben verzögerten unsere Reise, und so kamen wir recht spät nach Selishta. Knapp vor Mark Gjekas Haus mußte der Cem auf einem lebensgefährlichen, bloß aus Rutengeflechte bestehenden Stege noch überquert werden.

Am 9. August zog ich von Mark Gjekas traulichem Häuschen weiter zu der in 320 m. Meereshöhe gelegenen Pfarre von Gruda und dann im Gebiete von Kastrati nach Trabojna.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Die Unterkunft in Gruda war, da sich das neue Pfarrhaus im Bau befand und das alte bereits aufgelassen war, nicht glänzend. Die Liebenswürdigkeit des Pfarrers half aber über die kleinen Misereen hinweg.

In Trabojna fand ich in Don Luigj Bushti oder Pater Nou, wie ihn seine Pfarrkinder in Nikaj nannten, einen alten Bekannten und sehr aufmerksamen Hauswirt.

Die Bevölkerung des Ortes war wegen des Versiegens der einzigen in diesem Karstterrain existierenden Quelle in nicht geringer Erregung und nahm sofort meine geologischen Kenntnisse für die Wiedergewinnung des Wassers in Anspruch. Es ließ sich aber leider nichts machen, denn es wurde bald klar, daß wir es hier mit einer dünnen Wasserader zu tun hatten, die eine unterirdische Ableitung gefunden hatte. Da infolge der Sommerdürre auch die dreiviertel Stunden nördlich der Kirche von Trabojna entspringende Quelle Kroni i zi versiegt war, proponierte ich den Leuten, die noch etwas weiter im Norden befindliche Höhle Shpella e Prenkut auf Wasser zu untersuchen. Auf dem Marsche von Gruda nach Trabojna hatte ich nämlich an der abwärts führenden Mündung der Höhle größere feuchte Flächen und Sinterbildungen gefunden. Ob mein Rat befolgt wurde, ist mir unbekannt geblieben.

Von meiner erfolglosen geologischen Expertise zur Kirche zurückgekehrt, hatte ich Gelegenheit eines der Albanien eigentümlichen Mannweiber, *virginesha*, kennenzulernen, über die in neuester Zeit Dr. E. Schulz, früher schon Hahn und Steinmetz, geschrieben haben. Die *virginesha*, die ich antraf, war ein junges Mädchen, das, um sich nicht vom Vater trennen zu müssen, seinem Geschlechte entsagt hatte. Nichts verriet an dem bildhübschen, bewaffneten Jungen, der rauchend unter den Männern saß, daß er in der Gesellschaft ein anderes Element repräsentierte.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Von Trabojna im Gebiete der Kastrati führte mich mein Weg am folgenden Tag (10. August) nach Brixha im Gaue Hoti.

In Brixha kam ich gerade zurecht, um der Messe beizuwohnen und an dem hierauf folgenden Mittagsmahle des Pfarrers teilnehmen zu können. Dieser besorgte mir dann einen ortskundigen Begleiter, mit dem ich über die mir bereits bekannte Fushë Rrapsha nach der im Gebiete des Veleçik gelegenen Sennhüttengruppe Gropa e Ahut marschierte. Hier war es, wo ich meine erste Nacht unter den Schafhirten des albanischen Hochgebirges verbrachte. Daran, daß statt des Trinkwassers Firnschnee, statt des schwarzen Kaffees ein Gemisch von Firnschnee und Schafmilch verabreicht wurde, konnte man vor allem erkennen, daß man sich nicht in einem Dorfe, sondern in einer temporären Niederlassung befand, denn die Bauart eines armseligen Hauses im Dorfe und einer Sennhütte ist ungefähr dieselbe.

Da die Sennhütten Bun i Thorës ungefähr auf dem halben Wege zwischen Okol i Bogës und Theth liegen, waren sie wie geschaffen, um hier Mittagsrast zu halten. Es war schwer, sich für eine der Hütten zu entscheiden. Jede wollte uns bewirten. Ich überließ die Wahl meinen Begleitern. Die Aufnahme war überaus herzlich. Nach dem Mahle, das aus Maisbrot, gegorener Milch und einem *maza* genannten, aus Butter, Käse und Maismehl komponiertem Gemisch bestand, legten sich meine Leute schlafen, während ich es vorzog, mich in dem noch von keinem 'Europäer' betretenen Gebirgswinkel umzusehen.

Ein drohendes Gewitter zwang mich bald, meine Beobachtungen zu unterbrechen und zu den Sennhütten zu flüchten. Das Gewitter verzog sich. Wir konnten wieder ins Freie und, da die Sennhütten infolge ihrer Unreinlichkeit zum Übernachten nicht besonders einluden, beschloß ich noch am selben Tag bis nach Theth zu gehen, dessen wohnliches Pfarrhaus ohnehin mein Hauptquartier für die Exkursionen der folgenden

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Tage bilden sollte. Theth hatte außer der komfortablen Wohnung den Vorteil einer zentralen Lage und das für sich, daß ich von meinen früheren Reisen her mehrere Bekannte hatte. Unangenehm berührte mich jedoch freilich wieder die Geldgier seiner Bewohner.

Ein größeres Hindernis für meine weitere Reise war, daß zur Zeit meiner Anwesenheit der Stamm Shala, zu dem die Shoshi gehören, nicht bloß mit seinen östlichen Nachbarn, den Nikaj, in der herkömmlichen Feindschaft lebte, sondern momentan auch eine Fehde mit den Shkreli auszufechten hatte, da beide Stämme das Weiderecht auf dem Troshaniberge für sich in Anspruch nahmen. Wie ich beim Eintreffen in der Pfarre erfuhr, wurde durch diese Umstände das Begehen des Kakinjastockes erschwert, das des Troshanibergs leider ganz unmöglich.

Mein erster Ausflug von der 780 m. über dem Meere gelegenen Thethkirche galt in Begleitung von Zog Sokoli und Lek Curri der Maja e Boshit.

Ein unangenehmes Erlebnis hatten wir während dieses Ausfluges, als wir in der auf 1230 m. gelegenen, bloß aus Reisig geflochtenen Sennhütte von Kurt i Dudavet²² einkehrten. Das Maultier des Senners stand gerade um, und von allen Autochthonen wurde dies als böses Omen für unsere weitere Tour gedeutet. "Wenn wir gewußt hätten, daß dein Maultier krank ist, so wären wir überhaupt nicht gekommen," damit entschuldigten sich meine sichtlich niedergeschlagenen Begleiter bei dem ebenso niedergeschlagenen Senner. Und fast wäre die Prophezeiung zur Wahrheit geworden, denn als wir uns der Qafa e Dnelit (etwa 2000 m.) näherten, hielt uns ein ältlicher Hirt des Stammes Shala für herum streifende Nikaj und machte sich bereit, da er einen Überfall unsererseits befürchtete und den Angriff für die beste

²² Kurt i Ducajve?

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Verteidigung hielt, uns zu beschießen. Die *besa e çobanit*²³, d. h. der Waffenstillstand, dessen sonst Hirtenschichten teilhaftig sind, bestand derzeit nicht zurecht. Es war nicht leicht, den Mann von seinem Irrtume abzubringen und uns vor einigen unliebsamen Bohnen zu bewahren. Es half uns nur ostentativ zur Schau getragene Ruhe. Später gestand uns Dod Prela i Prel Marashit, daß ihm die Angst so in die Glieder gefahren sei, daß er ihrer noch jetzt nicht Herr werden könne. Meine an seinem Schrecken eigentlich unschuldigen Begleiter wußten nicht besseres, als den Alten gutmütig zu hänseln. Grund, sich zu fürchten, hatte Dod Prela wegen etlicher noch unerledigter Blutrachenangelegenheiten hinlänglich.

Das Gebiet von Nikaj ließ sich, wie mir auf der Maja e Drenit klar wurde, von Shala aus leider nicht bereisen. Der Plan, über Shala und Curraj zum Valbonapasse zu erlangen, mußte daher aufgegeben werden. In Shala erfuhr ich, daß der Bajraktar von Shoshi mit zwei Genossen über Aufforderung der türkischen Behörden drei Tage auf mich in Shala lauerte, um mich zu ermorden, und daß dieser Versuch, von dem ich nicht rechtzeitig in Kenntnis gesetzt worden war, nur deshalb mißlang, weil ich zufällig vier Stunden nach dem Abzuge des Bajraktars in Shala eintraf, wo mich dann der Pfarrer aufmerksam machte, in welcher Gefahr ich geschwebt hatte.

Meinen Aufenthalt in Shala verwendete ich dazu, einiges über die Vergangenheit des Stammes zu erfahren. Dann wandte ich mich nach Aufzeichnung einiger für die Vergangenheit von Shala recht aufschlußreichen Überlieferungen wieder nach Shesh. Von hier aus bestieg ich am 19. August die bloß 1630 m. hohe Maja Praça und besuchte dabei das unbekannt gewesene Dorf Kapreja im Nerlumza-Tale. Dann unternahm ich abermals in

²³ Eid des Hirten.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Begleitung Zog Sokolis und Lek Curris meinen ersten Vorstoß gegen Gucinje, nachdem durch allerhand Spitzfindigkeiten eine ganze Reihe zudringlicher Begleiter abgeschüttelt worden war.

Das Programm war, da mir die Erforschung des Talgrundes von Ropojani-Vruja wegen seiner geringen Übersichtlichkeit wenig Erfolg versprach, der Besuch der Sennhütten Bun i Jezercës, wo sich einige bis jetzt unbekannte Alpenseen befinden sollten.

Der Weg war nicht lebensgefährlich, aber erbärmlich genug. Zu wiederholten Malen gab es Felsabsätze, die nur mit Händen und Füßen zu erklettern waren. Gummischuhe oder Opanken, welche letztere Steinmetz auf seinen kühnen Touren vorzieht, bewähren sich auf derartigen Partien ganz vorzüglich. Schneefelder wurden, abgesehen von einem kleinen Fleck unweit der Qafa e Pejës erst am Nordwestabhang des Mali i Shorës, der die Qafa e Jezercës im Süden begrenzt, im 1820 m. angetroffen.

Einzig war wieder ein Beleuchtungseffekt auf der Qafa e Jezercës. Die vorgeschrittene Tagesstunde hinderte leider, die Aussicht auf die vor mir liegende und in ihrer Starrheit imposante, rauhe, vegetationslose Schnee- und Felswildnis lange zu genießen. Die Sonne ging schon unter. Alle höheren Spitzen erglühten in einem wunderbaren, satten Rosenrot, während aus den Tälern tiefblaue und violette Schatten zum Bergesrand emporstiegen. Ans Fotografieren war trotz aller landschaftlichen Schönheit nicht zu denken.

Beim Anbruch der Dämmerung eilten wir, unsere Ankunft durch Rufe und Schüsse ankündigend, zu den tief unter uns liegenden Sennhütten von Jezerce. Bald klangen aus dem Dunkel der Nacht Willkommenschüsse uns entgegen. Wir wußten nun, daß die Bewohner der Hütten Mark Kola und Zef Toma von unserer Ankunft unterrichtet hatten, eine Sennhütte in Stand setzten, Kaffee bereiteten und unserer harreten.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Vor dem Einlangen in dem Nachtquartier hatten wir noch ein Jagdabenteuer. Wir passierten in 1880 m. Höhe bei fast völliger Finsternis gerade ein Firnfeld, als, durch uns aufgeschreckt, einige ziegenartige Tiere plötzlich hoch wurden und im Galopp davon sprengten. Gamsen! war der momentane Gedanke. Das Notizbuch fallen lassen und das ohnehin geladene Gewehr an die Wange reißen, waren bei mir instinktive Bewegungen, von denen die letzte, wenn auch in etwas langsamerer Weise, auch meine Gefährten machten. Es fehlte nicht viel, und eine Salve hätte auf die dahin stürmenden Tiere gekracht. Im allerletzten Momente wurde aber unsere Jagdkunst abgekühlt. Es waren langhaarige Hausziegen, die sich von der Herde getrennt hatten. Der Irrtum hätte uns leicht in einen Konflikt mit dem Eigentümer der 'Gamsen' bringen können. Ohne einen Vorteil war die Episode jedoch nicht. Der Fremde stieg, wie ich nachträglich erfuhr, im Ansehen, weil er in einem entscheidenden Augenblicke nicht vergessen hatte, wozu er das Gewehr trägt. In den Augen der Malessoren ist überhaupt nur derjenige ein Mann, der seine Waffe zu führen weiß. *Tamam shqiptar* 'ganz wie ein Albaner', das ist das höchste Lob, das man dann einheimst.

Es war schon recht spät, als wir nach Bun i Jezercës gelangten, deren Meereshöhe ich mit 1710 m. bestimmte.

In Jezerce machte das Erscheinen des ersten Fremden in diesem bis jetzt von Europa unbehelligten Teile des Kelmendi-Gebietes nicht geringes Aufsehen. Außer meiner Person und meinen Kleidern fesselten hauptsächlich zwei Gegenstände die allgemeine Aufmerksamkeit. Das Fernrohr meines Jagdgewehres und die dicken Gummisohlen meiner Schuhe. Beide seien allen meinen Nachfolgern wärmstens empfohlen. Sie heben das Prestige ihres Eigentümers ungeheuer.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Für Essen war in Jezerce gut gesorgt. Fleisch, *maza*, Maisbrot, Milch, Käse, *kos*²⁴ und Zwiebel bildeten mein erstes Nachtmahl, und während meines ganzen dortigen Aufenthaltes gab es diese Speisen in Hülle und Fülle. Das einzige, womit es schlecht bestellt war, war das Wasser, denn die Albaner behaupteten steif und fest, das Wasser aller in der Nähe der Sennhütten liegenden Weiher sei ungesund, und so blieb nichts anderes übrig, als sich der Landessitte zu fügen, und das wenig einladende Schneewasser zu trinken. Man gewann dieses hier, wie in vielen anderen Sennhütten der Kelmendi und Kastrati mitten im Wohnraume, indem man das Schmelzwasser eines großen Schneeblockes in einem Holztroge auffängt. Da die Hütten keinen Rauchfang haben, ist der Schneeblock und infolgedessen auch das Wasser, durch Rauch, Ruß und Aschenpartikel meist verunreinigt. Das Herbeischleppen des Schnees besorgen ausschließlich die Frauen.

Nach dem, wie erwähnt, vorzüglichen Begrüßungsmahle erzählten sich meine Gastfreunde in Bun i Jezercës die politischen und nichtpolitischen Ereignisse des Tages. Daß ihnen der Appetitmangel des einen oder des anderen Schafes viel wichtiger erschien als alles andere, gab über das Geistesleben der Leute interessanten Aufschluß und war nicht verwunderlich, denn es entsprach eben ihrer Lage. Erst um vier Uhr türkischer Zeit, was im Sommer etwa unserer 11. Nachtstunde entspricht, legten wir uns zur Ruhe. Mir breitete man eine Decke aus, zum Zudecken hatte ich meinen Mantel. Trotzdem daß auf diese Weise für das Nötigste gesorgt war, konnte ich lange Zeit keinen Schlaf finden, denn abgesehen von der empfindlichen Kälte, verscheuchte die Neuheit meiner Situation jeglichen Schlummer. Ich war doch mitten unter den als wild verschrienen Kelmendi.

²⁴ Joghurt.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Bunte Gedanken, Betrachtungen und Träume waren es, die meine erste Nacht in der Sennhütte von Jezerce ausfüllten, und ich wußte fast gar nicht, daß ich fest geschlafen hatte, als sich beim ersten Morgengrauen die Bewohner der Hütte wieder regten und mich auf diese Weise weckten.

Der Besuch von Bun i Jezercës war der Mühe wert. Wohin man blickte, neue topographische Aufschlüsse, Vervollständigung und Umwandlung des Kartenbildes.

Am 22. August konnte wegen andauernden Regens nichts unternommen werden. Ich mußte in Bun i Jezercës verbleiben, dabei hatte ich jedoch Gelegenheit, einige unsere Sennhütte als Nachtquartier benützende Männer des mohammedanischen Stammes Krasniqi, dem ein sehr bedeutender Teil des Valbonatales gehört, kennenzulernen. Die mir wohlwollenden Kelmendi stellten mich als Italiener vor! Ich mußte recht ausführlich über die Herrlichkeiten Roms und Italiens, ja sogar über das kalabrische Erdbeben Rede stehen. Über die Zuneigung der Interviewer blieb ich nicht im unklaren.

In der Nacht vom 22. auf den 23. August war auf den Bergen südlich von Bun i Jezercës Neuschnee gefallen, und so brach ich mit Zog Sokoli, Lek Curri und Zef Toma bei kühlem, aber vollkommen heiterem Wetter auf, um die oberste Valbona zu besuchen. Da in der Mulde Lugu i Gradës Gemsen häufig sein sollten, improvisierten wir eine Jagd. Lek Curri bestieg die Maja e Paplukës, Zog Sokoli den Hang der Maja e Lisit, ein Çoban²⁵ wurde auf Unwegen auf die Qafa e Gradës geschickt, und ich drang von Westen in Lugu i Gradës ein. Gemsen waren vorhanden, wir kamen aber leider nicht zum Schuß. Nach allem, was ich hörte, sind die Gemsen in diesem Teile Albaniens offenbar wegen der guten Waffen der Leute derzeit im

²⁵ Ein Hirt.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Aussterben begriffen. Noch einige Jahre und man wird sie in dem baumlosen Prokletijen nur mehr vom Hörensagen kennen. Besser scheinen sie sich in den bewaldeten Gebieten des Cukal und Munella erhalten.

Von der Qafa e Gradës wandten wir uns, erneut an ausgedehnten Schneefeldern vorbei, am Gehänge der Maja e Jezercës, dem markanten, wenn auch kleinen Doppelkegel der Maja e Rragamit zu. Dabei lagen einige Hundert Meter unter uns drei schneeerfüllte Mulden, die sich noch tiefer unten zu einer großen, in das Valbonatal führende Furche vereinigten.

Die Nacht vom 23. auf den 24. August schlief ich am Ursprunge der Valbona in Bun i Valbonës (2550 m.). Am 24. zog ich über die Alm Zog Sokolis wieder in dem dem Valbonaursprung nun so nahe gerückten Ndreaj ein. Am 25. August gab ich Zog Sokoli, der von den bisherigen Märschen einigermassen ermüdet war, seinen wohlverdienten Lohn. Lek Curri, stets heiter und unverwüstlich, blieb auch fernerhin mein Begleiter. Außerdem nahm ich noch Sadri Luka aus dem nahen Okol in meinen Dienst, einen wegen seiner Intelligenz und Unerschrockenheit bekannten Mann, den auch seine zahlreichen Bekanntschaften mit den Kelmendi für die nächsten Touren empfohlen. Da es gerade Zog Sokoli und Sadri Luka gewesen waren, deren gegenseitiger Haß Steinmetz in Lebensgefahr gebracht hatten, und auch ich, gerade so wie Steinmetz, im Begriffe war, Zog Sokoli zu entlassen, um Sadri Luka als Begleiter aufzunehmen, mußte mit Vorsicht zu Werke gegangen werden, einerseits um Zog Sokoli vor den Augen seiner Stammesgenossen nicht zu kompromittieren, andererseits um einen etwaigen Zornausbruch bei ihm selbst rechtzeitig zu verhüten. Die Sache gelang mit Hilfe eines entsprechenden Trinkgeldes prächtig, und am 26. August konnte daran gegangen werden, die erst auf meiner Karte auch Maja e Radohimës genannte Maja e

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Kozhnjes, den Kulminationspunkt der westlichen Prokletijen, zu ersteigen.

Die Tour gelang ohne Zwischenfall, doch war sie schon von Okol aus recht beschwerlich. Bei ca 1750 m. querte ich den Steig, der, schon von Steinmetz und Liebert erwähnt, von der Qafa e Pejës zur Qafa e Shteguqenës führt. Das letzte Stück des Aufstieges auf der Südseite des Bergkolosses konnte nur mit Lebensgefahr genommen werden, da uns hier eine fast senkrechte, nur von einigen tiefen Wasserrillen gefurchte Wand entgegentrat. Ganz hervorragend bewährte sich in dieser Situation Lek Curri, dessen Geschicklichkeit bewunderungswürdig war. Er schien wie eine Fliege an den Felsen zu haften. An besonders glatten Stellen kletterte er voraus und zog nacheinander unsere Habseligkeiten, mich und Sadri Luka empor. Ich war unter uns dreien nicht der einzige, der froh war, als wir endlich spät am Nachmittage der glatten, grauenvollen Felswand glücklich entronnen waren und müde und hungrig den einsam in die Lüfte ragenden, langgestreckten, schmalen Rücken erreichten.

Wir gönnten uns zunächst eine kurze Rast. Meine Begleiter holten das Maisbrot und den Schafskäse hervor, an denen wir schon seit der Frühe zehrten. Wir verschlangen gierig die letzten Reste, tranken aus der flachen Höhlung eines Felsens etwas Wasser, und dann ging es ans Notieren.

Das Thermometer zeigte im Schatten 10° C. Das Aneroid ergab zu meiner nicht geringen Enttäuschung bloß 2430 m. Im Jahre 1906 hatte ich die Höhe auf 2800 m. geschätzt und sie für den Kulminationspunkt Nordalbaniens gehalten. Die Besteigung lehrte nun, daß sie hinter der Maja e Jezercës zurückbleibt. Es tat mir nun aufrichtig leid, letztere, vor deren Gipfel ich vor einigen Tagen kaum einige Hundert Meter entfernt gewesen war, unbestiegen gelassen zu haben. Wenn ich doch damals nur ihre dominierende Stellung geahnt hätte! Dr. Liebert schätzt ihre Höhe nach mündlicher Mitteilung auf ca. 2600.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Der Abstieg erfolgte zuerst über einen steilen, schmalen Felsgrat im Nordosten. Dann gelangten wir auf die 2310 m. hohe Qafa e Radohimës, wo wir ein sehr steiles Firnfeld trafen. Wir passierten es in sausender Fahrt, indem wir alle drei meinen Lodenrock als gemeinsamen Schlitten benützten. Solche Vergnügungen scheinen in der Malësia e Shkodrës allgemein verbreitet zu sein. Lek Curri wenigstens wußte mir von mehreren derartigen Talfahrten zu erzählen. Schneereifen und Steigeisen sind hier ebenfalls bekannt.

Am 26. August war es infolge der Dunkelheit leider unmöglich gewesen, die zwischen der Maja e Radohimës und Bun i Livadhit gelegene Strecke geologisch zu untersuchen. Ich war deshalb genötigt, dies am folgenden Tage nachzutragen, wobei ich den Radohima-Gipfel nochmals, nun von Nordosten erstieg. Außerdem untersuchte ich an diesem Tage die aus jurasisch-kretazischem Kalkstein zusammengesetzte Gropa e Livadhit të Bogës.

Von Bun i Livadhit të Bogës zog ich wieder gegen Norden, mit dem Vorhaben, auf der westlichen Lehne des Ropojani-Tales soweit, als es ratsam schien, gegen Gucinje zu gehen. In diese Stadt einzudringen beabsichtigte ich schon deshalb nicht, um vornherein jede Möglichkeit einer Kollision mit den dortigen Mohammedanern, und daher auch die Möglichkeit jeder daraus für die ottomanische Regierung, unserer Konsularämter oder für mich resultierenden Unannehmlichkeiten zu vermeiden.

Ich und meine Begleiter beschlossen in Rreth i Vukoçës zu übernachten. Schnee und Milch waren, wie gewöhnlich, die ersten Erfrischungen, die uns angeboten wurden. Diesmal aber hatten sie so böse Nachwirkungen, daß mir die Exkursionen der nächsten Tage recht vergällt wurden. Das übliche Abendessen - *maza, kos*, Maisbrot und schwarzer Kaffee - verschlechterte die Sache noch mehr. Um mich bei dem Mangel an Medikamenten

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

halbwegs zu restaurieren, schränkte ich meine Nahrung am folgenden Tage soweit als möglich auf warmen Milchkaffee ein. Er wurde mir in der bereitwilligsten Weise geboten. Die Bereitung des neuen Getränkes war aber mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, denn es fehlte ein für das Erwärmen einer größeren Menge an Milch geeignetes Gefäß. Meine Gastgeber entschlossen sich, die innen und außen rauchgeschwärzte und fettriefende sonst zur *Maza*-Bereitung dienende Bratpfanne dazu zu verwenden. Als Trinkgefäß diente das kleine Näpfchen, in dem sonst der schwarze Kaffee gereicht wurde. Das Mischen von Kaffee und Milch und das Nachfüllen des Näpfchens waren infolge dieser Umstände alles recht komplizierte Prozeduren und erregten das Interesse, aber auch die stille Heiterkeit der Malessoren.

Von Bun i Rrethit të Vukoçës begab ich mich in Begleitung einiger Hirten nach der nächsten Sommeransiedlung, nach Bun i Kodrës së Niçit. Die Verbindung zwischen den beiden Örtlichkeiten wird Weg genannt, ein Euphemismus, den man mit dem Leben bezahlen kann. Ein schmaler, abschüssiger Steg zwischen einer senkrechten Felswand auf der einen Seite und einem mehrere Hundert Meter tiefen Abgrunde auf der anderen, von dem unter jedem Tritte zur Erprobung der Nerven leichtbewegliches Kalkgeröll in die Tiefe rieselt. Bei Shkalla e Danit (1700 m.) wird der 'Weg' noch unbehaglicher. Der schmale Absatz verengt sich immer mehr und mehr, die obere und die untere Felswand gehen ineinander über. Der steil emporsteigende Pfad benützt schließlich eine gegen den Abgrund offene Einhöhung, die wohl 1.5 m. tief, aber so niedrig ist, daß man sie fast nur auf dem Bauche kriechend passieren kann. Dabei ist der talwärts abfallende Felsboden glatt und bietet der Hand nur wenige Anhaltsstellen. Sogar die unmittelbare Umgebung der an eine überhängende, etwa 60 m. hohe, glatte Felswand

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

angeklebten Sennhütte von Kodër e Niçit kann nur von Schwindelfreien besucht werden.

Die Hütte selbst war elend. Durch das klaffende Dach schaute der Himmel auf uns herab, und durch das elende, mit Moos ausgefüllte Mauerwerk fuhr der Wind in Stößen herein, daß Rauch und Funken keinen Winkel verschonten.

Der Abendessen war auch nicht glänzend. Bald nach dem Essen zogen die Hirten eine Pelzweste oder einen *xhurdi* an, schnallten sich die während des Mahles abgelegten Patronengürtel um und schulterten die geladenen Martini-Gewehre, um außerhalb der Sennhütte bei den Schafen zu schlafen. Für die Zurückgebliebenen wurden Felle ausgebreitet. Uns bot man außerdem noch Kleider und Decken an. Bald war alles in tiefem Schlummer. Bloß der Schein der rotglühenden Kohlen beleuchtete die durcheinander gewürfelte Gruppe.

Kaum graute der Morgen, so regte es sich in allen Winkeln. Der Kaffee wurde gekocht, und bald fanden sich durchfröstelt und taubedeckt nacheinander auch die Hirten wieder ein, um sich beim Feuer und einer Schale dampfenden Kaffees zu erwärmen.

Wir hielten eine kurze Beratung ab, auf welchem Wege ich am besten in die Nähe von Gucinje gelangen könnte. Es wurde beschlossen, statt des gewöhnlichen Talweges über Vushaj (Vusanje) einen Steig hoch oben auf der Lehne zu benutzen. Es ging denn auch alles glatt vor sich, und ich war sehr befriedigt, als ich nach verhältnismäßig kurzer Wanderung zu der Maja e Potkajs gelangte und von einer Felsnase derselben plötzlich Gucinje vor mir sah.

Das ganze schöne, fruchtbare Gebiet atmete idyllische Ruhe. Ich blieb, während meine Gefährten gegen nahende Mohammedaner scharfe Wache hielten, Notizen machend, etwa eine halbe Stunde auf der Felsnase, auf die das Hundegebell von

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Vushaj nur gedämpft heraufklang. Dann kehrten wir wieder nach Bun i Kodrës së Niçit zurück.

Um die an Gucinje grenzende Bezirke genauer zu untersuchen, war es meine Absicht gewesen, von Bun i Kodrës së Niçit geradewegs nach Nikç zu gehen. Meine Begleiter und besonders Prenk Olumi, der Eigentümer von Bun i Rrethit të Vukoçës, wußten aber in langer Debatte so viele Gründe dagegen vorzubringen, daß ich am 30. August nach Bun i Rrethit të Vukoçës zurückmarschierte und am 31. die Route über die Qafa e Koprishitit einschlug.

Vor dem Aufbruche von Bun i Rrethit të Vukoçës gab es noch eine recht originelle Szene. Zu meinem nicht geringen Entsetzen zeigte es sich nämlich, daß meine Pirschuhe unter den Anstrengungen der letzten Tage gelitten hatten, und sich die dicke Gummisohle von der dünnen Ledersohle loszulösen drohte. Da dies unterwegs höchst unangenehme Folgen haben konnte, so mußte dem Unheil im letzten Augenblicke vorgekommen werden. In hellem Wettstreit bemühten sich die 'wilden' Albaner, die auseinander strebenden Teile wieder zu vereinigen. Lek Curri machte die dazu unbedingt notwendigen Teufeleien und ganz miserablen Witze. Daß die Söhne der Berge, wenn sie wollen, mit Nadel und Bindfaden ebenso gut umzugehen verstehen wie mit dem Gewehre, bezeugte ihre Flickarbeit. Die Schuhe leisteten eine Zeitlang wieder vortreffliche Dienste. Als Necessaire zum Aufbewahren von Nadel und Zwirn dient zumeist die Innenseite des Filzkäppchens.

Nach Beendigung der Schuhreparatur brachen wir zu viert auf. Eine Sennerin trug, während die Männer nur mit dem Gewehr paradierten, meine mit Gesteinsproben recht beschwerten Packtaschen bis zur Paßhöhe (2190 m.).

Mittags erreichten wir die Sennhütten von Koprishit. Nach dem Mittagmahle, das auch hier, wie überhaupt seit einigen Tagen, aus *maza* bestand, gingen wir über einen nördlich

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

der Sennhütten befindlichen, relativ niedrigen, absolut aber immerhin 1900 m. hohen Rücken und stiegen von dort über die Maja e Ropunës nach Jama.

Nach der vieltägigen Wanderung über fast steriles, hartes Kalkgestein tat es den Füßen, Augen und dem Gemüte wohl, als wir von der Maja e Ropunës ab wieder Wiesen sahen und weichere, erdige Terrainformen betraten. Beim Abstiege nach Jama bemerkte ich interessante kretazische Versteinerungen. Zuerst sammelte ich nur mit Lek Curri, da aber Enthusiasmus ansteckend ist, wurden bald auch alle anderen Begleiter von der Sammelwut erfaßt, legten die Gewehre beiseite, zerschlugen Kalkblöcke und brachten von allen Seiten die Erstlingswerke ihrer paläontologischen Studien. Wäre doch einer von den Skribenten zugegen gewesen, die es so gut verstehen, über die Albaner Schaudergeschichten zu erzählen!

Ein mehrfacher treppenartiger Abfall brachte uns von Jama nach Nikç, und von dort gelangten wir nach Vukël.

Der alte Pfarrer von Vukël, ein Franziskaner, war mir samt seinem recht auffälligen Pfarrhause schon von einer früheren Reise bekannt. Ich wurde liebevoll aufgenommen und fühlte mich sehr bald bei ihm behaglich. Er beschaffte mir schon für den nächsten Tag einen Mann, der mich über Osonja nach Selca geleiten sollte.

Am 2. September ging ich in Begleitung eines Mannes aus Selca nach Budaç und am Nachmittag saß ich schon Kaffee schlürfend, in dem aus Tannen gezimmerten Häuschen des Lani Turkut in Budaç und lernte die Leute kennen, bei denen ich volle fünf Tage verbleiben sollte. Der Hausherr selbst, der Bajraktar von Nikç, war leider abwesend, dafür machte mir sein Bruder die Honneurs, und ich fühlte mich in kürzester Zeit hier so angeheimelt wie in keinem anderen Orte der albanischen Berge. Die öffentliche Sicherheit war hier, wie die Bewegungsfreiheit der Leute erkennen ließ, größer als in anderen Gebieten. Die

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Leute sind reiner und gesitteter, und das Essen kann mit dem in manchem albanischen Pfarrhaus rivalisieren. Ohne daß ich etwas merkte, wurde, als der Abend kam, ein Lamm geschlachtet, das nebst zahlreichen anderen Speisen ein vorzügliches Nachtmahl gab.

Ausflüge, schlafen, essen und trinken, das war meine Tätigkeit in Budaç. Eine Exkursion führte mich nach Leshnica, eine andere zur Qafa e Godijës, und auf der dritten wurde am 5. September der Trojan bestiegen.

Bei dieser Besteigung fand ich eine Taschenbussole, die, wie ich später erfuhr, Herr Steinmetz wenige Wochen vorher verloren hatte. Leider konnte ich sie dem Eigentümer nicht zurückstellen, denn einige Tage später, kam sie mir bei meinem hastigen Aufbruche aus Paja neuerlich abhanden.

Schnee und schneidender Ostwind luden nicht zum längeren Verweilen auf dem Trojanguipfel ein. Wir alle verließen ihn gern recht bald. Um nicht die gleiche Tour zweimal zurückzulegen, beschlossen wir die Nacht nicht in Budaç, sondern in dem mir noch unbekanntem Paja zu verbringen.

Nach dem Mahle wurde die Zukunft erforscht. Man hielt die Schulterblätter der verzehrten Lämmer gegen das Feuer und studierte in durchfallendem Lichte die hellen und dunklen Flecken. Auf einer ominösen Stelle waren zahlreiche kleine, schwarzrote Tupfen erkennbar. Sie bekundeten das Herannahen von Bewaffneten. Von Räubern oder Soldaten? Es war eine üble Prophezeiung. Sie würde auf das Herannahen montenegrinischer Räuberscharen bezogen, und wirkte, da man von ihrer Unfehlbarkeit überzeugt war, deprimierend.

Paja gefiel mir so ausnehmend, daß ich hier trotz der vorgerückten Jahreszeit zu verweilen beschloß, um das noch unbekanntes Gebiet von Dolja und Berishdol zu untersuchen. Doch ein unerwartetes Ereignis durchkreuzte alle meine Pläne.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Die Schulterblätter der Tags zuvor verzehrten Lämmer hatten nicht gelogen.

Während ich in Paja war, schickten nämlich die türkischen Behörden 300 Soldaten nach Budaç, um mich zu fangen. Dieser Überfall mißglückte zufällig, da ich in Paja war, doch nahmen die türkischen Truppen an meiner Stelle drei Geiseln und unter diesen auch einen gewissen Gjok Doda aus Shkreli gefangen, der auch sonst von der Polizei gesucht wurde, um verbannt zu werden. Durch diese Geiseln hofften die Soldaten von den Stämmen Kelmendi und Shkreli meine Auslieferung zu erzwingen. Fast wäre dies gelungen, denn Gjok Dodas mir damals noch nicht genauer bekannter Bruder Syni Doda war zufällig mein Begleiter. Dies war mir natürlich recht peinlich. Um zu erfahren, ob Syni, um seinen Bruder los zu bekommen, nicht etwa gar mich den türkischen Behörden ausliefern wolle, meinte ich vor allem, daß ich, um mich zu fassen, eine Viertelstunde schlafen müsse. Die Albaner fanden dies natürlich, und so hatte ich nun Muse, ihre weiteren Pläne zu belauschen. Ich hörte nun, wie Syni den anderen Albanern folgendes sagte, "Gjok werde ich nicht mehr wiedersehen, aber eher soll Gjok verschwinden als unser Gastfreund." Durch dieses Gespräch war ich über die Situation orientiert. Ich brauchte keine Auslieferung zu befürchten. Anstandshalber mußte ich nun aber um jeden Preis Gjok befreien. Zuerst protestierte ich brieflich beim Konsulat gegen die Art, wie die türkischen Behörden nach mir fahndeten. Ich schrieb, ich sei dadurch, daß man mich nicht ordnungsgemäß auf Konsulatswege aufgefordert habe nach Shkodra zu kommen, sondern mich trotz meiner sozialen Stellung einem Verbrecher gleich verfolgte, schwer beleidigt, verlangte Satisfaktion und sandte den Brief noch in der Nacht durch einen Eilboten nach Shkodra. Dann eilte ich selbst in einem Tage von Nikç über die Kapa e Brojës zur Pfarrkirche von Shkreli. Am nächsten Tag ging ich weiter nach Shkodra und gelangte mit Krals Hilfe noch im

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

letzten Augenblick eine mir entgegengeschickte Polizeipatrouille, die mein Notizbuch erbeuten sollte, vermeidend, glücklich nachmittag in die Stadt.

Hier ging ich mit unserem Konsul selbst zum Vali, um von ihm mündlich und persönlich Genugtuung zu verlangen. Der Vali mußte sich, als ich mein Passvisum vorzeigte, natürlich entschuldigen. Seine Bemerkung, daß das Empfehlungsschreiben aus 1905 sei, also anderthalb Jahre alt, parierte ich mit der Bemerkung, sein Vorgänger sei, als ich ihm im Sommer 1905 ein Empfehlungsschreiben desselben Gesandten vorzuweisen die Ehre hatte, mit mir so grob gewesen, daß ich es für unmöglich erachtet hatte, im Herbst 1905 erneut mit einem neuen Empfehlungsschreiben vor ihn zu treten, und deshalb sei dieses Schreiben in meinem Besitze geblieben. Erst jetzt könne ich es, ohne mich persönlich Grobheiten auszusetzen, sinngemäß verwenden. Die weitere Ausrede des Vali, nicht gewußt zu haben, wer ich sei, denn ich sei auf Schleichwegen über die Grenze gekommen, widerlegte ich schlagend mit Hinweis auf die Tatsache, daß ich über Dinosha eintraf, und endlich schob ich die Schuld, daß die türkischen Behörden über mich nicht informiert waren, auf die türkische Regierung, resp. deren zu Mittag schlafende Polizei von Dinosha. Auf Grund dieser Tatsachen mußten alle die Geiseln in Freiheit gesetzt werden. Die türkische Regierung war glücklich wieder im Unrecht, und ich konnte weiterreisen. Der Generalkonsul Kral sekundierte mir während des ganzen Rededuells prächtig.

Eine interessante Episode war, als einige Zeit nach dem Zwischenfall in Budaç der Vali von Shkodra mir das Reisen in Albanien wieder offiziell verbot, privatim aber sagte, er würde, wenn ich Mirdita bereisen wolle, ein Auge zudrücken. Gerade um diese Zeit hatte mich aber Zef Nozi aus Spaç in Mirdita bereits gewarnt, daß im Verein mit anderen Leuten ein gewisser Myslimë Lezi aus Luma irgendeinen Fremden gefangen nehmen wollte,

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

um in einer Privatangelegenheit eine Handhabe gegen die türkische Regierung zu haben. In dieser Angelegenheit hatten sich Myslimë und Konsorten an einige Mirditen gewandt. Ich vermutete daher gleich, daß auch der Vali von dieser Sache Kenntnis hatte und mich eben deshalb reisen ließ, damit ich gefangen werde und er hierauf in großer Pose dem Konsul nach meiner Gefangennahme sagen könne, "Sehen Sie, das kommt davon, wenn Fremde das Land gegen den Willen der türkischen Regierung bereisen."

Ich nahm des Valis Angebot an, reiste in Mirdita allerdings mit äußerster Vorsicht. Die ganze Reise verlief glatt, und nichts geschah. Als einige Mirditen aber an meiner Stelle den Pfarrer von Laç gefangen nahmen, was außer dem Pfarrer übrigens auch dem Vali gar nicht recht war, und ich wohlbehalten nach Shkodra kehrte, da sagte mir der Vali plötzlich, daß er mir jetzt leider dennoch wieder das Reisen verbieten müsse und auch die Augen nicht mehr zudrücken könne, denn er habe diesbezüglich sehr strenge Befehle aus Konstantinopel. Freilich hat auch dieser Schlich Bedri Pascha nichts genützt. Ich sagte ihm zwar, es tue mir sehr leid, sein Wort zu hören, dann setzte ich aber meine Ausflüge unbeirrt fort.

Nach der Erforschung der Prokletijen bereiste ich im Jahre 1907 vorwiegend Mirdita. Während dieser Reisen bestieg ich die höchsten Berge Mirditas, nämlich die Munella, den Guri i Nusjes und die Zeba, ferner untersuchte ich aber auch die Zadrime.

Da eine kleine Episode, die sich im Jahre 1907 mit mir an der Bojana-Brücke bei Shkodra zutrug, die damaligen Zustände beleuchtet, will ich sie hier erwähnen. Ich war mit meinem getreuen Kiradschi, Pjetër Dushi, und meinem alten Diener, Gjuk Prenga, spät nachmittag aus Nënshat aufgebrochen und erreichte daher erst spät nach Sonnenuntergang die bei Nacht mit zwei mächtigen hölzernen Gittertoren verschlossene Drinbrücke bei

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Shkodra. Vorschriftsgemäß durfte diese in der Nacht nur von Regierungsbeamten passiert werden. Da ich kein Beamter war, hätte ich außerhalb Shkodra schlafen und das Öffnen des Brückentores in der Frühe erwarten müssen. Dies war aber nun nicht nach meinem Geschmack. Ich ritt daher bis an das Tor und befahl mit dezidierter Stimme dem Wachposten, das Tor zu öffnen. „Bist du ein Beamter?“ fragte dieser, „Nein, ein Nemce (Österreicher),“ tönte meine Antwort, „öffne augenblicklich.“ Das Entschlossene meines Auftretens imponierte. Der Soldat informierte die Wache, daß jemand Einlaß verlange, das Tor wurde geöffnet, und ich passierte die Brückentore samt meiner Begleitung.

Jenseits der Brücke fand nun die obligate Gepäcksrevision statt, und auch diese verlief ohne Anstand. Allerdings schien den türkischen Finanzbeamten mein in der damaligen Türkei verbotenes Taschen-Aneroid verdächtig. Als ich aber die Frage des Finanzbeamten, was dies sei, mit der Gegenfrage quittierte, ob er denn eine Taschenuhr nicht erkenne, schämte sich der Beamte ob seiner Unwissenheit und ließ das Aneroid passieren. Ich schwang mich wieder in den Sattel, und da geschah es, daß mein Karabiner, der bisher allerdings auch nicht sichtbar an meiner Schulter hing, auffallend gegen den Himmel ragte und so die Aufmerksamkeit der Polizisten auf sich zog. „Er hat ein Gewehr,“ bemerkte der eine der Polizisten, und schon fragte ein zweiter, ob ich einen Waffenpaß hätte. Schon schwebte mir, da ich keinen Paß hatte, eine Notlüge auf den Lippen, doch ein dritter Polizist ersparte mir das Lügen. „Freilich wird er einen Paß haben, wenn er sein Gewehr so offen trägt, und dazu einen guten,“ rief er im Brustton der Überzeugung. Alle beruhigten sich auf diese Bemerkung, und ich konnte unbehindert weiterreisen.

Als ich um zehn Uhr nachts mit meinem Gewehr am Rücken plötzlich unvermutet im Grand Hotel Mičić eintraf,

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

staunte hauptsächlich unser Vizekonsul über mein Glück und meine Frechheit.

Gefährlicher als das Abenteuer auf der Brücke war ein Abenteuer in Kalis. Im November 1907 wollte ich von Shkodra über Kalis auf den Korab und von da nach Stirovica wandern, und so wandte ich mich um Rat an den Abt der Mirditen. Vom Abte wußte ich, daß er über Kalis und dessen Umgebung ganz gut informiert war. Der Abt empfahl mir, mich in Kalis an einen gewissen Mustafita zu wenden, von dem er angab, daß er sein Freund sei. Mit dieser Angabe begann ich denn diese Reise. Zwischen Fan und Arrën habe ich mich als Mirdite verkleidet. Als wir auf der Zeba rasteten und dort zu Mittag aßen, sollte ich einen Einblick in das mirditische Räuberleben bekommen. Es kamen zwei Katholiken mit acht Schafen. Als der Vorausgehende uns sah, erschrak er heftig und nahm in unsere Nähe sein Gewehr auf uns in Anschlag. Die Schafe waren am Rücken im Rechtecke geschoren, und dies war ein Beweis, daß sie aus Reka gestohlen waren. Die Eigentumsmarke war ihnen eben aus der Wolle herausgeschnitten worden. Nach diesem Intermezzo gingen wir dann weiter.

Mark, einer meiner Begleiter, war seinerzeit Gefolgsmann Mustafitas gewesen. Er hatte wie alle oder viele Fanesen viel in Dukagjin und Reka geraubt und am Wege nach Kalis gab er mir über diese Gegend Aufschluß. Das Land zwischen Arrën-Reç und dem Korab heißt, so wie das Gebiet von Puka, Dukagjin, und auch die Leute nennen sich Dukagjinen und werden auch so von ihren Nachbarn genannt. Auf der Zeba gab es zwischen Arrën und Guri i Nusjes große Buchenwälder. Aussicht gab es auf der Zeba keine, dafür gelangte ich mit meinen Begleitern bei Regen ziemlich unbemerkt nach Ujmisht. Beim Abstiege gegen den Drin gingen wir an der Sennhütte eines Menschen vorbei, der Fanesen ohne Arrënioten sehend fragte, ob wir Freunde hätten. Bajazid bejahte es. Später aber sah unser

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Mann, daß wir gegen seine leer stehende Kula²⁶ gingen, und sofort stürzte er uns nach, denn er fürchtete, wir seien Räuber. Ohne von dieser Verfolgung auch etwas zu ahnen, bogen wir inzwischen von dem Wege ab und kürzten ihn über einige Felder ab. So gingen wir, als unser Verfolger uns erreichte, nicht mehr gegen seine Kula. Zuerst gab es eine erregte Konversation, endlich erkannte aber unser Gegner in einem meiner Begleiter, Nikoll Xhuxhaj, seinem *kumbara*. Er begleitete uns daher nach Ujmisht zu Mahmud, einem anderen *kumbara* von Nikoll Xhuxhaj. Dort beschlossen wir zu übernachten. Der Hausherr war nicht zuhause, wurde aber gerufen. Das Gespräch drehte sich am Abend nur um Raubzüge der Fanesen und Dukagjinen ins Rekagebiet und um Kämpfe mit dortigen Nisam-Posten²⁷. Ich entnahm dieser Konversation, daß die nach Reka dringenden Banden oft 200 Mann stark sind, daß es meistens Tote und Verwundete gibt und, daß die Beute häufig auf Schleichwegen nach Gjakova gebracht und dort verkauft wird. Die Raubbeute sind oft Hunderte von Schafen und fünfzig bis sechzig Pferde. Der Anführer so einer Bande heißt *kallauz*. Außer Räuber sind die Ujmisht Leute meist Kurbetgänger²⁸ (Bozadschi²⁹, Halvadschi³⁰ etc.).

²⁶ Alb. *kulla*, ein festungsartiges Wohnhaus oft mit Wehrturm.

²⁷ türk. *nizam* 'Soldat'.

²⁸ Auswanderer, Arbeiter, die zeitweilig im Ausland arbeiten.

²⁹ Verkäufer des Getränkes *boza*.

³⁰ Verkäufer von orientalischen Süßwaren.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Die Männertracht der Ujmishti besteht aus weißen, halbweiten unter engen Tschakschir³¹ und darüber gezogenen Strümpfen, die bis an die halben Waden reichen, oft rot gemustert sind und durch die Opankenschüre zusammengehalten werden. Am Körper wird eine *anteri*³² und ein dünner rückwärts nicht befranster *xhurdi*³³ getragen, der bis an die Hüften reicht. Alle tragen den *perçe*³⁴.

Wir schliefen in Ujmisht recht gut. Die Häuser dort sind fern stehende, getrennte Kulen. In Vila gibt es dichter gebaute Kulen und aus Bruchstein jedoch ohne Kalkwurf aufgeführte Häuser. In Ujmisht konnte ich Einblick in das Kurbetwesen erlangen, denn gerade am Weg gegen Vila begegneten wir Leute, die eine Braut abholen gingen. Ich wurde von einigen als Fremder erkannt, aber die Erklärung Mahmuds, ich sei ein *mik*³⁵, beglich alles. Später trennte sich der Hochzeitszug von uns, und wir beobachteten aus der Ferne, wie derselbe vor dem Brauthaus stehen blieb. Es begann eine Schießerei, dann gingen die Brautleute ins Brauthaus, aßen und nahmen anschließend die Braut mit. Im Gegensatz zu diesem Zeremoniell wird in Reç das Brauthaus nicht betreten. Mahmud begleitete uns bis Vila. Als Albanese reisen ist viel angenehmer als in europäischer Kleidung, denn erstens gaffen einen die Leute nicht so an und außerdem ist

³¹ türk. *çakşır* 'Hosenart'.

³² langärmelige Jacke oder Nachthemd.

³³ schwarze, wollene Männerjacke.

³⁴ Haarschopf.

³⁵ Freund, Gast.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

man mit den Leuten mehr in Kontakt. Vor Vila ist Mahmud, da er dort in Blut war, nach Hause gekehrt. In Vila gab es eine schöne *xhamija*³⁶, aber jeder Einwohner war ein Räuber, der jedoch im Dorfe selbst nicht rauben durfte. Im Dorfe, das heißt im Inlande, mußte Ordnung herrschen. Von Vila wurde Mark nach Kalis vorausgeschickt, um Mustafilita von unserer Ankunft zu verständigen. Mustafilita hat in Vila und Kalis mehrere Kulen, die aus dem Zusammenbau von verschiedenen großen Häusern und Kulen resultieren und umfriedet sind. Mustafilita war nicht zuhause, kam jedoch Abends nach Kalis zurück. Bis zu seinem Eintreffen galt ich als Skutariner, saß jedoch am Ehrenplatz beim Feuer. Infolge des Regens war ich bei der Ankunft in Kalis so wie am vorigen Tag gründlich naß, doch beim offenen Feuer bald getrocknet.

Der gemeinsame Aufenthaltsraum in Mustafilitas Haus war ein großes Zimmer im Erdgeschoß, in das man durch einen Vorraum eintrat. Dieses Zimmer war ganz leer und hatte der Türe gegenüber einen Kamin. An beiden Längseiten war der Boden mit Teppichen belegt. Links vom Kamin war der Platz des Hausherrn, rechts der Ehrenplatz des Gastes. Dem Feuer gegenüber und nahe bei diesem war ein Lammsfell ausgebreitet, auf dem der mit der Kaffeebereitung betraute Gefolgesmann Mustafilitas Platz nahm. An den Wänden gab es Hacken für die Gewehre. Außer Mustafilita seinem bulgarischen Infanteriegewehr blieben aber alle anderen Gewehre im Vorraum.

Mustafilita selbst war dick aber sehr agil und schnell in seinen Bewegungen, dabei offenbar muskelstark. Er hatte einen grauen, starken Schnurbart, kam immer mit einigen schnellen übergroßen Schritten ins Zimmer und eilte stets hastig an seinen Platz, wobei sich alle erhoben. An seinem Platze wurde er von

³⁶ Moschee.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

seinem Gefolge prompt bedient. Einer zog ihm die Strümpfe aus, ein anderer brachte ihm Wasser zum Fußwaschen, ein anderer reichte ihm die meterlange Pfeife mit Zigaretten und ein anderer gab ihm Feuer. Mustaflija redete relativ wenig und war selbstbewußt, jedoch ohne es zu sagen. Er hatte ziemlich große stahlfarbene Augen, die wenig Gedanken lesen ließen. Ein Erkennen seiner Gedanken war bei ihm am Tonfalle seiner Stimme und an seinen Gesten möglich. Er war nicht ruhig aber doch nicht sehr lebhaft, seine Manieren dezidiert. Seine Konversation hatte meist einen etwas befehlenden Ton. Daß ich Mustaflija so genau zu schildern bestrebt bin, ist, weil er einer der verwegensten dibranischen Räuber war, die die Türkei damals aufzuweisen hatte, und weil er mich nicht unbeträchtlich an die Schilderungen gemahnte, die wir von Ali Pasha Tepelena, dem Herrscher Janinas, besitzen. Ich sagte zu Mustaflija, ich sei gekommen, um ihm zu helfen, einen Wunsch zu erfüllen, den ich freilich nicht genauer angab. Nun gestand mir Mustaflija, daß er den Abt gebeten hatte, ihm ein Bimbaschlyk³⁷ zu beschaffen, daß dies jedoch vom General-Inspektor vom Mazedonien, Hussein Hilmi Pascha, vereitelt worden wäre. Dann redeten wir über irrelevante Sachen. Bald wuschen wir uns die Hände zum Essen, und nachdem der Speisetisch hereingebracht worden war, setzte sich Mustaflija allein hin, brach das Brot und legte es jedem auf seinen Platz. Alle anderen im Zimmer Anwesenden warteten auf ihren Plätzen, bis sie Mustaflija zu sich rief, um mit ihm zu essen. Auch beim Essen schien Mustaflija sich zu beeilen. Der Abend verging recht gut.

Am nächsten Tag war aber das Wetter nicht besonderes, und Osman, Mustaflijas Sohn, sagte uns, der Weg nach Stirovica sei verschneit. Er meinte, wir sollten in einem mit Teppichen

³⁷ Türkisch *binbaşlık* 'Grad eines Majors'.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

belegten oberen Kulazimmer bleiben, in dem seiner Zeit auch Schemschi Pascha übernachtet hätte, damit die zahlreichen Leute, die unten waren, uns nicht sähen. Osman erzählte ferner, daß hier einst auch drei Männer aus Topojan gefangen gehalten wurden, die über Nacht in dem Dachboden gesperrt worden waren. Er bewunderte meinen Mannlicher Karabiner, noch mehr aber mein Scheckbuch und mein Fernrohr. Dann zog er sich zurück. Während wir in Schemschis Zimmer waren, flogen zwei Spatzen in das Zimmer. Wir fingten dieselben und gaben sie dem kleinen Sohn Mustafllitas, und sagten uns dabei scherzend, daß wir selbst in Mustafllitas Kula geflogen und nun auch gefangen seien. Abends kam Mustafllita zum Essen in unser Zimmer. Auch der folgende Tag verging mit Besuchen von Osman und Dalip, aber auch das schlechte Wetter hielt an. Am dritten Tag war es in der Frühe schön, und so sagten wir Osman, wir wollten an dem Tag unbedingt nach Stirovica gehen. Man möge uns Begleiter beschaffen. Osman verschwand und erschien erst Mittags wieder. Jetzt war es, meinte er dann zu spät. Doch wir meinten, daß auch das nichts mache, wenn wir in Stirovica nachts ankommen. Osman meinte nun, er würde mit Mustafllita darüber reden, aber bald kam er wieder mit der Antwort, Mustafllita finde heute gar keinen Begleiter. Morgen würde aber er, Osman, selbst uns mit vielen Leuten nach Stirovica führen.

Die vielen Ausreden wollten weder Bajazid noch mir gefallen und beide begannen wir böses zu ahnen. Nachmittags läßt Mustafllita Bajazid rufen, sagt ihm, wir beide seien seine Gefangenen, und verlangt von uns 10.000 türkische Pfund Lösegeld. Im Falle, daß seine Kula irgendwie infolge unserer Gefangennahme Schaden leiden sollte, setzt er eine weitere Forderung von 10.000 Pfund in Aussicht. Gleichzeitig versucht er aber durch Versprechen von 2000 Pfund, Bajazid auf seine Seite zu ziehen. Bajazid widersteht und erschrickt, proponiert aber dennoch geschickt, Mustafllita sollte kein Lösegeld verlangen,

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

sondern mich, da ich verkleidet bin, als Spion nach Prizren führen. Mustaflita wittert darin böses und lehnt es ab. Bajazid kommt herauf zu mir ins Zimmer und teilt mir die Sache mit. Mein erster Impuls ist, Mustaflita zu erschießen und so der ganzen Sache ein Ende zu bereiten, dann besinne ich mich eines besseren. Mustaflita kommt in unser Zimmer, ich benehme mich recht unbefangen. Er wiederholt mir das, was er Bajazid gesagt hat und fügt hinzu, er tue dies nicht, um mir zu schaden, sondern um den Sultan deswegen, weil er ihn nicht zum Bimbasch ernannt habe, zu ärgern. Falls seine Kula infolge dieses seines Vorgehens vom türkischen Militär verbrannt würde, sagt mir Mustaflita, würde er in konsequenter Weise genötigt sein, 20.000 Pfund zu verlangen. Ich erkläre, ob zehn oder zwanzigtausend Pfund, sei mir irrelevant, da ohnehin nicht ich sondern der Sultan zahlen werde, füge aber wohl hinzu, daß das Verbrennen seiner Kula auch mir unangenehm sei, da im Winter das Flüchten vor Soldaten und das Überwintern in irgendeiner elenden Hütte mit Unannehmlichkeiten verbunden sein würde. Ich verspreche, daß ich also trachten würde, eine Verfolgung zu hintertreiben. Mustaflita gibt mir recht. Ich sage Mustaflita, er habe einen so großen Fisch gefangen, daß er ihm nicht aus dem Wasser werde ziehen können. Nachdem wir das Thema gründlich durchgekauft haben, proponiere ich ihm über etwas Anderes zu reden. Mustaflita kann nur schwer von dem Thema ablassen. Endlich verlange ich fünf Tage Bedenkzeit, um zu entscheiden, wen ich von meiner Gefangennahme zu verständigen habe, wobei ich den Abt Doçi, das Skutariner Konsulat, das Prizrener Konsulat, Hussein Hilmi Pascha, meinen Vater und die k.u.k. Botschaft in Konstantinopel erwähne. Zufällig sage ich, ich glaube, ich werde Hilmi schreiben. Darauf meint nun aber Mustaflita, daß man in diesem Falle gewiß Soldaten schicken werde. Ich sehe an seiner Miene, daß ihm dieser Gedanke unangenehm sei. Ich bleibe daher

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

dabei, und so gibt er mir die erwünschte Bedenkzeit. Er sagt mir, "sa duket," und verschwindet.

Bald nach Mustafllitas Abgang kommt ein gewisser Doda, dessen Bruder in Rom zu Priester ausgebildet wird. Ich lasse ihn schnell ein Kreuz machen. Er läßt mich ein Pater noster beten, dann fragt er Teile der Messe, um zu sehen, ob ich tatsächlich Katholik sei. Ich entspreche seinem Verlangen, dann erzähle ich ihm von Mustafllitas Verrat und gebe ihm einen Brief an den Abt der Mirditen, den er sofort absenden solle. In diesem Brief bitte ich den Abt um 500 bewaffnete Mirditen oder Opium und zwanzig Leute. Doda geht ab und Osman kommt ins Zimmer. Ich begrüße Osman, rede mit ihm aber kein ernstes Wort und frage nur im Scherz, wer denn eigentlich unsere ganze Verhaftung geplant habe. Er sagte, er selbst. Darauf meine ich, daß er von seinem Vater gut gelernt habe, werfe ihm aber lachend "*pa besë*"³⁸ vor. Er errötet bis an die Haarwurzel. Dann veranstalten wir auf Osmans Aufforderung ein Scheibenschießen. Ich schieße besser als Osman, der bald weggeht. Nun kommt Dalip zu uns. Dalip ist über Mustafllitas Benehmen empört und sagt, daß so eine Schweinerei in Kalis noch nie geschah, und angibt, daß er uns helfen wolle. Ich sehe, Dalip geht auf Eigengewinn los, und rede mit ihm daher recht ernst. Er fragt mich, wie diese ganze Sache enden werde. Ich sage so, daß Mustafllita kein Geld bekommt, seine Kula zerstört werden wird und im Endkampfe er, nämlich Mustafllita, dann Osman, Mustafllitas zweiter Sohn Ali, aber auch Bajazid und ich sterben würden. Es wird, sage ich, die ganze Malësia von Shkodra, ganz Mirdita, Mat und Lura von Westen herkommen. Aus Dibra, Gostivar und Prizren werden Truppen geschickt werden, und Mustafllita wird dermaßen zermalmt werden. Dalip meint, daß nicht einmal ganz Kalis Mustafllita

³⁸ 'treuloser'.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

seine Partei ergreife, denn Mustafalitas Benehmen werde allgemein verurteilt. Es ergab sich also die Frage, was zu tun sei. Nach mannigfachem Beraten formuliere ich mit Dalip drei Propositionen. Erstens, Mustafлита verlangt 10.000 Pfund, dann kommen meine albanischen Freunde und türkische Truppen; sein Haus ist entehrt, und es gibt ein großes Morden. Zweitens, Mustafлита verlangt für meine Loslassung ein Bimbaschlyk. Ich werde in diesem Falle meine Freunde beruhigen und auch trachten, alle Truppen von Kalis ferne zu halten und mit den Behörden zu verhandeln. Das Resultat ist aber in diesem Falle nicht gewiß. Drittens, Mustafлита führt mich als Spion nach Prizren. Hiedurch kommt er bei der Regierung in Gnaden, und ich werde mich nach wie vor für sein Bimbaschlyk verwenden. Dalip verspricht, diesen Vorschlag Mustafлита zu unterbreiten. Um für den Fall, daß Dalip sein Plan mißlingt, daß Mustafлита uns gefangen hält, daß ein Wächter mit uns schlafen soll, und daß uns Waffen und Messer abgenommen werden, haben Bajazid und ich, um am Tage der Flucht etwas unserem Wächter gegenüber in der Hand zu haben und um uns dann nach Tötung des Wächters an zusammengebundenen Leintüchern und Teppichen aus Mustafalitas Turm hinab lassen zu können, ein Rasiermesser unter dem Teppiche versteckt.

Dalip schläft bei uns und redet in der Frühe mit Mustafлита. Er läßt uns aber zuvor merken, daß er für seine Intervention ein Bakschisch zu erhalten hoffe. Während der ganzen Zeit ist Bajazid recht niedergeschlagen. Ich trachte ihm, Mut einzuflößen. Nach Dalip seinem Gespräch mit Mustafлита kommen außer Mustafлита auch Ali und Osman in unser Zimmer, ebenso Dalip. Mustafлита sagt uns, unsere ganze Verhaftung sei bloß ein Schein gewesen, um uns zu prüfen, und erklärt, wir können nach Stirovica gehen. Ich witterte aber eine Falle und erkläre, ich bleibe bei der Proposition, die ich freiwillig am ersten Tage machte und die darin bestand, Mustafлита zu seinem

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Bimbaschlyk zu helfen. Jetzt, da alle von unserer Gefangennahme wissen, sage ich, sei dies mehr denn möglich, wenn er mich als österreichisch-ungarischen Spion den türkischen Behörden in Prizren übergibt. Die Proposition wird angenommen und zwar soll Bajazid als Gefolgsmann Mustafllitas nach Prizren kommen. Ich soll mit meinem Mannlicher Karabiner den türkischen Behörden in Prizren übergeben werden.

Die Übergabe meines Mannlicher Karabiners hielt ich angeblich deshalb für wichtig, weil Mustafllita mich verabredetermaßen an der Güte meines Gewehres als angesehene Persönlichkeit erkannt hätte. In Wirklichkeit wollte ich es Osman unmöglich machen, mein Gewehr als 'Andenken' zu behalten. Osman war unvorsichtig genug gewesen, mir seinen diesbezüglichen 'Wunsch' zu äußern.

Dafür verspreche ich Mustafllita zu seinem Bimbaschlyk zu helfen, Osman sagt uns nach dem Abgang Mustafllitas, Dalip habe uns geholfen. Ich sage Osman, er sei dumm gewesen, weil er jetzt auch den Mannlicher Karabiner nicht bekomme, denn der Mannlicher würde vom Hükümet³⁹ konfisziert werden. Knapp vor unserem Abgange aus Kalis bittet mich Mustafllita, den Abt zu informieren, daß in Kalis nichts vorfiel. Doda bekommt daher zum geheimen Ersten noch öffentlich einen zweiten Brief an den Abt, und dann werden wir beide von Mustafllita aufgefordert unten zu speisen und uns aufzuhalten. Während unseres ganzen Aufenthaltes in Kalis waren Mustafllitas Sohn Ali und ein gewisser Rrahman überhaupt nicht zu uns gekommen, da sie sich ob Mustafllitas Verrat allzu schämten.

In Kalis existieren isolierte Häuser von mittelalbanischer Bauart und kleine Dörfer resp. zusammengebaute Hausgruppen. Blutracheangelegenheiten zwischen den einzelnen Familien

³⁹ Die türkische Regierung.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

werden bald beglichen. Das langjährige Einsperren wie in Lura kommt nicht vor. Die Dukagjinen stehlen in Reka. Die Leute aus Reka rauben von Skopje und Mazedonien, aber auch aus der Gegend von Adrianopel, ja sogar aus Anatolien.

Am fünften Tag nach meiner Ankunft in Kalis erfolgte mein, Bajazids und Mustafitas Aufbruch von Kalis mit zwei Pferden nach Prizren. Auf einem Pferde ritt Mustafita, das andere war für Bajazid und mich bestimmt. Die Pferde begleiteten uns bis auf ein Hochplateau bei der Qafa e Restelicës, wo tiefer Schnee deren weiterkommen hinderte. Hier aßen wir ein frugales Mahl aus Käse und aus Maismehl, Kornmehl und Gerbe hergestelltem Brot.

Dann ging es am Nachmittag weiter gegen Restelica. Es gab am Wege gegen Restelica Nebel und Schnee, und deshalb haben wir den Weg fast verloren, aber endlich gelangten wir doch glücklich nach Kepi, und dann nach Restelica. Mustafita, Abdul Rrahmani, Dalip, Bajazid und ich schliefen im Hause von Molla Sadiku, die übrigen in einem anderen Haus. Das Zimmer war gut und mit Teppichen belegt. Es gab sogar einen eisernen Ofen, aber die Fenster waren klein und die Glasscheiben eingemauert. Bevor wir zum Hause Molla Sadikus gegangen waren, hatten wir im Kaffeehaus Kaffee getrunken, bis uns Molla Sadiku einlud. Zu unserem Hausherrn kamen naturgemäß gleich viele Besucher, darunter ein rumänisch redender Hadschi und andere Geistlichen. Mit dem Hadschi habe ich etwas geredet, sonst blieb ich aber zurückgezogen in einer Ecke und habe mit Dalip weiteres geplant. Die Leute sind recht gebildet und können meist Lesen und Schreiben.

Restelica ist auf einem Plateaurand oberhalb eines steil eingeschnittenen Tales gelegen und ist ein Massendorf mit vielen Krämerläden und Kaffeehäusern. Die Dorfstraßen sind zivilisiert. Die Steinhäuser, denen allerdings der Kalkbewurf fehlt, sind gut gebaut. Restelica hat über 300-400 Häuser und mehr als 100

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Pferde, und die Bewohner sind keineswegs arm. Hier wird auch ziemlich viel slawisch gesprochen. Die Leute fragten relativ wenig, wer ich sei, nur der Hadschi war neugierig. Bajazid sagte mir aber auf ungarisch "ne mondjon semmit"⁴⁰ Später habe ich mit Mustaflita das weiter für den morgigen Tag besprochen. Ich proponierte, damit meine Einlieferung nicht zu viel Aufsehen erzeuge, am *aksham*⁴¹ nach Prizren gebracht zu werden, und dort in einer Einzelzelle des Gefängnisses zu übernachten.

Im übrigen war der folgende Tag gerade ein Bazartag. Wir vermuteten daher, daß das Hükümet wahrscheinlich geschlossen sein würde. Außer diesem Hauptpunkte wurde aber auch festgesetzt, daß ich nicht mit meinem Mannlicher Karabiner sondern mit Bajazids Martini abgeliefert werden sollte. Auf diese Weise wurde auch mein getreuer Mannlicher Karabiner der etwaigen Konfiskation entzogen.

Programmgemäß wurde am nächsten Tag Restelica in der Frühe verlassen, und dann sind wir in einem Dauermarsch nach Prizren. Ich war in diesen Tagen fast fortwährend zu Fuß, und Bajazid war trotz des Reitens kaputt. Das Mittagmahl bestand aus Käse und Brot. Am vorigen Tag hatte es abends in Restelica Bohnen mit Fleisch und türkischen Speisen gegeben, die alle recht gut waren, doch hatte ich schrecklich Sodbrennen. Als ich beim Passieren des Ortes Zli Potok einen Apfel auf offener Straße essen wollte, war Bajazid hierüber sehr aufgebracht und sagte mir, etwas auf offener Straße zu essen, gelte in Ostalbanien als Manierlosigkeit und Schande.

Von Karaula Guri Dervent war mir der Weg von früher her bekannt. Anderthalb Stunden vor *aksham* gelangten wir nach

⁴⁰ "Sag nichts".

⁴¹ Abend.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Prizren. Knapp vor der Stadt wurden mir aber Gewehr und Patronengürtel abgenommen und ein Strick um die Leibbinde gebunden. Das andere Ende des Strickes erfaßte ein Kalis, wodurch meine Gefangenschaft markiert war. Mustaflija hatte große Angst, ich könnte ihm in Prizren irgendwie verraten. Bajazid bekam von mir in einem unbewachten Augenblick eine Karte an das Konsulat. Mein Gepäck nahm Mustaflija zu sich und sollte es erst am folgenden Tag in der Frühe persönlich auf das Hükümet bringen. Bajazid durfte gar nicht auf das Hükümet kommen, so sehr fürchtete sich Mustaflija vor einem etwaigen Verrat. Mein Einmarsch in Mirditatracht erregte schon in den Straßen von Prizren etwas Aufsehen. Im Hükümet ebenso, aber nirgends übermäßig. Mustaflija erzählte dem Bimbasch der Polizei, er habe mich am Wege Vila-Kalis getroffen, mich als verkleideten Fremden erkannt, dann in sein Haus gelockt. Ich hätte Fluchtversuch unternommen, er habe mich dann wiedereingefangen und deshalb liefere er mich hier ab. Ich wurde dem Bimbasch vorgeführt, den ich von früher kannte, der mich aber nicht wieder erkannt. Darauf wurde ich zum Mutasarrif geschickt. Dort setzte ich mich, um Mustaflija zu imponieren, mit gekreuzten Beinen aber à la franca und sprach mit dem Mutasarrif französisch. Ich bestätigte Mustaflijas Aussagen und bat den Mutasarrif, das Konsulat zu avisieren. Der Mutasarrif kam in Verlegenheit und beglotzte meinen Paß, bis ich ihm sagte, "Ne regardez pas toujours ce passeport, les lettres restent toujours les mêmes." Dann wiederholte ich meine Bitte aber in einer schärferen Tonart. Ich wurde wieder zum Bimbasch, dann zum Gefängniscommandanten, einem Mylazim, geführt und sollte dort übernachten. Bajazid hatte inzwischen das Konsulat avisiert, und dieses intervenierte nun. Der Mutasarrif und das Konsulat telegraphierten nach Saloniki. Vizekonsul Prochaska schickte mir außerdem Essen und Decken ins Gefängnis. Nach dem Essen kam ein Telegramm von Hilmi Pascha, später eins vom Vali von

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Skopje, und ich wurde mit gebührenden Ehren dem Konsulat überwiesen. Den Abend verbrachte ich am Konsulat. Prochaska war über die Sache sehr erheitert. Er ist ein guter Mensch, aber kein Genie. Ich blieb mehrere Tage in Prizren. Hilmi Pascha hatte mir ein weiteres Reisen in der Türkei telegrafisch verboten. Als Mustafilita mein Gepäck in das Hükümet brachte, und man es gar nicht anschaute, da war er recht enttäuscht, denn er hatte sich vom Aneroid etc. goldene Berge versprochen. Der Polizeikommissär brachte alles andere, ja sogar den abgelieferten Martini, aufs Konsulat. Soweit war in Prizren alles gut gegangen. Von der ganzen Affäre mit Mustafilita hatte aber auch Bajazids Vater in Stirovica gehört und plötzlich erschien er nun mit zehn bewaffneten Männern in Prizren. Weitere vierzig Männer hatte er in Restelica gelassen. Er wollte Mustafilita ursprünglich bei Kepi überfallen, hatte sich jedoch verspätet, und nun wollte er Mustafilita in Prizren erschießen. Dies haben Bajazid und ich verhindert. Wir erzählten aber Doda und Bajazids Vater in Prizren alles, was in Kalis vorgefallen war. Die Wahrheit wurde in Prizren und Mitrovica bekannt, und so mußte Mustafilita nach einigen Tagen schleunig nach Kalis zurück. Natürlich konnte auch ich ihm nicht mehr helfen.

Einige Tage später ritt ich mit Suvaris und Bajazid nach Ferizaj und fuhr von dort mit der Bahn nach Skopje, wo ich anfangs Gast bei Vizekonsul Lukes war, einem eingebildeten Pflanzmacher, aber nicht dumm, jedoch blasiert und affektiert. Drei Tage habe ich es als sein Gast ausgehalten, dann bin ich ins Hotel Turati übersiedelt.

Das Jubiläum Seiner Majestät Franz Josef traf mich in Skopje. Zu dessen Feiern bestellte ich, da es nicht angeht, häuslichen Zwist überflüssigerweise in der Fremde zu Schau zu tragen, in der Messe der österreichisch-ungarischen Reformgardarmen, bei denen ich meine Mahlzeiten einnahm, naturgemäß Champagner.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Während ich in Skopje war, brannte in einer Nacht die große serbische Schule. Der serbische Arzt Šuškalović meinte, der Brand sei von den Bulgaren gelegt worden. Der Vali war um elf Uhr nachts auf der Brandstätte, aber es gab weder Wasser noch Spritzen. Šuškalović betonte besonders, daß die Kassa gerettet wurde. Auf meine Frage, ob viel Geld darin war, wurde er aber recht verlegen, denn er fühlte, daß ich auf Agitationsgelder ausspielte. Er antwortete also, "Aber was soll denn drinnen gewesen sein? Ich weiß nicht, aber wahrscheinlich sehr wenig." Übrigens sagte mir Šuškalović, daß jetzt auch in Monastir Brandstiftung modern sei, eine neue Variante der auf Schädigung des serbischen Elementes hinzielenden Aktion.

Im Anschluße daran erzählte er mir eine prächtige Episode aus dem Kosovo Polje. Ein albanischer Räuber trieb einst aus dem Hofe eines Serben vier Ochsen. Da damals aber in der Türkei gerade reformiert wurde, begann er sich vor den Folgen seiner Handlung zu fürchten und brachte daher die Ochsen nach drei Tagen dem Eigentümer zurück, erklärte, sie bei einem bekannten Räuber gesehen und diesem mit Gewalt abgenommen zu haben, was freilich nicht wahr war, und verlangte dann aber vier Pfund Finderlohn. So wurden aus Ochsen melkbare Kühe.

Die Geschichte ist wohl wahr und enthält vielen köstlichen Humor. Sie zeigt auch in welchem Ausmaße reformiert wurde. Alles, was die Reformoffiziere vorschlugen, wurde von der k.u.k Botschaft in Konstantinopel abgelehnt, und ein Vorgehen gegen die Albaner natürlich erst recht.

Einem Mohammedaner wurde einst von einem eifrigen Reformator ein Revolver konfisziert. Der Mohammedaner protestierte, und es erfolgte auf Befehl der Regierung die Rückgabe der Waffe. Der betreffende diensthabende Offizier sollte zuerst auch kassiert werden. Später begnügte man sich, ihn aus Skopje strafweise in die entlegenste Vilajetsecke zu

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

transferieren. Weder die Zivilagenten noch die k.u.k Botschaft wollte sich 1907 für Reformen einsetzen. Schon 1904 waren die Türken vor der Reformaktion erschreckt. Im Jahre 1907 waren sie aber wieder beruhigt, denn sie erkannten, daß die ganze Reformierung nur ein Scheingefecht auf Papier sei und daß man an höheren Stellen gar nicht auf den Kern der Sache dringen wollte. Der österreichische Konsul Para, der wirklich arbeitete und eine Arbeitskraft war, wurde kalt gestellt. Andere Schwächlinge kamen an seine Stelle. Es galt die Parole, den Status quo am Balkan rp. in Mazedonien zu erhalten. Freilich gelang dies der österreichisch-ungarischen Diplomatie nur scheinbar, denn in Wirklichkeit drang Italien im ganzen mohammedanisch-albanischen Gebiete, so in ganz Kalis, Reka, Opolje, aber auch in Krasniqi vor. Ja sein Einfluß vergrößerte sich sogar unter den katholischen Geistlichen, die alle Aladro-Anhänger und italophil wurden. In Aladro⁴² sahen sie den Verwirklicher des kleinen katholischen Albaniens. Der Skopje Konsul Lukes aber auch Prochaska unterschätzten Italien und wogen sich in gefährlicher Sicherheit. Lukes war z. B. über Chlumecky sein die italienische Frage beleuchtendes Buch⁴³ sehr entrüstet. Es scheint von oben die Parole ausgegeben zu sein, man müsse dem Publikum vormachen, daß Österreich-Ungarn am Balkan total desinteressiert sei.

⁴² Don Juan Aladro Castriota y Perez y Velasco

⁴³ Leopold Freiherr von Chlumecky: *Das westbalkanische Problem und Italiens Kampf um die Vorherrschaft in der Adria*. 2. Auflage, (Wien, Leipzig 1907).

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

In Mazedonien machte Aehrenthal⁴⁴ auf Kosten der mazedonischen Reformen durchaus Yildizfreundliche Politik. Unsere Offiziere blieben aber konstant in Unkenntnis, daß sie eine Sisyphusarbeit zu verrichten hatten. Das Resultat dieses Doppelspieles war die 'Sandschakbahn-Konzession'.

Der um 1908 in englischen und anderen Zeitschriften aufgekommenen Behauptung, daß die österreichisch-ungarische Diplomatie im Jahre 1907 ein Doppelspiel getrieben und zum Scheine zwar die mazedonische Reformaktion unterstützt, in Wirklichkeit aber gegen sie gearbeitet hätte, ist später von österreichisch-ungarischer Seite offiziell in feierlichen Erklärungen entgegengetreten worden. Doch sind diese Erklärungen nur diplomatische Notlügen gewesen, denn, daß man im Jahre 1907 trotz aller Reformen um die Gunst des reformfeindlichen Sultans buhlte, bloß, um die Sandschakbahn-Konzession zu erhalten, ist mir später vom damaligen österreichisch-ungarischen Botschafter, Markgrafen Pallavicini⁴⁵, erzählt worden. Er sagte mir ja auch, daß er diese Konzession, so zu sagen, einer Überrumpelung des Sultans zu verdanken habe und daß sie nur widerstrebend erteilt wurde.

Die Nachricht der Sandschakbahn-Konzession faßte ich als Zeichen einer aktiveren Balkanpolitik auf, was mich sehr erfreute. Ich war der Meinung, daß die sich fortwährend zwischen Österreich und Ungarn ergebenden Reibereien nur durch eine die Interessen beider Teile fördernde expansive Außenpolitik aus der Welt geschafft werden könnten. Das Vorhandensein gemeinsamer Interessen ist ja nicht nur für den Zusammenhalt eines jeden

⁴⁴ Alois Lexa Baron (Graf) von Aehrenthal (1854-1912), Außenminister Österreich-Ungarns von 1906 bis 1912.

⁴⁵ János, Markgraf von Pallavicini (1848-1941), Diplomat.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Staates sondern sogar für das Zusammenhalten einer Räuberbande nötig. In jedem Augenblicke, in dem der Führer einer beliebigen, realdenkenden Einheit den Mitgliedern keine gemeinsame Vorteile sichern kann, fällt jede Einheit, sei sie ein Staat, ein Kompagnongesellschaft oder auch nur eine Bande, naturgemäß auseinander.

Da mir Hussein Hilmi Pascha infolge meines Zwischenfalles in Prizren jedes weitere Reisen in der Türkei verboten hatte und seitens der Vertreter der Monarchie dementsprechend an mich und, wie sich später zeigte, mit Freuden die Aufforderung ergangen war, meine Reisen zu unterbrechen und über Zibesçe nach Ungarn zurückzukehren, ich andererseits aber doch nicht gewillt war, meine Forschungen endgültig aufzugeben, so handelte es sich bald für mich nur darum, dem Wortlaute dieser Aufforderungen genüge zu leisten, aber sie doch irgendwie zu umgehen.

Ich verließ daher die Türkei über Zibesçe und betrat bei Semlin (Zemun) ungarischen Boden. Von Semlin fuhr ich sofort über Bosnisch-Brod, Sarajevo, Ragusa (Dubrovnik) und Cattaro (Kotor) nach Cetinje und verlangte nun dort, da Achmet Fevzi Pascha über die Vorgänge in Prizren gewiß nicht informiert war, ein türkisches Visum, um nach Shkodra zu fahren. Das Visum wurde erteilt. So gelang ich wieder zu dem Ausgangspunkt meiner Reise nach Kalis, und nun handelte es sich also bloß mehr darum, das Verbot in der Türkei zu reisen irgendwie zu umgehen.

Durch Mieten einer Jahreswohnung war dies auch möglich, denn jetzt konnte ich das Land nicht mehr als ein zufällig reisender Fremder sondern als ein in der Türkei ansässiger Ungar bereisen. Die Ausflüge aus Shkodra konnten nicht mehr als ganz besondere Reisen gelten.

In Shkodra blieb ich nun bis Mitte Januar, dann fuhr ich nach Wien und blieb bis 11. März dort. Während dieser Zeit lernte Alfred Pallavicini meine Schwester kennen. Mama gab

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

mehrere Feste und später zwei Tanzabende im Hotel Bristol. Ich half beim Arrangieren dieser Feste, hauptsächlich beim Zusammenstellen der Menüs. Das ganze hatte die Verlobung von Ilona und Alfred mit großem Dinner und Tanz zum Abschluß.

Meinen Aufenthalt in Wien und namentlich die vorjährige Bereisung der bis dahin noch unerforschten Prokletijen benützte ich, um in Wien und Budapest einen Vortrag über Nordalbanien zu halten. In beiden Städten fanden die Vorträge unter den Auspizien der betreffenden geographischen Gesellschaften statt, und dennoch war ihr Verlauf ein ganz anderer. In Budapest fand sich als Notabilität bloß Graf Széchenyi Béla ein, in Wien hatte ich in meinem Auditorium zwei Erzherzoge, Erzherzog Rainer und Erzherzog Franz Salvator, ferner eine solche Anzahl von Exzellenzen, daß die Versammlung zu den glänzendsten der Saison gehörte. An der Zusammensetzung meines Auditoriums konnte man klar erkennen, was für Fragen Budapest und was für Fragen Wien interessierten.

Auch Monsignore Primo Doçi, der Abt der Mirditen, war erschienen. Aus Rücksicht auf Generalkonsul Kral tat ich aber seiner nicht erwähnen, und dies besiegelte endgültig unsere schon keimende Feindschaft. Der erste Anstoß hiezu lag darin, daß ich Kral zuliebe in meiner Arbeit *Das katholische Nordalbanien* mich nicht seiner albanischen Orthographie angenommen hatte, mich vielmehr über den albanischen Alphabetstreit lustig gemacht hatte, daß ich ferner sogar so vermessen war, einen Pfarrer von Mirdita wegen Wuchers öffentlich an den Pranger zu stellen, ja dies über Aufforderung des Abtes nicht revoziert hatte. All dieses wurde von Konsul Kwiatkowsky⁴⁶ aus noch zu erwähnenden Gründen ausgenützt, und führte endlich zu einem

⁴⁶ Rémy von Kwiatkowsky, Konsularbeamter in Shkodra.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

offenen, sechs Jahre dauerndem Bruche zwischen mir und Doçi und zu einem stillen Kampfe, während dessen ich dem Abte immer höhnischer zusetzte, bis er endlich das Vergebliche seines Zornes einsah und durch Intervention seines Vertrauensmannes, Pfarrer Dom Ndoc Nikaj⁴⁷, im Jahre 1914 eine formelle Versöhnung erlangte. Eine gut gemeinter Versöhnungsversuch Prenk Bib Dodas⁴⁸ hatte noch im Jahre 1910 einen Mißerfolg zu verzeichnen.

In Punkto Kwiatkowsky ist folgendes zu bemerken. Nachdem Th. Ippen⁴⁹ Generalkonsul geworden und nach langjähriger erfolgreicher Tätigkeit Shkodra verlassen hatte, und Kwiatkowsky als Vizekonsul provisorisch das Skutariner Konsulat führte, sollte an die endgültige Besetzung dieser Stelle geschritten werden. Es gab für diesen Posten nur zwei ernste Kandidaten: Kwiatkowsky, der schon in Shkodra war, sich dort ganz auf den katholischen Klerus stützte, rein klerikale Politik betrieb, mit den türkischen Behörden dem Klerus zuliebe manchen sehr scharfen Konflikt hatte, und unter dem sich die Kluft zwischen katholischen und mohammedanischen Albanern zu erweitern drohte, und Konsul Kral, der damals in Monastir amtierte, in erster Linie mit den dortigen mohammedanischen Patrioten Albaniens Beziehungen hatte, und dahin arbeiten wollte, die Mohammedaner Shkodras für die albanische Sache zu

⁴⁷ Dom Ndoc Nikaj (1864-1951), albanischer Schriftsteller und Verleger.

⁴⁸ Prenk Bib Doda Pasha (starb 1920), Kapidan der Mirditen. Vom 28. Mai 1914 bis zum 22. Juni 1914 war er albanischer Außenminister.

⁴⁹ Theodor Anton Ippen (1861-1935), Autor und österreichisch-ungarischer Konsul in Shkodra in den Jahren 1897-1904.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

gewinnen, was freilich nur durch ein schwächeres Einsteigen für den katholischen Klerus erzielt werden konnte. Das Ministerium des Äußeren entschied sich für Krals Ernennung und Kwiatkowsky wurde, so zu sagen, aus Entschädigung als Referent für albanische Angelegenheiten ins Ministerium berufen. Kwiatkowsky war mit dieser Lösung nicht zufrieden und er benützte seine Stellung, um gegen Kral zu intrigieren. Ich hielt es in Shkodra für meine Pflicht, unseren dortigen Vertreter, also Kral, zu unterstützen. Kwiatkowsky war also unter meinen Gegnern.

Während meines Vortrages über Albanien setzte er sich neben Doçi, der sein Freund war, und erklärte ihm die Stellen, die, wie er meinte, Doçi mit mir verfeinden könnten. Dies hatte dementsprechend auch beinahe böse Folgen, doch erschrak ich nicht, und so war nur die langdauernde Verfeindung mit dem Abte der Mirditen das einzige Resultat dieser Übersetzung. Freilich zahlte ich, um den von Kwiatkowsky inszenierten Sturm zu beschwichtigen, einen anderen Albaner, G. Pekmezi⁵⁰, sofort nach dem Vortrag 250 Kronen und zwar nominell, um ihm die Herausgabe seiner *Albanischen Bibliographie* zu erleichtern.

Außer wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte ich mich auch mit sonstigen Albanien betreffenden Fragen und, da damals als Antwort auf die Sandschakbahn-Konzession auch der Bau der Drintalbahn erörtert wurde, setzte ich mich mit Sektionschef Riedel, der für den Bau einer von Cattaro nach Dibra führenden Bahn eintrat, in Verbindung. Ich proponierte im Anschluß an die Sandschakbahn den Bau einer Bahn, die von Ferizaj über Spas und Orosh nach Ndërfandina reichen sollte und einer weiteren, die von Cattaro über Ndërfandina nach Dibra zu führen hatte. In

⁵⁰ Gjergj Pekmezi (1872-1938), albanischer Sprachwissenschaftler.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

der *Österreichischen Rundschau* publizierte ich, allerdings anonym, einen diesbezüglichen Artikel.

Mitte März fuhr ich nach Szacsal und blieb bis Ende April dort. Im Mai kehrte ich nach Wien zurück, wo ich bis Juli blieb. Anfang Juli fuhr ich wieder nach Shkodra, doch bekam ich dort eine Beinhautentzündung des rechten Oberkieferknochens. Dort sammelte ich in Kçira Triasmaterial und kam am 18. Juli nach Wien, wo mich Dr. Karolyi behandelte. Einige Tage nach meiner Abfahrt aus der Türkei brach die Jungtürkische Revolution los. In Shkodra war einiges darüber schon früher bekannt, denn mit mir hatte jemand schon bei meiner Abreise gewettet, daß große Sachen vorgehen. Ich wollte es nicht glauben und verlor die Wette. Anfang September fuhr ich auf einige Tage nach Ujád⁵¹, dann in Eleck seinem Automobil über Temeswar, Lugos (Lugoj) und Caransebeş nach Szacsal, wo damals die Hochzeit meiner Schwester mit dem Markgrafen Alfred Pallavicini stattfand. Mir gefiel es, daß zu der Hochzeit auch rumänische Bauern geladen waren, denn so etwas ist politisch klug.

Ende September fuhr ich wieder nach Albanien. Hurrah! Keine Reiseschwierigkeiten seitens der neuen türkischen Regierung. Es herrschte Flitterwochenstimmung im ganzen Lande. Ich lernte den nach Mirdita zurückgekehrten Prenk Bib Doda kennen. Er ist infolge neuroser Prädisposition sexuell impotent, und die bewirkt einen unentschlossenen wankelmütigen Charakter, außerdem hat er ein Glasauge, was er vor den Mirditen verheimlicht. Sonst ist er eben nicht dumm und hat in Mirdita sehr großen Einfluß geerbt. Er ist der Stammesfürst dieses Gebietes. Sein Einfluß läßt sich am besten dadurch illustrieren, daß er im Jahre 1912 nach öffentlicher Gerichtsverhandlung

⁵¹ Ein Vorort von Arad im rumänischen Banat.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

einen Mann zu Tode verurteilen und hinrichten ließ, also eine Handlung vornehmen konnte, die man sonst als das Privilegium regierender Fürsten ansieht. Ich untersuchte während meiner Reisen vorwiegend Shala und Nikaj und während dieser Reise trug ich und nun schon zum zweiten Male albanische Kleider. Zum Unterschiede zu 1907 ließ ich mir diesmal auch das Haar bis auf einen *perçe*, das heißt eine Haarquaste am Scheitel rasieren. Mit Mehmed Zeneli aus Shala, seinen Bruder Keçan Deda und Gjeloš Rama aus Curraj i Epërm hauste ich damals einem Räuber gleich in der vereisten Shpella e Bravnikut, wohin wir zwei Hammel und entsprechenden Proviant, ferner Pelze mitgenommen hatten. Von der Shpella e Bravnikut aus unternahm ich Ausflüge in das Gebiet der Krasniqi, doch nötigten uns schlechtes Wetter und Schnee bald zum Rückzuge nach Curraj i Epërm. Von hier kehrte ich, trotzdem daß ich mit schweren engen Schafswollkleidern und Opanken bekleidet war, bei Regen und Schnee zurück, was man sonst als eine ziemliche Tagesleistung zu gelten pflegte. Freilich habe ich meinen Begleitern bei dieser Gelegenheit nur einmal so lange Zeit zum Rasten gewährt, daß sie sich Zigaretten drehen und dieselben anzünden konnten. Ein späterer mehrtägiger Aufenthalt in Curraj i Epërm gehörte zu den angenehmsten Perioden meiner albanischen Reisen. In Curraj gab es ein leerstehendes Gebäude, das eine große, zur Zeit meines Besuches freilich als Getreidespeicher verwendete Kirche und mehrere allerdings unmöblierte Zimmer mit ungeweißelten Mauern aufwies. In diesem Gebäude quartierte ich mich mit Mehmed Zeneli ein. Wir bereiteten aus Heu zwei insektenfreie Lager. Die Curraj erfuhren von meiner Anwesenheit. Sie wußten außerdem, daß es in der Pfarre nichts zu essen gab, und so lud mich jeden Abend eine Familie zum Abendessen ein. Ich nahm die Einladungen an und kehrte darauf in der Nacht bei Fackelbeleuchtung von dem betreffenden Hause zu meinem Quartier zurück. In der Frühe

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

kamen regelmäßig verschiedene Curraj-Leute mich besuchen. Jeder brachte etwas zum Essen mit: Fische, Fleisch, Salz, Zwiebel, Sauerkraut, Äpfel, Schnaps u. dgl. Mit diesem Materiale bereitete Mehmed ein Mittagmahl. Für mich und meine Gäste diente dann ein Tuch als Tisch, und so speisten wir alle auf diese Weise, ich und alle meine mich verproviantierenden Besucher, in opulenter Weise. Die Curraj gehörten im Jahre 1908 nebst den Merturi zu den unverdorbenen Leuten, die ich in Albanien antraf. Die Grauslichsten waren schon damals die geldgierigen Thethi.

Besonders interessant war es, wie die Tatsache, daß ich während dieser ganzen Zeit albanische Kleider an hatte und landesüblich rasiert war, auf die primitiven Curraj wirkte. Anfangs, als ich nach Albanien gekommen war, hätte ich es wahlweislich vermieden, albanische Kleider anzuziehen, denn ich sagte mir, dies würde die Leute in ihrem Verdachte, daß ich etwas besonderes vorhätte, nur bestärken. Außerdem hätte es als Zeichen der Furcht meinem Ansehen geschadet. Später aber, als mich alle kannten und alle mir schon sagten, daß ich infolge meines langen Aufenthaltes im Gebirge selbst ein *malësor* geworden wäre, da glaubte ich mir, diesen Luxus leisten zu dürfen. Wenn es zu nichts anderem gut gewesen wäre, so führte es wenigstens dazu, daß ich viele albanische Märchen hörte. Wenn früher, als ich europäisch gekleidet einherging, ein Gebirgler in meiner Gegenwart ein Märchen zu erzählen anfing, und dann zufällig sein Blick auf mich fiel, so verstummte er augenblicklich und zwar einfach deshalb, weil er durch den Anblick meiner fremden Kleider unwillkürlich zum Bewußtsein kam, daß ich als Fremder anwesend sei und seinen Märchen lausche. Es geschah ja, daß er wirklich verlegen wurde und mich bat, den eben gehörten 'Dummheiten' kein Gewicht beizulegen. Wenn ich jedoch in albanischen Kleidern da saß, so pflegte meine Gegenwart, sogar wenn alle über mich im Klaren waren, doch

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

nicht zu stören, und zwar einfach deshalb, weil sich dann die Tatsache, daß ich ein Fremder sei, infolge meiner Tracht doch nicht so ungestüm vor ihr geistiges Auge drängte. Ganz analoge psychologische Vorgänge beobachtete ich übrigens später auch unter den rumänischen Schafhirten Siebenbürgens. Daß ich in Albanien auch das Wahrsagen aus den Schulterblättern geschlachteter Ziegen und Schafen und dergleichen 'Kleinigkeiten' erlernte, versteht sich von selbst.

Die Annexion Bosniens und der Herzegovina durch Österreich-Ungarn erfuhr ich freilich als zwei Wochen alte Tatsache hoch oben auf der Qafa e Mrethit an der Grenze zwischen Curraj und Vrana. Ich feuerte fünf scharfe Schüsse ab und erklärte den Nikaj und Shala, die bei mir waren, was dies zu bedeuten hatte.

Mir schien diese der Sandschakbahn-Konzession schnell folgende Nachricht ein Zeichen dafür zu sein, daß die Monarchie zu einer aktiven Balkanpolitik übergehen wolle.

Ende Dezember 1908 und Anfang 1909 verbrachte ich in Familienangelegenheiten in Ujád. Mitte Jänner fuhr ich nach Wien, wo ich wegen einer im Kriegsfall gegen Montenegro zu unternehmenden Aktion mit dem mir bis dahin unbekanntem Generalstabschef, Exzellenz Conrad⁵², zu verhandeln hatte.

Exzellenz Conrad war impulsiv, jäh, leidenschaftlich, sein Gedankengang klar, genial, sein Auffassungsvermögen rapid, dazu war er durch und durch Idealist, als solcher gütig, und für alles Schöne und Gute sehr empfänglich. Seine Liebe zu seinem alten Mütterchen (einer Porzellanfigur 'vieux saxe') war stets rührend. Spätere Kämpfe haben ihn rasch gebrochen, denn sie nagten an seinem Herzen und infolge seines Idealismus und

⁵² Franz Graf Conrad von Hötzendorf - österreichisch-ungarischer Feldmarschall-Leutnant und Generalstabschef.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

seiner Impulsivität litt er so stark, daß er sich selbst verzehrte. Infolge seiner Güte trat durch diese Veränderung eine gewisse Schwäche in den Vordergrund seines Wesens, und hiedurch wurde er von seiner Umgebung öfter leicht und unvoreteilhaft beeinflusst. Als Idealist war er nie ein Menschenkenner gewesen, da er alle Menschen nach sich zu beurteilen pflegte, und da er nun in späteren Jahren von seiner Umgebung beeinflusbar war, so konnte man sich auf ihm nicht verlassen. Er beging also unbewußt ebenso 'Sachen', wie jene Leute seiner Umgebung, bei denen einem dies auch sonst nicht überrascht.

Seiner Umgebung hatte es auch Conrad zu verdanken, daß er als Feldherr keine durchschlagenden Erfolge erzielen konnte. Nur einmal hatte er da Glück, daß ein von ihm entworfener Plan von deutschen Truppen und deutschen Offizieren durchgeführt wurde. Dann blieb aber auch der Erfolg nicht aus. Dies war bei Gorlice, als die russischen Reihen durchbrochen wurden. Die mit österreichischen Offizieren durchgeführte südtiroler Offensive verlief in den Sand oder blieb, genauer gesagt, stecken. Österreich-Ungarn war eben bloß ein Konglomerat in dem 'weitergewurstelt' wurde (Ausspruch Taffes).

Graf Stefan Tisza⁵³ nannte Conrad gelegentlich einen 'merkwürdigen Menschen'. Der jeden Schritt wohl überlegende Graf Tisza konnte den impulsiven General, dessen Genialität ihm jedenfalls nicht entgangen war, naturgemäß nicht anders charakterisieren. Nach dem Niederbruche schrieb Conrad wie ein hiezu verurteilter Galeerensklave seine Memoiren, aber seine helle und begeisterungsfähige Seele war schon lange vorher tot.

⁵³ István Graf Tisza von Boros-Jenö (1861-1918) - ungarischer Politiker und Ministerpräsident.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Im Gespräche mit Conrad wurde folgendes fixiert. Im Falle eines gegen Serbien und Montenegro gerichteten Krieges wäre auch in Nordalbanien eine gegen Montenegro gerichtete Aktion zu unternehmen, und zu diesem Zwecke wären also schon vor Kriegsausbruch die Nordalbaner zu bewaffnen. Zu diesem Zwecke wären noch vor einer Kriegserklärung 10.000 Mannlicher Karabiner und eine Million Patronen nach Albanien zu schmuggeln und den Albanern zu übergeben. Außerdem sollte dort, um für uns Stimmung zu machen, die Summe von 30.000 K. verteilt werden. Vorauszusehen war, daß infolge der türkischen Küstenwache und des Mangels an Transportmitteln und der schlechten Wege dieses Waffenquantum nur sukzessiv in das Land gebracht werden könne. Es wurde daher von mir und den Militärbehörden noch ausgerechnet und bestimmt, daß zu so einem Schmuggel wenigstens anderthalb Monate nötig seien. Der erste einer solchen Aktion dienende Waffentransport hatte also Anfang Februar in Albanien zu landen. Diesem militärischen Programme stimmte im Namen des Ministeriums des Äußeren auch Exzellenz Macchio⁵⁴ bei. Die Waffen sollte ich vom Arsenal erhalten. Wegen der Verpackung der Waffen trat ich also mit dem damaligen Arsenaldirektor Krobotin⁵⁵, dem späteren Kriegsminister, in Berührung. Als Landungsort der Waffen war die Küste bei Bregumatja in Aussicht genommen. Nachdem ich auf diese Weise in Wien die Angelegenheit geordnet hatte, kam ich am 13. Jänner, 600 scharfe Mannlicher-Patronen am Leib mit schmuggelnd, was 25 Kilo wog, nach Shkodra, und begann im

⁵⁴ Karl Baron von Macchio - österreichisch-ungarischer Diplomat, später österreichisch-ungarischer Botschafter in Rom.

⁵⁵ Alexander Freiherr von Krobotin - österreichisch-ungarischer Feldmarschall-Leutnant und Kriegsminister.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Vereine mit dem Generalkonsulate bald zu handeln. Die 600 Patronen hatten nämlich eine starke Wirkung.

Ende Jänner erhielten wir beide, also Kral und ich, meinen Besprechungen mit Conrad zuwiderlaufende Befehle. Gerade als ich in Bregumatja war und den Landungspunkt unserer Waffen durch Winkelmessungen bestimmt hatte, also ca. 10 Tage nach der endgültigen Wiener Unterredung, erreichte mich ein Bote von Konsul Kral und brachte mir die Nachricht, sofort nach Shkodra zu kommen. Als ich richtig dorten eintraf, sagte mir der Konsul, es sei aus Wien vom Ministerium des Äußeren eben der Befehl gekommen, daß unser Waffenschmuggel erst nach der Kriegserklärung zu beginnen habe. Ich fand diese Verordnung unbegreiflich und schrieb daher sofort an Exzellenz Macchio, daß ich dies für einen Unsinn hielt. Erstens würden die ohnehin mit den Serben sympathisierenden Jungtürken bei Kriegsausbruch ihre Neutralität erklären, daher die albanische Küste strenger denn je bewachen, zweitens würde die erste Erregung unter den Albanern bald nach der Kriegserklärung ablaufen, und es würde sogar dann, wenn der vollkommen unmögliche Waffenschmuggel gelänge, später wohl sehr schwer sein, die Albaner gegen Montenegro aufzuhetzen. Dies schien mir zu genügen. Auf die Schwierigkeit des Schmuggels nach der Kriegserklärung bezug habend stand in meinem Briefe folgendes zu lesen: "Es würde mich interessieren zu erfahren, wie sich Exzellenz unter solchen Umständen einen Schmuggel eigentlich vorstellen." Statt Macchio antwortete Oppenheim an Generalkonsul Kral. Es blieb aber bei der Verordnung. Der Schmuggel begann nicht. Wir erhielten aber 30.000 K. Während wir nun alles möglichst geheim betrieben und die Agitationsgelder verteilend eine solche Erregung hervorriefen, daß Montenegro an der ihm befreundeten türkischen Grenze 3.000 Soldaten aufstellte, und man die von uns ausgegebenen Gelder auf Millionen schätzte, und während wir

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

uns über das Ausbleiben der Waffen ärgerten, konnten wir beide zu unserer Überraschung eines Tages in der *Zeit* die Nachricht lesen, daß ungarische Finanzbehörden an Bord des Dampfers Skodra der Ungaro-Croata in Fiume (Rijeka) mehrere Kisten mit modernen, nach Albanien bestimmten Gewehren konfisziert hätten. So waren unsere Pläne in die Öffentlichkeit gedrungen. Die Schuld war ausschließlich auf den Ballhausplatz zu schieben. Offenbar hatte man dort unseren Schmuggel ganz besonders geheim betreiben wollen. Man hatte es daher unterlassen, die ungarische Finanzbehörden in das Geheimnis einzuweißen, und dies war dann die Folge. Es zeigte sich, daß die Leute am Ballhausplatz schlechte Schmuggler seien. Ich ahnte dies schon damals. Die Richtigkeit meiner damaligen diesbezüglichen Vermutung wurde mir vom Delegationsreferenten für Auswärtigen Angelegenheiten, Graf Thoroczky Miklos, im Jahre 1915 bestätigt. In Anschluß an die Ivánka-Interpellation, auf die wir noch zurückzukehren haben, erklärte er mir damals, daß Sucht nach Geheimnistuerei das Ministerium des Äußeren im Jahre 1909 dazu bewogen hatte, die ganze Bewaffnung der Albaner sogar vor dem ungarischen Minister des Inneren, F. Kossuth, geheim zu halten.

Ich war boshaft genug, um ein Jahr nach der Annexion Exzellenz Conrad eingehend zu fragen, ob er seine von den ungarischen Finanzbehörden konfiszierten Waffen je zurückbekommen hätte, und da zeigte es sich wieder, daß man ihm den ganzen Vorfall der Konfiskation verheimlicht hatte. Mir stellten infolge meiner Agitation unter den Albanern zuerst die türkischen Behörden einen Polizisten vor das Haustor. Nach einem Protest meinerseits erschien später ein als Bettler verkleideter Polizeiunteroffizier an derselben Stelle. Meine Diener erkannten auch den Unteroffizier trotz seiner Verkleidung, und so grüßte ich ihn und ließ ihm einen Sessel offerieren. Nach dieser Demaskierung mußte natürlich auch der Bettler verschwinden. Als Folge wurde nun der ganze

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Häuserblock, in dem sich mein Haus und das Konsulat befanden, beim Eingange der vier Straßen von mehreren Polizisten blockiert, und die Namen aller Leute, die zu uns kamen, wurden von der Polizisten aufgeschrieben. Natürlich ist aus der Bewaffnung der Albaner nichts geworden. An der ganzen Aktion zeigte sich schon damals, wie der Ballhausplatz marastisch und dabei inkonsequent und dumm war. Natürlich war auch wegen meines Briefes zwischen mir und Exzellenz Macchio eine merkliche Spannung zurückgeblieben.

Es versteht sich von selbst, daß der antiösterreichische Boykott, den die Annexionskrise mit sich brachte, auch in Shkodra und Lezha in voller Blüte stand. Hier wurde er namentlich von Sadri Keçe, einem Mohammedaner des Stammes Kelmendi, gefördert.

Da ich gerade damals durch die Vermittlung der Austro-Orientalischen Handelsgesellschaft eine größere Linoleumsendung erhalten hatte, hätte fast auch ich unter dem Boykott leiden müssen. Das Linoleum war angekommen, und nun hätte Herr Nesavdal, der Vertreter der Firma, es mir in die Wohnung zustellen sollen, doch es verging ein Tag nach dem anderen, und das Linoleum kam nicht. Nesavdal sagte mir, "Morgen, morgen", er konnte es aber wegen des Boykottes nicht aus dem Zollamt bringen. Als mir die Sache zu dumm wurde, beschloß ich selbst zu handeln und zu diesem Zwecke teilte ich meinen Dienern mit, daß sie demnächst genötigt sein würden, in das Gebirge zu gehen, um mir von dort zwanzig bis dreißig tapfere, bewaffnete Leute herabzubringen, denn ich hätte die Absicht, mich demnächst an der Spitze einer bewaffneten Schaar ins Zollamt zu begeben, um mein Linoleum selbst mit Gewalt zu holen. Meine Diener erzählten ihren Auftrag weiter und, als nun das Gerücht flügte war und allen Leuten zu Ohren gedrungen sein mußte, da begab ich mich persönlich, allerdings noch ohne Leibgarde ins Zollamt, um die Zollformalitäten zu erfüllen.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Gesprächsweise sagte ich dem Zolldirektor, daß ich das Linoleum dieser Tage abholen würde. Er erklärte mir, zu seinem Bedauern sei dies wegen des Streikes der Lastträger (Hamals) nicht möglich. Doch ich dankte verbindlich lächelnd für die Mitteilung, beruhigte seine Sorge und versicherte ihm, alles würde sich glätten. Ich hätte, meinte ich en passant, schon die nötigen Maßregeln getroffen. Gegen die Gewalt der Boykottleute würde ich Gegengewalt benützen. Da ich kurz vor diesem Gespräche Mehmed Pardo Effendi, einen skutariner Mohammedaner, der mir nahe getreten war, durch einige Leute in seiner Apotheke mitten in Shkodra, freilich so, daß man es mir nicht nachweisen konnte, sehr gründlich verhauen hatte lassen, und da auch ein katholischer Pfarrer konstant in Gefahr war vom gleichen Schicksal betroffen zu werden, und da ich auch sonst in Shkodra als *Schetan* (Teufel) bekannt war, hielt man mich auch einer gewalttätigen Handlung gegen die Boykottleute für fähig. Vierundzwanzig Stunden nach meinem Besuche ging Nesavdal erneut ins Zollamt zu reklamieren, worauf die Hamals mein Linoleum ordnungsgemäß auf zwei Ochsenkarren verluden und ich es unversehrt in meiner Wohnung zugestellt erhielt. Natürlich versäumte ich nicht dem Zolldirektor meinen verbindlichen Dank ausdrücken zu lassen, und damit war unser freundschaftlicher Verkehr auch für die Zukunft gewahrt geblieben. Hätte unser Jubelgreis in Konstantinopel, Botschafter Markgraf Pallavicini, gleich beim Ausbruch des Boykotts in Konstantinopel ähnliche Gegenmaßregeln ergriffen, wären momentan 200 fremde Lastträger am Schauplatze erschienen, und hätte er auch sein Konsulat in diesem Sinne instruiert, so hätte der Boykott einen ganz anderen Verlauf genommen.

Die Türken waren ja fast immer zu allem fähig, aber dennoch zögerten sie meist, eine Sache allzu sehr zu vergiften und es auf einen in Bezug auf Ausgang ungewissen akuten Konflikt ankommen zu lassen. Dies war der Grund, weshalb ein

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

kluger, dabei aber doch entschlossener Mensch bei nur halbwegs günstigen Aussichten in der Türkei meist reüssierte. Er mußte nur bereit sein, alles auf eine Karte zu setzen und seine Energie zur Geltung zu bringen, ohne das türkische Ehregefühl demonstrativ und öffentlich zu kränken. Im letzteren Falle war freilich der Gekränkte und öffentlich Bloßgestellte nolens volens zum Aufbäumen genötigt. Geling es, einen Beamten sacht zu ignorieren, hatte so etwas gar keine weiteren Folgen, indem es der beiseite geschobene Beamte einfach als eine Fügung des Schicksals hinnahm. Erniedrigungen unter vier Augen ertrugen die Türken infolge der bei ihnen geltenden Willkürherrschaft bedeutend leichter, als wir 'Europäer'.

Die Annexionskrise verlief, und bis zum 15. Juli blieb ich in Albanien. Während der ganzen Zeit war Bedri Pascha Vali, und ich hatte mit ihm manches Scharmützel.

Einst ließ er mir vormittags durch einen Polizisten sagen, daß er nach seinem Essen an diesem Tag ausnahmsweise eine halbe Stunde früher ins Amt gehen würde, denn er hätte mit mir dort ungestört zu reden. Ich sagte dem Polizisten, "Melde dem Vali, daß ich seine Botschaft gehört habe," dann ging ich aber natürlich nicht zum Vali hin, ließ ihn vielmehr bis Abends zappeln. Abends erfolgte eine Intervention des Konsuls, wie der Vali es eigentlich wagen könne, einen österreichisch-ungarischen Untertan kurzerhand und durch einen Polizisten zu sich zu rufen. Der Vali sagte, es war keine Vorladung, sondern eine Einladung auf einen schwarzen Kaffee, und auf diese Erklärung erhielt der Vali von mir folgendes Schreiben, "Ayant compris par le Drogman de votre consulat que l'agent de police ne m'a pas, cet après-midi, cité par devant l'autorité, mais que Votre Excellence a eu l'amabilité de m'inviter chez elle par voie privée et comme ami, je regrette d'avoir manqué cette occasion de m'entretenir avec Votre Excellence. Je me ferai un devoir de vous rendre visite prochainement et me permets en attendant de vous présenter

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

quelques unes de mes publications. Veuillez agréer, Excellence, l'assurance de ma plus haute considération."

Ein anderes Mal versuchte der Vali ein anderes Mittel. Er sagte mir, ich dürfe in Albanien reisen, müsse aber einen Zaptieh als Begleiter nehmen. Die Falle war nicht übel, denn alle Zaptiehs mußten stets, wenn sie nicht selbst in Verdacht kommen wollten, sie seien von den Reisenden bestochen, den Behörden melden, daß dieser oder jener Reisende irgendwie agitiert habe. Auf Grund dieser Rapporte konnte die Regierung dann jedermann das Reisen verbieten, außerdem war aber ein Reisen mit Regierungseskorte in Albanien, wie ich selbst erfahren hatte, sehr gefährlich, und viele verzichteten daher gern auf eine solche Reise. Es gab also Gründe genug, weshalb ich Bedris Offerte ablehnen wollte, und so gerne ich nun auch statt eines Zaptieh einen Diener von Prenk Bib Doda mitgenommen hätte, so war doch auch dies nicht möglich, denn, da Prenk Bib Doda Katholik war, dem die Türken mißtrauten, so wäre dies aufgefallen und mir daher vom Vali, wenn ich ihn darum gebeten hätte, höchst wahrscheinlich nicht bewilligt worden. Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und Bedris Proposition akzeptieren. Aber ich beschloß, meine Ziele auf Umwegen zu erreichen. Programmgemäß trat ich meine Reise nach Mirdita mit einem Zaptieh an, veranlaßte aber, durch Vermittlung des Franziskaners von Gomsiqe und Pal Nikas, den Mirditen Nue Laska in Dush i Poshtër sowohl gegen meinen Zaptieh als auch mich Stellung zu nehmen. Nue tat es und weigerte sich, auf unsere diesbezügliche Bitte, uns weiter zu begleiten. Ich markierte heftiges Erschrecken, der Zaptieh erschrak gleichfalls aber aufrichtig und ehrlich, dann unterbrach ich meine Reise, eilte nach Shkodra und beklagte mich beim Vali. Der Vali kam in Verlegenheit, erkannte, daß er schuld war und, um sich aus der Klemme zu ziehen, meinte er nun endlich, ich solle, wenn ich Mirdita bereisen wolle, statt eines Zaptieh einen Diener des Mirditenprinzen Prenk Bib Doda als

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Begleiter mitnehmen. Es geschah, sowie ich wollte. Ich verließ Shkodra ostentativ mit Prenk Bib Dodas Diener, konnte dann sehr bald auch diesen entlassen, und dann reiste ich allein weiter. So hatte ich das, was mir auf geradem Wege abgeschlagen worden wäre, auf Umwegen erreicht. Außer großen Gefechten gab es mit dem Vali auch kleine Duelle. Bei einer Gelegenheit sagte mir Bedri doch ausdrücklich betonend, daß er nicht als Vali sondern als mein Freund rede, daß mein langer Aufenthalt in Shkodra Aufsehen hervorrufe und daß es daher für mich gut wäre, die Türkei für einige Zeit zu verlassen. Ich nahm seinen Rat sofort an und erklärte in sechsunddreißig Stunden nach Cetinje zu fahren. Der Vali war erfreut aber er fragte weiter, wann ich zurückzukommen gedenke. Ich sagte, "Übermorgen." Darauf schwieg der Vali.

Sehr lustig war es, als ich einst in einer dem Vali unangenehmen Angelegenheit zu ihm ging, und dieser, dem Zwecke meines Besuches wohl ahnend, mich zwar empfing, dann aber gleich über die Schmerzen, die er infolge seiner Krankheit auszustehen hätte, herzerweichend zu klagen anfing. Er hoffte, ich würde es nicht über mich bringen, einem so schwer leidenden Mann, wie er zu sein angab, eine Unannehmlichkeit zu sagen. Da ich vom Generalkonsul Kral bereits informiert war, daß der Vali gerade dann stets von heftigen körperlichen Schmerzen gepeinigt zu sein angab, wenn man mit einer Rekrimation zu ihm kam, verbrachte ich mehr als eine Viertelstunde damit, den Vali zu bedauern. Endlich sagte ich aber, gleichsam um ihn zu trösten, daß jedermann auf dieser Welt Unannehmlichkeiten hätte, brachte ihm dann auf diese Weise endlich auch meinen Fall vor und bat, er möge, da er selbst die Unannehmlichkeit körperlicher Schmerzen spüre, auch mir in meiner unangenehmen Lage helfen. Mit anderen Worten forderte ich Bedri Pascha auf, das, was er schlau eingefädelt hatte, wieder zu annullieren.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Meine Reisen des Jahres 1909 betrafen zuerst das zwischen dem Hauptwege Prizren-Shkodra und dem Drin gelegenen Gebiet, dann ging ich bei Raja auf das Nordufer des Drin über und arbeitete mich gegen Westen, bis ich Mazrek unweit Shkodra erreichte. Von Mazrek wollte ich gegen Norden dringen, um zuerst den Südfuß, dann den Kamm der nordalbanischen Alpen zu untersuchen, doch hinderte mich meine alte Krankheit an der Ausführung dieses Planes.

Im Jahre 1909 wurde ich übrigens in eine albanische Liebesangelegenheit verwickelt. Der Bruder meines Probatim, Sokol Shytani, aus Shala war mit einem Mädchen aus Dardha e Shoshit verlobt und, als die für die Hochzeit verabredete Zeit herbei kam, brachten ihm die Shoshileute das schöne zu einem luderlichen Lebenswandel inklinierende Mädchen in seine Kula. Um den Shala nicht heiraten zu müssen, verzögerte das Mädchen, auch nachdem es im Hause des Bräutigams war, unter allerlei Vorwänden den Gang in die Kirche. Es lebte einige Tage also im Konkubinat. Zuletzt täuschte es Krankheit vor und bat Sokol Shytani bei mir zu intervenieren, damit es bis zu seiner Genesung durch meine Protektion im österreichischen Spital in Shkodra aufgenommen werde. Sokol Shytani brachte also nichts ahnend das Mädchen zu mir in meine Wohnung. Ich versprach, Sokols Wunsch zu erfüllen, und außerdem versprach ich ihm, das Mädchen nach der Ausheilung sicher zurückzuerstatten. Wie Sokol Shytani nun aus Shkodra fort war, und das Mädchen allein bei mir blieb, da erklärte es zu meiner Überraschung mir und Erzbischof Monsignore Mjedja⁵⁶, daß es gar nicht krank sei, daher auch nicht in den Spital wolle, und daß das Ganze vielmehr nur eine Finte gewesen sei, um aus dem Hause Sokol Shytanis zu

⁵⁶ Lazër Mjedja, bzw. Mjeda (1869-1935), Erzbischof von Shkodra.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

entkommen. Es bat uns beide, es nicht wieder dorthin zurückzugeben, um weder zu einem Konkubinate oder noch, um diesem zu entgehen, zu einem Selbstmord gezwungen zu werden. Meine Lage war prekär. Gab ich das Mädchen dem Shala nicht zurück, so würde ich der Beihilfe and der Flucht einer nach Stammesgesetzen getrauten Gattin schuldig befunden werden und wäre also der Blutrache der Shala und Shoshi verfallen. Lieferte ich das Mädchen hingegen dem Bräutigame aus, so wäre ich wieder dem großen in Albanien noch mit Feierlichkeiten verhängten Kirchenbann verfallen. Dann hätte ich den ganzen Klerus und dazu auch noch die meisten in puncto Aberglauben den Pfarrern ergebenen Bergbewohner gegen mich gehabt. Da Sokol Shytani das Mädchen mir übergeben hatte und es von mir zurückverlangen würde, durfte ich es auch aus meinem Hause weder in ein Kloster noch überhaupt sonst wohin fliehen lassen. Obwohl ich nur männliche Dienerschaft hatte, mußte ich das Mädchen förmlich gefangen halten und bewachen. Ich ließ also vor allen, das Mädchen bei mir einsperren, und trachtete, die Sache in die Länge zu ziehen. Der Satz, "Zeit gewonnen, alles gewonnen" hatte sich mir allzu oft bewährt. In einer Braunkohleangelegenheit fuhr ich um diese Zeit nach Durrës und war daher, als Sokol das erste Mal um das Mädchen kam, wie zufällig nicht zu Hause. Meine Sekretär Bajazid weigerte sich wegen Mangel an Bevollmächtigung, das Mädchen Sokol zu übergeben. Dies überraschte naturgemäß Sokol Shytani. Er erkannte, daß etwas nicht ganz in Ordnung sei. Das erste Gefecht in diesem Strauße war also geliefert und gewonnen. Ich konnte nun hoffen, die Sache noch weiter zu verzögern. Bei meiner Rückkehr aus Durrës forderte mich aber das k.u.k. österreichisch-ungarische Konsulat in Shkodra unvermutet auf, das bei mir gefangen gehaltene Mädchen zu entlassen, und motivierte dies damit, daß dies auf mich ein schlechtes Licht werfe. Diese Aufforderung komplizierte die Situation und, als

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

nun außerdem Sokol Shytani von meiner Rückkehr nach Shkodra in Kenntnis gesetzt wurde und zum zweiten Mal um die Braut seines Bruders kam, und als endlich das Benehmen meiner Diener dem hübschen Mädchen gegenüber zwar weit entlegene, aber bedenkliche Folgen nach sich ziehen drohte, war die Krise da. Es gelang mir, Sokol Shytani, den Chef des Hauses in Dardha e Shoshit und den Erzbischof Mjedja in meiner Wohnung zu versammeln.

Das Mädchen fühlte im Nebenzimmer, daß die Entscheidung nahe sei. Es heulte und weinte und machte daher Szenen. Während dieser Kommotion fragte ich alle Anwesenden, was ich nun zu tun hätte, da ich ratlos sei. Sokol Shytani und Mjedja beharrten jeder auf seinem Standpunkt und erklärten beide, ich müsse ihrer Anschauung genüge leisten. Da sie für mich auf diese Weise die Situation nicht klären konnten und dies endlich auch erkannten, bat ich beide sich meiner Entscheidung zu unterwerfen. Mit einem gewissen Vorbehalt taten es beide. Mjedja meinte anzunehmen, sofern die Entscheidung nicht gegen die Kirchengesetze verstoße, und Sokol wiederholte dasselbe in Bezug auf das albanische Gewohnheitsrecht, den Kanun von Lekë Dukagjini. Ich erklärte, ein beide Teile befriedigenden Kompromiß vorschlagen zu können, und fügte hinzu, daß ich, falls es nicht angenommen würde, genötigt wäre nach meinem Gutdünken, den einen oder den anderen Teil völlig unbefriedigt ziehen zu lassen. Beide Parteien erkannten, daß Widerstand nichts nutzte, und so konnte ich mein Kompromiß folgendermaßen formulieren: Sokol Shytani nimmt das Mädchen für vierzehn Tage in seine Kula, verspricht mir aber feierlich vor Zeugen, das Mädchen, wenn es nach vierzehn Tagen die Einwilligung zur Eheschließung immer noch nicht erteile, unbehelligt nach Hause zu entlassen, resp. dem bei diesem Versprechen anwesenden Bruder des Mädchens zu übergeben. Der Erzbischof verspricht hingegen vierzehn Tage lang mit dem

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Kirchenbann zu warten und nur in dem Falle, daß Sokol sein Versprechen breche und das Mädchen nach vierzehn Tagen noch immer mit Gewalt zurückbehalten würde, den Bann zu schleudern. Außerdem wurde beschlossen, daß die Zurückbehaltung des Mädchens als gewaltsame Entführung gelten solle. In diesem Falle hätte dann der Bruder des Mädchens das Recht, an Sokol Shytani Blutrache zu üben. Alle Parteien nahmen das Kompromiß an. Sokol erhielt noch von mir den Rat, das Mädchen diese vierzehn Tage gut zu behandeln und ihm Süßigkeiten zu kaufen. Dann nahm er das Mädchen in seine Berge. Der eigentliche Bräutigam war mir überhaupt nicht zu Gesicht gekommen. Noch vor Ablauf der vierzehn Tage trat Sokols Bruder mit seiner Braut zum Altare, und seither bin ich mit beiden Familien, nämlich jener in Shala und jener in Shoshi eng befreundet. Ich habe seither oft bei ihnen übernachtet.

Diese Reise vom Jahre 1909 zeitigte auch die einzige Gelegenheit, daß ich mit einem Albaner grob werden mußte. Es war dies, als ich in Iballja einem mit Gewehr und Revolver dastehenden Mann, der mich frotzeln wollte, samt seinen Waffen mit Gewalt und eigenhändig aus dem Zimmer warf. Es war gefährlich nun jedoch, weil Prestigefragen riskiert wurden.

Geologische und archäologische Studien sowie ethnographische Notizen nahmen während meiner Reise 1909 bedeutend zu, und infolge körperlicher und geistiger Überanstrengung wurde ich im Juni krank. Bis zum 13. August lag ich krank in Shkodra.

Während meiner Krankheit erfuhr ich zufällig an einem Tage von dem Tod von Vay Mussi, einem guten Freund von Dr. Julius Enderle, der ein Universitätskollege von mir war, und von meinem einzigen wirklichen Freund, Graf Louis Drašković, der als k.u.k. Dragoman elendig in Konstantinopel zu Grunde ging. Für Louis war bei seiner hochgespannten, idealen Veranlagung sein Tod ein Glück, denn es wäre für ihn fürchterlich gewesen,

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

die folgenden Jahre zu erleben und den Niederbruch der von ihm geliebten Türken mitzumachen. Ich glaube, er wäre als Soldat in die türkische Armee eingetreten und am Schlachtfelde gestorben. Solche Leute wie er werden nur selten geboren. Ihr frühzeitiger Tod ist aber nur für die Mitwelt ein Verlust, denn sie selbst leiden zu viel für ihre Ideale. Was ich an Louis verloren habe, und wie er mir auch heute noch abgeht, darüber kann ich nicht sprechen. Mein einziger Trost ist, daß es für ihn besser war zu sterben.

Da ich in Shkodra zweimal rezidiv wurde, zog sich meine Krankheit in die Länge. Geistig ganz frisch, war ich körperlich so nieder gebrochen, daß ich wochenlang täglich kaum 5-6 Kubikzentimeter Flüssigkeit zu mir nahm und daher allmählich bei klarem Bewußtsein zu verhungern drohte. Meine Diener waren von rührender Anhänglichkeit. Bajazid blieb, oft das Aussetzen meines Atems befürchtend, die ganze Nacht in meinem Zimmer. Gjok und Mehmed weinten. Dieser Zustand dauerte einige Wochen und später, als ich etwas Aspik zu essen anfang und gar zwei Eßlöffel Aspik in vierundzwanzig Stunden zu schlucken vermochte, da dünkte dies uns allen prächtig. Wie Professor Steyskal bei einem späteren Anfalle feststellte, bestand meine Krankheit in nervösen Anfällen des autonomen Nervensystems, wodurch die Herztätigkeit bis auf sechsunddreißig Schläge in der Minute herabgesetzt und Darm und Magen krampfhaft verschlossen wurden, so daß keine Speise hinab konnte. Seitdem mir Steyskal Belladonna verschrieb, sind diese Anfälle weniger häufig und meist können sie schnell beseitigt werden.

Auf einem Motorboot der Compagnia di Antivari brachte man mich noch immer krank nach Rijeka⁵⁷ und vor dort per

⁵⁷ Gemeint ist Rijeka Crnojevića am Nordende des Shkodrasees.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Automobil über Cetinje nach Cattaro (Kotor) und endlich per Schiff nach Ragusa (Dubrovnik). In Cetinje waren Kuhns zu mir sehr gut. Auf mein Telegramm hin war auch meine Mutter nach Ragusa gekommen. Mehmed Zeneli begleitete mich bis nach Ragusa. Lustig war, daß Mehmed, der sich in Ragusa sehr langweilte, seine Abreise nach Albanien damit begründete, daß er schon so lange keine Ziegen gestohlen habe und dies doch sehr lustig sei.

In Ragusa erholte ich mich im dortigen guten Spitale und genesen fuhr ich weiter nordwärts. Auf der Fahrt von Ragusa nach Wien nahm ich mich in Sarajevo lebhaft des von Patsch⁵⁸ gegründeten Balkaninstitutes an, das ich auch finanziell etwas unterstützte. Ich wollte es hauptsächlich der Erforschung Albaniens dienstbar machen.

Hier will ich nun eine dieses Institut betreffende recht zopfige aber lustige Episode aus der späteren Zeit erzählen. Aus finanziellen Gründen wollte Patsch seine Broschüren in der Staatsdruckerei in Sarajevo drucken lassen. Er bat mich daher beim Minister für Bosnien, Baron Burian⁵⁹, diesbezüglich zu intervenieren. Ich tat es, und Burian sagte mir, Patsch sollte darum bitten. Augenblicklich verständigte ich Patsch und, als nun Monate vergingen und Patsch ruhig war, da glaubte ich, alles wäre erledigt. Zufällig sollte ich das Gegenteil erfahren. Ich fragte daher Burian, was denn mit der Sache los sei, und da hieß es nun, von Patsch liege überhaupt noch kein diesbezügliches Gesuch vor. Infolge dieser Nachricht fragte ich nun bei Patsch, warum er noch immer kein Gesuch eingereicht habe, und erhielt dann die Antwort, daß so etwas zu bitten, so lange verboten sei,

⁵⁸ Carl Patsch (1865-1945) - österreichischer Gelehrter.

⁵⁹ Stefan Graf Burián von Rajecz.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

bis man von Sektionschef Thalloczy⁶⁰ hierzu ermächtigt werde. Ich erzählte dies Thalloczy und Burian, und das ganze löste sich in Wohlgefallen und Gelächter auf.

Natürlich wurde die Druckbewilligung erteilt, doch die Episode erinnerte mich stark an eine Automobilfahrt, die am Hatzeger Berg stattfand. Baron Leopold Bornemisza kam von Deva nach Boldogfalva, um Kendeffys zu besuchen. Das Fahrzeug blieb jedoch bei Plop noch jenseits des Hatzeger Berges stecken. Deshalb schickte er also nach Hatzeg und bat von Grafen Kendeffy Gabor telefonisch Hilfe. Gabor kam sofort mit seinem Auto, das aber nun diesseits des Berges niederbrach. Während dieser Zeit kam ein Fuhrmann von Plop nach Hatzeg, sah Gabor sein bei Hatzeg steckendes Auto und sagte ihm nun tröstend, "Ne búsuljon nincs egyedül túl Plopen is még akadt egy" (Seien Sie nicht traurig. Sie sind nicht allein. Auch jenseits bei Plop steckt ein Auto).

Von Sarajevo fuhr Mama nach Ujád und ich nach Wien. September und Oktober blieb ich in Wien. Anfang November war ich in Ujád und Szacsal, dann begleitete ich Mitte November zuerst Bajazid nach Skopje und fuhr hierauf wieder nach Shkodra. Das Ziel meiner diesmaligen Reise war in erster Linie, das unmittelbar östlich und nordöstlich vom Shkodrasee emporragende Gebiet der Stämme Hoti und Gruda zu erforschen.

Ich ging über Rrjoll und Kastrati nach Tuz, dann um den später bekanntgewordenen Dečić nach Qafa e Kronit, hierauf nach Gruda und kehrte über Trabojna, Vuksanlekaj und Rrjoll nach Shkodra zurück.

⁶⁰ Ludwig von Thallóczy (1854-1916) - österreichisch-ungarischer Balkanforscher.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Da ich schon im Jahre 1909 einige Konnektionen mit Gucinje hergestellt hatte, hoffte ich im Sommer 1910 nach Gucinje zu gelangen. Einerseits war nun dies aber nur in albanischen Kleidern möglich, andererseits, als ich 1907 in das Prizrener Gefängnis abgeliefert worden war, war aber gerade der Umstand, daß ich als Albaner verkleidet gewesen war, in den Augen der türkischen Behörden besonders verdächtig und gravierend. Es mußte, da in Gucinje türkische Behörden existierten, bei Zeiten ein Mittelweg gefunden werden, der beiden Anforderungen entsprach. Ich beschloß hiefür den Dezember. Ohne Gucinje zu erwähnen, redete ich mit dem Vali über meine Reisepläne. Der Vali trachtete mir mit Hinweisen auf schlechtes Essen und Kälte, jegliche Reise überhaupt abzureden, oder wenigstens viel Gepäck mitzunehmen, was bei Wegmangel natürlich meine Reise behindert hätte. Im Allgemeinen gab ich dem Vali nicht eben unrecht, versicherte ihm aber, daß er sich wegen der Kälte keine Sorgen zu machen brauche, denn die Kleider, die ich im Sommer hatte, seien auch jetzt noch warm genug und, was das Essen anbelangt, versprach ich ihm, daß ich einiges mitzunehmen gedenke. Der Vali gab mir, was Proviant betraf, recht, mich aber in so dünnen Kleidern reisen zu lassen, wollte er nicht. Ich mußte, meinte er, mir etwas wärmeres beschaffen, und hoffte, da so etwas in Shkodra schwer war, auf diese Weise in mir meine Reisepläne zu erschüttern. Ich replizierte, ich glaubte, daß meine Sommerkleider genügten, versprach aber dennoch, falls dies doch nicht der Fall wäre, ihm zu liebe, wenn nötig, sogar dicke albanische Schafwollkleider zu kaufen, da diese Kleider dann sicher warm genug wären. Da die albanischen Wollkleider nun tatsächlich gut gegen Kälte schützen, blieb denn dem Vali nach dieser Erklärung nichts anderes übrig, als seine Bewilligung zu geben. Er konnte nur noch wiederholen, daß ich achtgeben solle, mich ja nicht zu verkühlen. Von diesem Augenblick an konnte ich, da ich das

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Wetter für meine europäischen Kleider natürlich sofort für zu kalt fand, mit Wissen der türkischen Regierung in albanischen Kleidern reisen. Diese Schwierigkeit eines Eindringens in Gucinje wäre also beseitigt gewesen. Leider verhinderten aber später andere Sachen meine diesbezüglichen Pläne.

In Shkodra bat mich anfang Jänner 1910 Generalkonsul Kral, einen Bericht über die kirchlich-politischen Zustände der Diözese Sappa, wo Msgr. Sereggi⁶¹ Bischof war, zu verfassen. Ich tat dies in einigen Zügen und lasse hier den etwas umgestellten Bericht, da er auf die damaligen Zustände des Klerus in Albanien einiges Licht wirft, folgen.

Msgr. Sereggis Grundsatz ist 'Je fünfzig Familien brauchen einen Pfarrer.' Da er die Pfarrer nicht aus eigener Tasche zu subventionieren hat, ist es ihm gleichgültig, wieviel diese Marotte dem k.u.k. Ministerium kostet. Er arbeitet aber darauf los und suggeriert dann diesen Gedanken auch den Pfarrern. Ebenso suggeriert er ihnen, daß die kirchlichen Angelegenheiten in der Gegend von Iballja nur deshalb so schlecht stehen, weil in Mila kein von Österreich-Ungarn bezahlter, das heißt ernährter bischöflicher Vikar residiert. Beide Gedanken sind den Pfarrern recht, da sie dann weniger weit ausgedehnte Pfarreien hätten und weniger weit bis zum Bischof zu gehen haben würden. Außerdem hat der Vikar dem Konsulat ja auch die Bittgesuche zu senden. In der Zadrime hat Sereggi das Prinzip der kleinen, dicht gehäuften Pfarren bereits durchgeführt. Während im Bistum Shkodra Pfarren von mehr als zwanzig Wegstunden Durchmesser existieren, sind in der Zadrime Pfarren von zwanzig Minuten Durchmesser entstanden. Kommt man dem Wunsch Sereggis nicht nach, heißt es gleich, 'Österreich tut nichts.' Will man Sereggis Wunsch nach kleinen Pfarren dadurch

⁶¹ Jak Serreqi (1861-1921).

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

verhindern, daß man weniger Eleven in das Priesterseminar aufnimmt, als Sereggi verlangt, um durch Beschränkung des Pfarrernachwuchses die Errichtung neuer Pfarren zu verhindern, so sendet Sereggi 'entrüstet' seine Eleven nach Italien, die dann dort italophil werden. Das Geld, um dies tun zu können, erhält er allerdings dabei von Österreich-Ungarn.

In der ganzen Gegend ist die intransigente Haltung des Klerus die Ursache des katholisch-mohammedanischen Antagonismus. 'Von einem Türken zu stehlen, ist keine Sünde.' Dieser Satz billigt stillschweigend auch der Klerus.

Die Berichte über den Stand der Pfarren, die Sereggi dem Konsulate zukommen läßt, sind unrichtig und wohl mit Absicht gefälscht. Das Pfarrhaus von Iballja ist z.B. in ziemlich gutem Zustande. Sereggi verlangt aber seine Renovierung und zwar wohl deshalb, weil der Pfarrer ein Italiener ist. Die Kirche von Iballja ist sehr reparaturbedürftig. Davon profitiert der Pfarrer aber nichts, und daher wird sie nicht repariert. Die ganz besonders elende Pfarre von Qelza, wo man fast den Himmel durch die Mauersprünge erblicken kann, wird auch nicht zur Reparatur vorgeschlagen, da dies ein wirksames, anti-österreichisches Agitationsmittel ist. Daß die Kirche von Fierza seit drei Jahren kein Dach hat, wird auch nicht gemeldet, denn der Pfarrer ist ein guter Freund von Qerim Sokoli, und Qerim ist ganz wie Thaçi austrophil, etc., etc.

Im ganzen Gebiete von Dardha bis Apripa ist eine Strömung gegen die Franziskaner und für die Weltpriester bemerkbar, was früher nicht der Fall war. Es heißt, daß nur Taugenichtse und Kinder armer Leute ins Kloster geschickt werden. Kein einziger Franziskaner aus guter Familie sei imstande Ratgeber zu sein. In Wirklichkeit hat kein einziger Pfarrer jetzt Einfluß auf die innere Angelegenheiten im Gebiete zwischen Qelza, Qafa e Malit, Dardha und Fierza.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Msgr. Sereggi erteilt den Pfarrern Befehl auf Befehl. Die Pfarrer haben ohnehin kein Ansehen, können daher nichts Effektives leisten, versuchen die Befehle des Bischofs auszuführen, zanken sich mit ihren Gemeinden wegen der unsinnigen Befehle des Bischofs, und so sinkt ihr Ansehen, während ihre Unbeliebtheit wächst.

Hochgeblasenheit und Eigendünkel verhindern Sereggi daran, sich mit den Angelegenheiten der Malessoren zu beschäftigen. Herrschsucht läßt ihm seine Rolle als Schutzbefohlener Österreich-Ungarns vergessen. Er verwechselt Schützer und Beschützten oder meint, daß der Beschützte das Recht besitzt, dem Anderen zu befehlen. Die Phrasen, "ich bin böse aufs Konsulat," die mit den Worten zu ergänzen ist, "weil es nicht nach meinen Befehlen tanzt," und "Österreich tut nichts für uns" habe ich zum ersten Male 1907 von Sereggi in Nënshat gehört. Jetzt pfeifen sie alle Pfarrer im Bistum Sappa.

Die einzige Remedur ist, eine Zeit lang eine eiserne Faust gegen den Klerus zu zeigen, mit Strafen nicht zu sparen und den Brotkorb höher zu hängen. Die Albaner kann man mit halben Mitteln nie leiten.

Über die folgenden Pfarren ist folgendes zu bemerken. Der Pfarrer von Berisha ist ein eigensinniger Hitzkopf, der sich nicht zu mäßigen weiß. Er führt alle Befehle Serregis aus. Weil in sechs Häusern uneheliche Frauen wohnen, wird die ganze Pfarre Berisha exkommuniziert und jede geistliche Funktion mit Ausnahme des Taufens und Einhebens des Kirchenzehnten dort aufgehoben, um so die Pfarrgemeinde zu zwingen, die Konkubinat treibenden Familien aus dem Stammesgebiet zu vertreiben und deren Häuser zu verbrennen. Gleiche Befehle ergehen von Sereggi an die Pfarrer von Iballja und Fierza. Er geschieht nichts, aber die Leute Berishas werden auf den Pfarrer böse und erklären, sie können sich des Bischofs zuliebe nicht beschießen lassen. Hierauf will Sereggi mit Regierungstruppen

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

gegen Gemeinden vorgehen und unternimmt diesbezüglich, freilich erfolglos, Schritte beim Kaimakam von Puka. Ich agitiere wieder in dem Sinne, daß die Gemeinde dem Bischof den Gebrauch von Truppen verwehre, denn dies würde zu einem Konflikt mit der Regierung führen. Um sein Prestige zu retten, kann dann schließlich der Pfarrer den Malessoren erzählen, der Bischof habe von Konsulat zu Ehren Christi österreichische Soldaten verlangt, um die Häuser der Exkommunizierten zu verbrennen. Diesem Wunsche sei das Konsulat jedoch nicht nachgekommen, weil es ja überhaupt nichts zu Ehren Christi und der katholischen Religion unternehmen wolle. So ist dann glücklich das nicht willfährige Konsulat der Sündenbock und nicht der Bischof.

Qerim Sokoli sagte mir, "Schau dir die dicken Fesseln der Franziskaner an, dann weißt du, wer sie sind." Ein schlank gefesselter Fuß gilt als Zeichen von Adel. Von Pfarrern von Berisha speziell heißt es, wie kann er denn hier Achtung haben wollen, wo wir alle wissen, daß er als Kind genötigt war, im Hause Prel Mehmetis in Iballja wegen Armut Gnadenbrot zu essen und von schlechterer Familie ist als der Ärmste in Berisha. Diesen Mann als Pfarrer nach Berisha zu senden, das an Iballja angrenzt, zeigt von wenig Verständnis des Bischofs für die Angelegenheiten des Malessoren.

Der Pfarrer von Shllak sagte, er habe seine schöne Kirche ausschließlich mit italienischen Geldern gebaut. Auch der Bischof Sereggi bekommt, sagt er, 500 Napoleon jährlich von Italien. Im ganzen Lande existiert, sagt er ferner, keine einzige Pfarre, die von österreichischem Geld erbaut worden sei. Daher könne man auch auf keine eine diesbezügliche Inschrift anbringen, während hingegen die Pfarre von Shllak mit einer die italienische Hilfe hervorhebenden Tafel versehen werden konnte. Überhaupt ist das Losungswort der Pfarrer "Österreich tut nichts für uns." Einige sagen sogar, "es wäre gut, wenn

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Österreich-Ungarn das Protektorat anlässlich der Annexionskrise aufgegeben hätte, dann wäre dasselbe von Italien übernommen worden. Ich wies auf den Irrtum in dieser Annahme und sagte den Malessoren, vor denen einige Pfarrer dies mit mir besprachen, wenn Österreich-Ungarn das Protektorat wegen der italophilen Agitation des Klerus aufgibt, so erhält es nicht Italien sondern die Türkei.

Die schlechte Administration der Pfarre von Qelza ist aus folgendem sichtbar geworden. Der Malessor Luk Malosi entführte die Schwester des Pfarrers. Sie erklärte zuerst, Luk heiraten zu wollen, später sagte sie aber das Gegenteil. Nicht ohne Zutun des Pfarrers rächte die Gemeinde die dem Pfarrer zugefügten Schäden, und erschoss Luk, der sechzehn Schußwunden hatte. Der Pfarrer ging nach Nënshat. Der Bischof sand ihn trotz Abraten des ganzen Klerus wieder nach Qelza, und die erneute Anwesenheit des Pfarrers, der die Schuldigen, nämlich den Hauptschuldigen zu schützen bestrebt war, reizte die Rächer dermaßen, daß der Bruder Luks mit zwölf anderen Leuten Rache nahm, indem er den Hauptschuldigen nebst zwei Brüdern aus dem Hinterhalt erschoss. Noch ein weiterer Begleiter der Schuldigen wurde dabei erschossen, und einer der zwölf Rächer verwundet. Der Pfarrer begab sich hierauf wieder nach Nënshat, und in Qelza wurden einige Häuser vom Kaimakam von Puka strafweise verbrannt.

Der Pfarrer von Qelza agitiert für Italien. Seine Pfarrwohnung ist eine Ruine. Er ist aber auf das Konsulat böse und solange Generalkonsul Kral in Shkodra ist, will er nicht ins Konsulat, um Subventionen zum Bau der Pfarre zu verlangen. Andererseits erzählt er Österreich sei schuld, daß die Pfarre in so schlechtem Zustand sei, weil Österreich für Katholiken nichts tue. Es sei daher höchste Zeit, sich an Italien zu wenden.

In Iballja ist ein Italiener Seelsorger aber infolge seiner anti-albanischen Gesinnung und, da er wenig mit Leuten

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

verkehrt, stiftet er wenig Schaden an. Zuweilen gerät er mit seiner Gemeinde wegen Konkubinen in argen Konflikt.

Unmündige Kinder verehelichen, ohne dieselben zu befragen, ist landesüblich. Das albanische Konzil von 1893 verdammt dies zwar aber nur platonisch. Trotz dieser Sitte sollte in Iballja auf Anstiften des Pfarrers während meiner Anwesenheit ein Haus zerstört und sein Einwohner vertrieben werden, weil letzterer seine Tochter an einem Türken in Gjakova verheiratet hatte. Es gelang mir, Hausverbrennen, voraus Stammesfehden entstanden wären, zu verhindern und den Leute klar zu machen, daß der Bischof sie Kastanien aus dem Feuer holen läßt.

In Dardha wurde ich gefragt, wer Albanien okkupieren würde, die Monarchie oder Italien. Vor drei Jahren war der Name Italiens dort fast unbekannt, oder wenn man davon sprach, so war es nur zu sagen, daß Pater Deda deshalb von Österreich-Ungarn abgesetzt worden war, weil er Italiener war. Auch sonst hörte ich an anderen Orten heuer viel mehr von Italien reden, als vor drei Jahren.

Die Ursache ist Msgr. Sereggi, denn das italienische Konsulat hat mit den dortigen Malessoren keine direkten Konnektionen, wogegen allerdings das italienische Konsulat in Prizren seine Fäden bis Gjakova spinnen durfte.

Der Pfarrer von Fierza hatte vor einigen Jahren eine scharfe Kollision mit dem Dorfe Bugjon, so daß damals eine Zeit lang die Seelsorge in Bugjon vom Pfarrer von Iballja ausgeübt werden mußte. Seither hat sich der Pfarrer diese Lehre zu Herzen genommen. Er wurde im Verkehre mit den Eingeborenen freundlich, und im Allgemein steht er sich mit seinem Dorfe noch am Besten. Sogar seine ehemaligen Gegner müssen dies zugestehen. Zum Teil von Fierza, zum Teil von weitab gelegenen Berisha wird die Seelsorge auch in Apripa ausgeübt, wo infolge der Polygamie vieler der dortigen Familien der Konflikt mit Sereggi am stärksten zur Geltung kommt.

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Sereggi hat hier zu allerhand Mittel gegriffen, um sich Ansehen zu verschaffen, ja hat er sogar verschiedene Geldspenden, die erflossen waren, um in Apripa eine Kirche zu bauen, jahrelang zurückgehalten, und jetzt ist auch noch ein Teil dieses Geldes beim Pfarrer von Berisha, der unter dem Vorwande, die Leute hätten nichts gemacht, die Herausgabe verweigert, während die Leute, die mir den Bau zeigen wollten, behaupteten, Geldmangel hindere sie an die Vollendung des Baues ihrer Kirche. Den Bau einer Kirche zu verhindern, weil einige ohnehin exkommunizierte Familien in einer Pfarre Konkubinen haben, ist jedenfalls ein wenig zweckdienliches Mittel.

Wie Konkubinen zu vertreiben sind, und daß es auch in Iballja und Apripa möglich ist, hat Msgr. Mjedja als Bischof von Sappa bewiesen, als dies ihm mit einem theatralischen Coup vor einigen Jahren glänzend gelang. Nach der feierlichen Ostermesse entledigte er sich coram publico seiner Messkleider, warf Mitra und Krummstab plötzlich zu Boden und, statt zu segnen, fluchte er öffentlich den konkubinatreibenden Familien. Der Eindruck dieses unerwarteten Vorganges war so groß, daß er, ohne Häuser zu verbrennen und die ohnehin große Armut noch zu vergrößern, sein Ziel sofort erreichte.

Im Sommer 1909 begann Aehrenthal albanerfeindliche Politik zu machen. Speziell im Falle Qerim Sokolis zeigte sich die neue Richtung. Qerim gehörte zu jenen Albanern, die sich im Frühjahr 1909 für unsere militärischen Vorbereitungen besonders exponiert hatten. Er war daher bei den uns damals feindlichen Jungtürken ziemlich kompromittiert. Unter falscher Beschuldigung kam er dann im Sommer 1909 ins Gefängnis. Keinen Zweifel, daß dies wegen seiner notorisch austrophilen Gesinnung geschah. Da Qerim unschuldig war, hätte das Konsulat wie oft in ähnlichen Fällen erfolgreich intervenieren können, doch dies paßte nicht in Aehrenthals neue

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

türkenschmeichlerische Politik. So blieb dann Qerim bis Weihnachten 1909 im Gefängnis. Die Lehre hat sich Qerim naturgemäß gemerkt und, wenn er sich auf meine Aufforderung hin auch später österreich-ungarischer Sachen annahm, so geschah dies stets nur soweit, als er sich nicht kompromittierte. Im Jahre 1913 klagte mir deshalb Rossman, daß ihm Qerim nicht entsprechend geholfen hätte.

In Voraussicht, daß in Shkodra die zu Weihnachten stets verbotene Christnachtschießerei wieder losgehen würde und, um nicht dabei sein zu müssen, denn für mich war Schießen oder Nichtschießen immerhin ein Dilemma, ging ich in albanischen Kleidern unbemerkt nach Kolaj, wo ich mich natürlich an der Weihnachtsschießerei beteiligen konnte, ohne mich zu kompromittieren. In Shkodra begann die Schießerei im Hofe Prenk Bib Dodas, und in Unkenntnis meiner Abwesenheit zeigten mich nun meine Gegner beim Vali augenblicklich an, daß in Shkodra ganz bestimmt ich die Weihnachtsschießerei begonnen hätte. Als ich nach Weihnachten nach Shkodra zurückkehrte, machte mir der Vali deswegen Vorwürfe und fragte mit heuchlerisch betrübter Miene, ob diese Beschuldigung wahr sei. Ich antwortete wörtlich, "Jawohl, Exzellenz, ich gebe zu, die Schießerei angefangen zu haben." Des Vali Auge leuchtete. Jetzt hatte er endlich einen Grund gegen mich vorzugehen, eventuell meine Ausweisung zu verlangen. "Warum haben Sie das getan?" war seine schadenfrohe Frage. "Exzellenz," sagte ich, "ich glaubte, daß man meine Schüsse in Shkodra nicht gehört hätte, denn ich habe in Torovica, unweit Kolaj, und nicht in Shkodra geschossen. Meines Wissens ist es dorten nicht verboten, den Christabend zu feiern." Der Vali machte ein überraschtes Gesicht und meinte, man habe ihm etwas ganz anderes gemeldet. "Ich weiß, Exzellenz," antwortete ich, jedes Wort markierend. "Man beschuldigte mich des Schießens, denn man wußte nicht, daß ich fort war. Übrigens ist dies nicht das erste Mal, daß man mich bei

Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Ihrer Exzellenz anzeigt. Jetzt können Sie selbst die Wahrheit aller über mich kursierenden Geschichten klar erkennen.“ Der Vali war augenscheinlich verlegen, und die ganze Kampagne wurde die Reinwaschung eines Mohren.

Teil III

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg

(1910-1912)

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Generalkonsul Kral wird im Jänner 1910 von Shkodra transferiert, und er sagt mir schon im Voraus, daß mir mein Reisen in Albanien unter seinem Nachfolger erschwert sein würde. Mitte Jänner verlasse auch ich Shkodra, ohne zu ahnen, daß es lange dauern würde, bis ich dazu komme dort erneut zu geologisieren.

Bald nach der endgültigen Abreise des Generalkonsuls Kral verließ auch ich Albanien und, da mir unter seinem Nachfolger, Generalkonsul Zambaur⁶², das Reisen in Albanien tatsächlich unmöglich gemacht wurde, und ich zu politisieren anfang, so scheint es an der Stelle zu sein, hier mein damaliges Verhältnis zum Ballhausplatz rp. zu den Beamten und späteren Leitern des Ballhausplatzes zu skizzieren.

Solange Aehrenthal albanienfreundliche Politik machte und Generalkonsul Kral in Shkodra war, hatte ich mit dem Ballhausplatz wenig zu tun, und obzwar es vielleicht dem einen oder dem anderen Beamten unangenehm war, daß ich zum jeweiligen Minister des Äußeren infolge meiner sozialen Stellung freien Zutritt hatte, war dies für mich bedeutungslos, denn ich konnte meinen Studien obliegen, und Kral wurde, obzwar er meinethalben manche kleine Unannehmlichkeiten hatte, dafür von mir über vieles informiert. Da ich keine Konsular- sondern eine Geologenkarriere machen wollte, war mir Kral's sonstige politische Benehmen, solange er meine geologische

⁶² Rudolf R. von Zambaur, österreichisch-ungarischer Konsul in Shkodra ab Herbst 1909.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Forschungsreisen unterstützte, höchst willkommen. Eine Hand wäscht die andere. Daher kamen wir miteinander sehr gut aus, und dies ist auch jetzt noch der Fall. Vizekonsul Fillunger erzählte mir später, Kral habe in seinen Berichten meinen Namen stets unterdrückt. Auf jeden Fall fand ich es von Fillunger gräßlich, mir über seinen ehemaligen Chef, bloß um diesen zu schaden, so etwas zu erzählen. Es läßt sich aber denken, in welchem Maße sich ein Konsularkorps in dem mehrere Fillungers existieren konnten, um das Wohl und Wehe des österreichisch-ungarischen Handels im Auslande gekümmert haben.

Als Zambaur nach Shkodra kam, änderte sich die Lage. Dem Herrn Zambaur war es stets sehr unangenehm, wenn sich ein Untertan der Monarchie in seinem Amtsbezirk aufhielt, denn einerseits machte ihm dies Arbeit, andererseits war es ihm aber unangenehm, wenn ihm jemand in die Karten sah und erfuhr, was vorging. Dann war Zambaur in seiner Alleinherrlichkeit bedroht, ja es hätte sich sogar ergeben können, daß man ihn kritisierte. Grafen Berchtold⁶³ habe ich 1913 vergebens auf Zambaus diesbezügliche Tendenzen aufmerksam gemacht. In einem Briefe ging ich sogar so weit, um vom Minister schriftlich die Einvernahme diesbezüglich unvoreingenommener Zeugen des Zivil- und Militärstandes zu verlangen. Es war natürlich alles vergebens, denn Berchtold war bei allem guten Willen schwach, und die Bande am Ballhausplatz, über deren Tätigkeit ich noch andere Belege erbringen werde, arbeitete sich in die Hände.

⁶³ Leopold Anton Graf, Freiherr von Berchtold (1863-1942), Außenminister Österreich-Ungarns von 1912 bis 1915.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Genau von gleichem Kaliber wie Zambaur war Generalkonsul Rappaport⁶⁴, der ja schon 1907 anlässlich meiner Affaire mit Mustaflija durch blinde Annahme von Hilmi Propositionen meine Ausweisung aus der Türkei zu erlangen gehofft hatte. Denn daran, daß ich damals über Semlin (Zemun), Sarajevo und Cetinje wieder in die Türkei zurückkehren würde, dachten weder er noch Hilmi Pascha. Sowie Zambaur nach Shkodra kam, wußte er schon genau, wie ich über die Vorgänge im Amtsbereiche Shkodra informiert war, und da machte er nun gleich Anfangs unserem Botschafter in Konstantinopel, dem Markgrafen Pallavicini, den Vorschlag, es wäre gut, mich von Albanien zu entfernen. Rappaport war damals Referent über albanische Angelegenheiten im Ministerium des Äußeren in Wien. Auch er hielt Untertanen der Monarchie gerne aus Albanien fern, was man aus der Tatsache ersieht, daß er z. B. 1913 bei Begutachtung eines nach Albanien lautenden Urlaubsgesuches des Kavallerieoffiziers, Grafen Pachta, die Äußerung fallen ließ, daß man in Albanien keinen Generalspion des Kriegsministeriums brauche. Diese Äußerung wurde damals allerdings durch den Generalstabshauptmann, Baron Franz Mirbach, dem Grafen Pachta mitgeteilt, und Herr Rappaport hatte dann eine peinliche Szene mit Pachta. Zambaur, Rappaport und einige mir unbekannte Hintermänner brachten nun ihr System gegen alle Zivilisten, dann aber auch systematisch gegen solche Beamte des Ministeriums in Anwendung, die sich in albanischen Sachen auskannten und daher eine eigene Meinung hatten. Ich wurde bald aus Albanien entfernt, dann kam A. Kral als Generalkonsul nach Smyrna, und der Albanienkenner, Generalkonsul Th. Ippen, kam nach London. An ihrer Statt

⁶⁴ Alfred Rappaport von Arbengau (1868-1918), österreichisch-ungarischer Vizekonsul in Shkodra, später Konsul in Mazedonien.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

schickte man Neulinge nach Albanien. Später, als Petrovic aus Durrës abberufen werden mußte, kam zwar Kral 1914 wieder nach Albanien. Dies war aber, da Petrovic nur infolge einer Liebesaffaire aus Durrës abberufen wurde, ebenso ein Zufall wie der Umstand, daß die Friedenskonferenz von 1913 in London tagte, weshalb dann der Generalkonsul Ippen nolens volens zu ihr als Fachmann für albanische Angelegenheiten herangezogen werden mußte. Sein Beiseiteschieben wäre nämlich in so einem Falle allzu auffällig gewesen. Als eine mit Rappaport und Zambaur eng befreundete einflußreiche Persönlichkeit am Ballhausplatz ist nun doch der damalige Sektionschef Macchio, der spätere österreichisch-ungarische Botschafter am Quirinal in Rom, zu erwähnen. Sektionschef Macchio grollte mir noch wegen des Briefes von Jänner 1909, und Zambaur, Macchio und Rappaport arbeiteten sich daher in die Hände. Macchio war mit Zambaur noch von jener Zeit her gut befreundet, da ihn Zambaur als ehemaliger Offizier während seiner Gesandtschaftstätigkeit in Cetinje im Inneren Montenegros begleitet hatte und für ihn jene, für einen Zivilisten auffallend guten militärischen Berichte verfaßt hatte, für die Macchio ausgezeichnet worden war, was ich nebenbei bemerkt von Baron Gundenus, dem ehemaligen Athener Attaché des damaligen Gesandten in Athen, nämlich Macchio, erfahren habe. Rappaport hatte, als er von Saloniki nach Wien in das Ministerium einberufen worden war und mit seinem skandalösen Saloniki-Benehmen hatte brechen müssen, seine Maitresse geheiratet und war nun mit der Familie Zambaur gut befreundet, da die einer angesehenen Familie entsprossene Frau Zambaur aus Klugheit als erste seine jetzige Frau besucht und sie dadurch in Beamtenkreisen sozusagen hoffähig gemacht hatte. Alle diese Herren wandten sich nun an einen vom Ministerium des Äußeren beschäftigten Albaner, Herrn G. Pekmezi, und getrauten diesen, alle nach Wien kommenden Albaner von mir abzuhalten, um mir das 'Informiertwerden' über albanische

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Angelegenheiten möglichst zu erschweren, Ferner agitierten sie auch sonst gegen mich bei den sogenannten 'albanischen Patrioten'. Auch dies setzte ich im Laufe der nächsten Jahre Grafen Berchtold auseinander, allerdings in puncto Pekmezi lieferte ich den Nachweis, daß dieser Wiener Ärzte, zu denen er Albaner, also Landsleute, zur Behandlung zuführte, aufgefordert hatte, von diesen unerfahrenen Fremden außerordentlich hohe Honorare zu verlangen und die Beute mit ihm zu teilen. Aber auch alle diese Beweise blieben ohne Wirkung. Zur Ehre der Wiener Ärzte muß hervorgehoben werden, daß von ihnen das Ansinnen Georg Pekmezis mit Entrüstung zurückgewiesen wurde. Bei so einer Lage hatte ich nicht lange auf einen Konflikt mit dem Minister des Äußeren selbst zu warten, denn Macchio und Konsorten agitierten heftig, und die Folge war nun die, daß ich den Ballhausplatz darauf fast in toto gegen mich hatte. Bald konnte mir der Souschef des Generalstabschefs, Exzellenz Rudolf Langer, sagen, "Baron, ich kann Ihnen versichern, schon Ihr bloßer Name wirkt am Ballhausplatz wie ein rotes Tuch." Auf den Augenblick, wo dieser Konflikt ausbrach, werde ich noch zu sprechen kommen. Daß ich aber 1910 mit meinen relativ harmlosen Forschungsreisen in Albanien aufhörte und zum Leidwesen von gar manchen Diplomaten seit 1910 in puncto Albanien mit Politik abgab, das haben alle jene, die später unter meinen Angriffen gelitten haben, nur sich selber und ihrem damaligen Benehmen zu verdanken. Leider sind einige dieser Herren meinem endgültigen Angriffe durch den Tod entgangen. Lebende Gegner sind mir viel lieber als tote.

Im Jänner war vom drohenden Gewitter noch nichts zu spüren. Im Jänner und Februar 1910 war ich in Wien, Ujárd und Szacsal, vom 10. Februar bis zum 7. Mai blieb ich in Wien und bearbeitete meine 1908 und 1909 gesammeltes archäologisches Albanien betreffendes Material. Suess sein Wort: "also lernen Sie es" gab mir die Kraft, diese mir völlig neue Disziplin anzupacken,

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

mich in sie einzuarbeiten und mein Material zu beschreiben. Ich wiederholte, was ich wegen eines anderen Themas 1899 getan hatte, und studierte ca. 600 auf die Archäologie Südosteuropas bezughabende Werke, aus denen ich Exzerpte machte. Dann las oder überflog ich noch ca. 1000 andere, in denen ich nichts auf mein Thema bezughabendes fand. Das Resultat meiner Arbeit ist die in den *Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina* publizierte Abhandlung zur *Vorgeschichte und Ethnologie Nordalbaniens*. Ich verfechte in dieser Arbeit die von Patsch in Sarajevo lancierte Aussicht, daß sich in Albanien archäologisch eine tiefere, der Bukëmira-Kultur entsprechende thrakische und eine jüngere, der Hallstatt-Glasinac-Kultur entsprechende illyrische Bevölkerung nachweisen lassen. Dann trachte ich, die Spuren beider Völkerschaften in den heutigen Albanern nachzuweisen, weshalb ich außer den archäologischen Daten auch folkloristisches wie die in Albanien noch existierende Polyphemsage dann die Stammestraditionen, die Stammbäume der jetzigen albanischen Stämme, ja auch somatische Daten über die Albaner und linguistische Angaben heranziehe. Ich konstatierte während dieser Arbeit, daß Paläoethnologie als Endresultat aller Archäologie und Linguistik interessant ist, daß aber gerade sie als historische mit Hypothesen arbeitende Wissenschaft in der Hand der meisten Gelehrten chauvinistisch gefärbt wird. Bei den Franzosen gilt alles alte in Europa gleich für gallisch, bei den Deutschen alles für germanisch, bei den Tschechen alles für slawisch. Die Italiener preisen die mittelländische kleine dolichocephale Rasse. Wir Europäer sind eben noch eitle kindische, technisch hochstehende Barbaren.

Mitte Mai besuchte ich nach einem kurzen Aufenthalt in Ujárd den kranken Kendeffy Gabor in Herkulesbad und machte dort mit Inkey Bela einige geologische Ausflüge, deren Resultate ich in einer kurzen Notiz im Földtani Közlöny in Budapest publizierte. Mein Aufenthalt in Herkulesbad dauerte bloß zehn

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Tage, doch es verlohnt sich zu erwähnen, daß gerade damals einer jener zwei großen Kometen am Himmel stand, die von der Landbevölkerung als Vorzeichen eines großen Krieges angesehen wurden, und tatsächlich folgten die Balkankriege von 1912-1913 und der Weltkrieg diesen beiden Sternen. Im Mittelalter hätten die nach dem Kometenjahr eintretende Kriegswirren jedenfalls als Beweis dafür gegolten, daß die Kometen unbedingt von Gott geschickt wurden, um Krieg zu verkünden. Ich bin froh, daß die Spektralanalyse bei diesen luftigen Herren ihre wahre Natur erkannt hat. Man sieht aber, wie es den Leuten im Mittelalter schwer gewesen sein muß, sich von dem Glauben am Übernatürlichen zu befreien, und welches Kopfzerbrechen die offenkundigen Ungereimtheiten der Welt freidenkenden Menschen bereitet haben müssen. Wir verzeihen den alten gutgläubigen Astrologen. Betrügerische Astrologen gibt es auch heute noch immer.

Von Herkulesbad nach Ujád und Kronstadt. Dann beschloß ich, mich nach Albanien zu begeben. Bevor ich nach Shkodra fuhr, ging ich wegen des Passvisums in das türkische recte jungtürkische Generalkonsulat in Budapest und, während man hier meinen Paß vidierte, redete ich mit dem Generalkonsul über dies und das und kam auch auf die Schulfrage zu reden. Der Generalkonsul entwarf ein großartiges Programm und sagte wörtlich, "Nous fonderons maintenant des miliers d'écoles". Ich wußte, daß man die Fähigkeit der Türken zu reagieren am besten daran würde erkennen können, ob in Europa einige Kilometer wirklich guter Wege gebaut werden würden, das heißt, ob die neuen Jungen Türken die Fähigkeit haben würden, Geld in ernst gemeinter, gemeinnütziger, fruchtbringender Arbeit zu investieren. Als ich nun dieses hochtönende Geflunker des jungtürkischen Konsuls hörte, da erblickte ich darin die ersten Zeichen dafür, daß auch die Türkei, da alles bei den alten leeren Phrasen bleibe, trotz aller Reklame unrettbar verloren wäre. Hätte

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

der Generalkonsul weniger gesagt und bloß von der Gründung einer ganz beschränkter Anzahl von Schulen geredet, so hätte ich an das Rinascimento der jungen Türkei geglaubt. Im Herbst 1910 erzählte ich dies alles Baron Burian in Sarajevo und, als ich dann dort erfuhr, daß in den im Frühjahr 1909 den Türken intakt übergebenen Kasernen Pljevljas bereits mehr als die Hälfte der Fensterscheiben eingeschlagen seien, und mir Generalstabshauptmann Heller ferner erzählte, daß auf sämtlichen Brücken der zwischen der bosnischen Grenze und Pljevlja verlaufenden Chaussee die Brückendecken ebenfalls schon fehlten - weil die Türken die Schande nicht vertragen könnten, eine gut gebaute Chaussee im Reiche zu besitzen, da war mein Urteil über den Untergang der europäischen Türkei trotz aller gegenteiligen Berichte aus Konstantinopel im Herbst 1911 fix und fertig. Mein Sekretär brachte mir auch die Nachricht, daß der große Brand in Konstantinopel 1911 bloß deshalb von den Jungtürken gelegt worden wäre, um die Straßenregulierung auf billige Weise durchzuführen. Endlich die Art, wie eine seinen Bruder Kadri betreffende Angelegenheit unter den Jungtürken in alttürkischer Manier aus der Welt geschafft werden konnte. Dies waren weiter überzeugende Indizien, die ich allerdings im Spätsommer des Jahres 1911 erhielt. Im allgemeinen ist die Türkei von niemandem besser definiert worden als von Dumont, der das Wort prägte, "La Turquie est campée en Europe" (Die Türkei lagert in Europa). Diese Definition erklärt auch zur Genüge, warum das Kriegervolk der Osmanen fast immer ein gutes Heer und die zu einem guten Heer unbedingt nötigen Materialien, dabei aber immer eine schlechte Zivilverwaltung hatte. Die ausnehmend elende Qualität des Heeres zur Zeit des Sultans Abdul Hamid war eine sogar für die Türkei abnormale Erscheinung. Sie basierte auf der Einsicht des Sultans, daß die Türkei ohnehin nicht mehr mit roher Gewalt sondern, so lange es eben ginge, nur mit diplomatischer Schlaueit zu halten sei. Von

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

so einem Gesichtspunkte aus konnte ihm ein modernes Heer als überflüssig und ein modernes Offizierskorps geradezu als gefährlich erscheinen.

Abdul Hamid war der letzte große Sultan. Das Schicksal hatte ihn vor die titanische und schier unlösbare Aufgabe gestellt, ein nicht kulturfähiges Volk vor der Kultur zu retten. Lange Zeit konnte er, freilich mit fast unmöglichen Mitteln, diese auf die Dauer unmögliche Aufgabe erfüllen. Wie er es, ohne aus dem Yildiz her auszutreten, verstand, die Großmächte und auch die ihm ausgesprochen feindlichen benachbarten Reiche gegeneinander auszuspielen, war ein Meisterstück ohne Gleichen. Rumänische Schiffe wurden in Piräus vom griechischen Mob fast geplündert, Griechen im bulgarischen Philippopol (Plovdiv) erschlagen, Serben und Bulgaren mordeten sich gegenseitig in Mazedonien, und Albaner drangsalierten die Serben und Bulgaren. Dabei saß Abdul Hamid wie eine Spinne in seiner Ecke.

Das erste, was die in dieser Beziehung alt-osmanischen Traditionen getreuen Jungtürken taten, war das Heer zu reformieren. Die Gefahr, daß ihre diesbezüglichen Bestrebungen scheitern würden, lag aber darin, daß ein modernes Heer, um vom Ausland unabhängig zu werden, in viel höherer Weise auf Zivilverwaltung, Bahnwesen und komplizierte Technik, also auf Faktoren der bürgerlichen Zivilisation basiert ist, als es noch vor dreißig Jahren der Fall war, und in der Türkei mußte auch noch zur Zeit der Jungtürken jedes Pfund Dynamit und jeder Magnet eines militärischen Telegrafengerätes vom Auslande importiert, und jene verdorbene Lokomotive vom Auslande ersetzt werden. Diese jungtürkische Politik mußte dann natürlich zum sogenannten 'Balkanbunde' führen.

Ende Juni 1910 gelangte ich nach Albanien. Hier überredete nun aber Konsul Zambaur im Einvernehmen mit Macchio u. Co., den Vali, Bedri Pascha, mir meine Reisen zu

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

verbieten. Den Namen eines jener Berufsdiplomaten, die auf Macchio und Co's Rat aufgesessen ist und sich nachträglich auch dieser Handlung noch brüstete, will ich deshalb verschweigen, weil er später (nach 1920) Ungarn relativ gute Dienste geleistet hat.

Ich erfuhr von Zambaus Handlung durch den Leibarzt des Valis, Dr. Saleddin, der in Fräulein Martha, einem Adoptivkind Margelas, der Mutter Prenk Paschas, verliebt war. Mit mir wollte Sadeddin auf gutem Fuße leben, denn er hoffte von dieser Freundschaft, daß ich meinen Einfluß auf Fräulein Martha, deren Bruder ich öfter aus Gefahren gerettet hatte, zu seinen Gunsten geltend machen würde. Martha galt als die Schwester des Bajraktars Lezh Prenga. Böse Zungen wollten aber etwas anderes Wissen. Man sagte, sie sei einem geheimen Verhältnis des Abtes der Mirditen, Primo Doçi, mit Davidika, einer Tochter Margelas und der Schwester Prenk Paschas entsprossen. Da einstens mir Margela auf meine Proposition, Prenk Bib Doda solle Martha heiraten, am ganzen Leibe bebend erwiderte, daß dies unmöglich sei und sie in so einem Falle Martha eher mit ihren eigenen Händen erwürgen würde, und Davidika außerdem vor ihrem Tode einen durchaus matronenhaften und nicht jungfräulichen Eindruck machte, und da schließlich zwischen Martha, der angeblichen ehemaligen Gespielin Davidikas, und Davidika selbst ein Altersunterschied von wenigstens zwanzig Jahren bestand, so konnten die genannten bösen Zungen mehrere Argumente ins Treffen führen. Marthas angeblicher Bruder Lezh Prenga, der Bajraktar von Kthella, war ein mir sehr sympathischer Jüngling, an den ich noch sehr oft denke. Er wurde leider noch in jungen Jahren um 1911 erschossen.

Während ich mich in Shkodra aufhielt, war Torghut Shefket Pascha mit seiner Armee von Gjakova im Anzug, um nach den mohammedanischen Albanern die katholischen zu

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

entwaffnen. Im Hinweise auf ihre Bereitwilligkeit zu einer Aktion im Jahre 1909 baten nun diese katholischen Albaner die k.u.k. Regierung zu ihren Gunsten zu intervenieren. Dedë Gjo' Luli, Chef der Hoti, ging zum Konsul Zambaur und bat, die österreichisch-ungarische Regierung möge dahin wirken, daß die katholischen Albaner, denen man im Frühjahr 1909 Gewehre gegen Montenegro versprochen hatte und die in der Tat bereit gewesen waren, Montenegro anzugreifen, wenn sie auch schon keine Waffen erhalten hatten, jetzt wenigstens ihre eigenen Gewehre behalten dürften, da angeblich die Jungtürken daran gingen, alle Albaner zu entwaffnen. Dedë Gjo' Luli wurde aus dem Konsulat so zu sagen hinausgeworfen, und Zambaur erklärte, daß alle Albaner ihre Waffen abzugeben hätten, da die Jungtürken ihnen nichts zu Leide machen würden. Mir sagte Zambaur freilich lachend, "jetzt geht es noch, den Leuten etwas vorzumachen. Ich bin aber nur neugierig, was ich den Leuten dann vorzulügen habe, wenn die Jungtürken anfangen werden, sie zu prügeln." Dedë Gjo' Luli kam zu mir. Weinend klagte er mir, daß er nirgends vor den Türken Rettung finde, und daß er deshalb genötigt sein würde, Montenegro um Hilfe anzurufen. Ich sah gleich, daß ich ihn hievon nicht abbringen konnte, und so sagte ich ihm denn, daß ich ihn nicht zurückhalten wolle. Hiemit begann jener von 1910 bis 1913 dauernde Abschnitt der nordalbanischen Lokalgeschichte, während dessen die katholischen Stämme Albaniens von ihren alten Feinden, den Montenegrinern, gegen die Türken scheinbar effektiv unterstützt, in Wirklichkeit aber gegen die Türken ausgenützt wurden. Zuerst ging Dedë Gjo' Luli mit dem Stamme Hoti nach Montenegro, dann folgten die Shkreli, die Kastrati und zum Teil die Kelmendi. Dies war die erste sogenannte 'friedliche Auswanderung' der Albaner.

Da ich alle diese Komplikationen und auch die noch später folgenden voraussah, fuhr ich nach Wien, um mich bei

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Aehrenthal über Zambaur zu beschweren und Aehrenthal gleichzeitig aufmerksam zu machen, daß er die Albaner nach Montenegro treibe. Aehrenthal wollte mich, wie ich in sein Büro trat, beschimpfen. Er sagte mir, "Baron, ich muß Ihnen sagen, daß ich mit Ihrem Benehmen sehr unzufrieden bin." Ich antwortete wörtlich, "Sie vergessen, Exzellenz, daß Sie keinen Vizekonsul vor sich haben." Aehrenthal sah, daß er einen Fehlschritt begangen habe, aber er billigte Zambaus Verhalten. Wir politisierten, unser Dialog bewegte sich in fast leidenschaftlicher Form. Aehrenthal sagte, "Die Jungtürken sind mir mehr wert als die Albaner." Ich wollte auf den Verfall der Türkei hin. Schließlich meinte er, "Baron, ich appelliere an Ihren Patriotismus, daß Sie Ihren Skutariner-Haushalt auflösen." Zuvor hatte er mich freilich vergebens durch die Aussicht auf eine Ordensauszeichnung ködern und seinen Willen gefügig machen wollen. Auf Aehrenthals Appell verlangte ich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit und willfuhr seinem Appelle, wovon ich ihn schriftlich verständigte.

Aehrenthal war zielbewußt, brutal, und eigensinnig. Er duldete keinen Widerspruch, war befehlshaberisch, aber gescheit, nur wurde der Verstand, nachdem er Graf geworden war, von der Begierde um jeden Preis recht zu behalten, vollkommen unterdrückt. Wenn durch Bezweifeln seines Verstandes seine Eitelkeit gekränkt wurde, wurde er sogar kleinlich, daher ergab sich sein Feder- und Primaballerinenkrieg mit Iswolsky. Dieser Sohn des dem Judenvolke angehörenden Barons Lexa hatte es nur der Protektion des auf Chlumets begüterten Grafen Zdenko Kinsky zu verdanken, daß er in die Diplomatie kam. Baron Lexa hatte als Getreidegroßhändler, wie mir Graf Zdenko Kinsky selbst erzählt hat, vielfach in Chlumets zu tun, und bei einer solchen geschäftlichen Zusammenkunft versprach ihm Graf Kinsky, dem jungen Lexa, der später dann das besser klingende Prädikat 'Aehrenthal' als Familienname verwendete, bei der Aufnahme in

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

das diplomatische Korps behilflich zu sein. Mit seiner jüdischen Abstammung ist die Tatsache, daß Aehrenthal, recte Lexa, zum Augenblicke, daß er Graf wurde, sehr aktiv war, später aber nichts mehr unternahm, sehr gut vereinbar.

Im Anschluß an mein Gespräch mit Aehrenthal hatte ich auch eine Unterredung mit Macchio, von der ich folgenden Dialog erwähne. Ich: "Exzellenz, was Sie (i.e. das Ministerium des Äußeren) mit den Jungtürken machen, ist reine A....leckerei!" Er (ernst): "Was wollen Sie? Die anderen tun dasselbe. Wir machen es wenigstens mit Würde."

Als ich Bajazid die Auflösung meines Haushaltes telegraphierte, erhielt er auch die Weisung in meinem Namen über Aehrenthals dumme Albanienpolitik zu schimpfen.

Von Aehrenthal kommend besuchte ich Generalstabschef Conrad in seiner Wohnung in der Reisnerstraße und machte ihn auf die zukünftigen fatalen Folgen von Aehrenthals Albanienpolitik aufmerksam und sagte ihm gleichzeitig, was ich Bajazid aufgetragen hatte. Ich motivierte mein Vorgehen damit, daß ich wenigstens mich bei den Albanern konservieren wollte, da dereinst der Augenblick kommen würde, wo wir die Albaner brauchen würden und wo ich vielleicht durch meinen persönlichen Einfluß die Fehler Aehrenthals würde reparieren können. Dann berichtete ich auch über den genauen Verlauf meines Gespräches mit Aehrenthal, denn ich hatte diesem allerlei Argumente gegen seine Politik vorgebracht, worauf er mir statt weitere Gegenargumente endlich nur sagte, "Gestatten Sie, Baron, ich betrachte die Sache von einem höheren Standpunkt." Conrad gab mir in Bezug auf die Albanerfrage vollkommen recht. Dann fragte er mich, was ich von Aehrenthals 'höherem Standpunkt' halte. Ich sagte, "ich halte diese Phrase für leeres Gewäsch." Conrad antwortete, "Wenigstens haben Sie das Kind beim Namen genannt." Mich wunderte damals diese entschiedene Stellungnahme Conrads.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Der Augenblick, den Conrad und ich in der Albanerfrage 1910 vorausgesehen hatten, kam auch wirklich und zwar vier Jahre später im Jahre 1914. Anlässlich des Großen Krieges hatte man in Wien plötzlich die Ereignisse von 1910, 1911 und 1912 vergessen, und man wollte von Wien aus die Albaner erneut gegen Montenegro hetzen. Kein Versuch führte zu einem greifbaren Resultate und, da ich selbst an diesen Versuchen teilnahm, bereitete mir dieser Mißerfolg eine arge Enttäuschung. Ich verstand aber diese Leute. In Wien entblödete man sich aber - und zwar naturgemäß namentlich am Ballhausplatz - in keiner Weise, sich über die Albaner zu entrüsten und sie als treulos zu bezeichnen. Wogegen die Albaner schon 1900 erkannt hatten, daß Österreich-Ungarn rp. dessen Diplomaten sie mehr als Schachfigur benützen als beschützen wollten. Noch 1914 sagten mir mehrere Albaner, "Vergiß Du nicht, daß wir die Tatsache, daß unsere Söhne heute am Leben sind und nicht tot im Jemen liegen, nur der Unterstützung Montenegros im Jahre 1911 verdanken." Auch die Befreiung von der mohammedanischen Oberherrschaft erfochten die katholischen Albaner unter montenegrinischer, nicht österreichisch-ungarischer Führung, wenn sie auch achtgaben, dieses Ziel möglichst billig zu erreichen.

Das Auflösen meines Skutariner Haushaltes nötigte mich mehr denn je zuvor zuhause und in Wien zu leben. Juli und August war ich in Ujád, wo ich mich sehr gelangweilt habe. Ende August fuhr ich auf einige Tage nach Wien und in September endlich nach Bosnien. Hier war ich öfter bei Burian in Ilidže, wo auch Thallóczy war. Dort habe ich Varešanin⁶⁵ sowie

⁶⁵ Marian Freiherr Varešanin von Vareš, General der Infanterie.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

den späteren Kriegsminister, General Auffenberg⁶⁶, kennengelernt und meinen alten Bekannten, Ali Begović, getroffen. Mit Ali machte ich in nicht allzu eleganter Kleidung eine Fußtour in die bosnische Serpentinzone, und zwar führte der Weg von Zavidovići nach Hajderović, wo wir uns bei Nacht und Regen verirrt und endlich im Stalle eines serbischen Knesen schliefen. Von dort ging es in das orthodoxe Kloster Ozren, dann nach Maglaj, wo ich Gast des Bezirksvorstehers, Baron Kettenburg, war. Kettenburgs Frau war Bianca Berks, die ehemalige Verlobte von Louis Drašković. Von Maglaj ging ich gegen Tuzla und schlief die folgende Nacht bei einem mohammedanischen Bauern, dem Vater mehrerer sympathischer Söhne zwischen achtzehn und vierundzwanzig Jahren, unweit Tuzla. Dann ging ich nach Doboj und schlief im Hotel dort. Während dieser Wanderung konstatierte ich die völlige geologische Identität der bosnischen Serpentinzone mit der Serpentinzone Albaniens. Allenthalben konstatierte ich ferner bei den Bauern am flachen Lande eine rege Bautätigkeit, was ein Beweis für viel flüssiges Geld ist, aber auch dafür, daß die Bewohner ein bequemeres und luxuriöseres Leben zu führen begannen. In Verhältnis zu dem 1899 Geschehenen war dies höchst erfreulich, doch waren die Leute weniger fröhlich und weniger guter Laune.

Während der ganzen Tourné redeten alle Bauern, die wir trafen, über die damals in Schwebeliege befindliche Kmetenablösung, und aus dem Umstande, daß sich jedermann damit befaßte, entnahm ich, daß das serbische Schlagwort der obligaten Kmetenablösung die Gemüter heftigst erregt hatte. Nach Sarajevo zurückgekehrt machte ich Burian auf die Gefährlichkeit dieser tiefen Erregung aufmerksam und hatte die Genugtuung, daß

⁶⁶ Moritz, Freiherr Auffenberg von Komárow.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

schon vierzehn Tage später, allerdings als ich schon in Wien war, die Zeitungen Nachrichten über Agrarunruhen in Nordwestbosnien und auch in Doboj brachten, gegen die Militär aufgeboten wurde. In einer Volksmenge kann eine Agitation mit noch so rationellen Mitteln und mit noch so guter oder böser Absicht betrieben werden. In der Regel verhält sich jede Menge einer Agitation gegenüber so lange passiv, bis es nicht einem Agitator gelingt, ein auf die Phantasie und das Gefühl der Menge wirkendes Schlagwort zu prägen. So ein Schlagwort braucht weder geistreich noch rationell zu sein, es wirkt aber dennoch hypnotisierend. Diese Tatsache läßt sich bei ungebildeten Massen auf politisch-sozialem Gebiet und bei gebildeten Leuten auf künstlerischem Gebiet konstatieren. Dem verdanken die sogenannten 'Schläger' im Theaterleben ihre Entstehung. Die 'obligatorische' Kmetenablösung im Gegensatz zur 'fakultativen' war für die serbische Raja Bosniens nahezu so ein Schlagwort. Ein anderes war das Wort Kuferasch, worunter man den mit leerem Koffer nach Bosnien gekommenen und mit vollem Koffer, also reich, aus Bosnien abgehenden österreichischen Beamten - ungarische gab es sehr wenige - verstand.

Ebenso interessant wie die Gespräche mit dem Minister Bosniens, Baron Burian, war ein Gespräch mit den Mönchen im Ozrener Kloster, wobei Said scheinbar den ungetreuen, auf Seite der Mönche stehenden Dolmetsch spielte und mich erst nachträglich über das eigentliche Gespräch informierte. Namentlich folgendes war bemerkenswert. Ein Mönch sagte, "Das will ein Kulturstaat sein, der hier in Bosnien mehr Gendarmeriekasernen unterhält als Schulen." Ich (lachend), "Nun während der Annexionskrise war es doch sehr gut, daß es so war." Der Mönch (erregt), "Was sagt der Schwaba?" Said übersetzt es ihm, worauf nun der Mönch heftig auffährt, "Was! Lachen will der Schwaba und auch noch darüber spotten! Er soll

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

nur sehen, was wir in einigen Jahren machen." Ich (zu Said), "Was sagt Hochwürden? Warum ist er so erregt?" Said (der herausbekommen hatte, daß der Mönch etwas deutsch verstand, zu mir), "Seine Hochwürden ist entrüstet, daß Sie sich auch auf einen so barbarischen Standpunkt stellen." Das Jahr 1914 zeigte, was der Mönch 1910 gemeint hatte.

Die Rückfahrt aus Bosnien nach Wien erfolgte über Jajce, wo ich mir diesmal den Wasserfall und die alte Königsburg anschaute und an Louis Drašković dachte, dann weiter über Banja Luka. Von dort kam ich nach Agram und blieb einige Tage bei der Familie Drašković. Es sind der Vater - ein bedauernswerter, kranker, daher irritabler, sonst aber eher schwacher Greis, Louis seine Schwester Mädi und der jüngste Sohn zuhause. Alle waren mit mir, als einem alten Freund von Louis sehr nett. Man zeigte mir die Fotografien seines Grabes in Konstantinopel. "Erinnerung an Schönes berührt so sanft das Herz," hatte Louis einmal in einem Gedicht geschrieben. Es wurde mir so weh. Mädi Drašković gab mir die hinterlassenen Papiere ihres Bruders Louis, damit ich dieselben publizistisch verwerte, denn Louis hatte Patsch eine Arbeit über den Sandschak von Novi Pazar versprochen. Außerdem schenkte man mir einen alten Hut von Louis, den er viel getragen hatte. Von Agram fuhr ich nach Wien, wo ich Oktober und November verbrachte und aus Opposition gegen Aehrenthal mit der *Zeit* in Kontakt trat. Ich übergab Kanner ein Memorandum über den Balkan. Professor Singer und Dr. Kanner haben mich höflich hinauskomplimentiert, das Memorandum jedoch behalten und wollten nicht glauben, daß ich vom Fach nicht Politik sondern Geologie betreibe. Ich verlangte als politisches Programm ein autonomes Albanien so schnell und so groß wie möglich, damit sich dieses beim unvermeidlichen Niederbruch der Türkei automatisch in einen unabhängigen Staat verwandele.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Ende November fuhr ich auf einige Tage nach Boldogfalva dann wieder nach London. Das Neujahr 1911 fand mich in England. Ende Jänner folgte ich einem Rufe nach Le Havre zu kommen, um dort befindliche Dinosaurier zu beschreiben. Ich hielt bei dieser Gelegenheit dort einen Vortrag auf französisch über dieses Tier und Dinosaurier im allgemeinen und beschloß meinen Vortrag über den Kampf ums Dasein redend mit den Worten, "Et si maintenant, en sortant dans la rue, vous voyez la lutte quotidienne, ne soyez pas attristé, car c'est la lutte pour l'existence qui a développé chaque espèce, qui a ennoblie la race humaine, et c'est la lutte pour l'existence qui fait que la France marche à la tête de la civilisation et du progrès." Diese dummen Worte entfesselten bei den eitlen und leicht erregbaren Franzosen einen Sturm der Begeisterung, zumal sie auf die sozialen Zustände der Arbeiter und der Hafenstadt Le Havre zu zielen schienen. Der Maire (Bürgermeister) von Le Havre forderte mich auf, meinen Vortrag im Theater vor einem großen Publikum zu wiederholen, aber ich war klug genug zu refusieren.

Von Le Havre fuhr ich wieder nach London und hielt in der Geological Society of London auf englisch einen weiteren Vortrag über die Geologie Albaniens. Um in London nebst dem bürgerlichen Privatleben auch das Clubleben kennenzulernen, ließ ich mich durch den Diplomaten Khuen Sandor, den Sohn des ehemaligen ungarischen Ministerpräsidenten, Graf Khuen-Héderváry, als Gast für einen Monat in den St. James Club (Piccadilly) einführen. Repräsentanten des englischen Volkes lernte ich in den Fischern der Isle of Wight (Sandown) kennen. Der interessanteste Kreis war jener der bürgerlichen Gelehrten, wo ich die Familien des Musealdirektors, A. S. Woodward, des Professors Seeley und ferner des ehemaligen Musealdirektors, H.B. Woodward, sowie Lydekkers, Boulengers, eines in England angesiedelten Belgiers, und Pycrafts öfters

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

besuchte. Ich suchte außerdem Mr. Sherborn in seiner Garçonwohnung auf. Pycrafft wohnte mit Frau und Kind in einem Zinshause, Woodward und Boulanger mit ihren Familien in je einem kleinem Hause, und Lydekker auf dem Lande in Hampton in der Nähe von London. Lydekker erfreute sich wegen seiner zoologischen Studien der besonderen Gunst des Duke of Bedford (Lydekker nannte ihn immer nur kurz 'the duke'), und dieser hatte ihm billig ein schönes Etablissement (The Loge) mit einem sehr gut gepflegten Garten überlassen. Übrigens hatte Lydekker, der die Zoologie als Sport betrieb, auch etwas eigenes Vermögen, weshalb er im Natural History Museum eine unbesoldete Stelle hatte. Er hatte mehrere Söhne und Töchter, und ich verbrachte, die opulenten englischen Frühstücke genießend und größere Spaziergänge unternehmend, öfter zu Ostern mehrere Tage bei ihnen.

Von gelehrten Korporationen, deren Sitzungen ich beiwohnte, sind die Geological Society, die Zoological Society, die Geographical Society und die Royal Society zu erwähnen. Die Sitzungen der beiden letztgenannten frequentierte ich aber nur zuweilen. Fast regelmäßig wurde ich zum Essen des Dinner Club der Geological Society und öfter zum Dinner Club der Zoological Society zu Gast geladen. Die Clubmitglieder kamen im Kriterion (englisch natürlich Kreitierjen auszusprechen) und im Café Royal zusammen. Das Essen war in beiden Restaurants sehr gut. Woodward und, so lange Professor Seeley noch lebte, auch die Familie Seeley bewohnten, wie schon gesagt, je eines der kleinen drei Stock hohen aber nur drei Fenster Front und Säulen getragenen Porticus aufweisenden Häuser, die als Großstadthaus für London so typisch sind, freilich aber so wie der englische Baustyl im allgemeinen und die Anlage mancher Städte überhaupt stark an den alten Stil in Nordwestfrankreich gemahnen. Bei Woodward's war unten vorne ein Salon und hinten neben der Stiege das Speisezimmer. Im Halbstock neben der

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Stiege war das Badezimmer. Dann kamen Schlaf- und Kinderzimmer. Ganz oben hatte Woodward noch ein Arbeitszimmerchen für sich. Die Küche war im Souterrain, die Dinnerzimmer waren z.T. auch dort, z.T. in der Mansarde. Die Bedienung bestand aus einer Köchin, einem Stubenmädchen, das auch servierte, und eine Aushilfskraft für die schwere Arbeit, wie Scheuern u. dgl. Bei Seeleys war die Einteilung ähnlich. Auch ich mietete mir bei einem späteren Aufenthalt so ein Haus. Solche Häuser kann man möbliert oder unmöbliert in London relativ billig für kürzere oder längere Zeit, also von drei Monate bis neunundneunzig Jahre leicht mieten, und zwar geschieht dies, wie auch bei Wohnungen (Flats), durch Vermittlung eines Agenten, so daß man den Eigentümer gar nicht zu Gesicht bekommt. Handelt es sich um möblierte Räume, so entsendet jede der Parteien außer dem Vermittler auch noch einen Agenten, und diese nehmen dann ein doppeltes Inventar der Einrichtungsgegenstände auf, doch ergibt sich trotzdem beim Ausziehen stets, daß angeblich oder wirklich einige Gegenstände fehlen. Derzeit geht man in London von den Einzelhaus-Wohnungen auf Wohnungen in Zinshäusern über, da diese weniger Bedienung erfordern. Der Garten, der auch in den bewohnten Zentren Londons mit jedem Einzelhaus verbunden ist, fällt freilich bei einem Zinshaus weg, und man ist dort nicht so ungestört wie in seinem eigenen Haus. Darüber, daß das Zentrum Londons, die City, kein Wohnort sondern wie die orientalischen Bazare nur ein riesiges Comptoir ist, das sich in der Frühe bevölkert und abends entvölkert, ist schon viel geschrieben worden. Ein Entvölkern des Zentrums ist übrigens in jeder Großstadt, auch in Wien, bemerkbar. Dies hängt mit dem teuren Mietzins und den guten Radialverlaufenden Bahnen zusammen. Das sogenannte 'Weekend', das heißt der Feiertag von Samstag mittag bis Montag früh übergehe ich gleichfalls so wie manches andere. Es rentiert sich aber die Monotonie der englischen

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

bürgerlichen Küche vor dem Weltkriege, in der die sog. 'Einbrenne' und das Dünsten und Gewürze unbekannt sind, zu erwähnen. Der ganze Speisezettel setzt sich aus folgenden Speisen zusammen: gekochter oder gebackener Fisch, gekochtes oder gebratenes Fleisch, gekochtes Grünzeug u. a. Erdäpfel, gelbe Rüben, Kohl, Sprossenkohl, Karfiol und Spinat, ferner gebratene Kartoffeln, aber alles ohne Ingredienzien, außer Salz, Fett und Wasser. Süße Mehlspeisen gibt es eigentlich nur drei: 'tart,' eine süße gebackene Teigkruste über irgendeinem Kompott, z. B. Rhabarber oder Aprikosen; 'custard,' ein Gemisch von Backpulver und Ei, gleichfalls mit Kompott; und dann den seltenen feierlichen 'plum pudding'. 'Fish pie' (Fischpurée mit Bechamel) gilt schon als komplizierte Speise, die nicht jede Köchin zustande bringt.

Humoristisch sind einige am Kontinent weniger bekannte englische Gesetze, z. B. das Gesetz, das Sonntags vormittag die Verabfolgung von Alkohol sogar in London nur an Reisende gestattet, wobei aber als Reisender jener gilt, der den Beweis erbringen kann, einige Meilen zurückgelegt zu haben. Heute ist dies damit gleichbedeutend, daß derjenige aus einem anderen Viertel der Riesenstadt herkommt. Einem anderen englischen Gesetz zufolge kann jeder Tuch- und Leinwandverkäufer genötigt werden, das verkaufte Material an dem irgendwo in der City befindlichen 'Yard'-Urmasse abzumessen und die Ware vor dem Verkauf dorthin zu senden. Endlich darf jedermann gegen Honorar wohl jedem anderen Menschen ärztlichen Rat erteilen. Mit dem Heilen von Tieren dürfen sich aber nur geprüfte Tierärzte befassen.

In den Kreisen, wo ich verkehrte, galt ich teils als 'distinguished foreigner' teils als ein Kollege aus dem Ausland. Für die Bezeichnung von Fremden hat die Sprache der viel mit Fremden verkehrenden Engländer viele dem Sinne nach genau unterscheidbare Worte: 'stranger,' 'native foreigner,' 'foreign of

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

distinction' und 'distinguished foreigner.' Endlich gibt es noch das Wort 'alien.' 'Stranger' ist jedermann, den man nicht kennt, 'native' ein Mensch, den man unter Umständen auch genauer kennt, der aber nach englischer Auffassung einem der meist in Nationaltracht einhergehenden und merkwürdigen Sitten huldigenden Völkern angehört, denen die Fähigkeit abgeht, sich zu einem wirklichen Kulturelemente zu entwickeln. Es besteht also zwischen einem Engländer und einem 'native' etwa jener Gegensatz, den man aus dem lateinischen Satze "ego cives romanus sum, ille barbarus" heraushört. Als 'foreigner' bezeichnet man jene individuell sympathischen und antipathischen Leute, die aus einem der als kulturfähig erachteten, auch durch Kleidung und Sitte an Westeuropa gemahnenden Völker entstammen. Unter den 'foreigners' macht man dann je nach der sozialen Stellung, die sie daheim und daher auch in englischen Kreisen einnehmen, Differenzen, daher steht der 'foreigner of distinction' sozial noch höher als der 'distinguished foreigner' bezeichnet werden. Steht ein 'foreigner' infolge individueller Eigenschaften unter dem Kulturniveau eines gebildeten Engländers, so gehört er in die Klasse der 'aliens'.

Als Gelehrter galt ich im Kreise der englischen Gelehrten als einer jener zahlreichen, über die ganze Welt zerstreuten Individuen, die die sogenannte internationale Gelehrtenwelt (auf deutsch die sogenannte 'Gelehrtenrepublik') ausmachen und die untereinander fast freimaurerartig verkehren, und dies deshalb, weil man im Verkehre mit ihnen oft vom Individuellen absieht und in der einem entgegretenden Person nur den Träger einer Idee oder einer Ideengruppe erblickt. Dieser letzte Umstand bringt es mit sich, daß sich zwischen Gelehrten stets eine freilich in erster Linie ihr Fach betreffende, lebhaft und interessante Konversation mit Leichtigkeit einstellt.

Eine die Gelehrten Englands, Deutschlands und Frankreichs etc. schildernde Anekdote ist so charakteristisch, daß

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

ich sie hier wiedergebe. Ein Engländer, ein Franzose und ein Deutscher waren vor der Aufgabe gestellt, ein Kamel zu schildern. Der Engländer fuhr nach Afrika, beobachtete dort längere Zeit die Kamele, erlegte auch eins und berichtete über seine Beobachtungen und deren ökonomische Bedeutung in einem wortkargen Brief nach Hause. Der Franzose ging in den Jardin des Plantes in Paris und beschrieb, allerdings recht genau, das dort befindliche Kamel, das, weil es in Paris war, von nun an für das Prototyp aller Kamele galt, und auch in Zukunft als solches gelten mußte, wogegen alle bei anderen Kamelen beobachteten Abweichungen 'exceptions de la règle' waren. Der Deutsche blieb zu Hause, las mit Bienenfleiß alle die bisherigen die Kamele behandelnden Werke von Aristoteles herwärts, machte seine Notizen, schrieb ein dickes Buch und rekonstruierte dann, ohne je eine Kamel gesehen zu haben, das Tier aus der Tiefe seines Gemütes.

In Wien erzogen und zum Gelehrten herangebildet war auch ich in Gefahr der deutschen Methode zu verfallen. Seit meinen Londoner Besuchen trachtete ich jedoch die englische und deutsche Forschungsmethode zu verbinden. Für 'le chameau' der Franzosen habe ich mich nie begeistern können. Der bekannte russische Diplomat und Völkerrechtler Mandelstamm machte mir gegenüber einst übrigens die höchst treffende Bemerkung, daß er als Russe und erst gar als russischer Diplomat gegen die Franzosen gar nichts einzuwenden hätte, wenn sie sich nur nicht 'la grande nation' sondern 'une grande nation' nennen würden.

Was die englischen Gelehrten sonst betrifft, so wäre zu erwähnen, daß auch sie wie alle Engländer ihren Sinn für das praktische Leben bewahren und daß sie nicht nur für das geistige sondern auch für das körperliche Wohl ihres Gastes sorgen und jeden daher nicht nur ihrer Musealschätze unter freilich manchmal verschnörkelten Vorsichtsmaßregeln teilhaftig werden lassen, sondern auch daß sie den physischen und materiellen Teil

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

der Forschung fördern, was durch Erleichterungen im Gebrauche der Bibliothek durch Zuweisen von genügend Raum u.s.w. geschieht.

Über die Leichtigkeit des Arbeiten im Natural History Museum in London ist es schwer zu schreiben, denn es sind tausend Kleinigkeiten, die mitwirken und dieses fördern. Auf den Bücherregalen der Bibliothek, die man mit Erlaubnis des Direktors ohne Zuhilfenahme des Personals benützen darf, was eine große Zeitersparnis bedeutet, liegen weiße Papierblocks zum Abreißen und Bleistifte frei herum. Hiedurch ist man in die Lage versetzt, wenn man etwas Interessantes liest, sofort auch dann eine Notiz zu machen, wenn man zufällig weder Papier noch Bleistift bei sich hat, ohne wie anderswo, wenn man schon das besondere Privilegium der freien Bibliothekbenützung hat, dennoch in so einem Falle drei Zimmer bis zum Bibliothekar durchzueilen zu müssen, dann warten zu müssen, bis man den Bibliothekar oder gar das noch unnahbare Bibliothekfräulein ansprechen kann, und dann genötigt ist, jenen oder diese liebenswürdigst um ein Stück Papier und, sofern in der Bibliothek keine Tintenfässer mit Tintenschlamm und verrostete Feder aufliegen, auch noch um einen Bleistift zu bitten. Ist dies alles geschehen, so sieht man sich gezwungen, freundlich lächelnd die Zeit geduldig tot zu schlagen, bis die um Papier angegangene Person sich wegen der absonderlichen außerhalb ihrer Amtstätigkeit fallenden Bitte zurechtgefunden hat und endlich nach Herumstöbern in ihrer hierüber im Unordnung geratenden Tischlade das gewünschte Material auftreibt. Erst nach all diesen Vorgängen ist man in der Lage triumphierend zu seinem Buche zurück zu eilen (drei Säle weit), um auf das Papierstück vielleicht zwei Worte aufzuschreiben. Nach alle dieser eminenten Tätigkeit erfordert es dann der Anstand, daß man den Bleistift wieder unter freundlichem Lächeln dem schon wieder in andere Arbeit vertieftem Fräulein mit Dank und, ohne sie bei ihrer Arbeit

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

empfindlich zu stören, zurück erstatte, zu welchem Behufe man sich genötigt sieht, in angemessener, die übrigen Bibliothekbesucher berücksichtigender Ruhe je drei Zimmer noch zweimal zu durchheilen. Bei dieser Schilderung schweben mir die Verhältnisse in den prunkvollen Sälen des Wiener k.u.k. Hofmuseum vor Augen.

Erleichterung der Arbeit unterscheidet nun das British Museum von allen anderen mir bekannten ähnlichen Institutionen. Gerade am Wiener Hofmuseum sah ich mich einst wegen der unsinnigen Bibliothekordnung genötigt, dem Herrn Kustos Kittl folgendes zu sagen: "Hoffentlich werde ich nie wieder genötigt sein, die Bibliothek der geologischen Abteilung des Hofmuseum zu benützen," worauf Kustos Kittl allerdings erregt zugab, daß möglicherweise die englischen wissenschaftlichen Anstalten liberaler seien als die Wiener.

Zieht man zu diesem kleinen Vorteil noch das ungeheure Vergleichsmaterial des Natural History Museum in Betracht, das einem gleichfalls, sofern man dort arbeitet, in seiner Gesamtheit vollkommen zur Verfügung steht (innerhalb vierundzwanzig Stunden stellte man mir z. B. Geschlechtsrute eines afrikanischen Straußes gratis mit der Erlaubnis zur Verfügung, das Stück nach Belieben zu zerschneiden), so erscheinen nun die Arbeitererleichterungen geradezu einzigartig. Jenen, die sich einen Aufenthalt am British Museum auf die Dauer nicht leisten können, ist freilich deshalb, weil man leicht verwöhnt wird und unter kleinlicheren Verhältnissen die Arbeit nur schwer wieder aufnimmt, vom Benützen dieses Museums entschieden abzuraten. Im British Museum in Bloomsbury, wo ich in der kartographischen Abteilung an der Bestimmung der in meinem Besitze befindlichen alten Albanien behandelnden Landkarten arbeitete, machte ich genau die nämliche Erfahrung. Es zeigt sich also, daß das Natural History Museum diesbezüglich nicht isoliert da steht. So viel über die Museen Englands.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Die Tatsache, daß die Geological Society in Burlington House in Piccadilly untergebracht ist, genügt, um den dort herrschenden Luxus ahnen zu lassen. Die Geographische Gesellschaft und die Zoologische besitzen sogar eigene Gebäude. In dem stets zentralistisch organisierten Frankreich sind alle diese Gesellschaften im Quartier Latin zusammen in einem großen Zinshause untergebracht. In Wien stehen die meisten gelehrten Gesellschaften in freundschaftlichem Verhältnis zur Universität oder anderen verwandten öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten, die ihnen Gastrecht gewähren. Dadurch werden aber diese Gesellschaften zu Filialen der betroffenen Anstalten. Dies hängt ausschließlich damit zusammen, daß das geistige Leben Österreich-Ungarns und Deutschlands von den Professoren monopolisiert wird, die die Dilettanten, wenn sie noch so tüchtig sind, aus Brotneid und aus Eifersucht verdrängen, wogegen in England eben diese 'Dilettanten' das wissenschaftliche Leben auf breitere Basis stellen. Daß der Afrika- und Südamerikaforscher Graf Coudenhove nicht Mitglied der Wiener Geographischen Gesellschaft ist, wogegen die Stubenhocker Prof. Oberhummer und Prof. Brückner abwechselnd ihre Präsidenten sind, ist eben nur in Wien möglich.

Wegen ihres durchaus logischen Denkens sind die Engländer viel eher zu einem beide Teile befriedigenden Zusammenarbeiten zu haben als jene zivilisierten Völker, die sich mehr durch ihre Gefühle leiten lassen und bei denen Sympathie, Kränkung, Eitelkeit u. dgl. eine größere Rolle spielen. Das Übertragen des Gefühlsmomentes tritt übrigens auch bei Kindern und Naturvölkern hervor, und deshalb sind die Naturvölker von den meisten Reisenden mit Kindern verglichen worden.

Aus naturwissenschaftlichem Standpunkt ist das Vortreten der Logik als vorgeschrittener Zug zu bezeichnen, denn von den am tiefsten stehenden Tieren weiß man, daß sie nur auf 'Tropismen' (Phototropismus, Geotropismus, Chemotropismus

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

etc.) reagieren, während bei höher stehenden Tieren noch der sogenannte Instinkt hinzutritt. Das Wesen des Instinktes besteht nun darin, daß er oft die Spontanreaktion auf einen Eindruck hemmt. Als Beispiel genügt es, wenn ich darauf weise, daß sich höhere Pflanzenfresser instinktmäßig vom Genuß giftiger Pflanzen enthalten, wogegen den tief stehenden Einzelligen ihr Chemotropismus oft zum Verderben gereicht. Offenbar haben wir in den Instinkten genau so wie in den Reflexbewegungen (Schließen der Augenlider u. dgl.) individuell erworbene und dann erbliche fixierte Erfahrungen zu erblicken, deren Sitz aber nicht im Großhirne, sondern in tieferen Hirnregionen zu suchen ist. Im Gegensatze hiezu kommt für das Aufspeichern der persönlichen und daher noch überhaupt nicht, oder fast noch nicht erblich gewordenen Erfahrungen und der auf ihnen basierenden Hemmungen das Großhirn in Betracht. In dieser Beleuchtung ist es von höchster Bedeutung, daß Baron Economo auch für den Schlaf, das heißt für das Rasten des Hirnes und damit des ganzen Körpers auch zwei Schlafzentren gefunden hat, von denen das eine im Großhirne, das andere aber in einer tieferen Hirnregion liegt. Da nun das 'logische Denken' auch aus nicht anderen als aus einer Reihe von vom Großhirne ausgehenden Hemmungen besteht, die vor falschen Schlüssen oder unüberlegten Handlungen bewahren, versteht man, daß die Zunahme der Logik einer Zunahme der Funktion des Großhirnes entspricht. Gefühle sind ja nicht anders als stark modifizierte Tropismen. Je nach der Geschwindigkeit des Denkvorganges kann man Grübeln, ruhiges Überlegen und Intuition unterscheiden. Beim Grübeln werden die meisten, bei der Intuition die wenigsten Nebensächlichkeiten in Betracht gezogen. Intuition kann daher leicht irren, Grübeln führt zu keinem Resultate.

Mit der Erleichterung der wissenschaftlichen Arbeit geht dann in London unter besonderen Umständen, das heißt, wenn man es verstanden hat, sich in den Rahmen des englischen

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Gesellschaftslebens einzufügen und die englische Sprache beherrscht, auch das Öffnen der privaten Häuser der einzelnen englischen Gelehrten Hand in Hand.

Wird man zu Essen geladen, so sagt einem der Hausherr in der Regel, wer mitgeladen ist, oder er fragt einen, ob man diesen oder jenen 'interessanten Menschen' kennenlernen wolle. Man trifft bald Leute aus Australien, bald aus Kanada oder Argentinien und das Weltumspannende des Britischen Imperiums läßt sich an keinem Zuge besser erkennen, als daß man an der Tafel einfacher Bürger die Frage, ob dieser grünliche australische oder rote südafrikanische Apfel besser sei, mit demselben Gleichmute erörtert wie Binnenbewohner Europas, wenn sie in einem besseren Hause über den Budaer oder Dalmatiner Rotwein reden. Möglicherweise stammte das Suppenfleisch irgendeiner bürgerlichen Mahlzeit, bei der sich die Konversation um den kanadischen Apfel drehte, aus Argentinien, das Brotmehl aus Odessa, die Banane von den Azoren, der Käse aus Frankreich, und der Wein aus Portugal oder Spanien. Der Fisch kam höchstwahrscheinlich aus der Nordsee, und vielleicht befand sich der Sohn des Hausherrn gerade in Indien oder am Kapland.

Als einen der interessanten Menschen, den ich kennenlernte, erwähne ich den ungarischen Zentralasienforscher, Dr. Stein Aurel, Professor in Oxford, der in England viel bekannter ist als in Ungarn. Ich habe später mit ihm gelegentlich im Travellers Club dejeuner.

Fröhlich darf man in England sein. Natürlich muß man sich benehmen, stets ungezwungen aber doch korrekt. Man darf, wenn man mit Kindern spielt, sich also wohl auf den mit Teppichen belegten Boden setzen aber natürlich nicht auf einen Sessel steigen, denn erstens würde der Sessel beschädigt und beschmutzt werden und zweitens muß man streben, alle seine Bewegungen zu mäßigen. Natürlich ist auch Gestikulieren streng verboten. "Binde einen Franzosen," sagt ein englischer Spruch,

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

“die Hände, dann kann er nicht reden.” Daß man sich unter Umständen auf den Boden setzen darf, erwähne ich speziell deshalb, weil so etwas am Kontinente streng verpönt ist. Freilich wird der Fußboden in London trotz des Rauches oder vielleicht notgedrungen infolge des Rauches stets reiner gehalten als am Festland.

Die Engländer unterhalten sich gerne und verstehen Späße, die sich in ihrem humoristischen Niveau bewegen, sie sind aber in ihren Unterhaltungen sehr naiv, primitiv und oft fast kindisch. Für raffinierte französische Komik oder solche mit ätzendem, boshafem Beigeschmack sind sie nicht empfänglich. Gerade durch die für Engländer typische, kindliche Späße finden sich ernste Deutsche in ihrer Würde oft gekränkt.

Mir ist aber die einfache englische Komik und der englische Humor, sogar wenn man ihn dumm nennen kann, sympathisch. Der englische Humor ist von dem stets kraß aufgetragenen und daher antipathischen amerikanischen Humor sehr verschieden. Dem Engländer bietet sich auch häufig der verschnörkelte englische Konservatismus als Quelle von Belustigungen, doch hüten sie sich infolge ihres freilich Hypokrisie erzeugenden Begriffen von öffentlichem Anstand, dies öffentlich zu zeigen. Ich erwähne nur, daß der ehrenwerter Speaker im House of Commons stets angehalten wird, sein Haupt zu bedecken, und hiebei kommt es dann zuweilen vor, daß er in seiner Aufregung und Eile einen unrichtigen und gar etwas zu großen oder zu kleinen fremden Hut aufsetzt, was Heiterkeit hervorruft und was zuweilen sogar absichtlich provoziert wird. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet leben die meisten Engländer auf diese Weise ein doppeltes Leben, das formale öffentliche und das private. Die Existenz des letzteren wird natürlich wieder öffentlich geleugnet.

In einem ernsten, wissenschaftlichen Vortrag in der Zoological Society über die Entstehung des Flugvermögens

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

konnte ich mir, ohne den Ernst der Situation zu gefährden und ohne mich auszusetzen, der Trivialität bezichtigt zu werden, schon im Jahre 1907, als Automobile noch etwas relativ selten waren, den Satz erlauben, "Stellen Sie sich also die ersten Flugversuche der Urvögel so vor wie die einer Schaar Gänse, die schnatternd und mit den Flügeln schlagend vor einem Automobile einherläuft." Meinen bereits erwähnten Vortrag über die Geologie Albaniens in der Geological Society in London leitete ich mit dem allerdings wahren aber verblüffenden Satze ein, "the reason why I venture to read a paper on the geology of Albania this evening is because I am perfectly convinced that you know nothing at all about it." Nicht nur, daß keiner der beiden Sätze einen Anstoß erregte, sondern sie wurden sogar mit zufriedenerm Lachen hingenommen und nach dem Vortrag beifällig kommentiert. Innerlich machte es den Leuten eine kindlich große Freude, daß sie sich bei einem öffentlichen Vorgange hatten irgendwie unterhalten können, ohne daß das öffentliche Anstandsgefühl oder der Ernst der Lage verletzt wurde. In deutschen Gelehrtenkreisen hätte ich mir solche Sätze infolge der ernsteren, zu Scherzen weniger geneigten Anlage der Deutschen nicht erlauben dürfen, denn den ersten Satz hätte man als des wissenschaftlichen Ernstes ermangelnd, den zweiten als eingebildet und frech bezeichnet.

Das elegante London frequentierte ich wenig und auch auf unserer k.u.k. Botschaft zeigte ich mich selten. Einige Male war ich bei unserem Botschafter Menndorf, dann bei Militärattaché Prinz Liechtenstein und Generalkonsul Ippen zu Dejeuner geladen, doch vermied ich dergleichen gerne, weil es meine Tageseinteilung und mein Arbeiten am Museum störte.

Das Londoner Clubleben genoß ich aber immerhin, insofern ich allabendlich in den St. James Club essen ging. Im St. James Club verkehrte die internationale Diplomatengesellschaft, außerdem waren auch Engländer dort zu treffen. Ich sah dort

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

zuweilen den Richter Coseus Hardy, den ich von Siebenbürgen kannte, und eine Reihe wenig interessanter Leute, u. a. auch Baron Szentkereszty Bela aus Siebenbürgen. Der St. James Club ist nicht besonders exklusiv, also nicht wie Whites und Marlborough aber doch ein guter Club Londons, wenn er auch klein ist. Dem albanischen Räuber der Shpella e Bravnikut servierten hier immerhin Lakaien mit goldenen Fangschnüren, Kniehosen, Seidenstrümpfen und mit Goldschnallen verzierten Halbschuhen. Nach dem Essen ging ich in das Rauchzimmer, um beim Kamin in guten Clubmöbeln ruhend die Zeitungen zu lesen, dann in die Bibliothek, wo ich bis 1-2 Uhr nachts blieb, jede Nacht ein Buch nichtnaturwissenschaftlichen Inhaltes verdauend, dann spazierte ich längs Piccadilly und Cromwell Road nach Hause. Damals wohnte ich in einem möblierten Hause ganz nahe zum Natural History Museum.

Im Anschlusse an das Clubleben will ich die Dinnerclubs erwähnen. Jeder Dinnerclub besteht aus einer begrenzten Anzahl von Mitgliedern, die sich in regelmäßigen Intervallen zu einem Dinner versammeln. Auch eine Anzahl von Mitgliedern der Geologischen Gesellschaft hat so eine soziale Vereinigung gegründet, und diese vereinigen sich stets vor den Sitzungen der Geologischen Gesellschaft zu einem Essen, worauf sie nach dem Essen zur Sitzung gehen. Über die Aufnahme in die Tafelrunde entscheiden beim Freiwerden eines Platzes die persönlichen Eigenschaften der Bewerber. Ob man Ausschußmitglied der Geologischen Gesellschaft ist, ist ohne Belang. Die Aufnahme erfolgt durch Wahl. Die Dinners sind feierlich. Der Obmann präsidiert ("N.N. is in the chair"), und der Kassier ist für die Qualität des Essens und auch namentlich für die der Weine verantwortlich. Die Tafel ist blumengeschmückt, und der Preis eine Couverts beträgt ein Pfund. Jedes Mitglied hat das Recht, einen Gast einzuführen. Am Ende des Essens bringt der den Titel 'Mr. President' führende Obmann des Clubs den Toast auf den

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

König aus. Er lautet, "Gentlemen, the King!" Dann sagen alle stehend, "The King." Darnach erklärt der Obmann, "Now, gentlemen, you may smoke." Erst darauf beginnt man mit dem Rauchen, und es folgen dann eventuelle weitere Toaste auf Gäste.

Die Zoologen haben einen ähnlichen Club, wo ich gleichfalls oft zu Gast war. Ähnliche Institutionen fehlen den Gelehrten des Kontinents völlig. Infolge ihrer gewissen Feierlichkeit sind die Clubdinner recht sympathisch, und entschieden sind diese Essen der kontinentalen Gewohnheit, sich nach einer wissenschaftlichen Sitzung mit den übrigen Gelehrten in ein rauchiges lärmendes Restaurant zweiter Klasse zu begeben, vorzuziehen.

Mein Privatleben in London floß, da Bajazid für meine täglichen Bedürfnisse wie strawberry jam u. dgl. sorgte, ruhig und ereignislos dahin. Das einzige lustige Ereignis war, daß Bajazid mit meinem irischen Diener MacDonald aufs Postamt ging, um dort für zehn Shilling für seinen Revolver einen Waffenpaß (firearm licence) zu lösen, statt dessen aber nach Erlag von 7 sh. 6 d. aus Versehen eine 'dog licence,' d. h. die Erlaubnis erhielt, einen Hund zu halten, worauf er gegen Nachzahlung von 2 sh. 6 d. den Paß umtauschen konnte. Daß Bajazid, der damals nur wenig englisch konnte, das Wort 'dog' verstand, aber der Meinung war, der Schein besage, daß er mit seinem Revolver keine Hunde schießen dürfe, erhöhte die Komik. Für jene, denen es bekannt ist, daß in Österreich Waffenpässe nur von den höchsten Polizeibehörden verabfolgt werden, füge ich hinzu, daß in London der Betrieb der Postämter, die die Waffenpässe verabfolgen, meist Gemischtwarenhändlern überlassen wird, damit das Publikum, wenn es in der Frühe seine Einkäufe besorgt, gleich auch seine Postangelegenheiten und auch seine Waffenpässe besorgen könne. Daß man gerade Gemischtwarenhändler bevorzugt, geschieht, weil diese Art von

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Kaufläden im Durchschnitt vom Publikum am meisten frequentiert wird.

Im März fiel ein Besuch bei meiner alten Gouvernante, Miss Stephenson, jetzt Mrs. Maugham, bei Carlisle, die mich nach siebenundzwanzig Jahren auf den ersten Blick aus der Menge der mit dem Zuge angekommenen Leute erkannte.

Was mir während meines Aufenthaltes in England diesmal aufgefallen war, war daß alle Engländer den Aufstieg Deutschlands fühlten, weshalb sie, wenn man mit ihnen über die Möglichkeit eines deutsch-englischen Krieges redete, die Antwort gaben, "The sooner the better." Ich erzählte einige Wochen später am Ballhausplatz, daß ich an die nahe Zukunft eines deutsch-englischen Krieges glaubte, wurde jedoch, da damals eben eine englisch-deutsche diplomatische Versöhnungsaktion im Zuge war, ausgelacht. Während meines Aufenthaltes in London fragte ich übrigens, da in Nordalbanien erneut ein Aufstand auszubrechen drohte, im Ministerium des Äußeren in Wien an, ob ich heuer in Albanien würde reisen können. Die Antwort lautete, "Nein."

Ende März verließ ich London und fuhr nach Berlin, das mir hoch fremd war. In Berlin hielt ich einen Vortrag in der deutschen Geologischen Gesellschaft Berlin über die Geologie Albaniens und lernte bei dieser Gelegenheit Professor Braca, Professor Tornier und die preußischen Geologen kennen, außerdem sah ich die Dinosaurierreste aus Deutsch-Ostafrika. Bei meinem Vortrag war auch der türkische Botschafter anwesend. Während der auf den Vortrag folgenden Diskussion fragte mich ein Geologe, wie ich denn eigentlich in Albanien gereist sei, denn dies gelte allgemein als schwierig. Ich wies darauf, daß diese Frage mir eigentlich eine gewisse Verlegenheit bereite, bat dann den anwesenden Botschafter nicht zu zürnen, wenn ich die Wahrheit sagen würde, und erklärte endlich, daß mir bei meinen Reisen zur Zeit Abdul Hamids mehr die albanischen Räuber als

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

die kaiserlichen Behörden, seit Anbruch der jungtürkischen Ära hiebei jedoch mehr die Behörden als die albanischen Räuber geholfen hatten. Später fragte mich nach dem Vortrage ein anderer Geologe, ob ich mit dem Dinosaurierforscher Baron Nopcsa verwandt wäre.

Im Übrigen besuchte ich in Berlin den alten schlaun Szögyeny-Marich, der österreichisch-ungarischer Botschafter in Berlin war, sah Apponyi Magi und wohnte für dreißig Mark sehr gut im Hotel Kaiserhof. Die berühmte 'Siegesallee' habe ich mir natürlich angeschaut. Für die Ordnung in Berlin ist es charakteristisch, daß einem bei der Ankunft am Bahnhof ein Wachmann als Anweisung für den Gebrauch einer Droschke eine Blechmarke in die Hand drückt, die eine Droschkennummer trägt. Hiedurch entfällt jedes hastige Suchen und Rufen nach einer Droschke. Es weist dieser Zug auf die drillmäßige Ordnung.

Von Berlin kehrte ich nach Wien zurück und ging hier zur *Zeit*-Redaktion. Da die Voraussagungen meines vorjährigen Memorandums eingetroffen waren, begrüßten mich Singer und Kanner und stellten mir ihr Blatt zur Verfügung. Ich begann meine Polemik gegen Aehrenthal in der *Zeit* und später benützte ich hiezu auch das *Vaterland* und die *Reichspost*. Während dieser Zeit telefonierte Erzherzog Franz Ferdinand unaufgefordert an Pallavicini, der Aehrenthal damals zeitweilig als Minister des Äußeren vertrat, man möge mir bei meinen Reisen in Albanien keine Schwierigkeiten bereiten. Ich fand dies von Franz Ferdinand recht hübsch. Schon einige Zeit vor diesem Telefongespräch hatte mir Exzellenz Conrad gesagt, daß sich Erzherzog Franz Ferdinand für meine Reisen sehr interessiere. Auch wußte der Erzherzog von Conrad, welche Schwierigkeiten der Ballhausplatz mir stets bereitete, und, als der Erzherzog nun eines Tages auf der Durchreise von Ungarn auf den Semmering mit Pallavicini zu tun hatte, telefonierte er unter anderen Sachen diesem, es wäre ihm sehr angenehm, wenn ich meine Reisen in

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Albanien fortsetzen könnte. Am Nachmittag wurde ich von der Militärkanzlei über diese Liebenswürdigkeit des Thronfolgers avisiert. Abends speiste ich im Hotel Krantz mit dem nebenbei bemerkt wegen meiner Albanienpolitik auf mich recht bösen Pallavicini. Unvermutet sagte mir nun Pallavicini recht pikiert, "Du hast aber einen sehr hohen Protektor gefunden, der sich deiner Reisen annimmt." Ich sagte ruhig und nebensächlich, "Ja, ja, ich weiß es." Pallavicini meinte infolge meines Phlegmas, daß ich an meinen Gönner Conrad dachte, und wiederholte daher erneut pointierend, "Ja, ja, wirklich einen allerhöchsten Protektor!" Ich antwortete womöglich noch phlegmatischer als zuvor, "Ja, ich weiß, den Erzherzog Thronfolger." Auf diese Antwort erklärte Pallavicini nun plötzlich bremsend, "Weißt du, so ganz besonderes hat er sich für dich ja nicht eingesetzt, aber wie er mir heute vormittag telefonierte, hat er auch deinen Namen so nebenbei erwähnt." Ich erklärte, dies sei mir schon von der Militärkanzlei heute nachmittag mitgeteilt worden, und da sagte nun Pallavicini, ich dürfe aber ja nicht glauben, daß der Erzherzog irgendeinen Einfluß auf die äußere Politik ausübte." Mit diesem letzten Satz hat Pallavicini auch recht behalten, denn Franz Ferdinand seine persönliche Intervention half mir bei der Fortsetzung meiner Reise gar nicht. Das einzige, was er erzielte, war daß diese Intervention ihm nützte, denn infolge dessen begann ich ihn einige Monate lang über die Verhältnisse in Albanien zu informieren. Er erfuhr durch mich manches neue.

Daß ich Franz Ferdinand trotz seines angeblichen Ungarnhasses informierte, geschah deshalb, weil ich in Franz Ferdinand das Haupt der Kriegspartei blickte und der Überzeugung war, daß es für die Monarchie vorteilhafter wäre, wenn es möglichst schnell zu einem Waffengang mit Serbien und Rußland käme. Wie weit die Kriegspartei recht behalten hat, haben die Ereignisse bewiesen, und dennoch trauen sich auch heute noch einige Anhänger der Aehrenthal'schen Friedenspolitik

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

(sie muß doch, wenn auch vom Kaiser geleitet, nach Aehrenthal genannt werden, da Aehrenthal verantwortlicher Minister war) zu sagen, daß die Monarchie erst 1914 zu einem Feldzuge gerüstet gewesen wäre. Dies ist natürlich Schwindel, denn 1914 war nicht die Monarchie sondern Rußland gerüstet und nach der Meinung der kompetentesten Persönlichkeit, nämlich des Generalstabchefs Conrad, war die Monarchie bereits 1909 hinlänglich gerüstet. Auch Conrad zählte deshalb so wie ich von 1909 an zur Kriegspartei. Daß der Weltkrieg seinen jetzigen Verlauf nahm, ist seiner Verzögerung zu verdanken. Von Erzherzog Franz Ferdinand versicherte ich seinerzeit Exzellenz Conrad, daß er nur die ungarischen Juden haße, und dies wurde mir auch von meinem Onkel, dem Antisemiten Graf Zselensky Robert, der gleichfalls ein Anhänger Franz Ferdinand war, bestätigt. Die ungarfeindlichen Pläne des Erzherzogs Franz Ferdinand gehören daher vielleicht ins Reich der Fabel. Vielleicht trachtete er allerdings durch seinen Antisemitismus nur gewisse Ungarn zu ködern. Ob er übrigens, falls er ungarfeindliche Gefühle besaß, diese, ohne die Monarchie zu gefährden, hätte durchführen können, scheint mir bei dem komplizierten Bau der Monarchie gleichfalls fraglich. Die Struktur der Monarchie gemahnte in der jüngsten Vergangenheit infolge ihrer vielen Nationalitäten einigermmaßen an die Türkei, wobei den Deutschen die Rolle der Osmanen, den Ungarn jene der Albaner zufiel. Die Deutschen spielten wie die Osmanen die dominierende Rolle. Die Ungarn und die Albaner waren jedoch wiederum die einzigen Nationalitäten, die keinen außerhalb der betroffenen Reiche liegenden nationalen Schwerpunkt hatten. Als Folge ergab sich also für beide Reiche, daß sogar von zentralistischem Standpunkt die einzige richtige Politik die sein konnte, bei allen verschiedenen Nationalitäten eine von außen herbeigeführte Agitation zu erschweren und finanzielle Vorteile sowie politische und nationale Vorrechte den Ungarn und Albanern einzuräumen.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Der Unterschied zwischen der zentralistisch aufgefaßten Monarchie und der Türkei war darin gelegen, daß die dominierende Rasse in der Türkei ein jeder Kultur unfähiges Element, in der Monarchie jedoch ein kulturfähiges Element war. Schon ein arabisches Sprichwort sagt von den Osmanen: "Wo der Türke hintritt, verdort das Gras." Möglicherweise hatte sich Franz Ferdinand solchen Argumenten nicht verschlossen. Allerdings scheint sicher, daß er nebst dem Hasse gegen die ungarischen Juden eine Vorliebe für verschiedene Nationalitäten hegte. Seine übrigens absolutistisch-konservativen Gelüste waren mir Anbetracht der Parlamentsschweineereien fast eher sympathisch. Wie mich Graf Hadik János versicherte, war er sehr eigensinnig, wurde von vorgefaßten Meinungen beherrscht. Dann war er von seinem Gottesgnadentum überzeugt. Er sah im katholischen Kleruse eine Stütze des Thrones und frönte in abnormaler Weise der Jagdlust, wobei es ihm nicht auf waidgerechtes Jagen, sondern bloß auf das Töten von Wild ankam. Einige Monate vor seiner Ermordung kamen Gerüchte auf, daß er epileptische Anfälle habe und zuweilen irre rede. Er war jedenfalls sehr jähzornig veranlagt, hatte aber Energie. Vor seiner Ermordung trachtete der k.u.k Generalstab dadurch im Weltkriege zu profitieren, daß er von ihm Transparentbilder anfertigen ließ, um hiedurch die russischen Soldaten zu erschrecken.

Bis Anfang Mai blieb ich in Wien und publizierte z.T. unter eigenem Namen z.T. als ein 'Kenner Albaniens' signiert mehrere Artikel. Sie erregten am Ballhausplatz lebhaftes Mißfallen. Ein Abdruck meiner Artikel ist in der Beilage gegeben. Ende Mai war ich in Ujád und wollte dann Mitte Juni in die Karpathen, aber ein alle Welt überraschender Leitartikel des *Fremdenblattes* gegen die Jungtürken veranlaßte mich nach Wien zu kommen. Ich hoffte auf Grund diese Artikels, daß in Wien ein politischer Umschwung eintreten würde. In Wien veranlaßte vor allem ich die *Zeit* und das *Vaterland*, den

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Fremdenblattartikel zu loben. Es ging schwer aber dann doch. Ich erreichte diese Sache auf folgende Weise. Einige Wochen vor dem kritischen Tage hatte mir Pallavicini, der Aehrenthals Stellvertreter am Ballhausplatz war, eines Abends im Hotel Krantz, um mich von der *Zeit* zu trennen, erzählte, daß die *Zeit* eine ganz gemeine Zeitung wäre, die deshalb auf Aehrenthal und das Ministerium des Äußeren schimpfe, weil sie keine Subvention erhalte. Diese Tatsache hatte ich zur Kenntnis genommen, darauf freilich gar nicht reagiert, aber sie auch noch nicht verwertet. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen. Ich versuchte zuerst durch Argumente der Logik, die *Zeit* rp. ihren Chefredakteur Kanner zum Lobe Aehrenthals zu bewegen. Als aber Kanner, da bei ihm auch gekränkte Eitelkeit im Spiele war, unbeweglich blieb, spielte ich meinen Trumpf aus. "Wissen Sie, Herr Chefredakteur," sagte ich überlegend, "daß man Sie vom Ballhausplatz aus verleumdet und daß von ihrem Blatte das erzählt wird, daß es nur deshalb gegen Aehrenthal zu Felde ziehe, weil es von ihm kein Geld erhalte?" Kanner, der davon wohl schon früher etwas erfahren haben dürfte, zog zuerst sein Gesicht in die Länge, dann öffnete er etwas den Mund und machte große runde Augen. "Ja, sagen sie, da hört sich doch alles auf," fuhr er endlich, Erregung markierend, in die Höhe. Ich ließ mich, einen Hinauswurf aus der Redaktion auf ewige Zeiten riskierend, nicht beirren und fuhr weiter. "Überlegen Sie die Lage. Durch den Fremdenblattartikel vom 21. Juni hat Aehrenthal eben das getan, was die *Zeit* bis jetzt wochenlang verlangt hatte. Lobt die *Zeit* morgen den Fremdenblattartikel, so kann sie auf Aehrenthal übermorgen bei irgendeiner anderen Gelegenheit umso ärger schimpfen und sich auf ihre Unparteilichkeit berufen. Lobt sie ihn aber morgen nicht, so erhalten die vom Ballhausplatz gegen die *Zeit* lancierten Behauptungen neue Nahrung." Kanner war zuerst sprachlos, dann telefonierte er an Professor Singer, und eine halbe Stunde später rollte ich in meinem Auto mit einer Kopie des am

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Morgen des folgenden Tages Aehrenthal lobend erwähnenden Zeitartikels zu Dr. Sieberts, der das klerikal-konservative *Vaterland* herausgab. Auch Sieberts, der ansonsten ein guter, ehrlicher, nicht zu kluger, begeisterungsfähiger, aber allzu optimistischer und ziemlich leicht lenkbarer Mensch war, wollte zuerst von einem Lob auf Aehrenthal und seinen Fremdenblattartikel nichts wissen. Als ich ihm aber den Zeitartikel vorzeigend darauf aufmerksam machte, wie nötig es sei, dem Ausland die Einheit der öffentlichen Meinung der Monarchie in der Albanerfrage demonstrativ zu zeigen, da erklärte auch er sich bereit, Aehrenthal zu loben. Ich brachte ihn ja so weit, daß er mir versprach, den Zeitartikel lobend zu erwähnen, und dies fiel nun umsomehr ins Gewicht, als die *Zeit* damals ein demokratisch-liberales Blatt war, das allmählich freilich trotz seines Demokratismus eine Zeit lang Anlehnung an das Kriegsministerium und dort auch Subvention gefunden hatte. Im Jahre 1913 wurde der *Zeit* die Subvention des Kriegsministeriums, wie mir Kriegsminister Exzellenz Krobotin selbst sagte, endgültig entzogen. Mit diesem Gelde gründete man im Kriegsministerium, wie mir Oberstleutnant Spaits vom literarischen Bureau des Kriegsministeriums bekannt gab, an Stelle der *Vedette* die *Militärische Rundschau*, und da nun die Subvention von Kriegsministerium ausblieb, so schwenkte die *Zeit*, die angeblich aus Belgrad Geld erhielt, im Frühjahr 1913 ins serbische Lager.

Leider war ich nicht anwesend, als man Aehrenthal davon in Kenntnis setzte, daß er von der *Zeit* gelobt wurde und daß das *Vaterland* den Zeitartikel ihm zustimmend zu Abdruck brachte. Jedenfalls muß er aber das Gefühl gehabt haben, daß er irgendwie eine große Dummheit begangen hatte. In der Tat waren die Jungtürken, um deren Gunst Aehrenthal gebuhlt hatte, durch den von der *Zeit* und dem *Vaterland* unterstrichenen *Fremdenblatt*-Artikel viel mehr aufgebracht, als Aehrenthal

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

erwartet hatte. Die seit Mai bestehende Revolution der Albaner wird immer größer.

Nach diesem Streich fuhr ich als nichtoffizieller Zeitungskorrespondent nach Albanien. In Albanien trat ich so auf, als ob ich allmächtig wäre, und viele glaubten infolge dessen, ich sei vom Ballhausplatz bevollmächtigt. Man glaubte in meinem Auftreten eine Fortsetzung des im *Fremdenblatt* angeschlagenen neuen Tones zu erkennen. Ich behauptete natürlich nicht vom Ballhausplatz geschickt worden zu sein, doch sagte ich jedermann, der es hören wollte, daß sich meine Ansichten mit dem im schnell berühmt gewordenen Fremdenblattartikel vertretenen vollkommen deckten.

Mein Eingreifen in die Malessoren-Angelegenheit des Jahres 1911 war übrigens das riskanteste politische Experiment, da ich je unternehm. Zambaur, unser Konsul in Shkodra, war mir seit 1910 feindlich gesinnt. Aehrenthals Politik war trotz des bloß eine freundliche Mahnung sein wollenden Fremdenblattartikels albanerfeindlich und jungtürkenfreundlich. In Montenegro hatte ich infolge meiner antislawischen Aktion von 1909 an nur Feinde. Die Jungtürken haßten mich infolge meiner ausgesprochenen albanophilen Tendenzen und, was die rebellischen Albaner betraf, so waren sie mir zwar anhänglich, doch hatten sie in Montenegro Zuflucht genommen und wurden von diesen mit Mehl, Gewehren und Patronen allerdings nicht eben hinlänglich unterstützt. Wie groß mein Anhang in Albanien war, ist daraus ersichtlich, daß beim Ausbruche des Albaneraufstandes dieses Jahres sich das Gerücht, ich sei mit falschem, schwarzem Bart angetan sofort den Rebellen zu Hilfe geeilt, mit solcher Gewißheit verbreitete, daß Aehrenthal, der mich in London wußte, sich veranlaßt sah, bei der Londoner österreichisch-ungarischen Botschaft anzufragen, ob ich wirklich noch in London wäre. Mein Einfluß bei den Rebellen war jedenfalls das einzige Kapital, das ich ausnützen konnte. Ich

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

mußte also bluffen. Nun saßen aber in Cetinje zwar einige Albanerführer, die es wie Hilë Mosi⁶⁷ mit den Rebellen wirklich gut meinten, dann andere, die von der Situation profitieren wollten, z.B. Ismail Qemali⁶⁸ und Luigj Gurakuqi⁶⁹, u.a. und ganz im montenegrinischen Sinne leitete die Sachen endlich der vor Jahren aus Gruda nach Montenegro geflüchtete Albaner, Sokol Baci. Ich fuhr von Kotor nach Shkodra und erkannte bei dieser Gelegenheit im Gespräche mit den Malessoren am Bord des Dampfers, daß mein Einfluß bei ihnen die Krise von 1910 überdauert hatte und, als ich daher endlich nach Shkodra kam, wußte ich, wo ich den Hebel anzusetzen hatte.

Beim Zollamt aussteigend fragte ich mit lauter herrischer Stimme, "Wo ist Torghut Pascha? Ich habe mit ihm zu reden." Da Shkodra damals im Belagerungszustande war, wo selbst die Konsuln der Großmächte Belästigungen ausgesetzt waren, machte dieses selbstbewußte Auftreten riesigen Eindruck. "Bei Koplík," lautete die Antwort. Vom Zollamt ging ich sofort zu Prenk Bib Doda. Mit Prenk konnte nichts unternommen werden. Ich nahm mir daher einen türkischredenden Diener Prenks, der als Dolmetsch dienen sollte, und ging also, unser Konsulat absichtlich ignorierend, geradeaus zum Obmann des Jungtürkischen Komitees, Halil Bey, den ich einige Monate früher, als er mit Prenk Bib Doda von Konstantinopel nach Shkodra fuhr, in Wien kennengelernt hatte. Da ihm Bajazid einst

⁶⁷ Hilë Mosi (1885-1933), albanischer Politiker und Dichter.

⁶⁸ Ismail Qemali oder Kemal (1844-1919), auch Ismail Qemal bej Vlora genannt, albanischer Politiker.

⁶⁹ Luigj Gurakuqi (1879-1925), albanischer Politiker und Schriftsteller von Shkodra.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

im Ronacher einen Rausch angetrunken hatte und sich das Sprichwort 'in vino veritas' noch stets bewährt hat, wußte ich aus Bajazids Bericht, daß Halil ein fanatischer, eingebildeter Mensch war. So einem Fanatiker, das wußte ich, konnte nur Grobheit imponieren. Er empfing mich sofort. Er gab eine kurze Begrüßung, darauf stellte ich ihm durch meinen Dolmetsch die nicht eben allzu nette Frage, "Sagen Sie mir, was denn die Jungtürken eigentlich hier in Albanien für Dummheiten machen?" Mein Dolmetsch, ein katholischer Mirdite, übersetzte die Frage nicht ohne Freude Wort für Wort und ganz genau, und nun wurde dieser saubere Obmann des jungtürkischen Komitees, als er aus dem Munde eines untergeordneten Menschen diese Frage vernahm, recht perplex, denn er wußte, der Mirdite würde nicht ermangeln, sofort in der Stadt jedermann zu erzählen, was für grobe Fragen Baron Nopcsa an Halil stellte. Vor allem trachtete Halil also eine Fortsetzung des Gespräches zu verhindern, und ließ mir durch den Dolmetsch also sagen, dieser Dolmetsch sei zur Besprechung solcher Fragen nicht geeignet. Er würde abends mit einem anderen Dolmetsch zu mir ins Hotel kommen. Ich sah, Halil nahm mich ernst. Abends kam er tatsächlich mit dem Vilajets Dragoman zu mir ins Hotel, um mit mir die politische Lage zu erörtern. Aus meinem selbstbewußten Auftreten glaubte er, daß ich irgendeine geheime Bevollmächtigung Aehrenthals in der Tasche habe. Noch am selben Abend hielt ich ihm das Wahnsinnige des Benehmens der Jungtürken in allergrößten Form vor die Augen und wiederholte es am nächsten Tag dem Zivilgouverneur gegenüber in gleicher Weise. Dies imponierte diese Leute. Dann ließ ich mich bei Torghut in Koplik telegrafisch ansagen. Im übrigen besuchte ich Erzbischof Sereggi, dann den Jungtürken und nachmaligen

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

albanischen Patrioten, Kodheli⁷⁰, der der Chef des Photographischen Instituts Marubi war, dann auch andere Leute wie Nassuf und Osman Tepelia, Skuteriner en gros Kaufleute, und endlich auch Zambaur. Bei den Albanern schimpfte ich natürlich so wie voriges Jahr auf Aehrenthal. Während meiner Anwesenheit in Shkodra und einen Tag vor meinem Ritt nach Koplik wird eine Amnestieproklamation Torghut Paschas erlassen und vor ihrer Veröffentlichung zeigt mir der Vilajets Dragoman mit hoffnungsfrohem und freudenstrahlendem Gesicht ein Exemplar. "Qu'est-ce que vous dites de ça?" fragte er mich in Erwartung, daß ich das Schriftstück loben würde. Ich: "Dites-moi, est-ce que Torghut Pacha est fou? Ça irritera les Malesores encore plus! Ils ne l'accepteront jamais. Au contraire. Comment peut-on s'imaginer que ça aura un effet? Ne m'en parle plus!"

Einen Tag nach dieser Kritik ließ mir Torghut Pascha sagen, daß er mich nachmittags in Koplik empfangen würde. Sofort ließ ich Filip Kol Kauri, dem Bruder des Erzbischofs von Shkodra, Msgr Sereggi, bitten, mir für das allgemeine Wohl zum Ritte nach Koplik für einen Nachmittag sein gutes Reitpferd zu überlassen. Das erste, was der reiche Filip als echter Skutariner fragte, war, was ich dafür zahle. Mein Bote beruhigte Filip. Die türkische Regierung gab mir ferner zwei nebenbei bemerkt exquisit elend berittene Zaptiehs, und mittags ritt ich in einem Trab und Galopp von Shkodra nach Koplik. Der eine Zaptieh blieb mit seinem Krampen naturgemäß gleich beim Stadtausgange zurück.

⁷⁰ Mikel Kodheli (1870-1940), bekannt auch unter dem Namen Kel Marubi. Kodheli war Leiter des Fotostudios Marubi in Shkodra nach dem Tod seines Begründers Pietro Marubi (1834-1904).

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

In Koplik hatte ich ein langes Gespräch mit dem kommandierenden General Torghut Shefket Pascha. Torghut Pascha erklärte mir, daß er die Ausrottung der Malessoren beabsichtigte und an ihrer Stelle an der türkisch-montenegrinischen Grenze bosnische Emigranten ansiedeln wollte. Im übrigen sei es der Plan der türkischen Regierung, die Albaner zu entnationalisieren, dann über einen slawischen Balkanstaat nach dem anderen herzufallen, um so einen nach dem anderen zu vernichten. Nach dieser programmatischen Erklärung erkundigte ich mich über die von dem türkischen Militär geplünderten und zerstörten Kirchen, und da proponierte mir Torghut, ihn nach Rjoll zu begleiten, um mich zu überzeugen, daß die dortige Kirche vollkommen intakt sei. Wir würden, meint er nebenbei, zu unserer Sicherheit auch etwas Militär mit uns nehmen. Einem instinktiven Impuls folgend lehnte ich diese Einladung ganz entschieden ab.

Dann kam das Gespräch auf die Affaire des Berges Dečić. Mit der Dečić-Sache hatte es nach Torghut Paschas Schilderung folgende Bewandnis. Die türkischen Truppen hatten wiederholt den Berg Dečić zu stürmen versucht, waren aber abgeschlagen worden. Dann wurde zwischen Torghut und den Albanern ein Waffenstillstand geschlossen, und während nun Torghut den Kampfplatz verließ, näherten sich türkische Truppen erneut dem Dečić. Angeblich geschah es, um bei einer Quelle einen besseren Lager beziehen zu können. Einige Albaner merkten den Vormarsch gegen die vergebens bestürmte albanische Stellung. Sie schossen trotz des Waffenstillstandes auf die vorrückenden Truppen, alarmierten hiedurch die Besatzung von Dečić, und darauf zogen sich nun die Truppen, obzwar im Übermacht von den paar Albanern, die sie beschossen hatten, ohne das Feuer zu erwidern, erneut zurück, worauf es beiderseits wieder Ruhe eintrat. Trotz der neuerlichen Ruhe gab Torghut Pascha in der Nacht unvermutet den Befehl, den Dečić nun zu

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

stürmen, und es gelang ihm, die Albaner überrumpelnd, den Berg zu nehmen. Von diesem Augenblick an beschuldigten sich die Türken und Albaner gegenseitig, den Waffenstillstand gebrochen zu haben.

Torghut bat mich bei den Rebellen in Podgorica auf einen Frieden hinzuwirken. Ich versprach es und brach abends vor Sonnenuntergang von Koplík auf, um nach Shkodra zurückzukehren. In der Fusha e Shtojt gab das Pferd meines zweiten und nunmehr einzigen Zaptiehs zuerst Zeichen von Müdigkeit, dann stürzte es zu Boden. Ich wußte nicht, was ich nun machen sollte, und fragte den Zaptieh. Er meinte, ich sollte nur allein nach Shkodra weiterreiten. Mir war dieser Gedanke nun nicht besonders angenehm, denn ich dachte, man hätte mir absichtlich schlecht berittene Zaptiehs gegeben, um diese Situation künstlich herbeizuführen und mich, wenn ich allein nach Shkodra ritte, zu erschießen, um diesen Mord den Rebellen in die Schuhe schieben zu können. So blieb mir aber nichts anderes übrig als seinem Rat zu folgen. Daß ich Angst hatte, wollte ich nicht zeigen, und so ritt ich denn im Dunkeln weiter. Der Ritt verlief ohne Zwischenfall, doch war es, zwischen den dunklen Brombeerhecken jeden Augenblick eine Kugel erwartend, nicht gemütlich. Um ein Zielen etwaiger Gegner zu erschweren, trachtete ich meist in Trab zu reiten. Nach Aufhalten durch die Wache und Passierscheinformalitäten kam ich in die Stadt.

Als ich in meiner Wohnung eintraf, da sagte mir mein Diener, Mehmed Zeneli, er habe in Erfahrung gebracht, daß das türkische Heer trotz der Amnestieproklamation oder besser gesagt unter ihrem Schutze gerade am folgenden Tag von Koplík über Rrjoll gegen Shala aufzubrechen habe, um Shala zu verwüsten. Wie ich dies hörte, verstand ich, weshalb mich Torghut nach Rrjoll eingeladen hatte, denn wenn ich an der Spitze des türkischen Heeres mit Torghut gegen Rrjoll marschiert wäre,

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

wäre ich für immer bei den Albanern kompromittiert gewesen. Ich verstand auch nun, weshalb er meinen Empfang in Koplík bis zu dem Momente verschoben hatte, wo alle Vorbereitungen zum Vormarsche getroffen waren. Grund zum Zorn auf Torghut hatte ich vollkommen genug, denn auf seine Aufforderung hin hatte ich ihm zugesagt, meinen Einfluß bei den Malessoren in Podgorica in versöhnlichem Sinne zur Geltung zu bringen. Ob der Ballhausplatz von all diesen Vorgängen irgendwie informiert war, ist mir unbekannt geblieben.

Als der Tag anbrach, an dem die Truppen gegen Shala vormarschieren sollten, stürzte ich in der Frühe wütend zum Vilajets Dragoman und hielt ihm die ganze Schweinerei unverblümt vor Augen, dabei habe ich so geschrien, daß man es auf der Gasse hörte und verstand. "Eh bien, je m'en vais et je peux vous dire que c'est la fin de la Turquie." Dies waren die letzten Worte, die ich vor dem Ausbruche des Balkankrieges einem türkischen Beamten in der Türkei ins Gesicht geschleudert habe.

Mit dem nächsten Dampfer fuhr ich sofort nach Plavnica und von dort mit Wagen nach Podgorica zu den Malessoren. Wohl wissend, daß alle wichtigen in Montenegro aufgegebenen Telegramme König Nikita vorgelegt werden, hielt ich es für gut, von Podgorica folgendes an Torghut zu telegrafieren: "Puisque la coincidence de la proclamation de l'amnestie avec l'avancement des troupes vers Shala me prouve que Votre Excellence est en train de répéter une affaire comme sur le Dečić, mais en plus grand style, je vous prie de ne plus prendre en considération les paroles que nous avons échangées puisque je ne veux pas que mes paroles pacifiques soient desavouées par vos actions belliqueuses. Baron Nopcsa."

In Podgorica teilte ich sofort viel Geld an die Rebellen aus, dann fuhr ich nach Cetinje, wo ich in der Gesandtschaft meinen ersten Bericht an Franz Ferdinand verfaßte. In diesem

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Bericht betonte ich einerseits die Absicht Torghuts, die katholischen Malessoren zu vernichten, und andererseits, daß nach der Lage im Jahre 1909 die Monarchie und das Haus Habsburg jetzt die moralische Verpflichtung habe, den Malessoren zu helfen. Der Bericht hatte eine richtig gute Wirkung, denn diplomatischem Drucke folgend, mußte Torghut Paschas Heer auf der Qafa e Bishkashit halten. Die Malësia e Vogël war gerettet, und noch heute meinen die Shala, daß sie ihre Rettung teilweise mir verdanken. Von Cetinje kehrte ich nach Podgorica zurück.

Mein Plan war folgender. Erstens galt es mit den wilden Albanern gut zu bleiben, um meinen Einfluß zu behalten, zweitens auf die albanischen Politiker Einfluß zu gewinnen, um sie zu politischer Mäßigung zu ermahnen. Drittens war es, die Position der kämpfenden Albaner den Jungtürken gegenüber zu stärken, viertens der Einfluß der montenegrinischen Hetzer bei den Albanern zu untergraben, fünftens gleichzeitig gegen die extremradikalen Jungtürken, namentlich deren Hauptvertreter Shefket Torghut Pascha, vorzugehen. Sechstens und letztens mußte der Kontakt mit den scheinbar gemäßigten Türken (dem türkischen Gesandten in Cetinje, Sadeddin) aufrecht erhalten werden, um eine Versöhnung zu vermitteln. Daß dieser Kontakt überhaupt möglich wurde, verdanke ich einem Zufall, denn den letzten Programmpunkt hätte ich durch mein Ungestüm fast verdrorben. Den ersten Punkt des Programms erfüllte ich durch die bereits erwähnten Geldspenden, die infolge der Art, wie sie gegeben wurden, sogar unserem nüchtern denkenden diplomatischen Vertreter, Baron Giesl, zum Glauben verleiteten, als ob ich an die Albaner in einigen Tagen wenigstens 10.000 Kronen ausgegeben hätte, bis ich ihn auf Grund meines Scheckbuches den Beweis erbrachte, daß es kaum 1500 K. waren. Dem zweiten Punkte trachtete ich durch Unterredungen mit Ismail Qemali und anderen Leuten genug zu tun. Um Punkt drei

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

durchzuführen, öffnete ich Ismail Qemali und Preka Gjeta Zogu die Augen über die verzweifelte Lage der Albaner und sagte, sie könnten ihre Leuten nur dann retten, wenn so etwas geschehe, was den Eindruck erwecke, als ob auch die in diesem Jahre ruhigen mohammedanischen Albaner des Berglandes zwischen Peja (Peć) und Gjakova (Djakovica) sich wieder erheben würden.

Daß sie sich im Jahre 1911 in Wahrheit nicht würden rühren können, hat mir Bajazid im Winter 1910-1911 gemeldet. Punkt vier meines Programms war mir recht sympathisch, und ich war in so ferne erleichtert, als mich Miss Durham⁷¹ bereits aufmerksam gemacht hatte, daß Sokol Bacis Sohn, die für die Albaner einfließenden Hilfsgelder unterschlage, was ich auch bald erkennen konnte, denn er legte mir nahe, die Rebellen nicht mit Proviant und dgl. zu unterstützen, sondern ihm vielmehr Bargeld zu übergeben, damit er in der Lage sei, die nötigen Einkäufe zu besorgen. Im übrigen war aber gerade dieser Punkt recht schwierig, da er bald einen Konflikt zwischen mir und den die Albaner aufhetzenden Montenegrinern provozieren mußte. Ich verzichtete daher in diesem Punkte auf Finessen und packte den Stier gleich bei den Hörnern. In einer öffentlichen Versammlung warf ich, den guten Willen sowie die Hilfe des Königs Nikolaus lobend, Sokol Bacis Sohn öffentlich vor, daß er vom Aufstande profitiere, und machte dann, als schließlich mein Konflikt mit der montenegrinischen Regierung offen ausbrach, alle meine Anhänger unter den Albanern unverhohlen darauf aufmerksam, daß Montenegro, dem sie auf Gnade und Ungnade ausgeliefert waren, ihr Verderben plane. Durch dieses Reden ebnete ich auf albanischer Seite den Boden zu einer Versöhnung. Auf dem türkischen Konsulat hatte ich deshalb, weil der türkische

⁷¹ Mary Edith Durham (1863-1944), englische Reisende und Publizistin.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Konsul sich bei der montenegrinische Regierung darüber beschwert hatte, daß ich die Rebellen unterstütze, einen argen Skandal, aber eine halbe Stunde nach diesem Skandal war der aus Cetinje in Podgorica eingetroffene Gesandte Sadeddin mit mir dennoch in Kontakt getreten, so daß ich ihm ein Memorandum über die Versöhnungsmöglichkeiten vorlesen konnte. Dies irritierte nun freilich Ismail Qemali gar gewaltig. Torghut Pascha trachtete ich dadurch, daß ich, als Sadeddin über ihn zu reden anfang, mit den Worten: "Ne m'en parlez pas de Torghut! Torghut, c'est un cochon!" unterbrach, und auch sonst auf jede Weise aus dem Sattel zu heben. Im Vertrauen auf die Wirkung meiner Berichte an Franz Ferdinand wagte ich bei den Malessoren sogar das va banque Spiel, ihnen zu sagen, daß Torghut Pascha gar nicht mehr lange in Shkodra bleiben würde. Einigen meiner Freunde sagte ich, daß ich Torghut Pascha in mitten seiner Soldaten in Koplík getötet hätte und, als sie meine Worte wörtlich auffaßten und sich darüber wunderten, daß ich am Leben geblieben war, sagte ich auf meinen Bleistift zeigend: "Seht, dies ist mein Revolver." Durch solche Tätigkeit leistete ich den Forderungen der Punkte 5 und 6 genüge. Was ich für die Basis einer Versöhnung hielt, war aus einem Memorandum an Exzellenz Sadeddin erkennbar. Ich hatte die Genugtuung, daß meine Propositionen kurze Zeit darauf tatsächlich die wesentlichsten Punkte jener Propositionen waren, die die türkische Regierung an die Rebellen adressierte. Infolge von Mangel an Applomb blieb diese Aktion allerdings erfolglos.

Einen besonders tiefen Einblick in den Untergrund des ganzen Malessoren-Aufstandes und der ganzen Situation überhaupt gewährte es, als mir 4000 K., die ich von zu Hause telegrafisch zugeschickte erhielt, von einem einfaltigen montenegrinischen Postbeamten in Cetinje in englischem Golde ausgezahlt wurden. Ich erkannte, daß nicht nur die Aufstände in Jemen sondern auch die Malessoren-Bewegung von englischem

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Gelde genährt wurde. Für die Jungtürken war dies eine Antwort auf ihre deutschfreundlichen Haltung.

Für mich war diese Entdeckung ein Hinweis, daß ich mich für eine Zeitlang wenigstens auch der englischen Presse zumal der *Times* würde bedienen können. Ich trat daher mit dem *Times*-Korrespondenten Bouchier in Beziehung, und es gelang mir, einen so guten Kontakt herzustellen, daß später alle meine Zeitartikel z.T. so wörtlich telegrafisch an die *Times* übermittelt wurden, und dort erschienen. Freilich dauerte diese Freundschaft nicht zu lange, denn später bemerkte Stead in Wien, daß ich trotz temporärer Zusammenarbeit mich doch nicht leiten lasse, und daher brach er den Verkehr ab. Bouchier hatte bis 1914 hievon noch nichts erfahren und so leistete er mir, mich im Jahre 1913 noch immer für einen Gesinnungsgenossen haltend, auch später noch unbewußt gute Dienste. Auf diese Weise wirkte ich in jeder Richtung. Als endlich die in Cetinje akkreditierten Diplomaten von Miss Durham aufmerksam gemacht wurden, daß sich der Text der an die Malessoren erlassenen Proklamation Torghut Paschas nicht vollkommen mit dem ihnen zugeschickten Texte deckte, als ferner der *Times*, die *Zeit* und der *Sole* und auch ich offen und energisch gegen Torghut Stellung nahmen, da wurde die Stellung dieses Generals erschüttert, gleichzeitig wurde aber auch meine Lage in Montenegro schwierig.

Zuerst hatte man mir, nachdem ich eines Tages in der Frühe von Cetinje weggefahren und mittags in Podgorica eingetroffen war, dort dann sofort ein Pferd auftrieb und nachmittags in Trepsh eintraf und abends wieder in Podgorica war, und den Montenegrinern diese meine Beweglichkeit mißfiel, verboten sie mir, Podgorica zu verlassen. Als ich erneut in Cetinje eintraf, ließ mich Miuskovich, der damals Minister des Inneren war, zu sich rufen und verbat mir nach Podgorica zurückzukehren, denn er hoffte, mich auf diese Weise von den Albanern zu isolieren. Zufällig ergab es sich, daß damals die

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Albanerchefs gerade nach Cetinje zu kommen hatten und so hatte auch die Maßregel nur halben Erfolg, doch zog sie aber immerhin das nach sich, daß ich den Malessoren sagen ließ, ich wurde durch die montenegrinische Regierung daran gehindert, die für sie in Aussicht genommene Getreide zu kaufen. Das Entgehen der für den Getreidekauf bestimmten Summe schmerzte Sokol Baci heftig, und da er wußte, daß ein Albaner, Mar Gjeku, noch von 1907 her mein Freund sei, wollte er diesen überreden, mich in eine Falle zu locken, um mich dort zu berauben. Mar ließ sich von Sokol scheinbar überreden, da er aber von mir allerdings grundlos und nur zum Beweise meiner Freundschaft in der Frühe desselben Tages zufällig 160 Kronen bekommen hatte, so kam er nach der Unterredung mit Sokol noch um Mitternacht zu mir ins Zimmer, und während die 3000 K. am Nachtkasten neben meinem Bette lagen, so daß er bloß die Hand hätte nach ihnen auszustrecken brauchen, berichtete er mir von Sokol Bacis Plan. Er fügte noch hinzu, daß Sokol Baci ihm die Hälfte des bei mir zu findenden Geldes versprochen hätte. Ich beruhigte Mar Gjeku, sagte ihm, daß ich nie mit größeren Summen in meiner Tasche ausgehe, und daß er daher um den Preis seiner Ehre höchstens ein paar Napoleons erwischen würde. Dann entwarf ich einen Plan, um Sokol Baci zu kompromittieren. Mar Gjeku und Sokol Bacis übrige Spießgesellen sollten mich Programm gemäß überfallen, andererseits würde aber ich dafür Sorge tragen, daß die Überfallenden selbst während des Überfalles von meinen Anhängern überfallen würden. Dann würde es leicht sein, Sokol Baci wegen Anstiften eines Raubüberfalles gegen einen Untertan der Monarchie vor Gericht zu ziehen. Diese ganze Angelegenheit war mir um so lieber, als hiedurch auch der vierte Punkt meines Programmes, das heißt die Kaltstellung Sokol Bacis, wesentlich gefördert werden konnte. Nach meinem Gespräch mit Mar ging ich am nächsten Tag in der Frühe zu Exzellenz Giesel und erzählte ihm alles. Statt aber mich zu unterstützen, bat er mich,

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

die ohnehin verworrene Lage nicht weiter zu komplizieren, und versicherte mich, daß er, der Gesandte, sogar falls Sokol Baci des Anstiften eines Raubüberfalles überführt werden könnte, doch nicht den Einfluß habe, um diesen Vertrauensmann und Liebling des Königs von Montenegro vor Gericht zu bringen. Dazu riet er mir noch, um eine Ausweisung zu vermeiden, Montenegro zu verlassen. Hiemit war die Sache natürlich begraben. Ich befolgte Giesels Rat und fuhr am nämlichen Tag wieder nach Wien.

Nach Wien zurückgekehrt erfuhr ich daselbst, daß ich, damit bei der Tragödie das Satyrspiel nicht fehle, während ich in Montenegro politisierte, in Wien fast ein Ehedrama provoziert hatte. "Mein Mann war fürchterlich aufgeregt," sagte mir, als ich in Wien eintraf, eine Tippmamsell der *Zeit* und, als ich weiter forschte, hörte ich folgende Gerüchte.

Um mit Kanner auch von Montenegro aus in telegrafischem Verkehr zu bleiben und ihm, da ein offenes Telegrafieren politischer Angelegenheiten in Montenegro verboten war, im Geheimen über die Vorgänge an der albanischen Grenze informieren zu können, hatten wir eine Chifferkorrespondenz verabredet. Sie bestand darin, daß der ganze Sinn des Telegramms in der Anordnung der Adressen- und Unterschriftsworte verborgen lag, während der Inhalt des Telegramms irrelevant war, weshalb der Text meiner Telegramme dann, ohne uns zu schädigen, sogar verstümmelt oder verstellt werden konnte. Freilich mußte ich in Montenegro das motivieren, warum ich täglich zwei bis drei Telegramme aufgab. Da ich als bekannte Persönlichkeit nicht zwei bis drei Handelsdepeschen aufgeben konnte, andererseits als lediger Jüngling leicht mit irgendeinem Fräulein verlobt und bis über die Ohren verliebt sein konnte, so einigte ich mich mit Kanner, jeden Tag mehrere Liebestelegramme an eine in der Zeitredaktion (Wipplingerstraße 38) angestellte Tippmamsel namens Anna Kistner zu senden. Diese sollte meine Telegramme sofort Dr.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Kanner übergeben. Dem Sinne gemäß variierte natürlich die Adresse der Telegramme, denn bald hieß es "Fräulein Kistner, Wien, Wipplingerstraße, 38" bald "Anna Kistner, 38 Wipplingerstraße, Wien" u.s.w. So ein Telegrafieren konnte in Montenegro nicht besonders auffallen, und so war dann Kanner über alles prächtig orientiert, bis eines meiner allersüßesten Telegramme Sonntag vormittag in Wien, in der Zeitredaktion, zu einer Stunde eintraf, wo genannte Kistner nicht im Amt war, und der eifrige Redaktionsdiener den unglückseligen Gedanken hatte, ihr dieses Telegramm in die Wohnung zuzustellen. Hier fiel es in die Hände des rechtmäßigen aber leider in die ganze Sache nicht eingeweihten Gatten der genannten Kistner. Es wurde - *horribile dictu* - von ihm gelesen und hierauf und zwar scheinbar mit Recht als flagranter Beweise eines unter der Deckadresse der Redaktionsstube betriebenen Ehebruches gedeutet. Unter Tränen beschwor die Kistner ihren Gemahl der Sache nicht zu glauben und sie erklärte ihm nun alles. Er wollte sich aber doch nicht überreden lassen und, da Sonntag Nachmittag Dr. Kanner, der einzige, der hätte Aufklärung geben können, auch nicht in der Redaktion der *Zeit* war, so vergingen für beide Eheleute bis Montag Vormittag fürchterliche Stunden. Dann schleifte Herr Kistner seine Gattin an den Haaren zu Dr. Kanner, worauf sich dann freilich die ganze Sache in Wohlfallen löste. Die Ehetragödie war vorläufig das einzige handgreifliche Resultat meiner Reise nach Albanien.

In Wien veröffentlichte ich eine Reihe von jungtürkenfeindlichen Artikeln, darunter auch die folgenden.

Reiseeindrücke aus Albanien. Äußerungen von Baron Nopcsa.
Wien. Juli 1911.

"Die albanische Frage nimmt von Tag zu Tag
das Interesse der Öffentlichkeit immer mehr in Anspruch.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Einer unsere Mitarbeiter hatte nun Gelegenheit mit Dr. Franz Freiherren von Nopcsa, einem hervorragenden Kenner Albaniens, der zurückgekehrt ist, Rücksprache zu nehmen. Baron Nopcsa hatte die Liebenswürdigkeit, sich folgendermaßen zu äußern:

Die Revolution in Nordalbanien ist nur ein lokales Symptom der allgemeinen von Janina bis Mitrovica herrschenden Unzufriedenheit mit dem jungtürkischen Regime. Abgesehen von der Ungeschicklichkeit, die Zivilisation mit Bajonetten zu fördern, haben die Jungtürken den Fehler gemacht, den Albanern überhaupt nicht zu zeigen, welchen Vorteil die Zivilisation für sie bringt. Die einzigen Vorteile der Zivilisation, deren die Albaner bisher teilhaftig wurden, waren Steuerzahlen und Rekrutenstellen. Durch diese Bajonettwirtschaft wurde die Armut der Bevölkerung, die ohnehin schon bedenklich war, gesteigert, und es ist bekannt, daß zunehmende Armut immer Unruhen hervorruft.

Wie ist das Verhältnis Montenegros zu Albanien?

Montenegro war bisher immer ein Gegner der Türkei. Es ist natürlich, daß Montenegro jede Unzufriedenheit in der Türkei in seinem Interesse ausnützt. Montenegro war außerdem auch immer ein Gegner der der Türkei ergebenen Albaner und es sieht sich plötzlich in die Möglichkeit versetzt, die albanisch-türkische Feindschaft zu seinem Vorteil auszunützen. Je nachdem ob man sich auf den Standpunkt stellt, daß Montenegro eine Vertilgung des albanischen Elements wünscht, oder daß Montenegro sich mit Albanien verbinden möchte, kann man das jetzige Verhalten Montenegros in einem zweifachen

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Licht betrachten. Sicher ist, daß die montenegrinische Regierung die Unruhen in Nordalbanien derzeit gern sieht und fördert. Welches Ziel sie aber dabei verfolgt, muß von diesem doppelten Standpunkte aus erwogen werden. Ich für meine Person glaube nicht, daß Montenegro eine Versöhnung oder eine Verbindung mit einem starken, wohlhabenden, autonomen oder halbwegs autonomen Albanien anstreben kann, denn in diesem Falle müßte es auf jede Gebietsvergrößerung an seiner Südgrenze verzichten. Außerdem scheint es mir nicht wahrscheinlich, daß die orthodoxen Montenegriner sich auf die Dauer mit den größtenteils mohammedanischen Albanern befreunden können. Aus diesem Grunde glaube ich, daß Montenegro eine Schwächung oder Vernichtung des albanischen Elements zumal an seiner Südgrenze ganz recht wäre. Anstandshalber will es aber die Henkerarbeit Torghut Pascha überlassen. Da man, sogar wenn man Torghut Pascha ist, Leute nicht erschießen kann, wenn sie nicht selbst schießen, so hetzt Montenegro die Albaner nur deshalb zum Kampfe, damit diese von der Türkei vernichtet werden können und Montenegro darauf der Weg gegen Süden offen stünde. Infolge der absolut korrekten Nichteinmischung Österreichs und Italiens in innere Angelegenheiten der Türkei ist es nicht möglich, daß die Jungtürken ihre selbstmörderische Absichten durchsetzen.

Sie hatten, Baron Nopcsa, auch eine Unterredung mit Torghut Pascha?

Ja. Ihn betrachte ich als lokales Haupt der gegen die Albaner gerichteten Vernichtungspolitik. Torghut ist eine sehr selbstbewußte, energische, rücksichtslose, in der Wahl ihrer Mittel durchaus skrupellose Persönlichkeit. Sein Selbstbewußtsein ist, da er mit ca.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

60.000 Mann und entsprechender Artillerie gegen 4000 schlecht bewaffnete Albaner im Felde steht, nicht unbegründet. Für einen politischen Kopf halte ich Torghut Pascha entschieden nicht. Die Unreife seiner politischen Anschauungen erkannte ich am besten daraus, daß er mir gegenüber, der ich am besten doch Siebenbürgen kenne, die Behauptung vertrat, in 25 Jahren würde es der ungarischen Regierung unbedingt gelingen, sämtliche Rumänen Siebenbürgens zu magyarisieren. Der Mann, der sich eine Entnationalisierungspolitik so leicht vorstellt, muß auch in Albanien Schiffbruch erleiden. Es ist merkwürdig, daß sich solche politische Ansichten bei einem Mann vorfinden, der türkischer Militärattaché in Bukarest war und dabei vermöge der vollkommenen Beherrschung der französischen und rumänischen Sprache offenbar mit einer internationalen, hochgebildeten Gesellschaft dort in Verbindung trat, wodurch er gewiß einiges hätte lernen können. Sein Programm ist, wie er mir ausdrücklich betonte, aus Nordalbanien eine Wüste zu machen und diese Wüste dann mit mohammedanischen Auswanderern aus Bosnien zu bevölkern. Daß speziell an bosnische und nicht an anatolische Auswanderer gedacht ist, hat er mir gegenüber auch ausdrücklich betont.

Sie kamen auch mit dem türkischen Gesandten in Cetinje in Berührung und lernten auch die montenegrinischen Hilfskomitees kennen?

In Podgorica konnte ich mit dem türkischen Gesandten in Cetinje, Sadeddin, mit den Häuptern der Rebellen und den verschiedenen Hilfskomitees in Verbindung treten. Gerade im Gegensatz zu Torghut Shefket Pascha interessiert sich Sadeddin schon seit langer Zeit für eine dauernde Versöhnung der Albaner

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

und Türken, damit jene die ihnen zugefügte Unbill vergessen und ihre bisherige Rolle wieder aufnehmen, die darin bestand, daß sie das Wilajet Shkodra gegen südslawische Aspirationen schützten. Infolge der Traditionen und des religiösen Unterschiedes der katholischen Albaner und der orthodoxen Montenegriner ist die Verwirklichung dieser Absicht sogar in Shkodra als derzeit nicht unmöglich zu bezeichnen. Freilich gehört dazu, daß die mohammedanische Bevölkerung dieses Gebietes sich auch zu dieser Ansicht bekehre. Ich glaube, daß alle Faktoren in der Monarchie diesen Bestrebungen den besten Erfolg wünschen können.

Wie äußert sich die österreichische Politik in Albanien?

Was die Monarchie anbelangt, so ist sie durch die Unruhen, unter denen gerade die Katholiken leiden, also Leute, über die die Monarchie ein sehr ungenau definiertes Kultusprotektorat ausübt, infolge der neuesten Politik in einer recht mißlichen Lage. Infolge der ungenauen Fassung des Kultusprotektorates wurden nämlich seinerzeit von der Monarchie auf Grund dieses Protektorates Dinge durchgesetzt, die der Monarchie zum Vorteile gereichten, jedoch streng genommen nicht eigentliche Kulturangelegenheiten sind. Vor Jahren intervenierte die Monarchie manchmal in Fällen, wo bloß ein Katholik ungerechterweise eingesperrt oder verbannt wurde. Heute sind nicht einmal wegen Kirchenplünderungen energische Schritte unternommen worden. Die Albaner hatten sich an die Zustände der früheren Zeit gewöhnt und, da die Monarchie derzeit nicht einmal ihre berechtigten Minimalforderungen der Türkei gegenüber betont, so hat eine starke Reaktion gegen die Stellung der Monarchie Platz gegriffen. Jeder

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Rivale der Monarchie, und es gibt ihrer genug, hat infolge dieser veränderten Verhältnisse eine sehr leichte Handhabe gegen diese, sofern ihm daran liegt, um das Ansehen Österreich-Ungarns am Balkan zu untergraben oder sich um die Sympathie der Albaner zu bewerben. Ganz besonders wird diese unglückliche Stellung der Monarchie wichtig, wenn man an die Beendigung des türkisch-albanischen Konfliktes denkt. Erreichen die Montenegriner ihr Ziel, nämlich die Vernichtung der Albaner, so haben wir eine Kräftigung Montenegros durch Gebietserweiterungen gegen Süden zu erwarten oder müssen zumindest dann bestrebt sein, dies durch alle Mittel zu verhindern, was uns gewiß nicht leicht fallen wird, und vielleicht durch diplomatischen Noten überhaupt nicht zu erreichen ist. Setzen aber die Albaner ihre Autonomie durch, dann haben wir auch nicht viel gewonnen, denn Sympathie und Prestige sind jedenfalls verloren gegangen, und infolge der von Baron Gautsch seinerzeit hervorgehobenen 'Auslandscheu' unserer Jugend können wir auch nicht erhoffen, wirtschaftliche Vorteile in dem zukünftigen autonomen Albanien zu erlangen, das in der Autonomie einen großen Aufschwung nehmen dürfte, woran wahrscheinlich Italien am meisten partizipieren wird. Ja sogar ein bleibender Erfolg der Jungtürken kann uns nicht viel helfen, denn die wahre Natur der jungtürkischen Freundschaft kann man an der Art und Weise erkennen, wie bisher die wohlgemeinten Ratschläge des Grafen Aehrenthal in Konstantinopel befolgt werden, wobei ich auf den *Fremdenblatt*-Artikel vom 8. Juni verweise."

Sind die Türken zivilisationsfähig? Acht Fragen und sieben Antworten.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Von einem Kenner der Türkei. Wien, am 9. Juli 1911

“Da die letzten Ereignisse am Balkan, zumal das barbarische Benehmen der kleinasiatischen Horden in Albanien (als Soldaten kann man Menschen, die alte Weiber verbrennen und Kirchen plündern, nicht bezeichnen) das Vertrauen Europas an die Zivilisationsfähigkeit der Türken wohl einigermaßen erschüttert haben dürfte, darf sich vielleicht ein aufmerksamer Leser der *Zeit*, der die Osmanen aus der Geschichte und auch aus eingehender eigener Beobachtung gut zu kennen glaubt, gestatten, acht Fragen über die Rolle der Osmanen im Orient zu stellen, deren sieben er selbst beantworten, deren achte aber er der Entscheidung der Türkenfreunde überlassen will, zu denen, wie gleich bemerkt werden mag, er sich selbst nicht zählt.

Erste Frage: Haben die Horden Osmans, als sie nach Europa und Arabien drangen, hier andere Zivilisationen vorgefunden, und welche? Antwort: Sie fanden die byzantinische, die arabische und in Serbien Ansätze zu einer südslawischen Kultur vor.

Zweite Frage: Haben sie diese Kulturen bewahrt oder vernichtet? Antwort: Sie haben sie vernichtet.

Dritte Frage: Haben die Osmanen, als sie auf der Höhe ihrer Macht standen, die durch sie vernichteten Zivilisationen in Konstantinopel, Arabien oder Serbien durch eine eigene gleichwertige Zivilisation ersetzt? Antwort: Nein.

Vierte Frage: Ist es wahrscheinlich, daß eine Rasse, die auf dem Zenit ihrer politischen Macht keine Zivilisation annehmen oder keine Kultur entwickeln

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

konnte, fähig sein wird, eine solche während der Periode ihres Niederganges zu entwickeln? Antwort: Nein.

Fünfte Frage: Haben Griechenland, Serbien, Bulgarien und Rumänien und sogar Montenegro heute eine höhere Zivilisation als die Türkei? Ist Hab und Gut in diesen Ländern gesicherter als in der Türkei? Gibt es dort bessere Wege und bessere Schulen als im Reiche der Osmanen? Antwort: Zweifelsohne.

Sechste Fragen: Haben diese Balkanstaaten ihre Kultur vor oder nach ihrer Befreiung vom Türkenjoch entwickelt? Antwort: Nach ihrer Befreiung.

Siebte Frage: Ist es nach dem Gesagten wahrscheinlich, daß die nichttürkischen Völkerschaften Mazedoniens und Albaniens, solange sie unter der Herrschaft der Türken sind, in der Lage sein werden, eine Zivilisation anzunehmen oder entwickeln? Antwort: Nein.

Achte Frage: Ist das Verlangen der Albaner, sich zumindest teilweise von der türkische Oberhoheit zu emanzipieren, vom Standpunkt der Zivilisation, daher auch vom Standpunkt des europäischen Friedens und der Ruhe auf der Balkanhalbinsel zu verwerfen? Die Antwort auf diese Frage wird den Türkenfreunden überlassen.”

Schon am 10. Juli ärgerte sich Aehrenthal dermaßen über meine Tätigkeit, daß er sich veranlaßt sah, mich im *Pester Lloyd* angreifen zu lassen.

Ein ‘Politiker’ auf eigene Faust.

Wien, 10. Juli 1911

“Einige russische und andere auswärtige Blätter versuchen auf eine etwas merkwürdige Art, den Beweis

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

zu führen, daß Österreich-Ungarn auf den Balkan eine doppelzüngige Politik treibe. Sie behaupten nämlich, ein Baron Nopcsa habe als Agent der Monarchie die Aufgabe, die Türkei und Montenegro zu entzweien und die Bewegung in Albanien zu schüren.

Dieser angebliche Agent ist der Geologe Dr. Franz Freiherr von Nopcsa, der seit mehreren Jahren wissenschaftliche Forschungsreisen in Oberalbanien unternimmt, über deren Ergebnisse er einige Werke publiziert hat. In diesem Jahre ließ sich der Genannte durch den Aufstand der Malessoren nicht aufhalten wieder nach Albanien zu reisen, obwohl ihm von seiten der hiesigen Behörden davon eindringlich abgeraten und er aufmerksam gemacht wurde, daß angesichts der Situation jede Verantwortung für die Durchführbarkeit seiner Reise und für seine persönliche Sicherheit abgelehnt werden müsse. Auf dem Schauplatz der blutigen Ereignisse angelangt schien Baron Nopcsa von seinen wissenschaftlichen Zielen durch die Politik abgelenkt worden zu sein. Wenigstens erfuhr man hier zur großen Überraschung, daß er sich plötzlich als der berufene Vermittler zwischen der Türkei und Albanien gebärdete. Es gelang ihm allerdings nicht seine neue Rolle mit Erfolg zu spielen, da sich alle maßgebenden türkischen Stellen, so auch Torghut Shefket Pascha, seiner Aktion gegenüber vollständig ablehnend verhielten. Nicht besser ist es ihm in Montenegro gegangen, wo sich nicht nur die Behörden, sondern auch die dort auf der Flucht befindlichen Malessoren weigerten mit ihm in Verbindung zu treten. Vielleicht war es Ärger über all das, was ihn veranlaßte, seine so wenig glückliche Tätigkeit mit den heftigsten Vorwürfen gegen die österreichisch-ungarische Politik zu begleiten.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Das allein hätte die Gewährsmänner jener Blätter, die Baron Nopcsa als Agenten der Monarchie schilderten, hindern können, ihre Zeitungen dem Fiasko einer solchen Meldung auszusetzen.“

Einen Augenblick dachte ich diesem Artikel zu antworten, überlegte mir aber die Sache und fuhr unbehindert fort gegen die Jungtürken zu agitieren.

Torghut Shefkets Kriegsführung.
Von einem nichtalbanischen Augenzeugen. 11. Juli 1911

“Weil man in Konstantinopel die Amnestiefrist wieder verlängert, glaubt gewiß ein großer Teil der Diplomaten und der Presse, in Unkenntnis der wahren Verhältnisse, alles sei schon geordnet, und Torghut Shefkets diabolischer Plan, ca. 100.000 katholische Albaner auszurotten und zu vernichten (diese Worte befinden sich in Torghut Shefket Paschas Amnestieproklamation an die Rebellen) um deren Gebiet, wie er es Baron Nopcsa ausdrücklich mitteilte, mit Auswanderern aus Bosnien zu besiedeln, zunichte geworden sei. Um alle katholischen Bergstämme ausrotten zu können, trieb er zuerst jenen Teil, den er nicht in seine militärische Schlinge einfangen konnte, über die Grenze nach Montenegro und zog hierauf einen starken Militärkordon von der Adria bis Gucinje. Sowie dieser Kordon komplett war, ließ er, um jene Gebirgler, die in Shkodra als friedliche Tagelöhner beschäftigt waren, ebenfalls ausrotten zu können, alle diese aus der Stadt ausweisen und zwang sie so, sich zu ihren im Gebirge lebenden Verwandten zu begeben. Vor dieser Zeit erklärte Torghut Shefket freilich, daß er nur die

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Malessorenstämme als Rebellen betrachte. Kaum waren aber die größtenteils dem Stamme Shala und Shllaku angehörenden Tagelöhner in ihren Heimatdörfern angelangt, so erklärte er auch die Shala als Rebellen und schnitt ihnen, angeblich um sie zur Ablieferung ihrer Waffen zu zwingen, den Proviant, das heißt die Mehlzufuhr aus Shkodra, ab. Da der im Stammesgebiet von Shala vorhandene Mehlvorrat bloß auf einige Wochen ausreicht, die Leute aber genau wissen, daß sie nach Ablieferung ihrer Waffen von Torghut Pascha heuer genau so mißhandelt und geprügelt werden, wie voriges Jahr, ist es natürlich, daß sie an eine Waffenablieferung nicht denken, (Sie sollen Torghut Pascha lapidar geantwortet haben: Komm, nimm sie!) und, um nicht hungers zu sterben, sind sie, ganz nach Torghuts Absicht, genötigt, ihre Herden zu schlachten und sich dadurch sogar im Falle eines späteren Friedenschlusses selbst an den Bettelstab zu bringen, da ihre Herden ihr einziges Kapital sind. So wird Torghut ca. 8.000 Katholiken (nicht 3.000, wie die türkischen Zeitungen sagen) ruiniert und zur späteren Auswanderung gezwungen haben. Daß ihnen der Proviant ausgeht, hat er selbst triumphierend gemeldet. Der Kampf der Shalaleute bei Trabjona war auch nichts anderes als ein verzweifelter Durchbruchversuch durch den türkischen Kordon, um für ihre an Hunger sterbenden Frauen und Kinder Brot aus Montenegro zu erlangen. Dieser Vorgang ist im Verhältnis zur Raffinement, mit dem Torghut Pascha in Bregumatja ca. 16.000 der türkischen Regierung noch loyale Katholiken mordet, noch gar nichts. Einer alten Sitte folgend begibt sich jährlich im Herbst ca. die Hälfte aller Malessorenstämme mit Kind und Kegel zum Überwintern in die Sumpfgebiete der Adriatischen Küste

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

und zieht, da im Juni Moskitowolken (nicht Moskitoschwärme) diese Gegend unbewohnbar machen, auf die Almen im Gebirge. Da diese Leute am Wege vom Gebirge in die Ebene samt ihren Herden die Stadt Shkodra, namentlich aber auch die soldatenbewachte Drinbrücke passieren müssen, daher einen Konflikt mit der Regierung vermeiden müssen, sind sie nicht nur genötigt, ihre Steuer (80 Heller jährlich für ein 16 Kronen wertiges Schaf) prompt zu erlegen, sondern auch auf geheime Waffen zu verzichten. An eine halbwegs erfolgreiche Rebellion können die derzeit in Bregumatja befindlichen Stämme daher überhaupt nicht denken, weshalb es Torghut Pascha unmöglich wird, gegen sie vorzugehen. Um die Leute aber doch vernichten zu können, verbot ihnen der Pascha, beim Einsetzen des Sommers auf die Alm zu ziehen. Da er genau weiß, daß ein Sommeraufenthalt in Bregumatja für Menschen wegen der dortigen Malaria unmöglich ist und daß auch die dort internierten Herden wegen des schlechten Trinkwassers in kürzester Zeit zugrunde gehen müssen, hofft er durch diese Maßregel, diese Leute auch noch zum Äußersten, das heißt zu einem Verzweiflungskampf, zu treiben. Der Sommer hat schon begonnen, und die Malaria ist in Bregumatja bereits eingezogen. Ein höherer türkischer Beamter aus Shkodra, Ibrahim Efend Kjori, erklärte ganz öffentlich, die türkische Regierung beabsichtige, die Malessoren in Bregumatja "wie Schweine in den Sümpfen" krepieren zu lassen. Torghut Pascha ist im Begriffe, sein Ziel zu erreichen. In Shala mordet er Frauen und Kinder, in Bregumatja loyale Untertanen des türkischen Reiches - und beide nur, weil sie katholischer Religion sind. Wenn die europäische Diplomatie sich der Katholiken Nordalbanien nicht bald

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

energisch annimmt, wird sie sich in kürzester Zeit dessen rühmen können, durch ihre Noten dem mörderischen Werke des kaiserlichen ottomanischen Generals, Torghut Shefket Pascha, an ca. 40.000 Albanern Vorschub geleistet zu haben.”

Da Mr. Steed den Bürstenabzug des letzten Artikels erhalten hatte, telegraphierte er ihn nach London, und er erschien außer in der *Zeit* gleichzeitig auch in der *Times*. Dort war ihm jedoch noch folgende Einleitung gegeben worden:

The Times, July 11, 1911
(From our own correspondent, Vienna)

“I am indebted to the editor of the *Zeit* for an advanced copy of an important article entitled ‘Torghut Shefket’s method of warfare by a non-Albanian eye-witness’, which that journal will publish tomorrow. I have reason to believe the competence of the author to be beyond question.”

Dann folgte der Artikel. Am 12. Juli ließ sich die *Zeit* die Tatsache, daß die *Times* den Artikel der *Zeit* über die Kriegsführung Torghut Shefket Paschas im vollem Wortlaut abgedruckt hatte und auch sonst die albanischen Artikel der *Zeit* in Regierungskreisen sehr beachtet werden, nochmals aus London melden.

Während ich auf diese Weise gegen die Jungtürken los zog und mit dem in Wien anwesenden Ismail Qemali verkehrte, fuhr nun zufällig der bekannte Herausgeber der *Review of Reviews*, Mr. Stead, der bald darauf in der Titanic-Katastrophe sein Leben verlor, im Auftrage des englischen Ministers des Äußeren, Lord Grey, nach Konstantinopel. Stead und Ismail

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

benachrichtigten mich von der Sache. Wir fuhren alle drei auf den Westbahnhof und konnten nun Stead, der im Orientexpress fuhr, bis auf den Ostbahnhof begleiten. Wir benutzten die Gelegenheit, Stead gegen die Jungtürken zu hetzen, und zwar mit Erfolg. Er notierte sich unsere Angaben, verfaßte ein Telegramm an Grey und betraute Stead, es im Wege der Wiener englischen Botschaft weiter zu senden.

Außer den Engländern trat ich auch mit dem ungarischen Reichstagsabgeordneten Ivánka Imre in Kontakt. Ich informierte ihn über das, was im Frühjahr 1910 in Albanien vorgegangen war, und bewog ihn darüber sowie über die Rückwirkung dieser Vorgänge auf die jetzige Lage im ungarischen Abgeordnetenhaus zu interpellieren.

Da damals die oppositionellen ungarischen Abgeordneten in ihrem Kampf gegen den ungarischen Ministerpräsidenten, Grafen Karl Khuen-Héderváry, Anlehnung an den Erzherzog Thronfolger suchten und ich auch diesen von meiner Absicht informieren ließ, glaubte Ivánka die Interpellation vorbringen zu können. Franz Ferdinand ließ mir übrigens für meine bisherigen Berichte danken.

Da Ivánka erst am 20. Juli interpellieren wollte, hatte ich bis dahin Zeit, noch eine ganze Reihe von Artikeln gegen die Jungtürken zu lancieren. Es standen mir hiezu außer der *Zeit* und den klerikalen Blättern auch noch die *Reichspost* und das *Vaterland* zur Verfügung.

Der nächste Artikel, nach meiner Unterredung mit Stead, der übrigens auf mich einen recht unsympathischen Eindruck gemacht hatte, erschien in der *Reichspost*.

Die Situation in Albanien

Wien, 13. Juli 1911

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

“Sozusagen als Bestätigung unserer Telegramme vom 23 v. M. bringt die *Zeit* heute einen Artikel eines Augenzeugen über die Art und Weise, wie Torghut Shefket Pascha darangeht, sämtliche Katholiken des Vilajets Shkodra zu vernichten. Sein Vernichtungswerk ist ein seit langem voraus geplantes und besteht darin, statt Feuer und Schwert andere Mittel, nämlich Hunger und Malaria, in Anwendung zu bringen. Da er vor allem hiezu Zeit braucht, erklärt der ehemals so kriegerische General, um Zeit zu gewinnen, daß die Amnestiefrist von Woche auf Woche verlängert werde, denn Hunger und Malaria sind zwar sichere, aber langsam wirkende Mittel. Zum Hungertode sind von Torghut Pascha jene südlich seines gegen die Malessoren aufgestellten Truppenkordons und nördlich des Drin, im Flußgebiet des Kiri und der Leshnica wohnenden Stämme verurteilt, deren Seelenzahl infolge des Zuflusses von Leuten aus Dushmani, Toplana und Shala auf ca. 8.000 belaufen dürfte. Es sind dies sämtliche Angehörige der Stämme Shala, Shoshi, Planti, Gjani, Suma, Shllaku, Dushmani und Toplana. Diese Leute sind von Truppen zerniert, ihre Mehlzufuhr ist abgeschnitten, und sie sind so genötigt, ihre Herden zu schlachten, sich also selbst wirtschaftlich zugrunde zu richten. Wenn die Männer dieser Stämme nach Montenegro durch den Truppenkordon zu gelangen trachten, um für ihre an Hunger sterbenden Frauen und Kinder Brot zu holen, so werden sie, wie z.B. am 8. dieses Monats von den kaiserlich türkischen Truppen nach Tunlichkeit erschossen.

Auf perfidere Weise richtet Torghut Shefket Pascha in Bregumatja 16.000 andere nicht rebellische Leute ihrer katholischen Religion halber zugrunde. Diese Leute verbringen den Winter samt Kind und Kegel in den

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Sümpfen an der Adria, zahlen prompt Steuer und ziehen jedes Jahr, wenn in Bregumatja die Malaria auftritt, samt ihren Herden ins Gebirge. Umsonst drängt der kaiserliche türkische Gesandte in Cetinje, Sadreddin, Torghut Pascha, diese Leute auch heuer wie gewöhnlich aufs Gebirge ziehen zu lassen. Torghut weiß genau, daß die Herden dieser Leute in den Sümpfen von Bregumatja über den Sommer unfehlbar zugrunde gehen müssen. Er weiß auch, daß es keinen Menschen gibt, der imstande ist, dem Sumpffieber dieser Gegend zu widerstehen. Aus diesem Grunde entläßt er die Leute einfach nicht aus den Sümpfen, sondern zieht die Verhandlungen in Podgorica und die Amnestiefrist so lange hinaus, bis die Malaria in Bregumatja, die dort schon wütet, ihre Pflicht im jungtürkischen Sinne getan hat. Solange es sich um Rebellen handelt, läßt sich noch ein Deckmantel für die jungtürkische Perfidie finden, sobald es sich aber um loyale türkische Staatsbürger handelt, die nur deshalb verfolgt werden, weil sie katholischer Religion sind, dann verschwindet auch dieser Deckmantel.

Wie lange noch werden die Kulturstaaten diesen Schändlichkeiten ruhig zusehen?"

Am selben Tage brachte auch das *Vaterland* einen 'Die Autonomie Albaniens' betitelten 'von besonderer Seite' stammenden Artikel aus meiner Feder.

"Der Kampf, der in Albanien immer mehr zuspitzt, dreht sich, wie bekannt, darum, daß die Albaner von den Türken eine mehr oder weniger ausgesprochene Autonomie verlangen. Durch diese Vorgänge, werden, da sie sich an der Ostküste der Adria abspielen, auch die vitalsten Interessen unserer Monarchie berührt.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Seit Jahrzehnten ist der Antagonismus der Monarchie und Italiens um die Vorherrschaft an der Ostküste der Adria ein Grundprinzip der äußeren Politik gewesen und, wenn wir die neue konstitutionelle Türkei mit Sympathien begrüßten, so geschah es deshalb, weil unsere Politiker durch eine starke, geeinte Türkei das albanische Problem, so wie manch anderes Problem für endgültig geregelt hielten.

Solange der türkische Halbmond in Vlora wehte, hatten wir naturgemäß eine Störung des adriatischen Gleichgewichtes nicht zu fürchten, und eine starke Türkei konnte uns auch eine Garantie gegen alle südslawische Aspirationen gewähren. Leider ist die Prämisse dieser Politik, nämlich eine starke, einen Ruhefaktor des Balkans repräsentierende Türkei, bis jetzt unerfüllt geblieben. Die Türkei hat es nicht verstanden, durch friedliche, kulturelle Arbeit ihre Macht zu stärken, ja, im Gegenteil, die neue Regierung in der Türkei hat es verstanden, die aus Abdul Hamids Zeit ererbten Übel wie die 'Jemenfrage', 'Mazedonische Frage', 'Finanzfrage' und 'Bakschischfrage' durch eine neue, sehr böartige Frage, die 'Albanische Frage', zu vermehren. Die Zustände in der Türkei haben sich nicht gebessert. Die Zeit ist nun wieder da an das Erbe der Türkei und an deren Verschwinden aus Europa zu denken. Ob wir wollen oder nicht, haben wir infolge dieser trüben Verhältnisse die albanische Autonomieforderungen mit Rücksicht auf das adriatische Gleichgewicht erneut zu betrachten.

Es ist evident, daß solange eine schwache Türkei besteht, die Gefahr existiert, es könnte bei ihrem unvermuteten Zusammenbruch sich Österreich oder Italien genötigt sehen, wider seinen Willen albanische

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Küstenpunkte besetzen zu müssen, oder Montenegro, so wie jetzt, in Versuchung kommen, einen Siegeszug gegen Süden zu unternehmen, was alles das adriatische Gleichgewicht stören und sehr schwere Konflikte provozieren könnte. Das einzige Mittel, einen unvermuteten Konflikt zu verhindern, bietet die Kreierung eines starken, autonomen Albaniens, denn in diesem Falle ist die Gewähr gegeben, daß sich das autonome Albanien im Falle eines Zusammenbruches der Türkei zwar von dieser loslösen, sein Gebiet aber schon im eigenen Interesse gegen die Aspirationen aller Nachbarn verteidigen würde. Daß es dieser Aufgabe gewachsen ist, lehrt der heurige Aufstand. Die Religionsgemeinschaft der meisten Albaner und der Osmanen sowie deren ethnographische Interessengemeinschaft allen Slawen gegenüber läßt es ja sogar wahrscheinlich erscheinen, daß ein von der Türkei befreites Albanien noch auf lange Zeit hinaus sich an die letzten Trümmer der Türkei anlehnen würde. Wie wir die Frage auch betrachten, ist vom Standpunkt der Monarchie jede Autonomie Albaniens, da sie die Stabilität der Verhältnisse in der Adria erhöhen aber nicht vermindern würde, mit Freuden zu begrüßen, ja noch gerade zu befördern, denn, ob das alte Banner Skanderbegs oder der türkische Halbmond in Vlora und Shkodra weht, kann uns wohl gleichgültig sein, soferne diese Flaggen nicht durch den montenegrinischen Adler oder das italienische Kreuz ersetzt werden.

Befreit sich Albanien durch eine austro-italienische Kooperation, so ist nichts verloren. Befreit es sich aber bloß durch italienische Hilfe, so hat Italien offenbar das Recht, vom befreiten Albanien eine 'Gefälligkeit' zu verlangen.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Je früher man in Wien für die zukünftige Lage der Dinge in Albanien vorarbeitet, desto besser, denn, daß die Türkei in ihrer jetzigen Art nicht weiter wirtschaften kann, dürfte schon jedermann klar sein.”

Als die Nachricht in die Zeitungen gelangte, daß die Rugovesen einen türkischen Pascha angeschossen und verwundet hatten, erkannte ich in diesem Ereignis das Eingreifen des von mir gegen Peja abgeschickten Preka Gjeta Zogu und ich konstruierte daraus sofort einen freilich nur in meiner Phantasie existierenden Aufstand der Rugovesen. Preka hatte seine Aufgabe so gelöst, daß er sich, allerdings als ich schon nicht mehr in Montenegro war, mit Bajram Daklani aus Gjakova in einen Hinterhalt legte und in Rugova einen nichts ahnenden türkischen Kommandanten, Edhem Pascha, tödlich verwundete. Später konnten die Türken, da sie den Tod Edhem Paschas zugegeben hatten, die Aufstandsbewegung nicht leicht widerlegen, und außer mir wußte in Europa wohl kaum jemand, wie sehr dieser mohammedanische Stamm durch den Aufstand von 1910 hergenommen war. Den dieses Thema behandelnden Artikel brachte ich in der *Reichspost* unter.

Der Albanesenaufrüstung. Die Teilnahme mohammedanischer
Albaner an der Rebellion.
Von einem Kenner der Rugovesen. *Reichspost*, 19. Juli, 1911

“Die Pforte ist tagtäglich bestrebt, die nordalbanische Rebellion als einen rein katholischen Aufstand darzustellen. Die Nachricht von dem Überfall auf Edhem Pascha zeigt aber klar, daß von dem ebenfalls flüchtigen Mohammedaner, Isa Boletini, abgesehen, sich auch andere mohammedanische Stämme dem Aufstande angeschlossen haben, und wenn die Pforte auch in

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Zukunft die Teilnahme von Mohammedanern am Aufstande leugnet, so wird dies doch nicht genügen, um die mit den Ortsverhältnissen Vertrauten hinters Licht zu führen.

Der Überfall auf Edhem Pascha erfolgte eine Stunde weit von Peja, das heißt an jener Stelle, wo eine enge Schlucht die Ebene von Peja gegen das von Mohammedanern bewohnte Gebiet von Rugova absperrt. Hier konnte nur ein Mohammedaner an einen Überfall auf Edhem Pascha denken. Die Häuser der Rugovesen sind vor zwei Jahren von Dschavid Pascha zum größten Teil verbrannt worden. Im vorjährigen Aufstand war Rugova neutral. Im Herbst vorigen Jahres sind diese Leute, um gegen die Montenegriner verwendet zu werden, von den Jungtürken bewaffnet worden. Heuer im Frühjahr gelang es denselben, sie für einen Augenblick gegen die katholischen Kelmendi auszuspielen. Jetzt sehen die Rugovesen aber, daß auf die Jungtürken doch kein Verlaß ist, und stellen sich wie ihre Glaubens- und Stammesgenossen von Gjakova, Peja, Prishtina, Mitrovica usw. offen auf die Seite der katholischen Malessoren.

Edhem Paschas Verwundung ist die erste greifbare Frucht des Sultansbesuches am Kosovo Polje.”

Ivánka erledigte sich seiner Interpellation in recht ungeschickter Weise und hatte nur den Erfolg, daß sich der ungarische Minister über die Interpellation sehr erregte und Kuen sofort nach Wien telefonierte. Jedoch war das Thema der Interpellation auch für die eigenen Parteigenossen Ivánkas eine unangenehme Überraschung, da sie während des Annexionskrise in Ungarn zwar am Ruder gewesen aber von Aehrenthal über nichts verständigt worden waren.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Kuen konnte also die Interpellation einfach unbeantwortet lassen. Allerdings wurde die Tatsache, daß die Monarchie in Albanien engagiert sei, jedermann offenkundig.

Mitte Juli wurde ich krank und lag bis zum 19. August zuerst in Wien, dann im Semmering. Als Rekonvaleszent verließ ich den Semmering. Bajazid fuhr nach Wien, ich nach Szemere, wo ich bis Anfang September bei meinem Schwager, Alfred Pallavicini, blieb und etwas arbeitete und etwas jagte. Nachbarn waren die Söhne des Botschafters, Janos Pallavicini, nämlich die Offiziere, Arthur, Antal und Jhonny, drei recht nette Leute. Jhonny wurde mir später, weil er ein guter Kamerad ist, außerordentlich sympathisch.

Mich abwechselnd in Szemere, Szacsal und Ujárd aufhaltend, bearbeitete ich Graf Louis Drašković seine hinterlassenen Papiere. Da die Arbeit zahlreiche politische Bemerkungen enthielt, und Louis bei seinen Lebzeiten durch einen Amtseid gebunden gewesen war, sandte ich den politischen Teil mit beiliegendem Briefe an Aehrenthal.

“Exzellenz! Im Begriffe eine aus der Feder des verstorbenen Grafen Drašković hinterlassene, für die Öffentlichkeit bestimmte Schilderung des Sandschak Novi Pazar, wo Drašković k.u.k. Zivilkommissär war, herauszugeben, der auch zahlreiche hinterlassene Briefe und Tagebuchblätter beigefügt werden, erlaube ich mir, da einiges auf die äußere Politik der Monarchie Bezug hat, eine Kopie der wichtigsten politischen Teile Eurer Exzellenz zu übersenden, und bitte mir bekanntzugeben, welche Partien eventuell Anstoß erregen könnten, damit ich sie Anbetracht der ehemaligen Stellung des Verfassers partiell unterdrücken oder modifizieren könne.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Eine vollkommene Unterdrückung des von mir ohnehin stark reduzierten politischen Teiles halte ich jedoch deshalb für nicht recht durchführbar, weil dadurch die beabsichtigte Publikation, deren Kritik ja gerade das Interessanteste ist, ungemein an Wert verlieren würde.

In nicht geringem Maße sehe ich mich zur Zusendung dieser Publikation an Eure Exzellenz durch den Umstand bewogen, daß Sie im Laufe des heurigen Sommers wohl in höherem Interesse durch das Ihnen unterstehende Pressebureau eine meinen guten Ruf schädigende Nachricht im *Pester Lloyd* und *Osman Lloyd* verbreiten ließen, von deren Unwahrheit Sie selbst überzeugt waren, und ich jetzt durch diese Zusendung Ihnen, Exzellenz, den besten Beweis erbringen zu können glaube, daß meine Auffassung von Pflicht durch keine wie immer gearteten Zwischenfälle alteriert wird.

Ich bitte Eure Exzellenz in der anbei übersendeten Kopie jene Stellen, deren Streichung oder Modifikation Sie für absolut unumgänglich notwendig halten, mit Rotstift markieren zu lassen und mir dann die Arbeit möglichst bald an die Adresse 'Hotel Krantz, Wien' zukommen zu lassen, damit die Publikation, die im November stattzufinden hat, keine Verzögerung erleide, und ich in der Lage sei, ein rektifiziertes Manuskript in die Druckerei zu senden.

Indem ich diese Belästigung Eurer Exzellenz durch meine patriotischen Bedenken zu entschuldigen bitten, mit dem Zeichen vorzüglicher Hochachtung, Baron F. Nopcsa."

Ich erhielt die Antwort, daß das Manuskript von Louis seinem Vater übergeben worden sei, der es auf Wunsch Aehrenthals zurückbehält, damit es nicht publiziert werde. Jetzt

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

besitzt es Louis' Bruder, der im Ministerium des Äußeren angestellte Pepi Drašković. Durch Verhinderung der Publikation tat er seinem verstorbenen Bruder sehr Unrecht. Pepi endete durch Selbstmord.

Im Oktober war ich wieder in Wien, denn der Ausbruch des türkisch-italienischen Krieges hatte die Lage kompliziert. Es bestand eine Gefahr, daß die katholischen Albaner, da sie jetzt in den Italienern einen mächtigen Bundesgenossen hatten, die Gelegenheit benützen würden, gegen die Türken zu rebellieren. Ich setzte mich mit dem damals eben in Graz weilenden Generalstabschef Conrad ins Einvernehmen, dann ergriff ich, da auch Conrad der Meinung war, daß ein Losschlagen der katholischen Albaner unseren Interessen schädlich wäre, meine Maßregeln, um die Albaner zu beruhigen. Offenbar hatte Aehrenthal, der wohl das Namentliche anstrebte, keine Ahnung, wer ihm helfe. Da es mir klar war, daß ich von den katholischen Albanern nichts derartiges verlangen konnte, was mir zwar angenehm war, ihnen aber nicht nur nicht nützlich sondern geradezu schädlich erscheinen mußte, und da ich mich ihnen gegenüber auch nicht auf Aehrenthals albanerfeindliche und türkenfreundliche Politik berufen konnte, so konnte ich nur dadurch ans Ziel gelangen, wenn ich mich scheinbar auf den albanischen Standpunkt stellte und die Katholiken überreden konnte, daß ich nur ihr Interesse vor Augen hätte. Mein Freund, der einflußreiche Mirdite, Zef Noci, weilte damals gerade in Bari in Italien. Ich schrieb ihm also, berief mich auf die heftige Aktion, die ich gegen Torghut Pascha und die Jungtürken geführt hatte, was ein gewaltiges Argument war, das weder Zambaur noch Aehrenthal den katholischen Albanern gegenüber ins Treffen führen konnte, und teilte ihm mit, daß er der albanischen Sache dadurch, daß er nach Mirdita zurückkehrte, viel mehr nützen könnte, als wenn er in Bari bliebe. Als Zef Noci meinem Rate folgte, schrieb ich ihm erneut, daß mir ein Losschlagen der

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Mirditen zugunsten der Italiener, da sie sich bei der jetzigen Lage der Dinge mit den mohammedanischen Albanern überwerfen würden, und da außerdem jetzt der Winter vor der Türe stehe, nicht zweckmäßig schiene, daß es vielmehr besser wäre, sich zuerst mit den mohammedanischen Albanern zu verständigen, um dann später im Frühjahr mit den mohamedanischen Albanern vereint nicht im Interesse der Italiener sondern im Interesse der albanischen Sache einen Aufstand gegen die Jungtürken zu erregen. Zef Noci schloß sich meiner Ansicht an, und zum Teil auf seinen Rat hin beruhigte sich Mirdita. Da es bekannt war, daß Zef zu den heftigsten Gegnern der Jungtürken zählte, folgte man in Mirdita gerne seinem Rate. Nach der Beruhigung Mirditas ging Zef mit dem Bajraktar von Orosh und einigen anderen Mirditen nach Gjakova, um mit den Mohammedanern Gjakovas ein Bündnis gegen die Jungtürken zu schließen, und berichtete mir in einem langen Brief über den Erfolg seines Unternehmens.

“Eure Herrschaft hat mir geschrieben, daß wir uns nicht belügen lassen sollen von den Italienern. Es sind nicht viele Tage her, daß ich einen Brief erhielt, wenn möglich in der Mirdita eine Schießerei gegen die Regierung zu beginnen, und es hieß weiter im Briefe, daß man uns einige Italiener mit Dynamit u. a. Sachen schicken würde. Ich habe geantwortet: Ihr habt uns im Sommer gute Worte und weiter nichts geschickt, aber wisset, zum Krieg braucht man Sachen, nicht Worte, um nicht das Volk aufzuhetzen und dann drinnen zu lassen.”

Im weiteren teilte er mit, daß er die Behörde hatte wissen lassen, daß ich die Leute zur Ruhe mahne, bat aber gleichzeitig, wenn dereinst die Zeit zum Kriege gekommen sein würde, ihm zu schreiben etc.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Die Rückkehr dieses Mannes aus Italien hatte ich dadurch erreicht, daß ich ihm sagte, für die Einigung Albanien zu arbeiten sei mehr wert, als einige Patronen aus Italien zu schmuggeln. Er berichtete auch, was er diesbezüglich getan hatte. Leider bin ich jetzt in Wien nicht in der Lage, den bezeichneten Teil des Briefes auf seine Glaubwürdigkeit zu prüfen. Sicher haben sich aber die Nachrichten dieses Mannes stets bewährt, und der übrige Teil des Briefes ist stets als glaubwürdig zu bezeichnen. Außerdem erhielt er soeben von mir 100 Kronen, hat also keinen Grund nachträglich zu lügen.

Da dieses Bündnis von den Gjakovaren mit einem bestimmten Zweck angenommen wurde, erkannte ich gleichzeitig, daß es im Frühjahr 1912 zu neuerlichen Albaneraufständen bei Gjakova kommen würde, und Bajazids Berichte aus Prizren bestärkten diese meine Vermutung.

Für all seine Mühe sandte ich Zef 100 Kronen, wodurch eben seine Reisespesen gedeckt wurden. Fragt man sich weshalb Zef, der sonst wie jeder gebildete Albaner von Leuten, denen er mißtraute, ganz gerne Geld für politische Aktionen annimmt, seine Aufgabe aber dann doch nicht durchführte, sondern sich bloß ins Fäustchen lachte, in diesem Falle, ohne von mir Geld zu verlangen, alle meine Ratschläge befolgte, nun so ist die Antwort einfach darin gegeben, daß Zef mir blindlings traute und überzeugt war, daß ihm meine Ratschläge zum eigenen Heile gereichen würden. Hätte die österreichisch-ungarische Regierung es verstanden, sich von Anfang an das blinde Vertrauen der Albaner zu erwerben und es zu behalten, dann hätte man in Albanien stets andere Erfolge zu verzeichnen gehabt, als die erzielten. Freilich wollte man am Ballhausplatze stets 'klüger' handeln, und infolge der Dummheit und des Eigendünkels der österreichisch-ungarischen Diplomaten kamen dann freilich so wie alle anderen Balkanbewohner auch die Albaner einzeln und als Volk bald dahinter, daß man sie am Ballhausplatz nur als

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Werkzeuge betrachtete, die man gegebenenfalls in die Hand nehmen, gegebenenfalls aber auch in die Rumpelkammer werfen könnte. In dem dieser Erkenntnis folgenden Schachspiele des 'Sich-gegenseitig-ausnützens' zeigten sich dann die einzelnen Albaner, die wie Monsignore Doçi, der Abt der Mirditen, und Prenk Bib Doda, die vom Ballhausplatze bloß eine Jahresrente von 24.000 Kronen bezogen, den Ballhausplatzleuten überlegen. Übrigens kann sich nicht nur Doçi sondern der letzte albanische Bajraktar seinem lokalen Ansehen angemessen, derselben Überlegenheit über die Ballhausplatzleute rühmen. An und für sich ist ja das Bestreben, jemanden auszunützen, recht löblich, nur muß man es stets so anstellen, daß es der Betreffende nicht merke.

Weiter schrieb ich noch einen Bericht an Franz Ferdinand und blieb auch sonst literarisch nicht untätig.

Als der italienische Krieg ausbrach, begann ich Aehrenthals Politik erneut zu kritisieren.

Italien und Albanien

Das Vaterland, Wien, Dienstag, 3. Oktober.

“Es gibt Sachen, die man wirklich nicht weiß und auch nicht zu wissen braucht, dann solche, die man weiß, aber nicht wissen will, endlich aber auch solche, die man nicht weiß, aber unbedingt wissen müßte.

In den verschiedensten Artikeln haben wir im *Vaterland* im Laufe der letzten drei Jahre besonders aber im verflossenen Sommer die Auffassung vertreten, daß die Jungtürken in ihrem wahnsinnigen Vorgehen den Albanern gegenüber Selbstmord begehen. Immer wieder haben wir an unser k.u.k. Ministerium des Äußeren die Aufforderung gerichtet, im ureigenen Interesse der Türkei an diesem Selbstmorde, wenn nötig mit Gewalt,

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

zu hindern. Alle diese Mahnungen, die bloß von Leuten stammten, die keine Beamten waren und nach des Auswärtigen Amtes Auffassung 'auf eigene Faust' Politik betreiben, begegneten am Ballhausplatz nur ständiger Ablehnung, jedoch schneller, als gehnt werden konnte, haben jene, die solche vom Ballhausplatz aus vertretene Vogelstrauß-Politik für unangebracht hielten, recht bekommen.

Die Rubrik 'Albanesische Rebellion' war zwar seit einiger Zeit aus den Zeitungskolonnen verschwunden. Der Haß namentlich der katholischen Albanern gegen die Türken, die keine einzige der im Sommer den Albanern gegenüber übernommenen Verpflichtungen ausführten, ist aber, wie die Zwischenfälle in Vlora, Mirdita, Gjakova und Prishtina beweisen, der gleiche, alte, unauslöschliche geblieben. So mußte es denn kommen, daß heute der Türkei nicht nur ein Kampf mit einem rücksichtslosen äußeren Feind aufgedrängt worden ist, sondern, daß auch die albanische Frage wieder ebenso akut wurde, wie sie im letzten Frühjahre war. Mit wohlüberlegter Berechnung läßt Italien zum Schutze seines Handels gerade dort seine Schiffsgeschütze erdröhnen, wo sich die malkontenten Albaner, um ihre Autonomie zu erkämpfen, seit einigen Wochen zu einer neuen Rebellion rüsten, und wo die italophile Strömung so stark ist, daß trotz des jungtürkischen Auftrages nicht einmal ein antiitalienischer Boykott möglich wurde. Kommt es, infolge der italienischen Schießerei bei Prevesa nun zu einem Aufstande in Albanien, so ist diesmal sein Ausgang außer Zweifel. Freilich kann Italien, insoferne es den Aufständischen offiziell weder Waffen noch Munition schickt, dann den Unschuldigen spielen und

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

sich hinter der Ausrede verbergen, daß es mit dieser 'inneren Angelegenheiten der Türkei' nichts zu tun habe. Was einige private Italo-Albaner machen, sei ja nicht Sache der Regierung. Dafür aber, daß die Türkei diesen Waffenschmuggel zu See nicht hindern könne, ist eben gründlich gesorgt worden. Die italienische Gesellschaft Puglia ist wegen ihres Handels mit Waffen, der jetzt durch die 'Seeschlacht von Prevesa' erleichtert wurde, ohnehin schon lange in keinem guten Rufe gewesen, aber jetzt sieht man klar.

Ob ein unter italienischen Auspizien erfolgreich durchgekämpfter albanischer Aufstand im Interesse unserer Monarchie ist, ist jetzt die Frage, die sich unser Auswärtiges Amt allen Ernstes überlegen muß. Wir fragen deshalb die Leiter unserer Balkanpolitik, deren Einfluß sich in Albanien freilich während des Sommers auf Null reduziert hat, wie sie die Albaner davon abzuhalten gedenken, sich im Widerspruche zu unseren Interessen gegen jene Leute zu kehren, die noch im heurigen Sommer die Ausrottung und Vernichtung der Albaner zum Programme hatten, und die katholischen Albaner in ihren heiligsten religiösen Gefühlen durch Kirchenschändungen verletzten. Wir fragen, ob es dann in unserem Auswärtigen Amte niemand für nachteilig hält, wenn die Albaner ihre Autonomie aus den Händen Italiens empfangen. Und endlich wäre es gut zu wissen, ob unser Auswärtiges Amt es jetzt einsieht, daß es unklug war, es sich im Sommer den Jungtürken zuliebe mit den Albanern, namentlich den katholischen Albanern, auf lange Zeit zu verderben, zumal deshalb weil heute schon wieder in Konstantinopel Said und Kiamil, die alten Gegner der Monarchie, zur Oberhand gelangten.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

An der Verhinderung einer gegen die Interessen Österreichs gerichteten Rebellion in Albanien wird die diplomatische Geschicklichkeit unserer auswärtigen Politik zu erkennen sein. Etwas anders ist es, ein geordnetes Staatswesen, wie Serbien oder Montenegro vor einem unbedachten Schritt zurückzuhalten, etwas anders wieder, ein unterdrücktes Volk zurückzuhalten, das nach Freiheit lechzt und nichts zu verlieren hat, aber alles zu gewinnen.”

Hands off! Von einem Kenner Albaniens.

3. Oktober 1911

“Als zur Zeit des Grafen Gołuchowski unsere Monarchie in Albanien eine aktive Politik befolgte, die den in diesem Gebiet vordringenden Italienern sehr peinlich war, wurde die Gefahr eines Konfliktes zwischen uns und Italien von Tag zu Tag größer. Um einem solchen Konflikt vorzubeugen, trafen sich Graf Gołuchowski und der damalige italienische Minister des Äußeren Tittoni in Venedig. Die Vereinbarung von Venedig lief darauf hinaus, daß die Landung eines einzigen Soldaten in Albanien seitens des einen hohen Kontrahenten für den anderen eo ipso einen Casus belli bedeute. Graf Gołuchowski stürzte, und Graf Aehrenthal übernahm in Wien die Führung der Geschäfte. Um Italien für die Annexion Bosniens zu gewinnen, traf Graf Aehrenthal mit dem italienischen Minister des Äußeren in Desio zusammen, und es wurde gar manche nicht für die Öffentlichkeit bestimmte Vereinbarung getroffen.

Was alles sonst in Desio besprochen wurde, ist momentan irrelevant. Interessant wäre nur zu wissen, ob wie so manches andere auch die Vereinbarung von

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Venedig der glatten ungestörten Annexion von Bosnien geopfert wurde. Äußerungen von Funktionären im Ministerium des Äußeren möchten zwar fast den Eindruck erwecken, als ob wir uns einer italienischen Okkupation von Vlora desinteressiert erklärt hätten, doch scheint dies fast unglaublich. Nach der Annexion erfolgte im Jahre 1910 infolge des verrückten Vorgehens der Türken die erste Revolution in Albanien, zu deren blutigen Unterdrückung unser Botschafter in Konstantinopel, Markgraf Pallavicini, um sich die Freundschaft der Jungtürken zu bewähren, letzteren wärmstens gratulierte. Den Profit der Unterdrückung der ersten Revolution hatten die Serben, da von den Türken ja gerade die ärgsten Serbenfeinde dezimiert wurden.

Die zweite albanische Revolution brachte niemandem einen Vorteil. Für die Albaner bedeutete deren Ende, da ja von den Jungtürken weder Straßen noch Schulen gebaut, das Waffentragen hingegen partiell gestattet wurde, die Herstellung des Status quo. Graf Aehrenthal hat sich aber weder den Dank der Albaner noch den der Jungtürken gesichert. Die Unzufriedenheit in Albanien über das Vorgehen der Türken wuchs über alle Maßen und, um Rache zu nehmen, wird für eine neue Erhebung eifrigst gerüstet. Die Modalitäten dieser Erhebung sind jüngst auf geheimen albanischen Kongressen in Bari und Rom besprochen worden. Dies ist die heutige Situation in Albanien und bei dieser gespannten Situation traut sich Italien angesichts der ohnehin einer neuen Rebellion zusteuern den Albaner die türkische Torpedobootflottille des Adriatischen Meeres an der albanischen Küste zu vernichten. Wir fragen, wer wird den seit Jahren auf den Schiffen der italienischen Gesellschaft Puglia betriebenen Waffenschmuggel nach

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Albanien, der eben jetzt wieder floriert, anhalten können. Wer wird nach Abreise der italienischen Konsuln aus Durrës, Shkodra, Janina usw. den Albanern dem Marquis San Giuliano seine Depeschen über den Status quo verlesen, und wer wird in Albanien darauf hinwirken, daß die aus Italien eingeschmuggelten Gewehre bei der Unzufriedenheit der Bevölkerung und der Ungeschicklichkeit, Lügenhaftigkeit und Feindseligkeit der türkischen Behörden nicht eben gegen die türkischen Behörden losgehen? Selbst wenn kein einziger italienischer Soldat in Prevesa landet, wird der Donner der italienischen Schiffsgeschütze bis in die entferntesten Gebirgstäler des Tomorr und der Prokletijen rollen und in den Herzen der malkontenten Albaner einen dröhnenden Widerhall erwecken. Wenn heute in Albanien erneut eine unzählbare Revolution losbricht, so hat Italien allein die Verantwortung zu tragen. Freilich kann es, wenn die Türken an die Unterdrückung der albanischen Revolution schreiten, die indirekt von ihm aufgehetzten Albaner infolge seiner Proklamation der Erhaltung des Status quo ohne Gewissenbisse im Stiche lassen. Italien spielt mit einem Pulverfaß und dem Feuer. Die Ausrede, daß es an dem Eintreten einer Explosion nicht Schuld sei, hat es aber auch schon im Munde. Der gleisnerischen Versicherung der Erhaltung des Status quo am Balkan widerspricht die Sprache seiner Kanonen vor Prevesa und Durrës. Italien sollte sich seiner Handlungsweise schämen, denn was es in Tripolis und Albanien vornimmt, das ist zwar in den weltabgelegenen Gebirgstälern des Piemont vielleicht ganz gut praktikabel. In alten Kulturstätten, wie Rom oder Venedig, muß man solche Unaufrichtigkeiten vermeiden. Albanien gehört zu mindesten eben so sehr in die

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Interessensphäre unserer Monarchie wie in jene Italiens. Unsere Monarchie hat für die Erhaltung des Status quo in Albanien die allergrößten, vielleicht sogar allzu große Opfer gebracht. Der Status quo in Albanien ist gefährdet. Der Donner italienischer Geschütze wird aber in den Bergen Albaniens nur dann kein Echo finden, wenn sich die italienischen Schiffe augenblicklich von der albanischen Küste entfernen und sich während des selbstprovozierten Raubkrieges im Adriatischen Meere auf die Defensive beschränken. Italien hat den Krieg gewollt. Italien hat, wenn es in der Adria leidet, keinen Grund zur Klage. Zu Intrigen und zu Länderraub ist in Tripolis Gelegenheit genug. Hands off in Albanien!”

Erregung in Albanien. Von einem Kenner Albaniens.
5. Oktober 1911.

“In einem vorigen Artikel haben wir nur mit dürren Worten auf die Unzufriedenheit in Albanien gewiesen. Heute wollen wir aus zwei von verschiedenen Leuten stammenden, vom 22. und 24. September datierten naiven, aber genauen Situationsberichten einiges mitteilen, was die Lage im Vilajet Shkodra grell beleuchtet. Wir vermerken, daß beide Berichte, die wir hier zusammenziehen, von gut informierten Leuten stammen, und der Inhalt des einen wenigstens unserem Ministerium des Äußeren bekannt sein dürfte oder bekannt sein sollte. Da heißt es unter anderem:

In der Großen Malesia (wo Torghut die Häuser verbrannt hat) steht die Sache sehr schlecht. Die Männer mit Frau und Kind sind obdachlos im Freien, und es hat angefangen sehr kalt zu sein und zu regnen. Die Regierung hat mit dem Wiederaufbau der Häuser noch

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

nicht begonnen und kein Geld für den Wiederaufbau der Häuser verteilt. Die Malessoren haben das Konsulat darauf aufmerksam gemacht, daß die türkische Regierung ihre Europa gegenüber übernommenen Versprechungen nicht einhalte. Ich habe gehört, daß die Regierung mit dem Bau eines Weges von Shkodra nach Lezha begonnen hat, aber im Gebirge hat sich weder den Bau von Wegen noch von Schulen in Angriff genommen. In der Großen Malesia erhält jedermann sechshundert Gramm Mais (eine halbe Oka) täglich, sonst aber wird nichts gemacht.

In Mirdita wollten die Einwohner ursprünglich mit Feindseligkeiten gegen die Regierung vorgehen. Jetzt hat man aber infolge des Eingreifens von Außen eine Art Waffenstillstand geschlossen, dem zufolge türkische Soldaten nicht beschossen werden sollen. Durch Kauf und Schenkung haben sich die Mirditen aus Italien einige Gewehre beschafft. Es verlautet, daß in Mirdita 2.000 Gewehre zur Verteilung gelangten, aber wer sie lieferte, ist unbekannt. Es verlautet ferner, daß die Regierung nach dem Bajram daran geht, Rekruten auszuheben, aber die Mirditen haben nicht die Absicht, sich zu stellen. Die Steuer wurden bisher in Mirdita nicht gefordert, aber die Regierungsbeamten sind sehr erbittert auf die Bevölkerung.”

Ein weiterer Absatz schildert die Erbitterung der Bevölkerung darüber, daß die Regierung erneut daran geht, Rekruten zu verlangen, obzwar noch nicht einmal das Geld zum Hausbau an die Malessoren verteilt wurde. Es heißt dann: “Von Shllaku, Temali und Dushmani begann die Regierung Steuer zu verlangen, und diese beschwerten sich darüber, da ja auch sie arme Bergbewohner sind, und nicht in der Lage sind, Steuern zu

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

zahlen. Jetzt sage ich Dir, daß die Stämme von Puka ein Bündnis geschlossen haben und aus je einem Hause einen Repräsentanten nach Shkodra schicken, um eine Geldentschädigung für die im vorigen Jahr abgelieferten Waffen zu verlangen. Es waren ca. 2.500 Leute (wohl zu hoch geschätzt), und sie blieben eine Woche in Shkodra, und die Regierung forderte alle auf, bis zum Eintreffen der Antwort aus Konstantinopel, nach Hause zu gehen und aus jedem Stamm bloß zwei Repräsentanten bis zum Eintreffen der Antwort in Shkodra zu lassen, was auch geschah," u.s.w.

Ein Kommentar zu diesen Berichten ist überflüssig. Die kalte Witterung wird die Erbitterung der Malessoren in den nächsten Wochen noch mehr steigern. Der Schmuggel wird noch besser florieren, und das sinkende Prestige der Türkei wird den Tatendurst der Albaner noch weiter anfeuern, so daß viele von ihnen glauben werden, jetzt sei die Stunde der Erlösung gekommen. In der Tat ist es schwer von einem Volke Loyalität zu verlangen, das von seiner Regierung stets nur durch Rekrutenforderungen, Steuereintreibung, Häuserverbrennung, Irreführung und ununterbrochene Lügen drangsaliert wurde. Wiederaufbau der Häuser, Steuerfreiheit, Wege und Schulbauten waren den Albanern hoch und heilig vor ganz Europa versprochen worden. Von alledem ist gar nichts eingehalten worden. Caveant consules!

Während des italienisch-türkischen Krieges erfolgte auf Betreiben des Ministers des Äußeren, Grafen Aehrenthal, der Sturz Exzellenz Conrads vom Posten eines Generalstabschefs. Die erste Kollision zwischen Aehrenthal und Conrad datierte vom Jahre 1909, da letzterer der Meinung war, daß die Annexionskrise durch einen militärischen Eingriff gelöst werden müsse, während Aehrenthal, damit der Erfolg ihm anheim falle, für ihre, wie sich später zeigte, unrichtige diplomatische Begleichung war. Graf Julius Andrassy war, wie er mir nach Jahren selbst sagte, im Jahre

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

1909 in einem Memorandum an Seine Majestät Franz Josef gleichfalls für eine gewaltsame Lösung der ganzen südslawischen Frage gewesen. Nach seiner Meinung war der ganze Wirrwarr der Annexion überflüssig. Conrad war im Jahre 1909 bereit nicht nur gegen Serbien sondern auch gegen Italien zu kämpfen und, als ich im Jänner 1910 mit Aehrenthal über die internationale Lage redete, konnte dieser nicht einmal verleugnen, daß auch ihm die kalabresische Erdbebenkatastrophe sehr gelegen käme.

Einen neuerlichen Konflikt hatte Conrad im Frühjahr 1911 mit dem Kriegsminister Schonaich, da dieser, ohne mit Conrad Rücksprache zu halten, um mit den Delegationen in schönem Lichte dazustehen, aus dem Conradschen Kostenüberschlag für Verteidigungszwecke einige Millionen Kronen strich, und Conrad dies erst davon erfuhr, als die Sache publik wurde. Auch über diesen Vorgang wurde ich von Conrad selbst bald nach dem Ereignis informiert und, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er nach so einer Desavouierung durch den Kriegsminister eigentlich demissionieren müßte, sagte er mir, daß er auch sofort demissioniert hatte, Seine Majestät seine Demission jedoch nicht annahm.

Der dritte und letzte Konflikt Conrads und gleichzeitig sein zweiter mit Aehrenthal erfolgte deshalb, weil er Seiner Majestät ein militärisches aber auch politisches Memorandum vorlegte, das der Monarch dann behufs Begutachtung des politischen Teils dem Grafen Aehrenthal übergab. Nach einer äußerst ungünstigen Beurteilung durch diesen Minister teilte Seine Majestät dem Erzherzog Thronfolger mit, daß er Conrad wegen seiner politischen Ziele entlassen würde. Conrad wurde zur Audienz befohlen. Franz Ferdinand hatte vor der Audienz eben Zeit, Conrad zu informieren, daß ihn der Monarch entlassen würde. Conrad betrat das Audienzzimmer, und der Monarch teilte ihm in der keine fünf Minuten dauernden Audienz mit, er sei entlassen. Die Entlassung erfolgte unter allen Zeichen der

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Ungnade. Mit Conrad zusammen wurden alle seine engeren Mitarbeiter ihrer bisherigen Posten enthoben, und nur mit Mühe konnte es der Erzherzog durchsetzen, daß drei von letzteren vor ihrer Enthebung eine Ordensauszeichnung erhalten. Der Erzherzog Franz Ferdinand griff offen für Conrad Partei und ließ in allen Tagesblättern ein auffallendes Abschiedsschreiben publizieren.

Da mir seit dem Sommer 1911 das zwischen Aehrenthal und Conrad existierende schlechte Verhältnis bekannt war, und ich vollkommen auf Conrads Seite stand, schrieb ich ihm sofort und teilte ihm mit, daß ich mich ihm jetzt, da er gestürzt sei, vollkommen zu seiner Disposition stelle. Conrad antwortete mir in einem die Situation hell beleuchtenden Briefe, in dem er mir sagte, daß gewisse Leute das Alter des Monarchen für ihre eigennützigen Zwecke mißbrauchen.

Im Konflikte Aehrenthal-Conrad hatte auf diese Weise zum Wohl Italiens Aehrenthal gesiegt. Conrads Nachfolger wurde der mir bis dahin unbekannt General Blasius Schemna. Ich ließ ihm durch Exzellenz Langer sagen, ich wolle mit ihm nur dann in persönliche Beziehungen treten, wenn er Conrads Erbe vollinhaltlich übernehme, wobei ich hervorhob, daß darunter auch die Fortsetzung der Kampagne gegen Aehrenthal zu verstehen sei. Langer richtete die Botschaft aus und brachte mir die Antwort, ich sei von zu prononciertem politischer Färbung. Schemna wolle sich nicht gleich anfangs mit Aehrenthal überwerfen, dies würde aber eintreten, wenn er mich empfangen.

Der übrige Teil des Jahres verfloß für mich ereignislos. Ich studierte Archäologie und Ethnologie in Wien und verfaßte Mitte Dezember, da damals gerade die Delegationen in Wien tagten, für die *Zeit* einen Artikel, in dem ich die letzten Mißerfolge der Balkanpolitik Aehrenthals in gedrängter Form rekapitulierte. Um dem *Der Status quo am Balkan* betitelten Artikel mehr Nachdruck zu verleihen und um ihn Aehrenthal

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

gegenüber zu unterstreichen, zeichnete ich ihn mit meinem Namen.

“Vor zwanzig Jahren war das mit der Monarchie verbündete Italien eine am Balkan unbekannte Größe. Dann trat es in verwandtschaftliche Beziehungen zum König von Montenegro, dann baute italienisches Kapital in Montenegro, also an der Ostküste der Adria, eine Bahn landeinwärts, dann monopolisierte es die Verbindung Montenegros und des der Monarchie zunächst liegenden Teils Albaniens mit der übrigen Welt dermaßen, daß die italienischen Verbindungen aus rein praktischen Gründen sogar von der k.u.k. österreichischen Post benützt wurden. Weiterhin gründete die italienische Regierung allenthalben in Albanien solche Schulen, die den praktischen Bedürfnissen der Bevölkerung nachkamen. Ferner verstand es das nichtoffizielle Italien allen albanischen Patrioten klar zu machen, daß außer der Monarchie in der albanischen Frage auch - wie es Graf Aehrenthal selbst anerkannt - Italien mitzureden habe. Dann entwickelte sich in Italien endlich eine gewaltige populäre Strömung, die die Adria ausschließlich für ein italienisches Meer hielt. Mit Serbien hat Italien noch seit der mazedonischen Reformaktion, offenbar als ‘Extratour’, gegen unsere Monarchie gerichtete Beziehungen angeknüpft (sein Geheimzirkular vom 20. Juni 1904). Seither haben sich die Beziehungen zwischen Serbien und der Monarchie, wie aus König Peters unterbliebenem Besuche bei uns erkennbar, nicht verbessert. Man kann sich daher, auch ohne an den Besuch dieses Monarchen in Rom zu denken, vorstellen, wie sich seither die serbisch-italienischen Beziehungen weiter entwickelt haben. An der Ostküste der Adria hat

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

der italienische Handel in den letzten zwanzig Jahren in solcher Weise zugenommen, daß er den Handel, also die Quelle des Reichtums unserer Monarchie ernstlich gefährdet, und auf den in Montenegro mit dem Gelde der Monarchie erbauten Chausseen sind 1909 in Italien soi-disant 'gekaufte' montenegrinische Belagerungsgeschütze gegen eine Grenzfestung unserer Monarchie (Cattaro) aufgeföhren worden. Jetzt während des türkisch-italienischen Krieges agitiert trotz der feierlichsten Versprechungen der italienischen Regierung das italienische Element unter den katholischen Albanern, in dem es diesem Kriegsmaterial und Dynamit verspricht.

Was sind dieser aktiven Bilanz Italiens gegenüber die Errungenschaften der Monarchie in den letzten zwanzig Jahren am Balkan gewesen? Die Bahnverbindungen der Monarchie mit dem außerhalb von ihr liegenden Teile der Balkanhalbinsel haben sich trotz der unausgeführt gebliebenen Sandschakbahn-Phantasie in keiner Weise verbessert. Der Handel der Monarchie ist trotz einer groß angelegten, programmatischen Delegationsrede des k.u.k. Ministers des Äußeren in Serbien stetig zurückgegangen, in der Türkei im Verhältnis zu dem der übrigen Mächte nur wenig gestiegen. Das Vertrauen der Türken hat Graf Aehrenthal trotz des an und für sich guten, leider aber geheim durchgeführten Einschlafenlassens der den Bulgaren und Serben nützenden Reformaktion im Sommer 1907, dann trotz des plötzlichen Fallenlassens der Bulgaren 1909 und des Fallenlassens der katholischen Albaner 1910, ferner trotz der Beteiligung der Monarchie an einer türkischen Anleihe doch nicht erwerben können, denn mit Recht oder Unrecht

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

verdächtigt man uns in der Türkei noch immer, daß wir nach Saloniki gravitieren, da ja die eingeweihten Kreisen nichtssagende Räumung des Sandschak Novi Pazar doch nicht imstande ist, das Gegenteil zu beweisen. Reval heißt der erste Mißerfolg, den Graf Aehrenthal aufwies und, daß daraus der Monarchie nicht eine Katastrophe erwuchs, haben wir nicht ihm sondern den Jungtürken zu verdanken. Die unter anderem mit der Kanonade bei Prevesa und Medua (Shëngjin) erstrebte Rolle des Vorkämpfers des christlichen Elements im Osten der Balkanhalbinsel hat Graf Aehrenthal Italien überlassen. Die Jungtürken, auf die unsere Monarchie gerechnet hat, haben sich selbst und uns im Stiche gelassen. Das Seepolizeirecht in den montenegrinischen Gewässern hat unsere Monarchie den italienischen und montenegrinischen Herrscherhäusern zulieb geopfert, und heute stehen wir auf dem Standpunkt, daß wir uns gegenüber dem zwanzigjährigen steten zielbewußten Vordringen Italiens im Osten der Balkanhalbinsel rein defensiv verhalten, ja daß es als Errungenschaft hingestellt wird, wenn sich bisher die politischen Grenzen nicht zu unseren Ungunsten verschoben haben, denn die Verschiebung der Reichsgrenze in Bosnien ist doch wohl nur für einen Staatsrechtler von Bedeutung. Vom praktischen Standpunkt aus ist die Verschiebung der Reichsgrenze bei Bosnien vollkommen belanglos. Bosnien war de facto doch schon mehr als zwanzig Jahre vor der Annexion kraft einer militärischen Eroberung unser. Dies sind, von einem Federkrieg mit Iswolsky abgesehen, Graf Aehrenthals Erfolge. Aber unsere Reichsgrenze nach Belieben schützen und inspizieren zu dürfen, können unsere Militärs nicht mehr wagen, denn

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

es könnte diese ausschließlich innere Angelegenheit der Monarchie dem Grenznachbarn mißfallen.

Alles hat sich auf der Balkanhalbinsel in den letzten zwanzig Jahren zu unseren Ungunsten geändert, nur die wirklichen politischen Grenzen haben sich nicht verschoben, und jede Grenzverschiebung verhindert zu haben, das rechnet sich leider das k.u.k. Ministerium am Ballhausplatz als Verdienst an. Leider vergißt dasselbe k.u.k. Ministerium, daß alle politischen Grenzen zwar ausnahmslos den jeweiligen Änderungen der politischen Lage folgen, selbst aber nicht imstande sind, auf geschichtliche Ereignisse einen ausschlaggebenden Einfluß zu üben. Staatsrechtler haben sich vor Realpolitikern zu beugen. Bosnien war ein Beispiel.

Italien hat durch seine zahlreichen Extratouren hinlänglich bewiesen, daß ihm die Existenz des Dreibundes und unsere Freundschaft nicht viel wert ist. Italien will, heißt es allenthalben, in bezug auf die Balkanhalbinsel sein jetziges Verhältnis zur Monarchie gewährt wissen. Das glaube ich gerne, da ja Italien von dem jetzigen Verhältnis auf Kosten der Monarchie profitiert hat. Wenn man aber die Ereignisse der letzten Jahre, die vom Ministerium des Äußeren in keiner Weise dementiert werden können, zusammenfassend in Betracht zieht, so macht es doch fast den Eindruck, als ob Italien sein Bündnis mit uns nur deshalb geschlossen hat, um uns in Sicherheit zu wiegen und um unter dem Deckmantel der Freundschaft unsere Stellung auf dem Balkan zu unterminieren. Weit entfernt einen Krieg gegen Italien befürworten zu wollen, wäre ich hoch erfreut, wenn durch Ereignisse, nicht Worte, bewiesen werden könnte, daß eine solche Schlußfolgerung falsch ist. Aus dem Studium der Vergangenheit Italiens,

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

namentlich dem Studium der bisherigen Geschichte des Hauses Savoyen, konnte ich mich aber bisher noch nicht überzeugen.”

Im Dezember 1911, bald nachdem meine Angriffe auf diese Weise gegen Aehrenthal mit erneuter Heftigkeit eingesetzt hatten, geschah es, daß mich Sieberts im Hotel Krantz aufsuchte und aufforderte für eine neue Wochenschrift *Österreich-Ungarn*, die er mit 1. Jänner 1913 an Stelle des eingegangenen *Vaterlandes* herausgeben wollte, einen politischen Artikel zu schreiben. Als mich Sieberts besuchte, lag ich gerade krank im Bett. Ich versprach aber dennoch den gewünschten Artikel. Dann nahm ich trotz Kopfweh und Fieber Papier und Bleistift ins Bett und schrieb und schrieb, bis ich, ohne eigentlich zu wissen, was ich geschrieben hatte, erschöpft dalag. Daß es gut war, das fühlte ich, denn die Gedanken schossen nur so durch den Kopf. Sieberts war am folgenden Tage höchst zufrieden. Es war ein politisches Programm, das die letzte Existenzmöglichkeit der Monarchie auf der Balkanhalbinsel besprach. Der Artikel entstand in einer jener Ekstasen, wie sie einem manchmal überkommen.

Außerdem besprach ich im Dezember in der *Zeit* ein türkenfreundliches Buch eines Reichsdeutschen, Herrn Jäckh.

Im Jänner 1912 kam ganz unerwartet Prek Gjeta Zogu zu mir und brachte mir einen geöffneten Brief Aladros an Isa Boletini. Ich verwendete Aladros Brief, um Aehrenthal einen Hieb zu versetzen, und schrieb ihm folgenden Brief, den ich vor dem Absenden Conrad und dem Kriegsminister Auffenberg vorlas, wozu ich für einige Tage aus Ujád nach Wien kam.

Ujád , 15/I 1912

Exzellenz!

“Obzwar Sie mir im Sommer 1911 mitteilen ließen, daß Sie von mir keine Information über Albanien

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

wünschen, glaube ich doch, daß Sie der beiliegende Brief Aladros an Isa Boletini dermaßen interessieren dürfte, daß Sie gerne bereit sind, Ihren selbstbewußten Prinzipien untreu zu werden, Ihre Anschauung vorigen Sommers zu ändern, und den beigefügten Brief lesen resp. durch Ihre Organe lesen zu lassen. Den Originalbrief, den ich beilege, ersuche ich mir tunlichst bald zu retournieren, da ich selben noch dem einen oder dem anderen Herrn in Wien zur Einsichtnahme zusenden möchte, da sich, wie ich weiß, in Wien außer Eurer Exzellenz auch andere Leute für die Verhältnisse in Albanien interessieren.

Gleichzeitig mit dem in einem offenen Couvert in meinen Besitz gelangten Briefe wurden mir 100 Ansichtspostkarten übergeben, die, Aladro in vier verschiedenen Ausführungen darstellend, offenbar bei Mitrovica zu Agitationszwecken verwendet werden sollten und von denen ich gleichfalls Muster beifüge, auf die ich keinen Wert lege und die sich Exzellenz daher behalten können.

Hoherfreut als ein 'Politiker auf eigene Faust' Eurer Exzellenz etwas Interessantes mitteilen zu können, mit vorzüglicher Hochachtung."

F. Baron Nopcsa

Um eine Quittung zu haben, daß Aehrenthal meinen Brief in der Hand hatte, verlangte ich von ihm, mir Aladros Brief zu retournieren, was auch eintrat.

Ende Jänner und Anfang Februar 1912 verblieb ich sonst mit Preka in Szacsal. Später ging dann Preka mit Wissen des Kriegsministers als mein Konfident nach Rom. Sein Bericht über die Albanienpolitik Italiens war gut und zutreffend, und ich sandte ihn an den Kriegsminister ein. Preka berichtete auf Grund

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

eines Gespräches mit dem Abgeordneten Chiesa, daß sich Italien in diesem Jahre für die Albaner nicht einsetzen würde. Da aus Albanien allerlei böse Nachrichten eintrafen, setzte ich diese in einem warnenden Berichte dem Erzherzoge Franz Ferdinand auseinander.

Der Erzherzog ließ mir durch seine Militarkanzlei mitteilen, daß ihm der Bericht sehr gut gefallen habe. Leider blieben die darin entwickelten Gedanken am Papiere.

In der zweiten Hälfte Februar fuhren Preka und ich auf einige Tage nach Wien. Graf Aehrenthal starb, und Graf Berchtold wurde sein Nachfolger. Ich fragte Grafen Berchtold, was ich mit dem aus Rom zurückgekehrte Preka, der nach Albanien zu den rebellischen Albanern zurück wollte, anfangen sollte. Berchtold sagte mir, ich sollte ihm hievon abreden und nahelegen, den türkischen Konsul aufzusuchen, um sich mit der türkischen Regierung auszusöhnen und um seine Repatriierung zu bitten. Recht widerstrebend tat dies Preka, und ich forderte Rappaport und Berchtolds übrige Beamten nun auf, Prekas Bitte bei den ihnen bekannten türkischen Vertretern zu unterstützen. Bloß um Preka, der mein Freund war, eine Unannehmlichkeit zu bereiten und in ihm den Gedanken aufkommen zu lassen, daß ich ihm etwas Dummes geraten hatte, entfielen irgendwie alle Prekas dienstlichen Schritte. Preka wartete wochenlang vergebens. Er gab während des vergeblichen Wartens in Wien eine Menge Geld aus und fuhr dann doch zu den Rebellen nach Albanien. Schon damals schien es nun, als wäre an dieser Intrige Rappaport, der Referent für alle albanischen Angelegenheiten, dann Zambaur, unser Konsul, dessen Amtsbezirk für Preka zuständig war, und möglicherweise andere Leute beteiligt. Berchtold war zu schwach, um den passiven Widerstand seiner Beamten zu brechen, die ihn zu hintergehen begannen und ihm nicht gehorchten. Dies war gleich anfangs ein bedenkliches Symptom.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

In Wien publizierte ich wieder einen politischen Artikel. Es erschien in der *Zeit* am 25. Februar 1912.

Bedenkliche Zeichen in Albanien. Von einem Kenner
Albaniens.

“Die Lage in Nordalbanien läßt wieder auf einen neuen Albaneraufstand schließen, dessen Ursachen im wesentlichen darin zu suchen sind, daß diese Leute wieder von montenegrinischen Agitatoren verhetzt werden, daß die türkische Regierung die eingegangenen Versprechen nicht einhält, daß die Dummheit und Aufgeblasenheit der türkischen Behörden überall Zwischenfälle hervorruft, und daß endlich und letztlich die den Türken ohnehin feindlichen und von Natur aus schießlustigen Albaner, wieder in den Besitze mehr oder weniger guter Waffen gelangten.

Abgesehen von einer Spannung im Vilayet Kosovo, die zu kleinen Zwischenfällen führt, ist das ganze mohammedanische Bergland von Dibra, wo Schießereien zwischen Truppen und Albanern an der Tagesordnung sind, in offenem Aufruhr. Vierundzwanzig Dörfer der Umgebung von Tirana und Durrës haben sich gleichfalls gegen die Regierung aufgelehnt, und endlich haben am vierzehnten dieses Monats knapp bei den äußersten Mäusern von Shkodra (Lokalität Tre Alberi, Zalli i Kirit) Leute des Stammes Shllaku einen Überfall auf ottomanischen Truppen unternommen, wobei fünfzehn Soldaten getötet wurden.

Die Nachricht der italienischen Zeitungen, daß bei Tre Alberi 400 türkische Soldaten getötet wurden, ist eine Übertreibung. Das Benehmen der Leute von Shllaku verdient größte Beachtung, denn es bringt, da es durch

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Töten mehrerer türkischer Soldaten einen moralischen Erfolg aufweist, die türkische Regierung in eine mißliche Lage. Reagiert die Regierung darauf, daß am Exerzierplatz von Shkodra Soldaten von Albanern erschossen werden, gar nicht oder nur unbedeutend, so ist es gewiß, daß den Albanern der Kamm schwillt und sich solche Zwischenfälle wiederholen werden. Unternimmt jedoch die Regierung eine Strafexpedition gegen die Shllaku, so kann sie gewiß sein, daß sofort alle übrigen Bergstämme, die an der *besa* von Shkodra beteiligt sind, den Shllaku zu Hilfe eilen werden, und dann wird man in einigen Tagen von einem Aufstand sämtlicher katholischer Albanerstämme gegen die Regierung lesen können. Das Prognostikon, wie heuriger Aufstand verlaufen wird, läßt sich bereits stellen. Es ist aber leider nicht solcher Natur, da es nicht die allergrößte Beachtung unserer Monarchie verdienen würde.”

Bald darauf übergab ich Berthold ein Memorandum über Albanien. Anfang März war ich wieder in Szacsal und verbrachte dort mit Jhonny Pallavicini selten fröhliche Tage. Jhonny, der sich im Jänner mit einer Baroness Solymossy verlobt hatte, fuhr Ende März von Szacsal nach Konstantinopel zu seinem Vater. Ich ging für einige Tage nach Demsus, um bei Valiora Dinosaurierknochen auszugraben. Der Erfolg war gut.

Da ich die Situation in Albanien für kritisch hielt, kam ich Ende März nach Wien und publizierte am 5. April wieder einen die Lage beleuchtenden Artikel.

Die Gärung in Albanien. Von einem Kenner der Türkei.

“Obzwar von albanischer nationalistischer Seite schon lange über eine zunehmende Unzufriedenheit

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

berichtet wird, ist es in Nordalbanien, von den Schießereien bei Gjakova und Ura e Vezirit abgesehen, trotz der Schneeschmelze noch immer zu keinem größeren Konflikte der Albaner mit türkischen Truppen gekommen, und zwar liegt die Ursache darin, daß die Nationalisten den Zeitpunkt zum bewaffneten Vorgehen gegen die Jungtürken infolge tief liegender Gründe nicht für geeignet halten, daß im Gebirge keine Truppen disloziert sind, die Bergbewohner daher keine naheliegende, billige Angriffsobjekte vor sich haben, und endlich, daß diese Leute es bei aller Unzufriedenheit doch nicht wagen, einen Angriff auf die hinter Stacheldraht verschanzten, bei Shkodra in guter Defensivstellung konzentrierten türkischen Truppen zu unternehmen.

Die türkische Regierung steht nach wie vor auf dem Standpunkte, den albanischen Nationalisten gar keine Konzessionen zu machen, ja, sie gibt nicht einmal die Notwendigkeit von Konzession in Albanien zu. Sie erkennt aber ganz gut die Gefahr, die ihr infolge dieses Prinzips in Albanien droht, und trachtet daher unaufhaltsam, jede Aktion der Nationalisten zu konterkarieren, was dadurch geschieht, daß sie an die einflußreicheren Elemente der Gebirgsbevölkerung im Vilajet Shkodra Geld und Waffen verteilt, um einen Teil der albanischen nationalen Sache indifferent gegenüber stehenden Leute für sich zu gewinnen. Als einflußreiche, von der türkischen Regierung durch Geld und Waffen für sich gewonnenen Leute sind im Vilajet Shkodra unter anderem Çun Nika und Binak Vata in Shala, Ndoc Deda und die Söhne von Ndue Pali und Dod Prela in Shoshi, und Ndue Prela in Planti zu bezeichnen. Alle diese Symptome beweisen, daß die türkische Regierung zwar

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

auf lange Zeit hinaus darauf verzichtet hat, im Gebirge Albaniens Steuern einzutreiben oder Rekruten auszuheben, aber auch Wege zu bauen oder albanische nationale Schulen zu errichten. Ob es ihr aber gelingt, den an und für sich klugen Plan auszuführen und den durch die vorjährige und vorvorjährige Revolutionen gestärkten Einfluß der toskischen Nationalisten unter der gegischen Bergbevölkerung bei Zeiten zu brechen und so den Nationalisten das wehrhafteste Element Albaniens abwendig zu machen, dies läßt sich noch nicht ermessen. Heute ist der Bergbewohner noch so gereist, daß ein relativ geringfügiger Konflikt zu Weiterungen führen kann, zu deren Eindämmung die Macht der von der Regierung gewonnenen Häuptlinge nicht ausreicht. Voriges Jahr ist zum Beispiel der Fahnenträger des Stammes Shkreli, Vat Marashi, wegen Parteinahme für die Jungtürken von Stammeswegen seines Amtes entsetzt worden.

Ob die albanischen Nationalisten in Erkenntnis der neuen ihnen drohenden Gefahr an dem von ihnen seit langem festgesetzten Zeitpunkte durch blutige Konflikte mit der türkischen Regierung eine allgemeine albanische Revolution provozieren werden oder ob die türkische Regierung geschickt genug sein wird, solchen Provokationen vor der Hand auszuweichen, beziehungsweise solche zu ignorieren, dies sind die beachtenswertesten Momente der nächsten Zeit. Abgesehen davon ist das Verhalten des derzeit wohlbewaffneten Stammes Mirdita von Interesse, wo derzeit die Nationalisten mit den Jungtürken ergebnen Prenk Bib Doda Pascha um die Oberhoheit ringen. Die Tatsache, daß viele Mirditen eine Bedrückung (lies: Besteuerung) der Zadrimesen bei Shkodra von seiten der

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

türkischen Regierung als Casus belli betrachten würden, läßt auf einen ziemlichen Einfluß der Nationalisten in Mirdita und darauf schließen, daß sie die Absicht haben, sich nicht einmal dort defensiv zu verhalten. Das Schüren des religiösen Fanatismus der Mohammedaner in den mohammedanischen Gebieten Albaniens ist, wie denn aus diesen Auseinandersetzungen hervorgeht, gleichfalls nur ein Versuch der Jungtürken, die ungebildeten mohammedanischen Albaner für ihre Sache zu gewinnen. Für ganz Nordalbanien kann man erkennen, daß die Jungtürken bestrebt sind, nach den altbewährten hamidischen Grundsätzen zu handeln. Abdul Hamid redivivus!”

Am 10. April fuhr ich für einen Tag nach Fiume, wo ich den Kelmendi Chef, Ded Zogu, traf. Dann kehrte ich wieder nach Wien und traf Berchtold und Auffenberg. Ich sagte ihnen, daß es noch im Sommer zu einer Balkankonflagration kommt, und Berchtold speziell, daß er noch in diesem Jahre die Autonomie Albaniens verkünden müssen. Des weiteren teilte ich Berchtold mit, daß ich jetzt auf zwei Monate nach London fahren, dann aber zurückkommen würde, weil die Situation dann wieder interessant sein würde, da die Türkei niederbreche. Seine Antwort lautete wörtlich: “Das glaube ich in fünf oder sechs Jahren, aber früher nicht.”

Graf Hoyos, Berchtolds Kabinettschef, ist der liebenswürdigste Mensch. Es tut ihm herzlich leid, wenn er etwas macht, worüber man ihm einen Vorwurf machen kann, denn er ist der personifizierte ‘gute Wille’, der nicht die Kraft hat, sich in Handlung umzusetzen. ‘The way to hell is paved with good intentions.’ Er ist nicht dumm, aber seiner Unfähigkeit bewußt. Man erzählt in der Wiener Gesellschaft, daß er sich prinzipiell Tag für Tag ohne nachzudenken beim Schlafengehen die Worte

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

vorsage, "Leopold, du hast heute schon wieder eine Dummheit gemacht."

Wie sicher ich war, daß es 1912 zum Balkankriege kommen würde, ersieht man daraus, daß ich, obzwar ich nur selten zu wetten pflege, dem Diplomaten Pepi Drašković, Louis Drašković seinem Bruder, der im Frühjahr 1912 die Behauptung aufstellte, daß in diesem Jahre der Status quo aufrecht erhalten bleiben würde, eine Wette proponierte, daß die europäische Türkei den ersten Oktober nicht überdauern würde. Der verlierende Teil sollte dem Gewinner und einer dritten Person (wir einigten uns auf Grafen Fritz Vanderstraaten) eine Diner im Hotel Bristol geben. Da die großen Schlachten des ersten Balkankrieges nun zufällig erst im Oktober stattfanden und der Niederbruch des Status quo am Balkan erst Anfang November sichtbar wurde, hatte ich dem Wortlaute der Wette entsprechend das Diner zu zahlen. Pepi gab aber, da er für den Status quo gewettet hatte, selbst zu, daß ich die Wette ihrem Sinne gemäß gewonnen hätte.

Mit Auffenberg über das kommende Balkangewitter redend, sagte mir dieser, ein Mobilisieren "wäre ihm unangenehm." Übrigens habe König Nikita anlässlich seines Besuches in Wien versprochen ruhig zu bleiben. In diesem Falle hätte ich mich also geirrt. Meine Antwort auf diese Nachricht: "So? Dann schlägt er erst gewiß los!"

Interessant ist, daß im Sommer 1912 auch der österreichisch-ungarischer Vizekonsul in Niš nach Wien meldete, daß es im Herbst 1912 zu einem Kriege zwischen Serbien und der Türkei kommen würde, und dies damit begründete, daß die serbischen Bäuerinnen auffallend viele für Männer bestimmte Winterkleider anfertigten. Statt eines Lobes erhielt er eine Rüge, und es wurde ihm angedeutet, sich mit dem Nišer Handel und nicht mit politischen Fragen zu befassen, von denen er nichts

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

verstünde. Unangenehme Nachrichten wollte man am Ballhausplatze nicht hören, da sie die Ruhe störten.

Da ich vor Anfang Juli keine Balkankomplikationen erwartete, fuhr ich Ende April über Monte Carlo, Marseille und Lyon nach London. Während dieser Reise untersuchte ich wissenschaftliches Material in den Museen von Marseille und Lyon. Im ersteren waren die Leute damals recht unfreundlich (bei einem Besuche im Jahre 1932 konnte ich zu meiner Freude das Gegenteil feststellen). In Lyon, dessen Museum damals unter der Leitung von Prof. Déperet stand, ließ sich aber gut arbeiten. Meine Untersuchungen betrafen die südfranzösischen Dinosaurier. Die Resultate konnte ich aber erst im Jahre 1926 verwerten.

Mai und Juni verbrachte ich mit paläontologischen Studien am British Museum und wurde während dieser Zeit zum auswärtigen Korrespondenten der Londoner Geologischen Gesellschaft erwählt. Dies war meine erste wissenschaftliche Auszeichnung. Mehrere Jahre später wurde ich auswärtiges Mitglied dieser Gesellschaft, Ehrenmitglied der Gesellschaft der Londoner Zoologischen Gesellschaft, der Akademie von Bologna, der Geographischen Gesellschaft in Wien und der Geologischen Bundesanstalt in Wien. In Ungarn erwählten mich später die Ungarische Geologische Gesellschaft und die Ungarische Geographische Gesellschaft gleichfalls zu ihrem Ehrenmitglied und die Ungarische Akademie der Wissenschaft zu ihrem ordentlichen Mitglied. Die ungarische Geologische Gesellschaft verlieh mir außerdem die Szabo-Medaille, doch habe ich alle die ungarischen Auszeichnungen zurückgestellt und zwar deshalb, weil mich im Jahre 1927, als ich Direktor der königlichen Ungarischen Geologischen Reichsanstalt war, die ungarische Regierung in einer Fachangelegenheit desavouierte und nachträglich jene auszeichnete, die sich offenkundig geirrt

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

hatten. Anlässlich dieses Vorganges trat aber keine einzige wissenschaftliche Korporation Ungarns für mich ein.

Speziell die hydrologische Abteilung der ungarischen Geologischen Gesellschaft ging so weit, sich zu einem ganz unwürdigen Spiel herabzulassen, weshalb ich dieser Gesellschaft mein Ehrendiplom zerrissen zuschickte. Freilich war der Vorstand dieser Gesellschaft damals ein gewisser Professor Béla Mauritz, der es verstanden hatte, ohne irgend einer bedeutenderen Arbeit schon nach achtzehnjähriger Tätigkeit ordentliches Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaft zu werden, wogegen im Auslande anerkannte Gelehrte Ungarns wie z.B. der Botaniker Degen, der Geograph Cholnoky und Dr. Hutyra erst nach 30-40-jähriger Tätigkeit Akademiker geworden waren. Dies beleuchtet die Fähigkeit des Professor Mauritz.

Freude bereitete es mir, als ich bei einem Besuch in Oxford konstatierte, daß jenes Stück, das Professor Seeley seinerzeit für ein Schädelfragment eines Dinosauriers gehalten und als *Craterosaurus* beschrieben hatte, und das ich vor Jahren auch nicht bestimmen konnte, nichts anderes war als das Bruchstück eines Rückenwirbels eines Stegosauriers. Die Genugtuung, die ich über diese Konstatierung empfand, war umso größer als nebst mir auch viele Paläontologen das Stück schon in der Hand gehabt hatten, ohne seine Natur zu erkennen. Ich publizierte diese Umdeutung als fünften Teil meiner *Notes on British Dinosaurs*, die alle den Charakter einer Nachlese hatten.

Im übrigen präparierte ich vorwiegend das im vorigen Jahre bei Szentpéterfalva und in diesem Jahre bei Valiora gefundene Material. Das bemerkenswerteste Stück war ein allerdings nur teilweise erhaltenes Schädel von *Struthiosaurus*, das mein Sekretär, Bajazid Elmas, mit einigen dazugehörigen Skeletresten bei Szentpéterfalva gefunden hatte. Das Stück war deshalb bemerkenswert, denn es war der erste halbwegs komplette Schädel eines acanthopholididen Dinosauriers. Leider

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

kam ich erst im Jahre 1929 dazu, diese jetzt in dem British Museum befindliche Stück zu beschreiben.

Ende Juni verließ ich Programm gemäß London, traf Anfang Juli in Wien ein und ging am 5. Juli zu Berchtold. "Exzellenz," sagte ich als Begrüßung, "es sind genau zwei Monate und sieben Tage, daß wir uns zuletzt gesehen haben. Ich glaube, die Situation ist interessant." Er konnte es nicht leugnen. Nebenbei machte ich ihm darüber heftige Vorwürfe, daß Prekas Repatriierung unterblieben war, resp. weshalb er mich aufgefordert hatte, Preka so etwas zu raten. Er erklärte, es täte ihm leid, mich in Prekas Augen kompromittiert zu haben, was mir freilich wenig nützte. Ich ersah aber, daß am Unterbleiben der Repatriierung tatsächlich, wie ich geahnt hatte, der von Berchtold herbeigerufene Rappaport schuld war.

In Wien propagierte ich, ehe noch der Albaneraufstand siegreich abschloß, die Idee, daß die Albaner, noch ehe sie Erfolge haben, mit Waffen zu versehen wären, denn ich wußte, ein bewaffnetes Albanien würde der Monarchie nie schaden, ein unbewaffnetes jedoch den Erfolg aller Gegner der Monarchie erleichtern. Diese Frage mit Sieberts besprechend, sagte mir dieser, daß ihm einige Waffen, ja sogar Kanonen, zur Verfügung stünden, nur könne er ohne besonderer Erlaubnis über dieselben nicht verfügen. Als mir Sieberts, der gute brave Sieberts, von Kanonen redete, war ich anfangs verblüfft, unterdrückte aber mein Erstaunen, und redete einiges auf Albanien bezughabendes, möglicherweise konfuses Zeug, grübelte aber inzwischen fortwährend nach, wieso Sieberts zu Kanonen komme. Endlich glaubte ich, Sieberts seinem Klerikalismus mit den verschiedenen, eben damals in Portugal stattfindenden royalistisch-klerikalen Putschen in Zusammenhang bringen zu dürfen, und ich riskierte, als die Sprache auf das Verladen der Kanonen kam, die Bemerkung, man könne mit den für Portugal bestimmten Kanonen am besten dieses und jenes machen. Ich

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

bemerkte, wie Sieberts erschrak. Er leugnete jedoch prompt, etwas mit Portugal zu tun zu haben, da aber hiedurch mein Verdacht bestärkt wurde, machte ich nun so, als ob ich die ganze Sache schon längst wüßte. Ich sagte ihm, er könne sich beruhigen, da ich die ganze Sache genau kenne und eben deswegen gerade zu ihm gekommen wäre. Sieberts ließ sich überlisten und erklärte mir endlich, daß er und mit ihm die klerikale Partei in Österreich, die Erzherzogin Maria Theresia an der Spitze, in den portugiesischen Angelegenheiten verwickelt seien. Dann versicherte er mir, daß er nachfragen würde, ob man das Kriegsmaterial statt nach Portugal nach Albanien senden könne. Daß Sieberts nicht gelogen hatte, und sich die Erzherzogin Maria Theresia, die selbst in ihrem Auto Kriegsmaterial aus Österreich-Ungarn nach Spanien geschmuggelt hatte, in dieser Angelegenheit tatsächlich seiner bediente, erkannte ich später an den zahlreichen, endlich auch fernerstehenden auffallenden Gnadenbeweisen, durch die später Sieberts seitens dieser Erzherzogin ausgezeichnet wurde. Hier will ich nun dem Laufe der Zeit vorgreifen und die weiteren Details, die ich später über die ganze Aktion erfuhr, schildern. Im Jahre 1913 wurde ich mit Herrn 'Cavaliere de Mayerhöfer,' dem römischen Korrespondenten der *Reichspost*, einem jungen Spring-ins-Feld, bekannt, und, da ich vermutete, daß er als Erzklerikaler auch in die Sache eingeweiht gewesen sein dürfte, lenkte ich das Gespräch auf dieses Thema. Herr Mayerhöfer, der mein Informiertsein bemerkte, bestätigte mir Sieberts seine Aussagen, ja mehr als das, er erzählte mir, daß er selbst der Führer einer jener schlecht ausgerüsteten, mit Knüppeln bewaffneten Banden war, die nach Portugal einzudringen hatten, deren Aktion aber zu nichts anderem als zur Gefangennahme des Rittmeisters Almeida führte. Almeida ist nach Jahren infolge österreichisch-ungarischer diplomatischer Intervention freigelassen worden. Öffentlich hatte sich ganz speziell die *Reichspost* für ihn eingesetzt, im Geheimen

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

die Erzherzogin Maria Theresia. An und für sich waren ja diese auf das ferne Portugal bezughabenden Nachrichten damals nicht interessant, sie zeigten aber, wie mit dem Herrscherhaus verwandte Faktoren infolge des Alters des Monarchen in die äußere Politik der Monarchie eingriffen und, da drängt sich denn die Frage auf, ob Portugal, wenn diese Versuche unterbleiben wären, während des Weltkrieges heute nicht gar dem Dreibunde freundlicher gesinnt gewesen wäre und ob es für die zukünftige Lage besser oder schlechter gewesen wäre, wenn Exkönig Manuel oder einer seiner Verwandten wieder auf dem portugiesischen Throne säße. Sogar die Annahme ist nicht von der Hand zu weisen, daß die in ihrer Religiosität verblendeten Wiener klerikalen Damen, Markgräfin Crescence Pallavicini miteinbegriffen im Jahre 1912 gar nur etwa das Werkzeug eines anderen schlaueren Faktors waren, und nur beigetragen hätten, mit Manuel wieder den englischen Einfluß in Portugal zu stärken.

Ursachen der albanischen Revolution. Von einem Kenner
Albaniens.

Erschienen am 6. Juli 1912

“Die neuesten Nachrichten aus Albanien, so jene vom Anschluß der Malessoren an die albanischen Patrioten, lassen keinen Zweifel mehr aufkommen, daß wir uns an der Schwelle eines neuen blutigen Albaneraufstandes befinden. So sehr die Jungtürken auch bemüht sind, diesen Aufstand als lokale Erscheinung hinzustellen und totzuschweigen, um ihn ungestörter unterdrücken zu können, so wenig läßt auch leugnen, daß er existiert und sich von Tag zu Tag weiter ausdehnt. Schon heute züngeln die Flammen in Janina, Dibra, Gjirokastra, Mat, Tirana, Mirdita, Peja und Mitrovica, also in fast ganz Albanien, und wenn darüber nur wenig

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

in die Öffentlichkeit hinausdrängt, so ist die Schuld nur daran gelegen, daß die türkische Regierung, die aus dem Aufstandsgebiet eintreffenden Telegramme verheimlicht, und die österreichische Regierung es scheinbar gern sieht, daß auch die heimliche Presse und die Korrespondenzbureaus nur vage informiert sind. Trotz dieses Übelstandes läßt sich für Beobachter, die über eigene Quellen verfügen, folgendes erkennen: zwischen der türkischen Militärrevolte und dem albanischen Aufstande besteht nur insoferne ein Konnex, als sich alle albanische Offiziere naturgemäß an der Militärrevolte beteiligen, und andererseits die in albanischen Gebieten revoltierenden Offiziere sich an die Albaner anlehnen müssen. Durch den Synchronismus und teilweisen Parallelismus erhöht sich die Wichtigkeit beider Rebellionen. Wenn man jede von ihnen für sich losgelöst betrachtet, so ist die albanische Bewegung durch die Interessen der Monarchie stärker in Mitleidenschaft gezogen worden. Ob in Konstantinopel Jungtürken oder Alttürken regieren, kann uns bis zu einem gewissen Grade alles eins sein. Die Existenz eines schwachen Albanervolkes an der Ostküste der Adria ist hingegen für uns von allergrößter Bedeutung. So wie in den Jahren 1910 und 1911 ist auch an dem heutigen Albaneraufstand ausschließlich die jungtürkische Regierung schuld, und wie jeder große Aufstand, hat auch der heurige Albaneraufstand mittelbare und unmittelbare Gründe. Die mittelbaren Gründe sind in dem Erwachen eines durch jungtürkische Fehler und Toghut Paschas Rücksichtslosigkeit geförderten albanischen Nationalbewußtseins, die unmittelbaren Ursachen in einer Verkettung verschiedener anderer Ursachen gelegen.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Der vorjährige Malessorenaufstand hatte mit einem militärischen Siege, jedoch mit einer diplomatischen Niederlage der Jungtürken geendet. Die Jungtürken mußten fast alle Postulate der Rebellen annehmen, und mit den Waffen in der Hand konnten die Malessoren jene Gebiete wieder betreten, aus denen sie Torghut Paschas Übermacht vertrieben hatten. Die Folgen des Friedensschlusses konnten nicht ausbleiben. Wäre die türkische Regierung daran gegangen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und hätte sie, durch ihre diplomatische Niederlage gedemütigt, ihre verschiedenen Versprechen gehalten, ja den katholischen Albanern großzügig mehr geschenkt, als diese forderten, dann wäre eine Aussöhnung der katholischen Albaner mit dem türkischen Reichsgedanken immerhin möglich gewesen, und die einzige Schwierigkeit, die sich daher heuer zu den kritischen Zeiten der Schneeschmelze für die türkische Regierung ergeben hätte, hätte darin bestanden, den voriges Jahr mehr oder weniger treu gebliebenen, mohammedanischen Albanern das zu gewähren, was voriges Jahr rebellischen Katholiken theoretisch gewährt werden mußte. In meisterhafter Weise hat es die türkische Regierung verstanden, gerade entgegengesetzt zu verfahren. Sie erfüllte weder ihre voriges Jahr den Malessoren gegebenen Versprechungen noch kam sie den mohammedanischen Albanern entsprechend entgegen, wohl aber hat sie durch allerlei Schikanen heuer sogar jene bei Lezha wohnenden katholischen Stämme zur Rebellion getrieben, die sich voriges Jahr am Malessorenaufstand nicht beteiligt hatten. Infolge ihrer Loyalität sind die bei Lezha wohnenden Malessoren voriges Jahr den ganzen Sommer hindurch von Torghut Pascha in den wegen Malaria fast

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

unbewohnbaren Sumpfgebieten von Bregumatja interniert worden. Später nämlich im heurigen Frühjahr wurde der Versuch unternommen, von diesen durch Fieber geschwächten Stämmen, die in den Sümpfen obendrein einen großen Teil ihrer Herden durch Krankheiten verloren hatten, Steuern einzutreiben, und als dies wegen des Protestes verschiedener europäischer Kreise nicht gelang, da sollten diese Stämme, um sie ja zur Verzweiflung zu treiben, auch heuer erneut gezwungen werden, den Sommer in den Malariasümpfen zu verbringen und nicht wie sonst Ende Juni oder anfangs Juli mit Kind und Kegel auf die Almen zu ziehen. Dies ist die unmittelbare Ursache, weshalb es vor einer Woche bei Lezha zu einem Kampfe kam, und dies gibt auch die Erklärung dafür ab, warum der heurige Malessorenaufruf für Ende Juni anfangs Juli vorausgesagt werden konnte, während es nicht so leicht war, das Datum der rein albanisch-nationalen Bewegung im übrigen Teil Albaniens in voraus zu fixieren.

Überblickt man die Ereignisse, die sich namentlich im Vilajet Shkodra abspielten, in der hier angegebenen Folge, so kann man sich des Gedankens nicht enthalten, daß das, was die türkische Regierung gegen die Albaner im allgemeinen, speziell aber gegen die katholischen Albaner unternahm, nicht auf Mißgriffe zurückgeführt werden kann, sondern den weiteren Zweck verfolgt, nicht nur das albanische Element im allgemeinen zu schwächen, sondern auch die der Monarchie zunächst liegenden katholischen Albanerstämme vom Erdboden zu vertilgen, denn, daß sie nicht einsehen, daß konstante Mißhandlung jedes Volk zum Aufstand treibt, das kann man den Jungtürken doch nicht zumuten. Wem der Plan der Jungtürken, die

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Albaner zu vernichten, zu scheußlich erscheint, bedenke, daß dieselben Jungtürken in Konstantinopel auch davon nicht zurückscheuten, Stambul zwei Jahre hintereinander, um Stadtverschönerungspläne durchführen zu können, anzünden zu lassen, und wem wieder die ernerische Idee, Stambul niederzubrennen und die Schuld den in Europa verhaßten Alttürken in die Schuhe zu schieben, unmöglich erscheint, dessen Aufmerksamkeit will ich dahin lenken, daß der Albaneraufstand des Jahres 1910 von dem Vali von Skopje dadurch provoziert wurde, daß er eine für die Verschönerung der Stadt Skopje bestimmte Oktroisteuer einhob, obzwar gerade damals sehr viel andere nützlichere, einen durchreisenden Fremden aber weniger blendende Ausgaben notwendig gewesen wären.”

Nach diesem Artikel fuhr ich am 25. Juli nach Ujád. Da in Wien gerade große Vorbereitungen zum Eucharistischen Kongreß getroffen wurden, machte ich Berchtold am 27. Juli folgende Proposition.

“Exzellenz! In Anschluß an den Gedanken, ein Balkankomitee ins Leben zu rufen und Anbetracht dessen, daß gewisse andere Maßregeln unmöglich scheinen, erlaube ich mir, die Aufmerksamkeit Eurer Exzellenz darauf zu richten, daß der heuer in Wien tagende Eucharistische Kongreß der albanischen Propaganda dienstbar gemacht werden könnte. Es wäre nur darauf zu achten, daß sämtliche albanische Bischöfe und möglichst viele Pfarrer an dieser rein katholischen Aktion teilnehmen, was Anbetracht dessen, daß Seine Majestät am Kongreß teilnehme, anderseits der Schirmherr des albanischen Klerus ist, durch das

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Kultusprotektorat motivierbar ist. Desgleichen eine Huldigung des albanischen Klerus vor Seiner Majestät. Sehr gut wäre es, ca. 100 oder mehr Stammeshäupter (wilde aus dem Gebirge bevorzugt!) am Kongresse teilnehmen zu lassen, und sie dermaßen in formell unanfechtbarer Weise die Herrlichkeit Wiens sehen zu lassen und ihnen die Begünstigungen aller Kongreßmitglieder zu gewähren.

Dies und Tausend ähnliche Kleinigkeiten ergeben sich aus dem Protektorate und werden bei den katholischen Albanern sehr großen Eindruck machen, zumal Anbetracht der feierlichen Form des Kongresses. Natürlich müßte die Presse den Albanern Interesse entgegenbringen, und es müßte für deren Verpflegung gesorgt werden.

Mit Zeichen vorzüglichster Hochachtung,
F. Baron Nopcsa.

P.S. Falls Eure Exzellenz den Plan für ausführbar halten (er kann auch durch die Kongreßorganisatoren in Szene gesetzt werden), möchte ich mir erlauben, eine Liste einiger meiner Kandidaten behufs Rücksichtnahme einzusenden."

Einige Tage später erhielt ich eine zustimmende Antwort, in der Berchtold den Plan billigte. Trotz dieser Zustimmung des Ministers ist aus der ganzen Sache wieder nichts geworden und zwar einfach deshalb, weil einige Beamten im Ministerium des Äußeren, primo loco Rappaport, sich darüber ärgerten. Daß die Sache von mir und nicht von ihnen entdeckt worden war und mir den moralischen Erfolg, den mir das Heraufkommen von hundert albanischer Gebirgler nach Wien gebracht hätte, mißgünstigen Rappaport und Konsorten. Sie packten die Sache also möglichst ungeschickt an, und dies veranlaßte mich denn, als ich auf die

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Schliche dieser Leute kam, Berchtold später folgendes zu schreiben.

20. Oktober 1912

“Exzellenz! Das es mir mündlich leider nicht möglich war, sehe ich mich veranlaßt, Sie schriftlich auf die Dummheit jenes Beamten aufmerksam zu machen, der damit beauftragt war, vorzusorgen, daß möglichst vielen Albanern Gelegenheit geboten werde, sich am heurigen Eucharistischen Kongreß zu beteiligen.

Wie ich erfuhr, glaubte dieser Herr eine solche rege Beteiligung dadurch zu erreichen, daß jedem albanischen Bischof seitens des zuständigen Konsulats für je 10 Albaner Freikarten zur Verfügung gestellt wurden.

Da die Unverzüglichkeit des albanischen Klerus und Episkopats sogar in normalen Zeiten Eurer Exzellenz nicht unbekannt sein dürfte, werden Eure Exzellenz es umso natürlicher finden, wenn das albanische Episkopat heuer, wo es in seinen Bestrebungen von der k.u.k. Regierung nicht unterstützt wird, weniger denn je geneigt ist, sich in Interesse der k.u.k. Regierung coram publico zu exponieren, zumal es bei der Lage der Dinge zur Zeit des Kongresses nicht einmal darüber im Klaren gewesen sein dürfte, ob es nicht demnächst auf das Wohlwollen und die Hilfe Italiens oder Montenegros angewiesen sein werde.

Von den albanischen Bischöfen unter solchen Umständen das zu verlangen, daß sie sich durch die Mitnahme von je 10 Albanern nach Wien, vor Italien und Montenegro offen kompromittieren, scheint mir auf eine bedauernswerte Naivität hinzuweisen. Möglicherweise wurde die Tatsache, daß die albanischen Bischöfe eine

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

geschickte Ausrede benützend keine Albaner nach Wien brachten, ihnen sogar von den Gegnern der Monarchie zu Gute geschrieben. Ein weiterer Fehler war im ganzen Arrangement des Albanerbesuches in der Wahl der Marschroute gelegen. Daß die Albaner über Sarajevo und Budapest hätten nach Wien gebracht und über Cetinje hätten nach Hause zurückbefördert werden müssen, war mir so evident, daß ich es für vollkommen überflüssig, ja fast für beleidigend hielt, Eure Exzellenz darauf aufmerksam zu machen. Leider scheine ich auch in diesem Punkte den Scharfsinn des von Eurer Exzellenz mit der Durchführung des Albanerbesuches betrauten Ministerialbeamten überschätzt zu haben. Im Anschluß an all dies und nach dem glänzenden Schiffbruch der ganzen Sache sehe ich mich außerdem jetzt auch noch dazu veranlaßt, die Aufmerksamkeit Eurer Exzellenz auf das Postscriptum meines Briefes vom 27. VII. zu lenken, worin ich mich - freilich ohne Angabe von Gründen - bereit erklärte, Eurer Exzellenz erwünschten Falles eine Namensliste solcher Leute zu unterbreiten, die nach Wien zu bringen wären. Heute ist der Zeitpunkt gekommen, diese P.S. zu motivieren. Der Grund hiezu war die Überzeugung, daß infolge der mir hinlänglich bekannten Unbeholfenheit im k.u.k. Ministerium des Äußeren die Sache ohne meine Mithilfe ohnehin mißlingen würde, und ich, dies voraussehend, Ihnen daher die Namen solcher Albaner bekannt geben wollte, von denen ich wußte, daß sie einer diesbezüglichen Aufforderung nachkommen würden. Freilich konnte ich diesen Grund ohne eines erachtlichen Eigendünkels bezichtigt zu werden, am 27.07. Eurer Exzellenz noch nicht unterbreiten.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Dem lebhaften Bedauern Ausdruck verleihend,
daß dieser Brief vielleicht einige Härten enthält, die sich
im Gespräch vielleicht hätten vermeiden lassen oder
wenigstens nicht so kraß hervorgetreten wären, mit
vorzüglicher Hochachtung,

Franz Baron Nopcsa.

Daß Berchtold von der Richtigkeit dieses Briefes
überzeugt war, ist daraus zu entnehmen, daß er trotz des
absichtlich groben Tones dieses Schreibens den Verkehr mit mir
keineswegs abbrach, allerdings wurde, wie gewöhnlich, gegen die
Schuldigen nichts unternommen, und sie konnten ihre Geschäfte
in Ehren weiter führen.

Das Humoristische am Wiener Eucharistischen Kongreß
war, daß er von zwei Juden, Reitzes und Guttmann, finanziert
wurde. Beide Herren wurden später dafür in den Freiherrenstand
erhoben. Die Tatsache der Finanzierung mußte aus begreiflichen
Gründen sowohl von der klerikalischen wie auch von der
jüdischen Tagespresse totgeschwiegen werden, was die Komik
dieses öffentlichen Geheimnisses noch erhöhte.

Von Ujád schrieb ich an Auffenberg und verlangte
dringend die Bewaffnung der Albaner. Meine Proposition an
Auffenberg war folgende.

Ujád, 14. VII. 1912

“Exzellenz! Die letzten Nachrichten aus
Albanien weisen darauf, daß die Rebellen demnächst
bedeutende Erfolge aufweisen dürften u. z. dies leider
ohne Zutun der Monarchie oder mit der k.u.k. Regierung
irgendwie in Verbindung stehender Kreise. Ein solcher
Erfolg der Rebellen ist gegen unsere Interessen. Das es
untunlich ist, in Albanien eine albanerfeindliche Politik
zu inaugrieren, bleibt nichts anderes übrig, als bei den

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Albanern noch in der zwölften Stunde den Glauben zu erwecken, als ob man immer ihr Interesse vor Augen gehalten hätte. Dies ist heute nurmehr dadurch möglich, daß man die Rebellen mit Waffen, Munition und Artillerie versieht u. z. naturgemäß nicht von Seite der mit der Türkei befreundeten k.u.k. Regierung, sondern auf privatem Wege. Es ist zu betonen, daß heute, infolge des Anschlusses von ottomanischen Offizieren und Truppen an die Rebellen sogar dieses höchst radikale Mittel nicht mehr den Wert besitzt, den es noch vor 14 Tagen besessen haben würde, und daß dieses Mittel um so mehr an Wert verliert, je mehr Erfolge die Albaner aufweisen können.

Um der k.u.k. Regierung keine Schwierigkeit zu bereiten, müßten Albaner in die Lage versetzt werden, ein küsternahes k.u.k. Munitionsdepot zu plündern. In beiden Fällen wäre darauf zu achten, daß die Albaner in der Überzeugung bleiben, diese Taten gegen den Willen der k.u.k. Regierung vollbracht zu haben. Freilich wäre ein offenes mannhaftes Eintreten der k.u.k. Regierung für die Rebellen noch bedeutend besser. Allein so etwas ist für die k.u.k. Beamten, wie denn jede entschiedene Handlung meines Wissens nach unmöglich.

Für den Fall, daß eine geheime Unterstützung der Rebellen durch Waffen in nächster Zeit diskutabel erscheint, bitte mich zu verständigen, damit ich behufs weiterer Rücksprache Eure Exzellenz aufsuche.

Meine offene Stellungnahme gegen die k.u.k. Regierung, wie selbe aus meiner publizistischen Tätigkeit hervorgeht, dürfte der k.u.k. Regierung genug Rückendeckung bieten und wäre ich daher bereit, besagte Unternehmung gegen die Garantie, daß eventuelle Untersagungen in den Sand verlaufen, zu unternehmen.

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Es tut mir leid genötigt zu sein, Eurer Exzellenz so radikale Mittel wie Schmuggel von Artilleriematerial vorschlagen zu müssen. Leider weiß ich kein Mittel, das noch radikaler wäre.

Indem ich Eure Exzellenz bitte, mir die Antwort so bald wie möglich zukommen zu lassen, denn in dieser Sache ist jeder Schritt je früher desto besser, verbleibe ich,

mit vorzüglichster Hochachtung.”

Um die Sache möglichst rasch in Fluß zu bringen, schrieb ich auch an den Grafen Nemes im Ministerium des Äußeren, dem Fachreferenten für albanische Angelegenheiten.

Igen tisztelt Barátom!

Van szerencsém Veled tudatni, hogy az albán revolúció komoly és úgy látszik sikeres fejlődése folytán az albánokat fegyverekkel ellátandó propozíciót tettem írásban Auffenbergnek. Válaszát várva, kérek lennél Te oly szíves erről Berchtholddal beszélni, hogy e dologban, ha létre jönne, késedelem be ne álljon. Bis dat, qui cito dat, már pedig azt szeretném, hogy minél kevesebb fegyvert kellhessen szállítani, mert ez nem könnyű dolog. Ha e terv lehetetlennek tűnne szemedben, kérek értesíts, hogy hiába ne figyeljem az albán ügyeket, mert egy étel nézésétől még nem hizott meg senki.

Hogy a terv keresztülvitelénél officiell a külügyi hivatalal rossz lábon kell hogy álljak, természetes dolog, amiről már gondoskodtam, amint az újságnak küldött sürgönyömből bizonyára észrevetted. Őszinte tisztelettel,

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Nopcsa⁷²

Von beiden Seiten liefen Antworten ein, und der Zufall wollte es, daß ich sie genau zu gleicher Zeit erhielt. Auffenberg teilte mir auf einer Visitenkarte mit, daß er meinen Bericht an Berchtold weitergeleitet habe. Nemes schrieb mir, er könne mit mir in so einer Sache nicht korrespondieren. Ich mußte über die allzu große Vorsicht des letzteren, der, obzwar bloß Sektionschef, an Beamtengrößenwahn zu leiden schien, herzlich lachen. Einige Tage nach Eintreffen dieser Antworten mußte ich freilich selbst an Auffenberg telegraphieren, daß es zu jeder militärischen Aktion bereits zu spät sei, denn die Albaner hatten Erfolge aufzuweisen und standen bald darauf in Skopje. Dies war für die Gegner der Türkei das Signal zum Losgehen. Recht gut ist

⁷² “Mein sehr geehrter Freund! Ich habe die Ehre Dir mitzuteilen, daß infolge der ernsten und, so scheint es, erfolgreichen Entwicklung der albanischen Revolution ich Auffenberg schriftlich den Vorschlag gemacht habe, daß die Albaner mit Waffen ausgerüstet werden sollten. In Erwartung der Antwort bitte ich Dich, so gut zu sein, darüber mit Berchtold zu sprechen, damit in dieser Sache, wenn sie zustande käme, keine Verzögerung eintritt. Bis dat, qui cito dat (= zweimal gibt, wer schnell gibt), ich jedoch hätte gern, daß so wenig Waffen wie möglich transportiert werden müßten, weil das keine leichte Sache ist. Wenn Dir dieser Plan unmöglich scheint, bitte ich Dich um Bescheid, damit ich die albanischen Angelegenheiten nicht umsonst verfolge, denn vom Anblick eines Essens ist noch niemand dick geworden. Daß ich bei der Durchführung des Plans offiziell mit dem Außenministerium nicht auf gutem Fuße stehen kann, ist eine natürliche Sache, für die ich schon Vorsorge getroffen habe, wie Du bestimmt meiner Depesche entnommen hast, die ich an die Zeitung geschickt habe. Mit aufrichtiger Hochachtung, Nopcsa.” (Übersetzung von Judit Baróti, Bukarest).

Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

übrigens die Einleitung zum Balkankriege, so fern sie das Gebiet von Shkodra betrifft, in Durhams Buch *The Struggle for Scutari* geschildert worden. Ich bin daher der detaillierten Schilderung enthoben.

Teil IV
Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg
(1912-1914)

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Der Balkankrieg kam langsam wie eine schwere Krankheit. Die Einnahme von Skopje durch die revoltierenden Albaner gehört noch in die Periode vor dem Kriege. Als Kriegsausbruch kann eine Schießerei zwischen türkischen und montenegrinischen Truppen bei Berane gelten. Sowie diese Schießerei in Wege der Zeitungen bekannt wurde, telegrafierte ich der *Zeit*, daß dies den Ausbruch des Balkankrieges bedeute.

Die Jungtürken hatten unklugerweise das türkische Staatsgelände in seinen Grundfesten erschüttert und zur Gründung des Balkanbundes geführt. Die an und für sich schwachen Albaner brachten die Türkei durch ihren Sieg bei Skopje teilweise zum Einsturz. Nun gingen stärkere Faktoren daran, an die Tragfähigkeit der geschwächten Mauern noch einmal rücksichtslos die stärksten Anforderungen zu stellen.

Der Niederbruch des Geländes war nicht mehr zu verhindern. Der *Zeit* gegenüber führte ich nun dieselben Gründe an, die ich Erzherzog Ferdinand schon früher angegeben hatte. Das diesbezügliche Telegramm an die *Zeit* lautete:

Vordringen Montenegros nach Shkodra.

Wien, 6. August 1912

“Baron Nopcsa, der Kenner Albaniens, unser geschätzter Mitarbeiter, telegrafierte uns. Das Zusammentreffen der Zusammenstöße im Gebiet der an Montenegro grenzenden Albanerstämme Gruda, Hoti, Kastrati und Kelmendi mit den montenegrinischen Angriffen bei Aršanica, Mojkovac und Kolašin zeigt, daß Montenegro nach Shkodra vorzudringen beabsichtigt. Der Plan dürfte infolge der Unterstützung seitens der katholischen Albaner in kürzester Zeit gelingen.

Der von Montenegro angeblich als Friedensstifter nach Kolašin entsendete General Wukotitsch drängte schon während

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

des vorjährigen Aufstandes der Malessoren zu einem Vorstoß nach Shkodra. Wukotitsch ist bei den Albanern sehr populär.”

Zwei Tage später, den 9. August, erschien von mir einen längeren *Montenegrinische Intrigen* betitelten Artikel.

“Montenegro agiert bereits seit mehr als fünfzehn Jahren unter den katholischen Albanern. Daß voriges Jahre Montenegro die rebellischen Malessoren mit Kriegsmaterial unterstützte, ist eine mir von den Malessoren selbst mitgeteilte Tatsache. Besonders tätig war hierin General Wukotitsch. Daß Montenegro eine Gebietserweiterung gegen Süden anstrebt, ist ein weiteres, sogar in Diplomatenkreisen bekanntes Faktum. Früher wollte der König der Schwarzen Berge sein Reich bloß bis an den Suhi Potok (Proni i thatë) ausdehnen. Voriges Jahre wurde die Parole ‘bis an den weißen Drin’ ausgegeben.”

Als die politische Lage bald immer komplizierter wurde, fuhr ich nach Wien und fragte den Präsidialchef Hoyos, wann ich von Berchtold empfangen werden konnte. Hoyos sagte mir, daß er Berchtold fragen und mich hierauf von der Antwort brieflich verständigen würde. Es vergingen aber zehn Tage, und ich erhielt noch immer keine Antwort. Infolge dieser Unart telefonierte ich an Hoyos und sagte ihm, er könne den Minister informieren, daß es mir zwar Wurst sei, ob ich den Minister sprechen könne, und daß ich mich bloß seinethalben bereits vor zehn Tagen habe anmelden lassen, daß ich aber annehme, es könne dem Minister nicht alles eins sein, von mir informiert zu werden. Hoyos teilte wohl absichtlicher Weise seinem Chef bloß den ersten Teil des Telefongespräches mit. Berchtold war gekränkt und empfing mich gar nicht.

Den Schaden hatte später freilich bloß er zu tragen. Von Wien fuhr ich im Oktober zur Verlobung meines Bruders Elek

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

mit Catherine Coudequerque nach Budapest, machte dann einen kleinen Abstecher, um Mama finanzielle Ratschläge zu geben, nach Ujád. Dann fuhr ich nach Temeswar, wo ein alter Theresianist, Generalstabshauptmann Baron F. Mirbach, in Garnison war. Lernte Mirbachs Freund, Ivo Perčević, einen energischen, rücksichtslosen, mir sehr sympathischen Generalstabshauptmann kennen. Dann fuhr ich wieder nach Wien. Unvermutet ließ mich während der ersten Phase des Balkankrieges Generalstabschef Exzellenz Schemua zu sich bitten und seither ist er stets in guter Beziehung zu mir geblieben. Schemua war bis zu seinem Tode der einzige Mensch in höherer öffentlicher Stellung der dualistischen Monarchie, der mir gegenüber stets anständig, ehrlich und aufrichtig war, obzwar ich aus Anhänglichkeit an Conrad gerade ihm gegenüber anfangs recht grob war. Offenbar wußte aber Schemua, was man sonst in Wien nicht weiß, daß man Treue nur durch Treue erwerben und erhalten könne.

Ende Oktober fand die Hochzeit meines Bruders Elek mit Catherine Coudequerque Lambrecht in Budapest statt, und bei dieser Hochzeit lernte ich den berühmten Ministerpräsidenten Ungarns, Graf Tisza István, kennen. Tisza ist trockene Logik, abstoßend und rau, aber unerbittlich wie die gewissen scholastischen Logikformeln 'Barbara, Celarent Darii' etc., dabei ebenso streng und eindeutig. Er ist die personifizierte Logik mit allen ihren Licht- und Schattenseiten und ihrem Mangel an Wärme. Dazu hat er die nötige Courage, das logisch Richtige und, wenn nötig, mit Gewalt durchzusetzen, ferner auch die unbewußte oder unbeabsichtigte Courage, jedem Menschen die Wahrheit zu sagen. Es ist schwer zu sagen, ich habe ihn gern, aber es gefällt mir seine Art. Er ist ein Herr. Man kann ihn nicht gerne haben, aber er gehört zu jenen, denen man gerne zugibt, daß sie recht haben, und denen man folgt.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Der in die Mitte November dieses Jahres fallende erste Annäherungsversuch Rußlands an Rumänien bereitete mir Ende Oktober Anfang November nicht geringe politische Sorge, und so beschloß ich zum Vorteil des Ungarntums in Siebenbürgen diese Frage genauer zu studieren. Wenn ich auch bisher stets scheinbar österreichische Politik gemacht hatte, so war dies doch nur deshalb geschehen, weil ich in einer starken Armee und in der Stärke der Monarchie die beste Gewähr für die politische Integrität Ungarns erblickte. Um also die rumänischen Verhältnisse durch Autopsie kennenzulernen, verbrachte ich den November als gewöhnlicher Hirt zuerst bei einem Schafherde in Seleuš bei Petrovo Selo, dann bei Opovo an der Donau, und schließlich kam ich über Semlin (Zemun) und Pantschowa nach Temeswar.

Die rumänischen Schafhirten, denen ich mich anzuschließen beschloß, kannte ich vom Sommer vom Retezat her, und sie befanden sich damals mit ihren Herden zum größten Teil bei Alibunar und Seleuš. Ich fuhr also mit der Bahn nach Alibunar, ging auf gut Glück, mein Gepäck im Wirthaus lassend, auf die dortigen Stoppelfelder und traf dort einen Hirten. Dieser, ein Bekannter vom Sommer her, gab mir aus Freude in der Fremde einen siebenbürger Bekannten getroffen zu haben, gleich unaufgefordert zu Essen, das heißt, er nötigte mich förmlich hierzu, dann sagte er mir, wo sich jene Herde befand, die ich suchte. Ich kehrte nach Alibunar in die angegebene Richtung. Bei einbrechender Dunkelheit traf ich unterwegs einen Flurwächter, nahm diesen auf den Wagen auf, und er wies uns nun an die gewünschte Stelle. Bei der gesuchten Herde angekommen entließ ich Wagen und Flurwächter, zog über Nacht rumänische Bauernkleider an und sagte den übrigen Hirten, daß auch ich bei ihnen als Hirt eintreten wollte, um ihr Leben im Banat, von dem Sie mir während meiner Gemsejagden in den Karpaten sooft erzählte hatten, aus eigener Anschauung kennenzulernen. Damit

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

alles glatt ablief, hatte ich mir eine auf den Namen Peter Gorlopan lautende Legitimation verschafft, die als meinen Beruf 'Hirte' angab. Sonst hatte ich keine Papiere bei mir. Die Leute waren mit meiner Proposition einverstanden. Den ersten Tag fragten sie noch höflich, ob ich dies oder jenes tun wolle. Nach dem Beisammensein von einigen Tagen und Nächten schickten sie mich aber genau so Maisstoppeln sammeln oder Wasser holen, als ob ich schon längst einer der ihrigen gewesen wäre. Dies verdankte ich natürlich bloß dem Umstande, daß ich rumänisch konnte und rumänische Hirtenkleider anhatte. Welchen Einfluß der Anblick einer Tracht auf einen primitiven Menschen ausübt, erkennt man daran, daß, als ich einst zwei Jahre später in meinen Bauernkleidern in Malomviz (Malovät) mit dem westeuropäisch gekleideten Grafen Kendeffy Gabor beisammen stand und die Leute auch von mir genau wußten, wer ich sei, ein Bauer mit einem 100 Kronenschein zu mir trat und mich bat, ich möge Gabor bitten, ihm dieses Geld zu wechseln, und dies alles, obzwar er Gabor eben so gut kannte wie mich und ihn auch direkt hätte bitten können. Durch die kollegiale Behandlung seitens der Hirten drang ich in den Geist der Leute schnell ein, und sie offenbarten mir ohne Scheu alle ihre Gedanken. Da ich meine europäischen Kleider nach Temeswar zurückgeschickt hatte, so war ich also ganz von der Kultur abgeschnitten. Ich konnte daher nicht anders, als mich so schnell wie möglich in der neuen Lage zurechtzufinden. Freilich ist es eine alte Tatsache, daß man dann am schnellsten schwimmen lernt, wenn man plötzlich in ein tiefes Wasser fällt.

Was die äußere Form meines Lebens als Hirt anbelangt, so will ich, da ja das Wanderhirtentum in Siebenbürgen schwindet, darüber einiges berichten. Die Eigentümer der Herde, wo ich 'diente', waren in Pojana bei Hermannstadt zuhause. Die Herde hatte den Sommer am Retezat verbracht. Den Herbst verbrachte sie auf dem Plateau von Seleuş-Alibunar und den

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Winter sollte sie in dem sogenannten Ungarischen Ried, in den Sümpfen an der unteren Donau bei Opovo verbringen. Die Hirten waren Rumänen aus der Gegend von Pojana, dann Molsen, d.h. Rumänen aus den Dörfern unweit Alvincz westlich der Maros. Endlich gab es auch mehrere Flüchtlinge, Deserteure und dgl. aus dem Königreiche Rumänien. In der Frühe wurde vor Tagesanbruch Polenta gekocht, dieselbe warm verzehrt, dann wartete man, bis der Tag anbrach. Dann wurden die beide bei den Herden befindlichen Esel gesattelt, das ganze Gepäck auf den einen Esel aufgepackt, wobei sogar die drei mit einem Draht verbunden ca. 1.5 m. langen Hölzer, die man über das Feuer stellt und an denen man den Polentakessel aufhängt, nicht vergessen wurden. Auf den zweiten Esel befestigte man die beiden Wasserfässer, und dann trieb man die Herde mit dem das Gepäck tragenden Esel in ihrer Mitte auf die Weide. Den anderen Esel mußte ein Hirt täglich in das ca. 1.5 Wegstunden entfernte Seleuš treiben, um dort die Wasserfässer zu füllen, denn mit Ausnahme der in den weitliegenden Dörfern befindlichen Brunnen gab es in der ganzen Gegend kein Wasser. Wenn das eine oder das andere Mal wegen anderweitiger Arbeit der Hirten vergessen wurde, den Esel um Wasser nach Seleuš zu senden, oder der den Esel treibende Hirt infolge des Winternebels die ihren Standort im Laufe der Stunden beträchtlich wechselnde Herde bei seiner Rückkehr nicht finden konnte, denn gab es für die bei der betreffenden Herde befindlichen Hirten auch für vierundzwanzig Stunden kein warmes Essen und nur Pfützenwasser zu trinken. Mittags wurde stets nur kalte Polenta und etwas Käse gegessen. In der Fastenzeit aß man statt dessen etwas Zwiebel und Zucker. Abends gingen ein oder zwei Hirten beide Esel mit sich treibend in irgend eine flache Mulde, um dort etwas Feuermaterial, meist Maisstoppeln, zu sammeln, und dann kochten sie Polenta, während der andere Hirt später die Herde herbei trieb, die sich auch unweit des Feuers dicht gedrängt zur Ruhe legte.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

War genug Feuerungsmaterial vorhanden, so versuchte man sich beim Abendmahl einen *bulzu* zu machen. Ein *bulzu* ist ein Knödel aus Polenta, das im Inneren mit Käse gefüllt wird und das man dann in der Glut solange braten läßt, bis es sich durchwärmt und der weich werdende Käse Fette abläßt. Der wegen seiner schwarzen Kohlenkruste auch *ursu* genannter *bulzu* ist schon 'bessere Kost'. Würde ein Hirt tagtäglich auf seinem *bulzu* bestehen, so würde man ihn Gourmand nennen und ihm diesen Sybaritismus übel nehmen.

Nach den Abendessen verteilen sich die Hirten um die Herde, jeder Hirt rammt seinen Stock schräge in die Erde, hüllt sich in seinen bloß umgehängten Pelz, legt sich nieder, faltet den unten liegenden Ärmel des Pelzes auf den Stock zusammen, improvisiert sich so ein Polster und schläft ungeachtet der Bodenbeschaffenheit und des Wetters einige Stunden am bloßen Erdboden neben der gleichfalls ruhenden Herde. Die Stille der Nacht wird bloß durch vereinzelt Blöken und Wiederkaulaute unterbrochen.

Nach dieser Rast beginnt die eigentlich unerlaubte Nachtweide der Herde auf jenen besseren Weideplätzen, die man nicht gepachtet hat. Meist kommen hierbei Maisfelder in Betracht, auf denen das Maisstroh noch aufrecht steht. Natürlich muß man aber bei diesem nächtlichen Weiden, da Flurwächter in der Nähe sein können, die Herde nur durch leise Pfiffe lenken. Auf verdächtige Laute und Gestalten muß man bei dieser Gelegenheit genau Ausguck halten und jeden Augenblick gegenwärtig sein, entweder zum Knüppel zu greifen oder fliehen oder sich zu verbergen. Vor Morgengrauen treibt man, nachdem man die ganze Nacht auf den Beinen war, die Herde aus dem verbotenen Gebiet heraus, hat erneut einige Stunden Schlaf und dann beginnt mit dem anbrechenden Tag das nomadenhafte Wandern. Heute, wo Kulturschranken diese Wanderungen regeln, bewegen sie sich naturgemäß mehr oder weniger auf einem bestimmten Kreise,

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

man versteht aber, daß es vor Tausenden von Jahren den Hirten ganz alles eins war, wohin sie mit ihren Herden zogen. So ist zwischen Wanderhirt und Bauer ein Gegensatz zu merken, doch sind auch Zusammenhänge vorhanden.

Da alle die Häute von den getöteten Tieren aufbewahrt werden müssen, um den Eigentümern zurückgegeben zu werden, haben die Hirten einer jeder Herde mit je einem Bauer eines Nachbardorfes eine meist mündliche Vereinbarung, der zufolge der Bauer alle Häute und sonstiges Gepäck der Hirten in Aufbewahrung übernimmt. Bei diesen *gazda* genannten Leuten hat dann der eine oder der andere wohlhabendere Hirt auch ein zweites Hemd oder eine Wollhose deponiert. Die Reservefußfetzen werden jedoch nie in der Ferne deponiert sondern, um stets bei der Hand zu sein, auf dem Pakesel aufgepackt, wo sie bei schönem Wetter gleichzeitig auch trocknen. Über die Tatsache, daß jede Herde beim Überwintern auch mit Produkten der Landwirtschaft ernährt wird und so die primitive Viehzucht und Landwirtschaft in Mittel- und Nordeuropa sich gegenseitig ergänzen, darüber bekam ich später Aufschluß.

Wie aus dieser Schilderung hervorgeht, kommt ein Hirt während des ganzen Winters trotz Regen und Schnee und trotz seiner schmutzigen, zerrissenen und durchnäßten Kleidern kein einziges Mal unter Dach. Dies bewirkt denn sogar, daß sich manche Hirten des Schlafens in einem Zimmer zuweilen ganz entwöhnen. Ich kenne einen rumänischen Deserteur, Juon Roman, der jetzt schon achtzehn Jahre lang nicht zwei Nächte hintereinander in einem Haus geschlafen hat, und ich beobachtete, da er bei einem Fischer in Opovo zu einem Abendessen geladen und zum Übernachten in der Küche aufgefordert, daß er von letzterem regelmäßig Kopfweh bekam, weshalb er stets dann in der Nacht aus dem gastfreundlichen Haus hinauswich und sich unbemerkt in den Hof legte. Übrigens

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

konstatierte ich auch an mir selbst, als ich später mehrerer Monate Hirt gewesen war, daß mich der Schlaf im Freien viel mehr erquickte als jener in einem Zimmer mit geschlossenem Fenster. Man kann nicht sagen, daß dem Hirtenleben, wenn man von dessen Entbehrungen absieht oder sich an dieselben gewöhnt hat, eine gewisse Poesie - die Poesie der Sorglosigkeit, der Ungebundenheit und Ruhe - fehle. Wahrscheinlich sind diese Faktoren nicht ohne Einfluß auf die Entstehung der eigentümlichen klagenden, traurigen, gefühlvollen rumänischen Hirtenlieder gewesen, die mir sehr gefallen. In seiner täglichen Monotonie ist dies Leben, da es doch Beschäftigung bietet, für Nervenranke wärmstens zu empfehlen, und auch sonst ist es, wie der wohlgenährte Anblick aller Hirten zeigt, sehr gesund. Man führt dies auf den reichlichen Genuß roher Milch zurück.

Auch den Diebstahl armer Leute lernte ich übrigens bei Seleuš, als ich bei Nordwind in der Nacht am offenen Felde lag und fror, verstehen. Zusammen mit den Hirten stahl ich mich in das nächste Maisfeld, jeder nahm in Ermangelung von Holz einen Bund Maisstroh auf den Rücken. Mit dem Stroh gingen wir hierauf zur Herde und dann legten wir uns neben den den Wind abwehrenden Strohbüdeln nieder. Da uns als legitimes Feuerungsmaterial nur die gefrorenen Maiswurzelstoppeln zur Verfügung standen, so kochten wir, wenn es regnete, häufig in der Frühe mit diesen Strohbüdeln unsere Polenta und außerdem brien wir darauf auch unsere Fleischstücke, die freilich außen von den verkohlten und angeklebten Maisblättern schwarz waren, im Inneren jedoch fast roh und kalt blieben. War das Wetter trocken, so sammelten wir die Maisstoppeln, schlugen die Erdeballen von den Wurzeln und machten mit diesen Feuer. Die halbe Nacht wurde, wie ich schon erwähnte, damit verbracht, die Herde geräuschlos in die verbotenen Maisfelder zu treiben, wo sie mehr Nahrung fand als auf den Stoppelfeldern. Auch dies war eine Art Diebstahl, für den wir, wenn man uns erwischte hätte,

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

gewiß geprügelt worden wären. Doch erhielten der Dorfrichter und der Flurwächter von uns Hirten je ein Schaf als Geschenk und deshalb konnten sie, zum Ärger der Dörfler selbst trotz aller in der Frühe sichtbaren Fährten die der nächtlichen Übergriffe schuldige Herde nie finden. Einst nach meinem Abgange aus Seleuš ermannte sich das ganze Dorf, erwischte die Übeltäter, trieb sämtliche Hirten und Schafherden ein und pfändete die Hirten. Man ersieht aus diesen Episoden, wie Leute, denen die zum Beschaffen mancher notwendigen Kleinigkeiten nötigen Mittel fehlen, unbedingt zum Diebstahle getrieben werden. Ein großer Zyniker und Menschenkenner sagte einst, es sei für einen Reichen leicht, sich des Diebstahls zu enthalten. Stets werde ich mich daran erinnern, wie mich einige Hirten, als ich, zufällig über Diebstahl redend, zu erkennen gab, daß ich noch nie gestohlen hatte, anstarrten und fragten, ob ich wirklich noch nie gestohlen hätte. Da jeder Hirt zum Diebstahl genötigt ist und das Stehlen nicht als entehrend betrachtet, konnte man dies nicht begreifen. Seither bin freilich auch ich mit dem erwähnten allerdings geheim gebliebenen Strohdiebstahl belastet. Ebensowenig wie Holzdiebstahl gilt es übrigens bei Schäfern als Schlechtigkeit aus Herdenbeständen von 1000 und mehr Schafen sich von einer Nachbarherde ein Schaf zu holen und es zu schlachten und zu braten. Man riskiert dabei halb tot geschlagen zu werden. Der Schaden, den man anrichtet, ist relativ klein, der eigene Nutzen aber dadurch, daß man sich satt ißt, ist wirklich groß. Bei den Hirten von Seleuš blieb ich vierzehn Tage, dann mietete ich zusammen mit einem anderen Hirten, der auch nach Opovo wollte, einen Bauerwagen, und wir fuhren bei so elendem Wetter, daß mein Schafpelz innen und außen naß wurde, nach Opovo, um einige Zeit bei Juon Roman seiner Herde resp. genauer bei jener Herde, wo Juon Roman erster Schäfer war, zu verweilen.

Der Zufall wollte es, daß in Opovo in dem besseren Zimmer des kleinen, grün angestrichenen Wirtshauses, in dessen

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Ausschank ich am Boden liegend übernachtete, eben während meiner Anwesenheit eine nächtliche hochverräterischen großserbischen Plänen dienende Versammlung stattfand. Der erste Punkt der Versammlung betraf nun zufällig die Frage, ob der in der Schänke liegende fremde Mensch, womit natürlich ich gemeint war, tatsächlich ein Hirt oder nicht jemand sei, der als unerwünschter Zeuge beseitigt werden müsse. Da sich an der Versammlung auch der Notar und andere Notabilitäten von Opovo beteiligten, so wäre es ihnen leicht geworden, mein Verschwinden vor den Behörden zu verdecken. Man begreift daher, daß ich zwar Schlafen markierte, meinen eisenbeschlagenen Hartriegelstock, eine nebenbei bemerkt lebensgefährliche Waffe, aber umso fester packte. Wenn man mich schon erstechen wollte, so wollte ich mein Leben wenigstens so teuer wie möglich verkaufen. Die Hunnen hatten eine Sage, daß einem die erschlagenen Feinde im jenseitigen Leben als Sklaven zu dienen hatten. Die Sage gefällt mir, und einen Sklaven wollte ich nur sichern. Neben der Gefahr eines Überfalles lag allerdings auch die Gefahr nahe, vom Notar verhaftet zu werden und dann auf sein Geheiß im Gemeindegatter zu verschwinden. Glücklicherweise zogen alles diese Gefahren, als sich die Versammlung dafür aussprach, daß ich doch nur ein dummer Hirt sei, harmlos vorüber. Als Entgelt für diese pikante Einleitung hörte ich einige politisch recht interessante Sachen.

Von Opovo gelangte ich in das damals von einer kleinen ungarischen Kolonie bewohnte Ungarische Ried, wo ich Juon Roman antraf. Da ein Jahr nach meinem letzten Besuche das dem Ärar gehörende Ried seinen ungarischen Pächter gewechselt hatte und ein Serbe an seine Stelle kam, begann dieser die aus ca. fünfzehn Häusern bestehende ungarische Kolonie durch Schikanen zu vertreiben, was ihm vollkommen gelang, und so konnte ich den an einem kleinen Beispiele erkennen, wie das ungarische Element im gemischten

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

serbisch-ungarisch-rumänischen Gebiet sogar auf ärarischem Boden verschwinde. Den Serben war keine Angelegenheit zu geringfügig, um nicht mit Aufmerksamkeit verfolgt zu werden, und dieser Detailarbeit hatten sie endlich alles das zu verdanken, was von seiten der Monarchie endlich nur um den Preis eines großen Krieges verdorben werden konnte.

Ich blieb mehrere Tage bei Juon Roman und übersetzte in einem Nachen auch zweimal die Donau, um ihm natürlich nur als sein Handlanger beim Mehleinkauf in der Dampfmühle von Banavitza behilflich zu sein, den Sack zu tragen u. dgl. Alles hatten wir deshalb verabredet, weil ich in Banavitza nicht erkannt werden wollte, und alles verlief programmgemäß. Ich wurde sogar von Juon, dem es auch ein Vergnügen machte, die Müller zum Besten zu halten, weil ich ungeschickt war, programmgemäß beschimpft u.s.w., worüber wir dann in das Ried zurückgekehrt herzlich lachten.

In Opovo war das Leben anderes als in Seleuš. Die Weideplätze waren besser, es gab nämlich Gras und Schilf, ferner Weidenbäume, daher auch Brennmaterial und Hüttenbaumaterial. Roman hatte sich daher aus Ästen und verfaultem Stroh eine Hütte von ca. 70 cm. Höhe und mehr als 2 m. Breite gebaut und fast wasserdicht zugedeckt, worauf ich den Bau vollendete. Die Herde brauchte bei Opovo weniger nach Futter herum zu streifen als in Seleuš. Eine Nachtweide war überflüssig, und so nahm das Leben auf jede Weise einen zivilisierteren Verlauf. Ja man konnte in der Hütte sogar abendlich seine tagsüber infolge der Sümpfe freilich stets nassen Fußlappen trocknen, was bei Seleuš, da das Feuer dort kaum zum Kochen genug war, nicht anging. Bei Seleuš mußte man mit dem Trocknen auf einen der im Winter seltenen schönen sonnigen Tage warten. Abgesehen von allen diesen Kommoditäten gab es im Ried die bereits erwähnte ungarische Kolonie. Es gab auf höchstens eine halbe Stunde vom Weidegebiet entfernt sogar einen Wirt. Man konnte sich daher

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

kleine Einkäufe erlauben, und zu all dem kam noch, daß der eine Kolonist, Jóska mit Namen und Herr eines Wagens und zweier Pferde, der außerdem ein geschickter Fischer war, Roman schon vor Jahren lieb gewonnen hatte und ihn und später auch mich öfter zum Abendessen einlud. Es gab dann Halaszlé oder, wenn Roman ein krankes Schaf abgeschlachtete, Gulasch. Da in der Herde viele Fälle von Drehkrankheit vorkamen, so war letzteres nicht eben selten und, obzwar sich nun ein besonders geschickter Hund manches Fleischstück zu erbeuten wußte, blieb doch auch für uns einiges übrig. Wenn wir bei Jóska zu Gast waren, so schief die Herde in der Nähe von Jóska's Haus, und bloß ein Schäfer, Juon Dersan, blieb bei ihr. An Juon war dem Jóska dessen traurige, bescheidene, ruhige Art sympathisch. Er wußte, daß Juon seit achtzehn Jahren von seinen in Rumänien lebenden Eltern keine Nachricht hatte.

Juon war übrigens recht feinfühlig (*ruşinos*). Er schämte sich oft von Jóska's Einladung Gebrauch zu machen, weil er schmutzige Kleider hatte oder weil er Jóska's Einladungen nicht erwidern konnte u.s.w. Dieses Schamgefühl Herren gegenüber fand ich übrigens bei rumänischen Analphabeten relativ häufig. In gewisser Hinsicht war Roman ein 'Herr', denn ein Herr ist in seinen Augen nur jener, der keine solche Handlung begeht, vor der er sich, wenn er allein ist, zu schämen braucht. Die Qualität der Handlung fällt weniger ins Gewicht. 'Herren' in diesem Sinne gibt es aber auf der Welt nur sehr wenige. An mir hatte dem Jóska gefallen, daß ich, obzwar scheinbar rumänischer Bauer, doch etwas ungarisch reden konnte, was ich während meiner Militärdienstzeit bei den Husaren erlernt zu haben vorgab.

Wie man sieht, hängt das winterliche Stadium des Hirtenlebens mit dem Ackerbau zusammen. Es läßt sich mit einem gewissen Selbstwerden vergleichen. Wäre Roman nicht Hirt sondern Eigentümer der Herde gewesen, so hätte er hier durch Heirat etwa mit Jóska's Tochter leicht bei Opovo festen Fuß

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

fassen können. Ein ähnliches Seßhaftwerden der Hirten im Winterquartiere kann man übrigens auch bei den Kelmendi in Albanien in Bregumatja bemerken. Ich habe dies in meinem Buche *Aus Šala und Klementi* erörtert. Auch die Besiedlung Siebenbürgens durch die Rumänen läßt sich auf diese Weise erklären, und zwar dadurch, daß die über Sommer aus der rumänischen Tiefebene auf die Karpaten ziehenden Hirten ihre Winterquartiere vom Südhang allmählich in die näher gelegenen Täler des politisch ruhigeren Nordhanges verlegten. Der umgekehrte Vorgang nämlich eine Besiedlung Rumäniens aus Siebenbürgen scheint hingegen wegen der unruhigen politischen Verhältnisse an der Donau kaum annehmbar.

Jóska war übrigens der typischste Vertreter des Ungarn: stolz, unternehmungslustig, fröhlich, aufbrausend, stützig, schneidig, dabei ein gutes Herz, gastfreundlich aber befehlend. Ähnliche Charakterzüge habe ich später bei ungarischen Bauern bei Szegedin und Kecskemét gefunden, wenn es mir gelungen war, jene Scheidewand zu übertreten, die zwischen einem Reichen und einem Armen besteht. Jóska fand die Rumänen alle eher dumm und langsam, und dieses sein Urteil deckt sich mit dem der gebildeten Ungarn in Siebenbürgen. Ich finde die ungebildeten Rumänen gut. Infolge ihrer Langsamkeit und Unentschlossenheit scheinen sie aber oft dumm. Diebstahl gilt in Siebenbürgen wenig, in Rumänien dagegen als ein Zeichen von Verstand. Allgemein sind die Siebenbürgerrumänischen Analphabeten nicht mehr unsympathisch. Anderen Charakters sind die sogenannten zivilisierten Rumänen. Diese sind in ihrer Falschheit und ihrem Großwahn ausgesprochen antipathisch. Feigheit ist den meisten gemeinsam. Auch bei den Rumänen ist wohl auch zum Teil die Halbkultur an diesem Charakterwechsel schuld.

Als ich zu Roman ins Ried gekommen war, hatte ich bloß 10 K. in der Tasche, was zwar für einen Hirten mit 100 K.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Jahresgehalt relativ viel war, was im Ried aber wegen des Brot und Grünzeug und Schnaps liefernden Wirtshauses bald ausging und, da ich nun in Semlin im Wege einer auf den Namen Peter Gorlopan lautenden Postanweisung etwas Geld zu erhalten hoffte, so sammelten ich und ein anderer Hirte, Nikolaj Zsavla, unsere letzten Kreuzer. Wir mieteten einen Wagen und fuhren nach Semlin. Groß war unsere Enttäuschung, als der Hirt Peter Gorlopan auf Postamt ging, sich dort legitimierte und erfuhr, daß für ihn kein Geld da war. Wie sich später herausstellte, war der Brief, in dem ich um Geld geschrieben hatte, in Verlust geraten. Da saßen wir nun zu zweit bei Regen in einer fremden Stadt mit 20 Kreuzer in der Tasche. Auch um nach Pantschowa zu kommen, wo ich Bekannte hatte, brauchte einer von uns wenigstens 30 Kreuzer, um den Dampfer zu bezahlen. Außer der Reise nach Pantschowa wollten wir nun aber auch noch etwas essen und, um nicht im Kot auf der gepflasterten Straße schlafen zu müssen, wo uns noch die Polizei aufgegriffen hätte, hätten wir noch einige Kreuzer einem Wirten zahlen wollen, damit er uns in seiner Schänke schlafen lasse. Man sieht, mit den 20 Kreuzer ließ sich nicht viel machen. Die Tatsache, daß ich nur eine auf den Namen Peter Gorlopan lautende Legitimation in der Tasche hatte und diese mich zum Hirten stempelte, besiegelte unsere Lage, denn ich durfte, wollte ich mich nicht langen Erklärungen bei den Behörden aussetzen, nicht einmal verraten, daß ich nicht der Hirt Peter Gorlopan sei. Mein und Zsavlas Essen bestand mittags natürlich aus Brot und Wasser und, als es zum Zahlen kam, sagten wir dem Wirten, daß wir zusammen nur 10 Kreuzer hatten, aber doch bereit wären, unser Brot zu bezahlen. Statt uns die letzten 10 Kreuzer abzunehmen, erließ uns der Wirt unsere Schuld. Vom Wirtshaus gingen wir zur Gendarmerie und trachteten von dieser als angeblich gerichtlich nach Pantschowa vorgeladene Leute dorthin abgeschoben zu werden. Dies hatte aber, da wir keine Vorladung hatten, nach vielstündigen Bitten

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

und Warten keinen Erfolg. Da man uns bei der Gendarmerie gesagt hatte, daß der Direktor der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft in Semlin Rumäne sei und sich seiner Landsleute annähme, baten wir diesen, da wir als Zeugen zu einem Prozeß nach Pantschowa müßten, uns Freikarten zu gewähren. Statt der Freikarten gab uns seine Frau 10 Kreuzer. So hatten wir 30 Kreuzer in der Tasche und mit einem Teil konnten wir nun auf Kosten unseres Nachtmahls unser Übernachten sichern. In der Frühe wollte ich nach Pantschowa schreiben. Zuerst gingen wir aber, einem raffinierten Plane folgend, zu unserem Wirte von gestern Mittag und wollten ihm, da wir jetzt, wie wir sagten, etwas Geld geschenkt bekommen hätten, unsere gestrige Schuld bezahlen. Die rührte den Wirt dermaßen, daß er uns noch 10 Kreuzer schenkte, und ich auf diese Weise wieder die nötigen 30 Kreuzer beisammen hatte, um III. Klasse nach Pantschowa zu fahren, was ich auch tat. Nachdem ich auf diese Weise in Semlin vierundzwanzig Stunden unfreiwillig als Bettler gelebt und auch diesbezüglich Erfahrungen gemacht hatte, konnte ich in Pantschowa alles ordnen. Zsavlá blieb, von mir Geld erwartend, ohne Geld in Semlin, traf aber bald zu meiner Überraschung auch in Pantschowa ein. In Semlin hatte er zufällig einen ihm bekannten wohlhabenden serbischen Bauern getroffen, welcher ihm mit 10 Kr. über seine momentanen Geldschwierigkeit hinweg half. Da ich nicht lange in Pantschowa bleiben wollte, erhielt, sowie ich zu Geld kam, Zsavlá von mir Geld, um in Semlin alles ins Reine zu bringen, außerdem ein Trinkgeld dafür, daß er mich in Semlin nicht verraten hatte. Endlich wurde ihm der Auftrag zuteil, im Frühjahr ein Lamm zu kaufen und dieses zur Rehabilitierung der Ehre aller Schafhirten jenem Semliner Wirte zu schenken, der uns geholfen hatte. Zsavlá tat, wie ihm geheißen, und der Wirt konstatierte: "Wohltun bringt tausendfache Zinsen."

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Mein Eintreffen in Temeswar gab infolge des Plauderns eines Gendarmen zu dem Gerücht Anlaß, daß bei Petrovo Selo ein als rumänischer Schafhirt verkleideter serbischer Generalstabsoffizier gefangen genommen und nach Temeswar eingeliefert worden wäre. Das Gerücht fand seinen Weg in die Temeswarer, dann in die ungarische, und dann auch in die Wiener Presse, und das Kriegsministerium fragte darauf in Temeswar an, was die Sache bedeute. Abgesehen von der nächtlichen Versammlung hatte ich serbische Propaganda auch in Semlin und anderen Orten beobachten können, und dies sollte in Semlin nicht ohne Folgen bleiben. Die großserbische Bewegung war nämlich von den k.u.k. Militärbehörden nach Wien schon gemeldet, von den ungarischen Zivilbehörden aber bisher geleugnet worden.

Von Temeswar kam ich nach Budapest und, da mich Berchtold im Sommer dieses Jahres nicht hatte empfangen wollen, ließ ich mich, sowie ich nach Budapest gelangte, dementsprechend bei Berchtold überhaupt nicht anmelden, sondern ging acht Uhr früh ins Hotel Bristol, wo ich den wegen der eben in Budapest tagenden Delegationen dort befindlichen Kriegsminister Auffenberg beim Frühstück antraf. Ich sagte ihm, daß ich aus dem Banat komme und dringend mit ihm zu sprechen hätte. Auffenberg bat mich, ihn um zwölf Uhr in der Delegation aufzusuchen. Ich tat dies, erzählte ihm alles im Banat Beobachtete, und er meinte nun, ich sollte es Berchtold berichten. Ich sagte ihm, ich hielt es zwar für Berchtolds Pflicht, mich zu empfangen, da er dies aber nicht tue, könne ich nichts machen. Auffenberg sagte mir, er würde alles arrangieren. Dann ging ich ins Nemzeti Casino. Einen größeren Kontrast als zwischen meinem jetzigen Leben und dem vor vier Tagen konnte man sich nicht denken. Vor vier Tagen noch schmutzig und ungewaschen als Bettler der niedrigsten Volksklasse angehörend und genötigt im freien Feld zu schlafen, und heute in dem elegantesten und

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

exklusivsten Club Ungarns, wo große Politik gemacht und Kartenpartien um Millionen gespielt wurden. Freilich halte ich Anpassungsfähigkeit für das Endziel jeder Zivilisation, denn wenn ein plötzlich unter Wilde versetzter Kulturmensch sich dort verloren fühlt, so ist er meiner Ansicht nach ebenso wenig zivilisiert, wie ein Wilder, der sich plötzlich in einem Kulturmilieu nicht auskennt. Schließlich und endlich soll alle unsere Kultur und Zivilisation doch nur darauf hinauslaufen, uns den Kampf ums Dasein zu erleichtern und uns für diesen Kampf fähig zu machen, was alles nur durch Anpassungsfähigkeit erzielt wird.

Im Club begegnete ich zufällig Grafen Hoyos, und dieser sagte mir, ich würde wohl einsehen, daß mich Berchtold nach unserem letzten Telefongespräch nicht empfangen könnte. Ich sagte Hoyos, dies sei nicht der Rede wert, er solle sich mit dieser Sache nicht weiter abgeben, alles sei schon geordnet. Abends fand ich im Hotel Hungaria einen Brief von eben demselben Hoyos vor, in dem er mir bekannt gab, daß mich Berchtold für den folgenden Tag um neun Uhr früh in der Ofener Königsburg erwartete. Für Hoyos war Berchtold seine Aufforderung, diesen Brief zu schreiben, jedenfalls eine Überraschung.

Berchtold empfing mich sauersüß und sagte, es täte ihm leid, daß er mich das vorige Mal nicht hatte empfangen können, doch sollte ich telefoniert haben, daß es mir Wurst sei, ob ich ihm spreche. Offenbar hoffte Berchtold, ich würde dies leugnen, und so wäre eine Aussöhnung recht leicht zu Wege gekommen. Groß war seine Enttäuschung, als ich ihm statt des Erwarteten ungefähr folgendes sagte: "Diese Nachricht entspricht vollkommen der Wahrheit. Ich habe wirklich gesagt, daß es mir Wurst sei, ob ich Sie sehe, doch habe ich in demselben Telefongespräch mit Hoyos auch hinzugefügt, daß ich wohl wisse, daß es Eurer Exzellenz nicht Wurst ist, von mir informiert zu werden, und eben deshalb ließ ich mich bei Eurer Exzellenz anmelden." Berchtold war

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

perplex aber er antwortete nicht ohne Geschick: "Na ja, bei telefonischen Gesprächen entstehen immer Mißverständnisse." Ich sekundierte ihm kräftig mit der Bemerkung: "Freilich, das Telefon ist an allem allein Schuld." Der gesuchte Sündenbock gefunden, der formelle Teil unseres Gespräches war erledigt, und die Aussöhnung herbeigeführt. Diese ganze Geschichte gleicht der Anekdote von jenem Juden, der seine Frau an Ehebruch ertappend sich nicht gegen den Liebhaber wendet sondern das schuldtragende Kanapee aus seine Wohnung hinauswirft.

Einige Minuten nach dieser Einleitung zu unserer Konversation erschien Auffenberg, und dann begann der sachliche Teil der 3/4 Stunden dauernden Konferenz, die ich mit folgender an Berchtold gerichteten Frage einleitete: "Exzellenz! Als ich Ihnen im Frühjahr sagte, daß Sie noch heuer die Autonomie Albaniens proklamieren würden, wollten Sie mir nicht glauben. Nun, sagen Sie mir, wer hat recht behalten, Sie oder ich?" In Auffenbergs Gegenwart, oder genauer gesagt, wegen Auffenbergs Gegenwart mußte Berchtold "Sie, Baron" antworten. Sein Rückgrat damit gebrochen, konnte ich in der folgenden Unterredung die Oberhand behalten. Ich erzählte beiden Herren, was ich an großserbischer Agitation in Südungarn beobachtet hatte, kam dann auf die Rumänenfrage zu sprechen, und meinte, man sollte den Rumänen Bessarabien und die Timokecke versprechen und tatsächlich geben, um Rumänien auf lange Zeit hinaus mit den Slawen zu verfeinden, und so gewaltsam an den Dreibund zu ketten. "Exzellenz," sagte ich, "Ich fürchte, Rumänien schwenkt ab. Gehen Sie mit Rumänien durch dick und dünn." Berchtold und Auffenberg schickten mich zu Exzellenz Lukács, dem ungarischen Ministerpräsidenten, einen wenig einnehmenden Menschen armenischer Abstammung. Diesen machte ich gleichfalls aufmerksam, daß man im Banate am Vorabend einer Revolution stünde, schilderte dann die schlechten dortigen Bahnverbindungen und die Qualität der

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Bahnen. Dann kam ich auf die Zivilbehörden und die Gendarmerie zu sprechen. Im Laufe des Gespräches ergab sich hierbei folgendes. Ich: "Exzellenz, die Gendarmerie funktioniert im Banat auch nicht." Er: "So eine schwere Anklage darf man ohne Beweise nicht vorbringen." Ich: "Der Beweis besteht darin, daß ich in diesem gefährlichen Gebiete als Schafhirt verkleidet vierzehn Tage lang herumstreifen konnte, und weder arretiert noch aufgefordert wurde, mich zu legitimieren. Was mir, einem Fremden, gelang, kann jedem serbischen Agitatoren noch leichter gelingen." Lukács schwieg. Dann gab es im Banat ein großes Hallo und Gegenmaßregeln, die sich in der Form einer Gendarmeriekonzentrierung kundgaben.

Den Dezember des Jahres 1912 verbrachte ich zum Teil in Wien, doch fuhr ich von hier, der Einladung einer katholischen Studentenvereinigung Folge leistend, für einen Vortrag allgemeinen Inhaltes über Albanien auch nach Bonn, woselbst ich auch den Geologie- und Paläontologieprofessor Steinmann kennenlernte. Man kann sich mein Erstaunen vorstellen, als er meine Aufmerksamkeit darauf lenkte, daß einige Vögel einen kompletten oberen Jochbogen haben, und mir dies am Auerhahnskelett demonstrierte. Seither fand sich diese Jochbogen auch an verschiedenen anderen Vögeln, so z. B. dem Truthahn wieder, war aber bisher von allen Zoologen konstant übersehen worden. In allen zoologischen Lehrbüchern ist heute noch zu lesen, daß bei Vögeln nur ein Jochbogen und zwar der untere vorkommt. Für die Verwandtschaft der Vögel und Dinosaurier ist dies natürlich von eminenter Bedeutung. Im Übrigen hatte ich mit Professor Steinmann eine angeregte Konversation über seine 'verrückte' Deszendenzhypothese, die das, was wir heute Wirbeltierklassen nennen, nur als Entwicklungsstufen und das, was wir sonst heute als Konvergenzerscheinungen betrachten, als konstante Entwicklungsreihe verschiedener Tiergruppen ansieht. Nach Steinmann repräsentieren also die Gruppen

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Fisch-Ichthyosaurier-Delphin eine Ahnenreihe und nicht parallele Entwicklungstypen.

Ende Dezember erging an mich, während ich in Wien war, von der *Urania* die Aufforderung für ihre Zeitschrift, die vom 1. Jänner an in erneuerter Form erscheinen sollte, einen Artikel über Albanien zu schreiben. Ich kam der Aufforderung nach, und so entstand der Artikel *Die Albaner*. Der erste Teil behandelte den Ursprung dieses Volkes, der zweite Teil seine Psyche. Diesen zweiten Teil schrieb ich hauptsächlich, um Berchtold diesbezüglich zu orientieren, und sandte ihm dementsprechend eine Kopie.

Bis 6. Jänner 1913 war ich in Wien, dann fuhr ich, da mir die siebenbürgische Rumänenfrage Sorge machte, bis zum 22. Jänner nach Schäßburg. Die dortigen Rumänen sagten mir offen, daß sie mit einer Revolution gegen die Ungarn nur bis zum Tode Kaiser Franz Josefs warten wollten, denn sie meinten, wenn Franz Ferdinand auf den Thron komme, hätten sie die Armee nicht mehr zu fürchten, denn Franz Ferdinand sei ein guter Freund der Rumänen und Aurel Vlads. Nach Wien zurückgekehrt erzählte ich dies Exzellenz Conrad. Eine Vorliebe für die Rumänen hatte der Erzherzog schon vor Jahren offen an den Tag gelegt denn, als er nach Rumänien fuhr, ließ er sich an der Grenze demonstrativ empfangen. Mit Popovits, dem Verfasser des Buches die Vereinigten Staaten Groß-Österreichs stand er auf gutem Fuße, und endlich hatte auf sein Betreiben hin der seinerzeitige ungarische Minister des Inneren Kristoffy die Rumänen Siebenbürgens gegen ungarische Opposition mobilisieren müssen. Wie sehr die Rumänen damals im Frühjahr 1905 aufgewiegelt worden waren, geht daraus hervor, daß mich im Sommer desselben Jahres ein rumänischer Bauer fragte, wieso es komme, daß die Ungarn Siebenbürgens im Frühjahr nicht erschlagen worden wären, obzwar der Pope seines Dorfes dies bereits in Aussicht gestellt hatte. Bei einem Oberstuhlrichter

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

erblickte ich ferner eine von Kristoffy stammende Depesche desselben Frühjahres, die anordnete, daß, um die ungarische oppositionelle Partei zu erschrecken, sogar aus solchen Gebieten Rumäniens Unruhen zu melden wären, wo keine existierten.

Ein großes Ereignis des Jahre 1913 war Conrads Rehabilitierung, und bei dieser Gelegenheit konnte ich konstatieren, wie zuweilen Leute, von denen man es gar nicht erwarten sollte, über ganz geheime politische Vorgänge auffallend gut informiert sind. Eines schönen Tages war um zwei Uhr ganz unvermutet die entscheidende Audienz in Schönbrunn, bei der Conrads Rehabilitierung und Schemuas Entlassung beschlossen wurden. Um sechs Uhr erfuhr ich es, als großes Geheimnis im Präsidialbüro des Kriegsministeriums, und um halb acht abends erzählte es aber schon der Zahlkellner des Hotel Krantz meinem Sekretär Bajazid und wiederholte es dann mir um neun Uhr. Um elf Uhr nachts fragte die Redaktion der *Zeit* bei mir telefonisch an, ob ich etwas über das Gerücht wisse. Zwölf Uhr nachts traf ich Bajazid, der es mir als ihm vom Zahlkellner des Hotel Krantz mitgeteilte Nachricht meldete. In der Nacht wurde es offiziell verlautbart, und in der Frühe war es in allen Blättern zu lesen. Woher es der genannte Zahlkellner erfahren hatte, ist mir heute noch unklar. Bei dieser Gelegenheit wurden auch Exzellenz Krobotin zum Kriegsminister ernannt. Krobotin kannte ich seit Jänner 1908. Seine Wahl war, da unsere Artillerie dadurch gehoben wurde, ein Glück für die Monarchie.

Eine andere Sache, die mich Anfang 1913 beschäftigte, war die Gründung des Albanienkomitees. Schon im Jänner hatte sich unter dem Vorsitze des Universitätsprofessors Oberhummer, eines echten rechten Herrn 'Adabei' (ließ 'auch dabei') ein Komitee gebildet, um Herrn Sieberts einen Vortrag über Albanien zu ermöglichen. Das Einkommen dieses Vortrages sollte zugunsten des österreichischen Spitals in Shkodra verwendet werden. Als man mich nun zu einer Sitzung dieses Komitees

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

einlud, proponierte ich, dieses Komitee solle sich nach Sieberts seinem Vortrage nicht auflösen, sondern in ein permanentes Agitationskomitee umwandeln. Da auch andere Herren genau dasselbe hatten proponieren wollen, und ich ihnen bloß zuvorgekommen war, fand der Gedanke Anklang. Es wurde infolgedessen eigens eine Versammlung zur Besprechung dieser Proposition einberufen, und unter Oberhummerts Ägide konstituierte sich ein engeres Komitee, das sofort mit Chlumecky junior in Berührung trat und dann mich, Herrn Stein und Chlumecky mit der Ausarbeitung der nötigen Statuten betraute. Genannte beiden Herren beauftragten wieder mich mit dem Entwerfen der Statuten, und so entstand ein Elaborat, in dem ich einen Verein ins Leben zu rufen trachtete, der aus mehreren von einander unabhängigen politischen, halbpolitischen und nicht politischen unter einem Namen vereinten Sektionen bestehen sollte, was deshalb geschah, damit in gewisse Sektionen auch Militärs und Staatsbeamte eintreten könnten. Jede Sektion sollte ihre eigenen Mitglieder und Organe haben, und der Vereinspräsident wäre bloß ein Ornament gewesen, das dazu gedient hätte, den Verein nötigenfalls als Einheit erscheinen zu lassen. Dieses Programm legten ich, Stein und Chlumecky den übrigen Herren vor. Es wurde aber prinzipiell verworfen, und man beauftragte uns drei, neue Statuten zu entwerfen. Nach mannigfaltigen Beratungen, an denen wieder hauptsächlich Chlumecky, Stein und ich beteiligt waren, kamen jene Statuten zustande, die das Albanienkomitee von 1913 aufwies. Über die Wirksamkeit des Albanienkomitees weiß ich nichts zu berichten, denn der Zufall wollte es, daß die von mir durchgearbeiteten Statuten gerade an jenem Tage von der k.u.k. niederösterreichischen Statthalterei gutgeheißen wurden, an dem durch den Beschluß der Londoner Botschafterreunion festgestellt wurde, daß Gucinje, Peja, Gjakova, Prizren und Dibra zu Serbien und Montenegro zu gehören hätten, weshalb ich mich dann von

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

jeder weiteren Albanien betreffenden Aktion zurückzog. Meinen Austritt aus dem Albanienkomitee genannten Verein zeigte ich mit der Bemerkung, daß ich eine weitere Agitation in Albanien für mit der Sicherheit der Monarchie unvereinbar halte. Durch diesen Entschluß machte ich mit einem Federzug meiner ganzen Tätigkeit von 1905-1913 als unzeitgemäß ein Ende.

Noch vor diesem Rücktritte war ich vom 27. Februar bis 6. März beim Albaner-Kongreß in Triest gewesen. Dieser Albanerkongreß war eine merkwürdige Sache. Im Frühjahr 1913 war der albanische Thron noch vakant, und die Leitung der albanischen Angelegenheiten lag in den Händen Ismail Qemalis, der zuerst in Budapest bei Exzellenz Hadik Janos mit Berchtold zusammen gekommen und dann im Auftrage und mit der Unterstützung Berchtolds nach Vlora gefahren war, wo er zuerst die Provisorische Regierung des neugegründeten Albaniens ins Leben gerufen hatte, hierauf aber als langjähriger Freund Griechenlands und als dessen bezahlter Agent diesem, für den Fall, daß er Chef Albaniens bleiben würde, die Einnahme Janinas zu erleichtern versprochen hatte. Daß Ismail Qemali Chef einer provisorischen Regierung bleiben wollte, schien, da so etwas oft viel Geld einbringt, selbstverständlich. Weniger selbstverständlich war aber, daß sich Berchtold, wie aus seinem Tête-à-tête mit Ismail Qemali ersichtlich, die Fähigkeit zugetraut hatte, Ismail Qemali zu überlisten. Natürlich ist ihm dies auch mißlungen. Daß Ismail Qemali Albanien an Griechenland verraten würde, konnte ich, da mir Stead einiges im Jahre 1911 über das Verhältnis Ismail Qemalis zu Griechenland und jener Schriftsteller Ular, der zusammen mit Insabato das Buch der

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

‘Erlöschende Halbmond’⁷³ geschrieben hatte, einiges über Ismails Benehmen als Gouverneur von Tripolis erzählt hatten, leicht voraussehen. Auf Berchtolds Frage, was ich von Ismail Qemali halte, sagte ich ihm übrigens schon zwei Wochen, nachdem Ismail die Provisorische Regierung gegründet hatte, Wort für Wort, “Ismail Qemali ist ein Schwein.” Der Verrat Ismail Qemalis an Albanien wurde mir später von Eqrem Bey Vlora, der der Sohn des albanischen Gesandten in Wien, Sureja Bey, und Neffe Ismail Qemalis war, voll inhaltlich bestätigt. Ob man in Griechenland Ismail Qemali gegenüber nach der Besetzung Janinas nach dem Rezept handeln wollte, ‘Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan; der Mohr kann gehen’, was mir wahrscheinlich erscheint, oder nicht, kann ich nicht entscheiden. Auf jeden Fall wurde aber, während der freilich nur mit großen Summen bestechliche Ismail Qemali in Vlora Chef der albanischen Provisorischen Regierung war, in Europa heftig für die verschiedenen albanischen Thronkandidaten agitiert.

Albert Ghika, der früher selbst albanischer Thronprätendent gewesen war, hatte es zu Wege gebracht, den Herzog von Montpensier⁷⁴ für die Krone Albaniens zu interessieren. Er trat ihm seine bisherigen, freilich von niemandem anerkannten ‘Rechte’ ab und gegen eine entsprechende Renumeration agitierte er für diesen Herzog. Sehr leicht wurden für Montpensier der geizige Fazil Pascha Toptani und einige andere Albaner gewonnen, und so entstand denn der Plan, Montpensier durch einen Albanerkongreß zum Herrscher

⁷³ Alexander Ular & Enrico Insabato: *Der erlöschende Halbmond. Türkische Enthüllungen* (Literarische Anstalt, Frankfurt 1909).

⁷⁴ Ferdinand François Bourbon Orléans-Montpensier.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Albaniens ausrufen zu lassen. Inzwischen sollte Montpensier selbst die griechische Blockade brechen und sich in den Besitz Vloras und Ismail Qemalis setzen. Da man wegen Montpensiers Verwandtschaft den Widerstand der Monarchie fürchtete, so zeigte es sich als angezeigt, wenn der zu berufende Albanerkongreß von Österreich-Ungarn gefördert würde, und deshalb beschloß man, um ein schönes diplomatisches Kuckucksei zu legen, ihn in der Monarchie abzuhalten. Als Strohmännchen zum Berufen dieses Kongresses benützte man in ganz geschickter Weise den nichts ahnenden, gutmütig-dummen, aber naiv-strebsamen und am Ballhausplatz gut angeschriebenen Stefan Zurani, der aus Eitelkeit den Plan eines Albanerkongresses in Triest am Ballhausplatz als seine Idee ausgab. Da eine Demonstration der Albaner für ihr Vaterland auf österreichischem Boden dem Ballhausplatz recht war, so wurde dieser Plan angenommen und von Wien gefördert. Außer Albanern erschienen auf diesem Kongreß auch Italo-Albaner und mit ihnen auch der Marchese Castriota samt seinen Söhnen aus Neapel. Anwesend waren ferner Albert Ghika, dann der Czernowitzer Universitätsprofessor und Historiker Baron Dungern, ferner zwei christlichsoziale Abgeordnete Graf Taaffe und Herr Pantz von Wien, dann der römische Korrespondent der *Reichspost*, Cavaliere Mayerhöfer, und ich. Ich brachte noch Dr. L. Freundlich, einen ehemaligen sozialistischen Abgeordneten aus Wien, mit, der in dem Augenblicke, als Albanien modern wurde, mit großer Geschicklichkeit eine *Albanische Korrespondenz* gegründet hatte, und nun 'imperialistische Eroberungspolitik machte'. Hassan Arnaut war als mein Privat-Detektiv gleichfalls in Triest. Die Presse war durch verschiedene Blätter vertreten, außerdem erschien in Triest ein Herr Jovo Weis aus Belgrad, der angeblich den Albanern Gewehre zum Preis von 90 Kr. per Stück verkaufen wollte, in Wirklichkeit aber ein serbischer Agent war.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Der Vertreter der österreichischen Regierung war Regierungsrat Makavetz, ein kluger, ruhiger, energischer Kopf, den man nicht leicht außer Fassung brachte. Nach einem Begrüßungsabend wurden am folgenden Tag Marchese Castriota zum Ehrenpräsident und Faik Bey Konitza⁷⁵ zum Kongreßpräsidenten gewählt, ferner Hilë Mosi, Fazil Toptani und Derwisch Hima⁷⁶ in das Präsidium berufen. Die Wahl Konitzas war nicht nach dem Plane Ghikas, denn als dieser plötzlich die Frage der Thronkandidatur auf das Tapet bringen wollte, da wurde er von Faik, seinem alten Gegner, geschickt daran gehindert. In geschickter Weise hatte sich übrigens Ghika, der wie mancher Rumäne eine Hochstaplerkarriere hinter sich hatte, um einen Trumpf in der Hand zu haben, in den Besitz des einen geistig minderwertigen Sohnes Ismail Qemalis gesetzt. Er war schon vor dem Kongreß nach Nizza gefahren, wo die Familie Qemalis, da Qemali selbst blockiert war, in schlechten Geldverhältnissen lebte, und hatte den Sohn Tahir auf eigene Kosten, das heißt ganz genau gesagt auf Kosten Montpensiers, zum Albanerkongreß nach Triest gebracht. Da Tahir keinen Kreuzer in der Tasche hatte, weshalb ihm alles, ja sogar die Zigaretten, von Ghika gekauft wurden, Tahir also ohne Ghika oder dessen Stellvertreter keinen Schritt bewegen konnte, war Tahir eigentlich Ghikas Gefangener. Was Ghika mit Tahir bezweckte, wurde erst später sichtbar. Die äußere Form des Kongresses war folgende: Rechts von dem auf einer mit der albanischen Fahne geschmückten Estrade befindlichen Tische des

⁷⁵ Faik bey Konitza (1875-1942), albanischer Publizist und Patriot.

⁷⁶ Dervish Hima (1873-1928), albanischer Publizist und Patriot aus Struga.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Präsidiums war ein Tisch für die 'Presse', links ein Tisch für die Gäste. Da das Präsidiumsmitglied Derwisch Hima, das je nach Bedarf in Europa Freimaurer, in der Türkei jedoch fanatischer Muselman war, mit der *Neuen Freien Presse* gute Beziehungen hatte, ich aber wollte, daß die Presseberichte durch meine Hände gingen, so setzte ich es durch, daß mit der offiziellen Kongreßberichterstattung als einzige die *Albanische Korrespondenz* betraut wurde. Dies kränkte nun die gleichfalls anwesende 'politische Korrespondenz' dermaßen, daß sie sich beschwerte, doch wurde ihr infolge meiner Intervention von Wien aus mitgeteilt, sich zu fügen. Infolge dieses Schachzuges konnte Derwisch Hima die *Neue Freie Presse* nur mehr in dem Sinne informieren, wie es der weil in albanischen Sachen unerfahrene, daher auf mich angewiesene Herr Freundlich tat. Um Freundlichs Vorzugsstellung zu markieren, setzte man vor allen Journalisten bloß ihn an den Tisch der Gäste. Die Entfaltung der albanischen Flagge wurde natürlich stehend und mit Jubel begrüßt, und der Kongreß entsandte natürlich gleich bei der Eröffnung je ein gleichlautendes Begrüßungstelegramm an Berchtold und San Giuliano. An die Monarchen zu telegrafieren wurde auf meinen Rat deshalb verzichtet, da in diesem Falle der Text wegen Österreich-Ungarns prononcierterer Haltung nicht hätte gleichlautend sein können. San Giuliano antwortete sofort, was brillanten Eindruck machte, Berchtold erst, nachdem ich den Statthalter von Triest, Fürsten Hohenlohe, aufgefordert hatte, Berchtold zu urgieren. Daß sich Berchtolds Antwort verzögerte, machte natürlich schlechten Eindruck und, um dies auszugleichen, proponierte ich dann Hohenlohe, das Kongreßpräsidium zu einem Dejeuner zu sich zu laden. Mit Berchtolds Erlaubnis und unter Heranziehung des italienischen Konsuls von Triest geschah dies auch. Das Essen war brilliant, die Tafel schön mit Blumen dekoriert.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Da die Italo-Albanesen, die am Kongresse zahlreich vertreten waren, sich allerdings nur italienische Reden haltend zu bemerkbar machten, ließ ich mich als alter Freund der Albaner bei der Eröffnung des Kongresses von Faik begrüßen. Dann hatte ich einige Minuten Zeit mir meine Antwort zu überlegen, bestieg hierauf das Podium und hielt eine Stehgreifrede auf albanisch. Mit Ausnahme Generalkonsuls Kral und einiger österreichisch-ungarischer und italienischer Konsuln werden mir viele Mitteleuropäer dies wohl kaum nachgemacht haben. Abgesehen von einem Konflikt zwischen Kutzowallachen und Albanern, bei dem das offiziell sozusagen überhaupt noch nicht geborene Nationalitätchen der Kutzowallachen bereits erbauliche Beweise seines Fanatismus und balkanischen Größenwahnes erbrachte, und einem weiteren Zusammenstoße zwischen dem Präsidenten Faik Bey Konitza und dem mehr gaunerartigen Nikolla Ivanaj, der bloß, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, den Präsidenten fordern wollte, damit aber nicht durchdrang, gab es im Kongreß nur sinnlosen Wortschwall und, als aus dieser Redewüste nichts Kluges herauskam, sah ich mich am Abend des vorletzten Kongreßtages veranlaßt, Faik Bey Konitza beiseite zu rufen und ihm aufmerksam zu machen, daß der Kongreß bisher gar keine Arbeit geleistet hatte, während doch das mindeste, was man von einem politischen Kongreß erwarten müsse, eine Resolution sei. Faik stimmte mir bei, und ich diktierte ihm also eine Resolution, die der Kongreß am folgenden Tag telegrafisch an sämtliche Großmächte zu übermitteln hätte. In einer halben Stunde war die Sache erledigt, und Faik legte am nächsten Tag das Schriftstück dem Kongreß als Resolution vor. Nach einer die Stellung der Kutzowallachen im Kongreß und im zukünftigen Albanien betreffenden Debatte, die Faik dadurch, daß er an die Kutzowallachen sozusagen ein Ultimatum stellte, zugunsten der Albaner erledigte, wurde die Sache angenommen, und so gelangte mein Diktat als Kongreßbeschluß an die Großmächte.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Während des Kongresses erfuhr Cavaliere Mayerhöfer und zwar von Tahir, dem Sohne Ismail Qemalis, daß sich der Montpensierputsch vorbereitet. Er teilte es mir mit, sonst erfuhr es kein Fremder am Kongreß, also nicht einmal Freundlich oder Dungen. Wir beide avisierten Makavetz, dieser den Ballhausplatz. Dort wurden nun alle Gegenmaßnahmen ergriffen. Ghikas Plan, die Thronfrage auf dem Kongreß vorzubringen, war zwar bereits fehlgeschlagen, immerhin war, da Montpensier über eine seeklare Jacht verfügte, noch ein Handstreich zu befürchten. Zwei Tage blieben wir in Triest ohne Nachricht, ob die Kandidatur Montpensiers wegen seiner Verwandtschaft mit der Erzherzogin Maria Dorothea nicht gar etwa in Wien genehm wäre. Die Albaner, unter anderen sogar Faik Bey, begannen nun uns zu fragen, wie sie sich dieser Kandidatur gegenüber zu verhalten hätten. Auf eigene Verantwortung sagte ich: "Feindlich! denn ich glaube nicht, daß Montpensier ein Wiener Kandidat ist." Endlich kam eine meine Vermutung bestätigende Antwort. Es konnte also gegen Montpensier offen vorgegangen werden. Zufällig gaben die Wiener Abgeordneten dem Kongreß im Palace Hotel ein Bankett, und da sagte ich denn in einer Konversationspause mit lauter Stimme: "Ich höre, Montpensier will König von Albanien werden, und es gibt auch schon gedruckte Proklamationen! Hat zufällig einer der Herren so eine in der Tasche? Sie wissen ja, meine Herren, daß auch ich auf Albanien bezughabende Drucke sammle." Große Überraschung, große Stille. Doch Fan Noli⁷⁷ vergaß sich, zog eine Drucksache aus der Tasche und überreichte sie mir. Montpensiers Geheimnis

⁷⁷ Fan Noli, eigentlich Theofan Stylian Noli (1882-1965), albanischer Politiker, Kirchenfürst und Schriftsteller. Ministerpräsident 1924 und später Gründer der albanischen Autokephalen Orthodoxen Kirche.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

war verraten. Abends fuhr die Proklamation per Post an Berchtold. Unsere Sorgen waren geringer aber noch nicht verschwunden. Es trat dann, als sich am folgenden Tag im Kongresse plötzlich das Gerücht verbreitete, daß ein Bote der albanischen Provisorischen Regierung aus Vlora in Triest eingetroffen sei, und einige Minuten später ein von der Reise ermüdeter hochgewachsener, aber gebeugter schwerfälliger Greis unter sichtbarer Aufregung in den Saal geleitet wurde, ein geradezu dramatischer Moment ein. Der Ankömmling war der albanische Minister, Kristo Meksi. Er kam geradewegs aus Vlora. Frenetischer Jubel, alle waren wie elektrisiert. Faik wurde leichenblaß, denn er fühlte, das Präsidium hatte jetzt jeden Einfluß auf den Kongreß verloren. Hier präsierte jetzt die Provisorische Regierung. Er wußte nicht, was für eine Nachricht Meksi mit sich brachte. Proponierte Kristo Meksi infolge irgend einer geheimen Verabredung als Abgesandter der albanischen Regierung von Vlora den Herzog von Montpensier zum Fürsten von Albanien, so war seine Wahl sicher. Ich setzte mich zum Vertreter der österreichischen Regierung, Makavetz, und sagte: "Sie! Wenn Kristo Meksi jetzt die Kandidatur Montpensiers aufstellt, sind wir verloren, denn er wird einstimmig proklamiert." Makavetz blieb äußerlich ruhig aber jede Faser war gespannt. Er war bereit, es auf einen Skandal ankommen zu lassen und den Kongreß zu schließen. Kristo Meksi beginnt zu reden. Er entbietet dem Albanerkongreß den Gruß der Provisorischen Regierung und teilt den Anwesenden mit, daß die Mitglieder der Regierung alle ganz gesund sind, und dann verläßt er, ohne zu ahnen, welche Entscheidung in seinen Händen gelegen war, unter erneutem, frenetischem Applaus das Podium. Die Wolke war vorüber. Wir erkannten, daß Ismail Qemali von Montpensiers Vorhaben noch nicht unterrichtet war, und nun hieß es, Tahir von Ghika zu trennen. Ein Zufall erleichterte unsere Pläne. Ghika wollte sich das Zahlen von Tahirs Hotelauslagen ersparen. Er

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

wandte sich an andere, und sehr bald kam denn auch ein albanischer Patriot. Ich glaube, es war Mark Kakarriqi oder Koci, der zu mir kam und sagte, Tahir, der Sohn des Präsidenten der albanischen Regierung, sei in Geldnöte geraten. Da er mich als Freund der Albaner zu erkennen angab, fragte mich dieser Patriot, ob ich nicht bereit sei, helfend einzugreifen, um Tahirs Schulden zu bezahlen, denn, wenn dies bekannt würde, würde es auf ganz Albanien ein schlechtes Licht werfen. Tahir brauchte 500 bis 600 Kronen. Er genierte sich jedoch, mich persönlich darum zu bitten. Ich war zur Hilfe sofort bereit und versprach schon am Nachmittag alles prompt zu regeln. Mittags speiste ich mit Tahir und Mayerhöfer und zeigte Tahir, daß er ein Werkzeug, ja eine Geisel in Ghikas Händen sei, durch die man in Vlora seinen Vater, um das Leben seines Sohnes zu retten, zwingen könnte zugunsten Montpensiers von der Provisorischen Regierung zurückzutreten, worüber Tahir naturgemäß erschrak. Er beichtete alles, was er wußte, sagte aber, er habe kein Geld, sich von Ghika los zu machen. Ich versprach, alles zu ordnen, zahlte am Nachmittag Tahirs Hotelrechnung und erlegte auch die bis zum nächsten Tag früh nötige Summe. Später traf ich den die 500-600 Kronen verlangenden albanischen Patrioten und sagte ihm, daß ich Tahirs Schulden bereits gezahlt hatte, daß er sich aber in der Summe geirrt hätte, da diese nicht 500-600 Kronen sondern nur 190 Kronen betragen habe. Auf diese Weise ist ein albanischer Patriot um einen Gewinnst von 300-400 Kronen gekommen. Tahir lud ich auch abends zum Nachtmahl ein und, damit er ferner, da er mit Ghika in demselben Hotel wohnte, auch in der Nacht nicht mehr verhandeln könne, brachte ich ihm einen schweren Rausch bei. So brachte ich ihn taumelnd um Mitternacht in sein Hotel, wo wir im Vestibül Ghika trafen. Dieser durchschaute nun die Situation und erkannte, daß seine Partie, soweit sie Tahir betraf, verloren sei. Auf mein Geheiß sagte ihm Tahir außerdem noch, daß er jetzt nach Wien fahre, wo

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

er bei mir wohnen würde. Hiedurch war jede weitere Korrespondenz zwischen Ghika und Tahir unmöglich geworden. In der Frühe ließ ich Tahirs Gepäck abholen, dann fuhr er, wieder ohne Geld in der Tasche, diesmal also als mein Gefangener, nach Wien, wo ich ihn in einem Hotel unterbrachte. Später löste ich ihm eine Fahrkarte nach Nizza, gab ihm etwas Reisegeld in die Hand und schickte ihn zu seiner Mutter. Damit sich so eine Geschichte nicht noch einmal wiederholte, sandte auch der Ballhausplatz an die Frau Ismail Qemali eine größere Summe, wodurch an ihrer momentanen Geldverlegenheit geholfen wurde. Um Tahirs geistiges Niveau zu charakterisieren, genügt die Angabe, daß er unter Abdul Hamid türkischer Marineoffizier war, denn dies sagt schon alles. Dies war meine Tätigkeit bei dem Albanerkongresse in Triest.

Der Wahrheit zuliebe muß ich aber noch betonen, daß mir meine Auslagen vom Ministerium des Äußeren vergütet wurden. Im Ganzen bin ich viermal von den k.u.k. Behörden pekuniär unterstützt worden. Das erste Mal erhielt ich nach der Annexionskrise jene Summe, die ich im Jahre 1909 während der Monate Jänner, Februar und März aus Eigenem zur Agitation in Albanien ausgegeben hatte, zurückerstattet. Das zweite Mal ermöglichte mir das Ministerium Said während des Balkankrieges nach Montenegro und Albanien zu schicken. Das dritte Mal wurden mir aus dem von Ali Arnaut zurückgebrachtem Gelde die Auslagen am Albaner-Kongreß vergütet. Das vierte Mal erhielt ich, da ich am Anfang des Weltkrieges in besonderer diplomatischer Mission in Bukarest verwendet wurde, eine besonders hohe Gage. Alle übrigen Reiseauslagen, Agitationsgelder, Gelder für Informationen etc. zahlte ich aus eigener Tasche. Eine Zeit, wo ich politisierte aber doch sparte, war die, als ich mich als Schafhirte herumtrieb.

Eine recht interessante Episode des Albanerkongresses war, als Pfarrer Pjetro Tushaj dem Herrn Mayerhöfer die

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Mitteilung machte, daß er und der Erzbischof von Shkodra, Mosignore Sereggi, im Herbst 1912 mit Montenegro gegen die Türken zusammengearbeitet hätten, und mir Mayerhöfer diese von mir längst vermutete Tatsache jetzt mitteilte. Humoristisch war, wie ich dem serbischen Agenten Weis in Verlegenheit brachte. Herr Weis, auf dessen dubiosen Charakter mich Ali Arnaut aufmerksam gemacht hatte, wollte mit mir bekannt werden und, da ich ihn wieder auf diese Weise am besten entlarven konnte, hatte ich auch nichts dagegen. Sowie ich Weis seine Absicht erfuhr, ging ich sofort auf ihn zu, machte eine besonders tiefe Verbeugung, stellte mich Herrn Weis vor, und fragte ihn sehr dienstbeflissen, womit ich ihm dienen könne. Diese Höflichkeit überraschte, wie ich ja erwartet hatte, den alten Herrn, bei dem ich wegen seines Alters und seines Wesens langsam Geistestätigkeit voraussetzte. Er wurde verwirrt, wollte sich schnell vorstellen und sagte: "Jov," dann sich verbessernd "Johann Weis." "Sagen Sie," beruhigte ich ihn, "nur Jovo. Ich sehe, Sie kommen aus Belgrad." Auf diese Weise gefangen gestand mir Herr Weis in Serbien gelebt zu haben, erklärte mir hierauf allerdings sich gleich fassend jetzt eben wegen eines Grundstückes mit der serbischen Regierung einen Prozeß zu haben, und gab endlich an, als Vertreter einer Waffenfabrik nach Triest gekommen zu sein, um den Albanern in ihrem neuen Staate Waffen zu offerieren. Die Ausreden des Herrn Weis waren nicht übel, nur glaubte er, daß ich den Zweck seines Daseins nicht kannte. Dieser war zu beobachten, ob die Albaner nicht von der österreichisch-ungarischen Regierung mit Waffen versehen würden.

In erster Linie erklärte ich dem Herrn Weis, daß gerade sein automatisches Gewehr wegen des großen Munitionskonsums für die Albaner ungeeignet sei, dann fügte ich aber noch hinzu, es sei von seiner Firma nicht eben besonders klug gewesen, gerade ihren Belgrader Vertreter, also jenen Menschen nach Triest zu

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

geschickt zu haben, der die Todfeinde der Albaner, nämlich die Serben, mit Waffen versah, und endlich riet ich Herrn Weis, um weder sich noch seine Firma zu kompromittieren, Triest bald zu verlassen und seine Ware erst später, wenn sich die Animosität zwischen Serben und Albanern etwas gelegt haben würde, den Albanern erneut zu offerieren. Es begreift sich, daß Herr Jovo Weis über diese scheinbar wohlgemeinte Rede, deren Pointe er aber ganz gut verstanden hatte, wenig erbaut war. Er verschwand auch bald vom Schauplatz.

Schon von Triest hatte ich am 3. März Conrad folgendes geschrieben:

“Exzellenz! Von dem geplanten Streich des Herzogs von Montpensier, sich des albanischen Throns zu bemächtigen, werden Sie schon gehört haben. Seine auf albanische gedruckte Biographie habe ich Berchtold heute früh zugeschickt. Für den Fall, daß Sie mich wegen der folgenden Proposition für verrückt halten, kann ich nichts dafür. Doch Anbetracht der Gefahren, die uns infolge unserer untätigen Politik umgeben und unvermutet hervorberechen können, möchte ich folgenden, wenn auch abenteuerlichen Plan vorlegen.

Angeblich auf meine Kosten kaufe ich zwei kleine, sehr schnelle Lloydampfer, die mit einigen Geschützen armiert werden, darauf 300 in Zivil gekleidete Soldaten als meine Freiwilligenschaft und lande unter Mitnahme entsprechenden Kriegsmaterials und unter albanischer Flagge nördlich von Durrës. Der andere Dampfer dringt hierauf nach Vlora, - die griechischen Schiffe dürften sich aus Angst vor der ‘Hamidie’ verkrochen haben, womit Montpensier offen rechnet, - um die albanische Regierung zu informieren, die jawohl mit Wien in freundschaftlichen Kontakt ist

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

und die ich als freiwilliger Helfer ohnehin anerkennen werde.

Alles dies müßte während der Zeit inszeniert werden, daß der Ballhausplatz über Montpensier seiner Absicht Zetter und Cordio schreibt und den entrüsteten spielt.

Anbetracht dessen, daß mich die wilden Albaner - also jene, die Gewehre besitzen, - gut kennen, kann mir sogar ein eventuelles Geschrei der albanischen Literaten und Politiker teilweise alles eins sein, was z. B. bei Montpensier nicht der Fall sein darf.

Entschuldigen, Exzellenz, wenn ich Ihnen in aller Eile etwas schreibe, was vielleicht Ihrem geübtem Auge, das die Schwierigkeiten besser beurteilen kann, kindisch erscheint, doch glaube ich, wenn ein Franzose, der nicht einmal albanisch kann, an einen Handstreich denken darf, so kann ich es auch.

Mittwoch werde ich, so ferne Exzellenz gestatten, in dieser Angelegenheit in Wien persönlich vorsprechen, und bleibe bis dahin mit den Zeichen vorzüglicher Hochachtung,

F. Baron Nopcsa"

Von Triest kam ich wieder nach Wien. Bei dieser Gelegenheit jammerte mir Berchtold, als ich die bösen Folgen einer langen Vakanz des eben errichteten albanischen Thrones voraussehend, die Besetzung desselben urgierte, daß er keinen Thronkandidaten finde. Es gab zwar eine große Zahl von Kandidaten. In erster Linie kam damals Graf Urach von Württemberg in Betracht, dann hatten sich ein ägyptischer Prinz, Achmed Fuad, und sogar der Sohn des Marchese Castriota aus Neapel gemeldet. Unter solchen Umständen beschloß ich einen Schritt zu unternehmen, der mich allerdings leicht lächerlich

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

machen und meine ganze bisherige albanophile Arbeit in ein schiefes Licht stellen konnte, den ich in Anbetracht der Umstände aber dennoch wagte. Ich teilte Exzellenz Conrad mündlich mit, daß auch ich, falls ich vom Ballhausplatz unterstützt würde, bereit wäre, unter die Zahl der Thronkandidaten zu treten, und erklärte ihm, daß ich hiezu bloß einmal eine größere Summe brauche, um die sogenannten albanischen Patrioten zu kaufen, was, wie mir der Montpensier-Putsch gelehrt hatte, nicht schwer war, um mich von ihnen zum Fürsten proklamieren zu lassen. Einmal regierender europäischer Fürst, sagte ich, würde es mir ein leichtes sein, mir die übrigen notwendigen Geldmittel durch die mir sonst entschieden antipathische Heirat mit einer reichen auf einen Fürstentitel aspirierenden Amerikanerin zu beschaffen. Der Zustimmung der Bewohner des nördlichen Teiles war ich infolge meiner Haltung in den Jahren 1910 und 1911 sicher, und in Wien konnte ja außerdem gehofft werden, daß auch der damals von Berchtold unterstützte Ismail Qemali keine Schwierigkeiten machen würde.

Einige Tage später, am 22. März, folgte folgender Brief.

“Exzellenz! Infolge der erfreulichen Zuspitzung des Verhältnisses der Monarchie zu Montenegro ist der mich betreffende Teil unseres letzten Gespräches belanglos geworden und würde ich Sie bitten, falls Sie Grafen Berchtold gegenüber die Sache noch nicht zur Sprache gebracht haben, überhaupt nichts von meiner Kandidatur zu erwähnen, damit auch der bloße Schein vermieden werde, daß ich eigennützige Ziele verfolge. Vor unserem aktiven Eingreifen schien mir dieser Schritt als der einzige Ausweg, glücklicherweise schien sich der Ballhausplatz zu einem besseren entschlossen zu haben.

Was den Herzog von Montpensier betrifft, so ist er noch immer eine Gefahr, und es scheint mir, da er

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

unter englischer Flagge ist, kein anderes effektives Mittel gegen den von ihm geplanten Handstreich zu geben, als daß seine Jacht, sei es bei der Ausfahrt aus Brindisi, sei es beim Einlaufen in Vlora, zufällig mit einem Lloydampfer einen heftigen Zusammenstoß katastrophaler Natur hat, so daß sich die Notwendigkeit ergibt, den schiffsbrüchigen Herzog nach Triest oder Cattaro (Kotor) zu retten. Wie ich höre, soll er erneut trachten, mit Ismail Qemali in Kontakt zu treten.

Indem ich um Entschuldigung bitte, Ihre kostbare Zeit in den letzten Tagen so sehr in Anspruch zu nehmen, mit vorzüglicher Hochachtung,
F. Baron Nopcsa.”

Vielleicht wurde meine Kandidatur in kompetenten Kreisen bloß belächelt. Als ich mich aber einige Wochen später von jeder weiteren Albanien betreffenden Aktion angeekelt zurückzog, meinten viele Eingeweihte, dies geschehe bloß deshalb, weil sich meine hochfliegenden Pläne nicht realisiert hätten, während ich als Ursache das angab, daß Albanien in der Weise, wie es aus der Londoner Konferenz hervorging, eine Totgeburt repräsentiere. Gegen diese verleumderische Unterschiebung, die von meinen Gegnern natürlich weidlich ausgenützt wurde, versuchte ich mich gar nicht zu verteidigen, denn ich wußte, daß die kommenden Ereignisse meine beste Apologie sein würden. Der Niederbruch des albanischen Staatsschiffes im Jahre 1914 zeigte, daß ich 1913 in der Tat recht hatte, mich vom sinkenden Schiffe zu entfernen. Mein einziger ‘Fehler’ war der, daß ich die Ereignisse lange vor meinen

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Gegnern vorausgesehen hatte. Während die Londoner Konferenz noch tagte, gelangte der Fürst Wied⁷⁸ auf den Thron Albaniens.

Um diese Zeit trat auch Prenk Bib Doda auf, der zwischen Wien und Rom hin und her pendelte. Seine den Serben und Montenegrinern freundliche Gesinnung, durch die er die Anerkennung seiner Fürstenansprüche auf Mirdita erhoffte, war mir schon längst kein Geheimnis, hatte er doch schon beim Ausbruch des Balkankrieges mit Montenegro gemeinsame Sache gemacht und dann später im Verein mit Marka Gjoni beim Vormarsch der Serben gegen Lezha sein Gebiet ihren Truppen freiwillig geöffnet. Es überraschte mich nach diesen Antezedensien wenig, als er mich für seinen persönlichen Freund haltend bei einem opulenten Nachtmahle im Hotel Sacher die Mitteilung machte, daß er nicht über Durrës sondern über Belgrad nach Mirdita zurückkehren wollte, ja in seinem Vertrauen so weit ging, mich zu bitten, in dieser Angelegenheit Berchtold zu sondieren.

Bald nach dem Albanerkongreß trat ich, wie schon gesagt, infolge der Festlegung der Londoner Grenze auch aus dem Albanienkomitee aus und zog mich vor jeder politischen Tätigkeit zurück. "Dieses Albanien ist nicht lebensfähig. Ein nicht lebensfähiges Albanien, weil es einer der beiden nachbarlichen Großmächte unbedingt zum Opfer fallen muß, schlechter als gar nichts. Ich halte eine weitere Agitation für Albanien mit der Sicherheit der Monarchie für unvereinbar. Ein neues Schleswig-Holstein. Diese Albanien ist höchstens dazu gut, um mit dereinst die Neutralität Italiens zu erkaufen." Dies sind die Sätze, die ich damals aufstellte und Conrad brieflich mitteilte. Mein Austritt aus dem Albanienkomitee wurde mir sehr verübelt. Ich stellte aber doch jede weitere albanophile Aktion ein und

⁷⁸ Wilhelm, Fürst zu Wied (1876-1945).

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

teilte meine Gründe Exzellenz Conrad, Berchtold, Exzellenz Baerenreither und allen mit, die es hören wollten.

Am 2. April fuhr ich nach Temeswar, von dort nach Pantschowa, zog mich dort als Schafhirte an, fand dann einen serbischen Bauern, der mich für einen Hirten haltend mit seinem Wagen gegen Opovo nahm und mich in einem hübschen Dorfe bewirtete. Dieser Bauer war wie alle dortigen ein wohlhabender Serbe. Nach der Bewirtung nahm ich mein Gepäck auf den Rücken und ging nach Opovo und von dort mit einem Hirten, der in Opovo eben Maismehl eingekauft hatte, in das mir schon bekannte Ried. Da die Schafe eben Junge warfen, waren die meisten Eigentümer von Pojana in das Ried gekommen und hatten hier mehrere Koliben gebaut. Das Ried war also dicht bevölkert. Infolge der Nähe der rumänischen Ostern gab es strenges Fasten. Die grünen Weideplätze waren von spielenden Lämmerscharen erfüllt, das Wetter war gut, die meisten Leute froher Laune, doch fühlten sich die Hirten, da sie fortwährend unter den Augen ihrer Dienstgeber waren, nicht übermäßig wohl. Kurz das Ried hatte seinen Habitus gewechselt. Eine längere Krankheit nötigte mich Opovo resp. das Ried zu verlassen und mich zuerst nach Pantschowa dann nach Weißkirchen zurückzuziehen. Wieder genesen nahm ich aber mein ganzes in wallachischen Satteltaschen verstautes und aus einem Plaid einem Paar Reservefußfetzen, einer Wollhose und einem Hemd bestehendes Gepäck erneut auf den Rücken, hängte mir den Schafpelz um, drückte die große Lammsfellmütze aufs Haupt, ergriff meinen eisenbeschlagenen Stock und machte mich mit einigen Kronen in der Tasche in der Nacht auf, um eine der mir bekannten Herden auf ihrem Marsche gegen den Retezat anzutreffen. Früh morgens verzehrte ich am Straßenrand mein Brot mit Speck und Zwiebel, schlief ungefähr eine Stunde, dann ging ich gegen Werschetz. Dort, wo die nach Iktar führende Straße von der Werschetzer abzweigt, erfuhr ich, daß eine der wandernden Herden in der

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Nähe sei. Ich wollte deshalb ins Wirtshaus etwas ausruhen und sie erwarten, wurde aber als Rumäne von einer ungarisch-jüdischen Wirtin abgewiesen. Auf ungarisch sagte sie folgendes zu ihrer Schwester: "Eseket (gemeint waren meinesgleichen) mind agyon kellene ütni, mert ezek csinál ták negyven nyolcban a lázadást⁷⁹."

Wie überall auf der Welt gebärdeten sich auch in Ungarn die Juden stets als die größten Patrioten. Allerdings nicht aus Überzeugung, sondern um mit den Zentralbehörden auf gutem Fuße zu stehen und hiedurch materiell zu profitieren. Daß letzteres der Grund ist, läßt sich dadurch beweisen, daß dieselben Leute in jenem Augenblicke, als sie in eine neue Umgebung und eine neue Strömung kommen, sich so weit wie möglich als Extremisten der neuen Richtung gebärden. In Agram war im Jahre 1913 der Herausgeber der offiziell die Ansichten der ungarnefeindlichen Frank-Partei vertretenden Zeitung ein aus Budapest nach Agram übersiedelter Jude. Nach der Besetzung Siebenbürgens durch die Rumänen wurden von den rumänischen Behörden merkwürdigerweise nur jene ungarisch geschriebenen Zeitungen nicht schikaniert, die sich in Judenhänden befanden, und von den in Budapest gedruckten kleineren Blättern wurden nur in Judenhänden befindliche nach Rumänien hineingelassen, u.s.w.

Von Rumänen wurde mir versichert, daß sie sich mit Ungarn ganz gut verständigen könnten, daß aber eine Verständigung mit den jüdisch-magyarischen Talmi-Patrioten unmöglich sei. Übrigens ist der Antisemitismus eine internationale Erscheinung, an der daher nicht alle anderen Völker sondern ausschließlich nur das jüdische Volk schuld sein

⁷⁹ "Diese sollte man alle erschlagen, denn sie sind es, die in '48 den Aufstand gemacht haben."

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

kann. Er führte in Ägypten (80 n. Chr.) ebenso zu Judenverfolgungen wie im ganzen Mittelalter, ferner auch in der Neuzeit wie in Spanien, Rußland, Ungarn, Rumänien und jetzt in Deutschland. Er ist daher offenbar tief begründet und nicht nur Barbarei. Eine andere Wirtin ließ mich in einen benachbarten Wirtshaus etwas Brot essen und verkaufte mir eine Flasche Bier. Der Bierkonsum nimmt unter den Rumänen Ungarns stark zu und wird von der rumänischen Intelligenz, weil den Branntweinkonsum einschränkend, gefördert.

Die von der ersten jüdischen Wirtin gesagten Worte wollten mir lange nicht aus dem Kopf gehen, denn sie bewiesen mir, daß eine Aussöhnung zwischen Rumänen und Ungarn rp. zwischen Rumänen und ungarischen Juden eine Unmöglichkeit ist. Sie erinnerten mich an ein Gespräch, das ich vor vielen Jahren mit einem Felsöpianer rumänischen Bauern gehabt hatte, nachdem im Frühjahr 1905 auf Veranlassung österreichischer Kreise und Kristoffys in Siebenbürgen unter den Rumänen eine starke antimagyarische Strömung eingesetzt hatte. "Herr," fragte mich dieser Bauer, "warum haben wir heuer im Frühjahr die Ungarn endlich doch nicht erschlagen dürfen? Unser Pope hatte es uns bereits verkündigt." Damals hatte ich den betreffenden Bauern zuerst aufgeklärt, dann aber gefragt, wer speziell in seinem Dorfe die Repräsentanten der zu erschlagenden Magyaren seien. Es waren dies Finanzbeamten, der staatliche Förster und der jüdische Wirt und, als ich dann von den überall verhaßten Finanzen und Förstern absah, erkannte ich, daß als Vertreter der ungarischen Zivilbevölkerung gerade ein Jude den Haß auf sich zog, daher in diesem Falle weniger Magyaren-Haß als Antisemitismus vorlag. Das Gegenstück zu dieser Beobachtung sah ich nun in Iktar. Vom Wirtshause ging ich weiter und traf eine Herde, deren Hirten nach Caransebeş ziehen, dort die Schafe scheren und dann über Hatzeg auf dem Pareng ziehen wollten. Da es mir unangenehm gewesen wäre, die Herde als Schafhirte

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

verkleidet durch Hatzeg zu begleiten, wo ich allen Leuten bekannt war, so erklärte ich mich bereit, den Hirten beim Treiben der Schafe bis Caransebeş als Aushilfskraft zu helfen, wofür sie mir zu essen geben sollten. Wir wurden bald einig. Ich schritt bald vorne bald rückwärts oder, was am ermüdendsten ist, an der Seite der Herde einher und verhinderte, daß die Schafe die zu beiden Seiten des Weges sprießende Saat fressen. Die eines Teiles dieser Arbeit enthobenen Hirten gaben mir zu essen. Der Weg führte über Iktar an Oraviţa vorbei über Valea Boului nach Caransebeş. Hier wurde zuerst ein Tag in der Nähe der Stadt, die übrige Zeit dann auf den Hutweiden des trockenen von etwas Birkengestrüpp bewachsenen Plateaus südlich der Stadt verbracht.

Am Marsche konstatierte ich aus Gesprächen der rumänischen Bauern untereinander, daß die ungarfeindliche Strömung unter den Rumänen im Banat viel stärker sei als in Siebenbürgen und, daß die Rumänen auf den Ausbruch des serbischen Krieges bloß deshalb gehofft hatten, um gegen die Ungarn vorgehen zu können. Ferner sah ich, daß man es in Ungarn nicht verstanden hatte, die Rumänen gegen die Serben aufzuhetzen, sich vielmehr beide zum Feind gemacht hatte. Wegen der damaligen politischen Spannung mit Serbien sah ich mich veranlaßt, in einem Ort in der Gendarmeriekaserne einzukehren und dort, obzwar ich wieder nur eine Schafhirtenlegitimation bei mir hatte, den Wachtmeister aufzufordern, eine geheime Telefonnummer in Temeswar anzurufen, damit ich mit jemandem dort rede. Alles dies tat ich natürlich nur, als ich mit dem Wachtmeister allein war. Den übrigen Gendarmen gab ich mich als ein gestohlene Schafe suchender Hirt aus. Der Wachtmeister war sehr überrascht, er tat aber wie ich verlangte, und mein Temeswarer Freund informierte mich, daß die Krise mit Serbien vorbei sei. nach diesem Telefongespräch erhielt ich auf Intervention des Wachtmeisters,

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

der die Situation überblickte, von den Gendarmen zu essen, habe in der Kaserne geschlafen und bin am nächsten Tag den Weg erfragend auf Wegabkürzungen der Herde nachgeeilt. Mein durch viele Fußtouren geübter Orientierungssinn, durch den ich instinktiv das fühlte, ob ein Weg von der eingehaltenen Direktion abschwenken würde oder nicht, kam mir, da ich Feldwege und im Walde sogar Fußstege benützte, sehr zu statten. Ich holte die Herde bei Valea Boului ein und kam mit ihr nach Caransebeş. Während wir bei Caransebeş rasteten und die Schafe schoren, trafen auch andere aus dem Banat kommenden Herden ein. Jene Herde, die ich nach Caransebeş begleitet hatte, zog weiter. Ich schloß mich daher einer anderen an, die über den Țarcu auf den Retezat ziehen wollte. In Caransebeş konnte ich, als mich einmal die Hirten um Schnaps zu kaufen in die Stadt schickten, das beobachten, wie sich am Boden der von mir erstandenen Branntwein enthaltenden Flasche eine dichtere ölige Flüssigkeit, offenbar Vitriol, befand, das der jüdische Wirt dem Schnaps beigemischt hatte. Als rumänischer Schafhirte konnte ich aber gegen den Juden nicht aufkommen, denn er erklärte mir klipp und klar, den Branntwein zweier Fässer gemischt zu haben, und schüttelte schnell die Mischung, so daß sie homogen wurde. Da mir ein weiterer Protest meinerseits höchstens wegen Frechheit vom Herrn Juden nur Grobheiten eintragen können, schwieg ich, denn für einen rumänischen, wohl aber auch jeden anderen Schafhirten, ist es nämlich fast unmöglich, sich gegen einen Herrn recht zu beschaffen. Ehe man nicht selbst Schafhirte war, begreift man nicht, wie bescheiden und wie verschüchtert ein Bauer Herren gegenüber auftreten muß, und wie jeder, der europäische gekleidet ist, einen, der es nicht ist, herrisch anfährt.

Direkte, absichtliche Bedrückung der Rumänen ist keine vorhanden, wohl aber ist wie bei allen armen ein geringeres Maße bürgerlicher Rechte bemerkbar, und zwar deshalb, weil einem armen Teufel stets Mittel und die Zeit fehlen, die man unbedingt

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

braucht, um in einem jeden modernen Staat, das Recht für sich in Anspruch nehmen zu können. Angenommen ein Bauer meint etwas einem Herrn gegenüber und bekommt sofort eine Ohrfeige, was soll er dann machen? Wenn zwei Leute, etwa ein Herr und ein Bauer, bei einem Eisenbahnschalter stehen, und ersterer, was häufig vorkommt, nervös ist, so ist es für den Bauern, jedenfalls angezeigt, den Herrn vorzulassen. Wenn ein Wanderhirte von einem 'Herrn-Verwalter' wegen Übergriffe seiner Herde, sei es auch ungerecht, gepfändet wird, so kann er doch nicht die Herde stehen lassen und zum Advokaten laufen. Das Beste und das Klügste, was er tun kann, ist um Nachsicht zu bitten oder das Pfand auszulösen oder verfallen zu lassen. Die bösesten Herren sind in jeder Beziehung stets jene, die fast selbst noch nicht Herren sind, sich aber dafür halten und dies bemerkbar zeigen wollen.

Ist ein Beamter einem Bürger gegenüber schon ein großer Herr, so ist er es einem Bauern gegenüber noch mehr. Da heißt es nicht Stunden sondern tagelang 'warten'! Angeblich soll bei den Inkas in Peru der jeweilige Kronprinz genötigt gewesen sein, ein halbes Jahr in zerrissenen Kleidern unter Armen zu leben. Als Inka rangierte er hierauf unter die Götter. Wenn dies wahr ist, so waren die Inkas die größten Soziologen, die es je gab. Ich habe ein halbes Jahr lang als Hirt so gelebt und würde wünschen, daß viele andere große Herren meinem Beispiele folgen. Man lernt mehr verstehen als aus tausend Werken. Dabei lernt man die armen Leute lieb gewinnen, und es regt sich das Verständnis für ihre Klagen. Wie oft habe ich das resignierte "Was soll ich machen?" gehört, und oft geschah es auch, daß ich den Leuten den Rat gab, gegen offenkundiges Unrecht Gegenmaßnahmen zu ergreifen. In der Regel versicherten sie mir aber dann, daß es doch zu nichts führe. Es geht diese Rechtlosigkeit sogar so weit, daß einzelne Dorfrichter oder Wegeinräumer von den auf der Straße einher ziehenden Herden auf offener Landstraße einen

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Straßenzoll erheben und die Hirten doch nicht zu bewegen sind, die Behörden hievon zu verständigen. Gegen diesen mangelhaften Rechtsschutz kann auch eine Organisation nicht helfen, denn die Leiter dieser oft berechtigten Organisationen sind meistens auch nur Menschen, denen das Steigen ihres Einflusses ganz recht ist. Die Folge ist, daß die Leiter später häufig den eigenen Vorteil und nicht jenen der durch sie vertretenen Leute vor Auge halten. Von diesen egoistischen Leitern machen nur jene fanatischen Theoretiker eine Ausnahme, welche zu vergessen pflegen, daß wir auf der Erde leben und sie daher in ihrem Fanatismus auf der Erde einen unmöglichen Himmel schaffen wollen.

Zu alledem kommt noch, daß die Leiter jeder sozialen Bewegung in dem Augenblicke, als sie ihr Ziel erreicht haben, mitsamt ihrer Organisation eigentlich überflüssig werden, und, daß sie daher im eigenen Interesse notgedrungen immer mit neuen und neuen Forderungen vortreten müssen. Schließlich führt dies zur Aufstellung solcher Forderungen, an die ursprünglich niemand gedacht hat. Ein weiterer Grund der Radikalisierung der sozialen Forderungen liegt darin, daß die einzelnen sozialen Führer, um Einfluß zu behalten, sich stets überlizitieren müssen. Da nun die berechtigte Unzufriedenheit der ärmeren Schichten jener Punkt ist, an dem die Sozialreformer ihren Hebel einsetzen, ist es für sie am einfachsten, wenn sie den zum Umsturz führenden Klassenkampf predigen. Wenige Sozialreformer waren bisher großzügig genug, andere Wege einzuschlagen. Christus predigte die Versöhnung auf der Basis des Dulden im Diesseits und der Hoffnung auf ein besseres Jenseits, und dem XX. Jahrhundert war es, offenbar als Reaktion auf den intoleranten, und den blutigsten Klassenkampf predigenden Bolschewismus vorbehalten, Männer zu entwickeln, die, selbst wissend, was Entbehrung heißt, eine Versöhnung zwischen Arm und Reich auf legislatorischem Wege erzwingen wollen (Mussolini, Hitler).

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Natürlich ist dies das allergefährlichste, was sich die sozialdemokratischen Umstürzler nur denken können.

Nach meinen persönlichen Erfahrungen zögere ich keinen Augenblick mit der Erklärung, daß auf beiden Seiten sehr viel gefehlt wurde, erblicke aber in der sei es erzwungenen Klassenversöhnung die einzige Möglichkeit, die allen mehr oder weniger gemeinsame Kultur zu retten. Natürlich kann der bei so einem Vorgange nötigen Vermögensausgleich nur auf Kosten gewisser Elemente erfolgen. Als solche kommen nur die 'Allzureichen' oder, so ferne man die Versöhnung auf nationaler Basis betreiben will, die Volksfremden in Betracht. Theoretisch wäre es nun freilich schön, wenn die Versöhnung auf internationaler Basis erfolgen könnte, leider ist aber jede internationale Unternehmung, die sich auf mehr als Lappalien (Carnets de passage für Automobile u. dgl.) erstreckt, wie die Völkerbund-Angelegenheiten zeigen, unmöglich. Sogar ein großer Teil des sogenannten 'internationalen Kapitals' ist keineswegs international sondern ausgesprochen 'jüdisch-national'. Um dies zu verschleiern, trachten allerdings die auf der ganzen Welt verbreiteten Juden die Existenz des Nation-Begriffes zu leugnen, aber gerade als Naturforscher und als Zoologe muß man die Existenz einzelner Nationen betonen. Nationen sind freilich ebenso wenig 'rein' wie die meisten Rassen der domestizierten Tiere, aber deshalb wird doch niemand die unbestreitbare Existenz von Dachshunden und Terriers oder Juden leugnen.

Zum Beweise dessen, daß die meisten, den sozialen Umsturz predigenden Führer Egoisten sind, genügen die Angaben, daß sie sich zum größten Teile aus dem am nüchternsten rechnenden und egoistischsten Volke, nämlich den Juden, rekrutieren, und dann die weitere Angabe, daß meines Wissens noch kein einziger Sozialdemokratenführer (Bebel nicht ausgenommen) arm gestorben ist. Ob die Umsturzfanatiker wie

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Lenin und Kropotkin oder die berechnenden, schlaun jüdischen Führer wie Trotzki die gefährlicheren sind, bleibe dahingestellt. Jedenfalls erinnern beide in ihrer Wirkung an jene deklassierten Mitglieder wohlhabender und einflußreicher Kreise, die wegen Qualitätsmängeln in ihrem eigenen Milieu nicht zur Geltung kommen können und dann darangehen, dieses eigene Milieu zu zerstören (Alcibiades, Michael, Graf Karolyi). Ihr Gegenstück haben diese Schwächlinge in jenen Leuten, die sich aus eigener Kraft emporarbeiten, mit sozial höher stehenden, ja sogar exklusiven Kreisen in Kontakt kommen, dann oft Führer der konservativen Elemente werden und ihre Laufbahn sogar als Imperialisten beschließen. Von so einem jüdischen 'Emporkömmling' (Disraeli) stammt das Wort, "Jeder Engländer wisse, daß ihm, wenn er im Rechte ist, die ganze englische Flotte beisteht." Auch Warren Hastings und Cecil Rhodes, der letzte große Engländer, gehörten in diese Gruppe. Freilich war zur Zeit Disraelis die englische Flotte stärker als es der 'two power standard' verlangte, wogegen sie, als der liberale Lloyd George zur Macht kam, weit unter dieses Niveau herabsank. Da der Begriff Liberalismus schon ab ovo den Begriff des Konzessionmachens involviert, ist dieser Verfall ganz selbstverständlich. Man denke nur an Gladstone und Khartum.

Prognose kann man der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft keine stellen, denn mit ihren höchstens 50.000 Jahren ist sie, im Vergleiche zu den schon mehrere hundert Millionen Jahre alten gesellschaftlichen Vereinigungen anderer Tierarten ein noch ganz junges Gebilde. Bei letzteren fand die bei jedem sozialen Gebilde notwendige Gliederung und Arbeitsteilung schon ihren körperlichen Ausdruck. In der menschlichen Gesellschaft scheinen sich bisher nur die sozialen Grundbegriffe "Du sollst deinesgleichen nicht töten und du sollst deinesgleichen nicht bestehlen" überall zu vererben. Bei den in Nordamerika in großzügiger Weise durchgeführten

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

‘Intelligenzprüfungen’ schnitten die Kinder gebildeter Stände zwar etwas besser ab als jene der arbeitenden Klassen. Daraus aber auf somatische Unterschiede zu schließen, wäre doch verfrüht. Jedenfalls ist die Sterilisierung der antisozialen Elemente ein ausgezeichnetes Mittel, um die gesellschaftliche Zusammenarbeit zu fördern. Es wird aber lange dauern, bis sie zu einem Resultat führt.

In Caransebeş blieb ich fast zwei Wochen. Es schoren auch die Hirten der zweiten Herde, bei dem ich war, die alten Schafe, und verkauften die Wolle an Ort und Stelle an einen wegen der Schafschur aus Heltau eigens nach Caransebeş gekommenen rumänischen Händler. Wir alle verluden dann die Wolle auf der Bahnstation der Hatzeg-Caransebeş-Bahn, und zwei Tage später zog ich, die Schafe durch Pfiffe antreibend, auf der Straße gegen den Țarcu. Zu der zuvor gemachten Bemerkung, daß es am ermüdendsten sei, an der Seite der Herde einherzugehen, habe ich als Erklärung das hinzuzufügen, daß die Schafe gern in die beiderseits der Straße befindlichen Saatfelder eindringen, die seitlich gehenden Hirten daher hier genötigt sind, bald nach vorne bald nach hinten zu eilen, um die Schafe aus den Saatfeldern zu treiben, und außerdem, da sie ja selbst auch nicht ständig in den Feldern gehen dürfen, entweder genötigt sind, die Straßengräben fortwährend zu übersetzen oder auf der Aufschüttung des Straßengrabens zu balancieren, was zumal, wenn der Boden naß und glitschig ist, mit Opanken ebenso ermüdet, wie wenn man genötigt ist, eines Schafes halber hundert mal ein frisch gepflügtes Ackerfeld zu durchheilen. Das Werfen mit Erdschollen und Düngerklößen hat zwar manchmal wohl den Erfolg, die Schafe auf die Landstraße zurückzuscheuchen, doch bleibt dieser Erfolg, wenn die lockende Saat saftig und grün ist, in der Regel aus. In solchen Fällen nützt nur schleuniges Hineilen, Pfeifen und Gestikulieren. Die Ursache, weshalb beim Marsch von Caransebeş auf den Retezat der Weg über den Țarcu

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

und nicht jener über den Eisernen Torpaß und Klopotiva gewählt wurde, lag darin, daß sich in der Herde schon vor ihrem Eintreffen in Caransebeş Spuren von Blättern gezeigt hatten, die Hirten aber dies, um weiterziehen zu dürfen, den Behörden verheimlichen wollten und es konsequenterweise für besser hielten, statt des durch viele Dörfer führenden Talweges den durch keine Dörfer führenden Bergweg zu benutzen. Im ersten Falle wäre nämlich eventuell die Krankheit der Herde bemerkt worden, und die Behörden hätten sie am Weitermarsch gehindert, ja vielleicht sogar monatelang in der Ebene zurückgehalten, was, da die Pacht der Weiden in der Ebene sehr teuer ist, die Hirten zu Grunde gerichtet hätte. Durch den Weitermarsch über das Gebirge entgingen sie diesem Ruin und infizierten zwar weite Gebiete, diese Verseuchung schadete aber nur anderen Herden und nicht ihnen. Gleich am ersten Marschtag jenseits Caransebeş hüpfte ein Lamm einige Mal nach rechts und links, als ob es von einer Fliege molestiert wurde, dann zeigte es später eine Lähmung beider Hinterfüße, dann blieb es zurück, im weiteren Verlauf schwollen ihm die Speicheldrüsen, trännten die Augen, und es rann Schleim aus Mund und Nase, bis das Tier bei zunehmender Schwäche mit halb geschlossenen Augen fast blind liegen blieb und endlich nicht weiter konnte. Die Hirten redeten kein Wort. Sie schauten sich gegenseitig an und machten besorgte Gesichter. Sie stellten das Lamm auf seine Beine, so daß es weiter ging, dann legte es sich wieder nieder. Alle Hirten wußten, was dies bedeute, und auch ich sollte es erfahren. Am ersten Tag war nur ein Lamm krank, am zweiten Tag waren es schon dreißig. Wir standen einer Epidemie ohnmächtig gegenüber. Es war grausam, wie man die armen, kranken Tiere zum Vorwärtsgang antreiben und mit den Füßen förmlich schieben mußte, dann, wenn eins zusammenbrach, genötigt war, es beim Rücken zu ergreifen und es wieder auf die Beine zu stellen, bloß um nach einigen Schritten erneut sein Zusammenbrechen zu

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

konstatieren. Nach einer kurzen Rast kamen die weniger schwer erkrankten Stücke wieder zu sich und schleppten sich weiter um erneut zusammenzubrechen und erneut angetrieben zu werden, usw. Schwerer Erkrankte blieben liegen und mußten, damit wenigstens das Fell nicht in Verlust gerate, getötet und gehäutet werden. Ihr Fleisch war wegen der Krankheit nicht genießbar. Zwei von uns dreien waren während mehrerer Tage größtenteils damit beschäftigt, zurückzubleiben und die zu Tod verurteilten Schafe zu schlachten und zu häuten. Die Lammsfelle auf den Rücken unserer Esel mehrten sich in schrecklicher Weise, hingegen schmolzen, da die Krankheit den Marsch der Herde verzögerte, das nur für einige Tage berechnete Maismehl und unser Käse in gleich besorgniserregendem Maßstab. Da noch keine anderen Herden am Țarcu waren, wußten wir, daß wir bloß auf unseren Proviant angewiesen waren. Endlich drohten unsere Esel trotz der Abnahme unseres Proviantes unter der Last der frischen Häute zusammenzubrechen, und von diesem Augenblicke an wurden die schwerer erkrankten Tiere einfach mit durchgeschnittener Kehle am Wegrande liegen gelassen. Im Allgemeinen dauerte die Krankheit bei den Stücken, welche die Krise überstanden bloß zwei bis vier Tage, aber bei einem großen Prozentsatz verlief sie tödlich. Hoch oben am Țarcu war zu all diesem Ungemach noch kein Gras gewachsen, so daß die langsam einher ziehende Herde mehr und mehr von Hunger geplagt wurde, und außerdem gab es einige steile Schneewächte zu passieren, wo unsere Esel bald bis an den Bauch einbrachen, bald auf eisigen Partien ausglitten und talwärts rutschten. An solchen Stellen blieb nichts anders übrig, als daß der eine Hirt mit der Herde weiter zog und die beiden anderen die Esel abpackten, dann zuerst die Esel über das Schneefeld hinüberführten, dann Gepäck und Häute hinübertrugen, die Esel wieder beluden und bis zur nächsten vielleicht kaum einem halben Kilometer entfernten Schneewächte weiterzogen, wo die Operation von

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

neuem Anfang. Nebst all dieser Arbeit mußte noch auf die sich niederliegenden und zurückbleibenden Schafe achtgegeben werden, was oben am Țarcu allerdings leichter war, als in der Waldregion, die wir zuvor zu passieren gehabt hatten.

Am abend flüchteten wir, da es oben am Țarcu weder Feuerholz noch Gras gab, in einen Talkessel des Țarcu. Dort sah ich zufällig noch eine der alten und schon seltenen, für den Banater typischen kreisrunden, steinernen Sennhütten, deren Kuppel dadurch gebildet wird, daß ein Stein über dem anderen gegen die Mitte der Kuppe etwas vorspringt. Die neueren Sennhütten des Țarcu sind schon rechteckige Bauten.

Die durch das Töten von fast hundert Schafen für die Hirten mit großen pekuniärem Verluste einhergehenden Misere war so grenzenlos und die allgemeine Stimmung so gedrückt, daß ich, als wir uns am folgenden Tag dem Retezat näherten, den Hirten meine Absicht kund gab, sie für einige Tage, das heißt bis zu ihrem Eintreffen am Retezat- bzw. am Branugebirge, zu verlassen. Sie fanden es begreiflich und waren, da sich ihre Gesellschaft so um einen Esser verringerte, darüber eher froh.

Von der alten Sennhütte waren wir in der Frühe schon bei Tagesanbruch mit nüchternen Magen aufgebrochen, um später zu frühstücken. Ich wartete aber nicht auf die Polenta, die wir an der nächsten Raststelle um acht Uhr früh kochen wollten, sondern ging, als wir die bei einer Quelle befindliche Raststelle um zehn Uhr vormittags noch immer nicht erreicht hatten, ohne seit abends etwas gegessen zu haben, allein vorwärts. Auf mir bis dahin unbekanntem Wegen und mich an einer Stelle am Berge Tomeasa in einem Holzschlag verirrend gelangte ich hungrig endlich um vier Uhr nachmittags zum Holzhauerproviantmagazin Gura Apelor der Firma Peccol und Co., wo ich bekannt war und Essen vorfand. Die Hirten trafen mit der Herde am Branu erst zwei Tage später ein, dann schloß ich mich ihnen wieder an und, als die Krankheit von den Schafen wich, war das Ungemach der vorigen

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Tage bald vergessen. Man ersieht aus dieser Schilderung meines Marsches von Iktar bis auf die Retezat, welche große Distanzen die wandernden Schafhirten alljährlich auch jetzt noch zurückzulegen pflegen, und vor dem Zollkriege Österreich-Ungarns mit Rumänien waren diese Strecken, da damals die Retezater Herden bis in die damals noch türkische Dobrudscha zogen, noch größer. Ich glaube, die Wanderung großer Schafherden teils auf das Mißverhältnis von Futterquantum und Viehstand teils auf die Existenz von über die Baumregion emporragenden, also sonst ökonomisch unverwertbaren Gebirgen zurückführen zu müssen.

Während der Nacht schlief ich am Branu in meinem warmen Schafpelz eingehüllt stets draußen bei der Herde. Wenn es regnete, war dies gerade nicht besonders nett, bei schönem Wetter und Sternenschein in der frischen Luft aber herrlich. Es gibt nichts schöneres als im Hochgebirge bei schönem Wetter im Freien zu übernachten. Wenn der Tag anbrach, ging ich in die Koliba, die wir Lammshirten uns erreicht hatten. Dort machten wir Feuer, kochten die Polenta und aßen einen Sloiu. Sloiu ist von den Knochen abgelöstes, in Stücke geschnittenes und in seinem eigenen Fette gebratenes Schaffleisch, das man mitsamt seinem Fette in einen umgekehrten Lämmermagen schüttet, wo es sich hermetisch abgeschlossen wochenlang erhält. Statt des Sloiu aßen wir zuweilen in der Frühe in gebräunter Butter zerlassenen Käse. Dann faulenzten wir ein wenig, stöberten hierauf die Herde, so ferne sie noch nicht aufgebrochen war, bei den ersten Sonnenstrahlen auf, denn, wenn die Sonne die in Nachtquartier in der Tirla liegende Herde bestrahlt, so ist dies ein Zeichen, daß die Hirten faul sind. Dann trieben wir die Herde auf die Weide. Ein Hirt schreitet langsam vorne einher und lockt den Leithammel durch Polentabrocken, der andere beaufsichtigt die Nachzügler. Die Arbeit beim Weiden besteht darin, daß sich die beiden Hirten irgendwo hinsetzen oder niederlegen, von wo man die Herde gut

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

beaufsichtigen kann, und dann, wenn sich die grasenden Schafe zu weit entfernt haben, entweder ihnen folgen oder sie wenden. Nach so einem Spaziergange legt man sich wieder zusammen nieder, der ein plaudert, der andere spielt Flöte, oder man schließt die Augen und verträumt sein Dasein. Ist ein Hirt allein, so muß er sich natürlich mehr um die Herde kümmern. Ist man aber zu zweit oder zu dritt, so löst man sich ab, der eine geht zum Beispiel der Herde nach, während die anderen rasten, u.s.w. Böse ist es, wenn man die Herde aus den Augen verliert und gar böse ist es, wenn sich dieses an der Grenze des Weidegebietes ereignet, denn die Hirten verschiedener Gebiete sind auf ihr Weiderecht, da sie es bezahlen, naturgemäß erpicht. Es wird auch darauf geachtet, daß die Melkschafe nicht am Weideplatz der Lämmer grasen. Weidet die Herde in der Nähe der Koliba, so begibt man sich mittags dorthin, um zu essen. Weißt man, daß man sich von der Koliba entfernen wird, so holt man seinen Proviant gegen Mittag aus dem Ränzchen. Das Mittagmahl ist meist kalte Polenta und Käse. Gegen Sonnenuntergang ziehen sich die Schafe von selbst enger zusammen, und dann ist es Zeit zur Koliba zu wandern, damit die Herde nicht von der Nacht auf offenem Felde oder gar am Waldesrand überrascht werde. Ein frugales Nachtmahl, bei dem *smîntînă* (dicker Obers), *urda* (süßer Magerkäse) oder, was man sonst aus der Almhütte bekommt, die wesentliche Rolle spielt, beschließt den Tag. Anstatt Bier trinkt man oder löffelt man die erfrischende *jintița*.

Die für uns Kulturmenschen schier unglaubliche Sorglosigkeit des Hirtenlebens ist geradezu unbezahlbar. Man hat den ganzen Tag gar nichts derartiges zu tun, was man nicht wenigstens eine halbe Stunde lang aufschieben kann, und doch ist man die ganze Zeit genügend beschäftigt, um sich nicht zu langweilen. Freilich hat das Hirtenleben auch seine Schattenseiten. Regen, Schnee, Kälte, Wind sind die Faktoren, die es verbittern, denn, wenn man die Schafe am oberen

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Waldesrand weidet, und plötzlich schlechtes Wetter eintritt, geschieht es sogar, daß sich die ganze Herde plötzlich in den Wald flüchtet, und man weder durch Schreien noch Schießen mit der Pistole, die man unerlaubterweise bei sich hat, noch Schlagen und Gestikulieren imstande ist, die Herde aus dem Wald zu bringen. Da gerade bei solchem Wetter Überfälle durch Wölfe und Bären besonders häufig sind, bleibt nichts anders übrig, als naß, wie man ist, 24 Stunden und auch länger ohne Essen bei der Herde auszuharren, bis das Wetter nachläßt und man die Herde wieder zur Hütte treiben kann, um sich etwas zu trocknen und den Hunger zu stillen. Zumal, wenn bei solchen Gelegenheiten ein Hirte allein ist und ein Feueranzünden im Regen unmöglich wird oder das nasse Holz nicht brennen will, dann glaubt der Betreffende, daß die dunkle Nacht niemals aufhört. Auch bei Nebel ist das Weiden der Herde höchst beschwerlich, denn man darf die Schafe nicht aus den Augen lassen, muß daher die ganze Zeit mit ihnen wandern und kann sich von Früh bis Abends keinen Augenblick setzen.

Recht variabel ist die Beschäftigung jenes Hirten, der tagsüber nicht mit der Herde zieht oder sich ihr nur gegen mittags anschließt und der bei der Koliba für Feuerholz zu sorgen hat und mit dem Esel oder auch zu Fuß zur Sennhütte muß, um von dort Proviant zu holen, und der eventuell dazu designiert ist, das für die Schafe nötige Salz in prähistorischer Manier mit einem steinernen Reiber auf einer Steinplatte zu zerreiben und, wenn nötig, mit Maismehlekleie zu mischen (siehe meine Fotografie vom Drehsan / Salzreiben).

Bald ist es dieser, bald jener Hirt, den man zu solchen Arbeiten heranzieht. Daß ich während meiner Hirtenzeit das Schlachten der Schafe durch Durchschneiden der Kehle, das Abhäuten und das Ausweiden gelernt habe, ist natürlich. Da ich aber nicht bei Melkschafen war, ist mir das Übung erfordernde

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Melken ebenso wie das nur einmal im Jahre wiederkehrende Scheren fremd geblieben.

Im Gebirge leben die Schafhirten untereinander größtenteils auf gutem Fuß, dennoch sind sie, wenn sie auf einander losgehen, von rücksichtloser Grobheit. Daß sie sich mit ihren Knüppeln prügeln, ist noch natürlich. Es kommt aber vor, daß Schafdiebe bei den Füßen über ein Feuer aufhängt und bis zur Besinnungslosigkeit geräuchert werden. Ja im Jahre 1913 geschah es in Rumänien in der Stina Scirbu unweit der ungarischen Grenze, daß die Hirten einen Genossen, den sie wegen triftiger Indizien eines Doppelmordes verdächtigten, entkleideten, fesselten und, da er kein Geständnis ablegen wollte, so neben das Feuer legten, daß auf seiner Haut allmählich von der Hitze Blasen entstanden, worauf der Gefolterte allerdings noch während der Tortur ein volles Geständnis ablegte. Seit jenem Morde soll übrigens nach Aussage der Hirten die Stelle, wo der Mord geschah, verflucht sein und häufig von Blitzschlägen getroffen werden. Die unmenschliche, fast wollüstige Grausamkeit der Rumänen scheint eine jener Eigenschaften zu sein, die die Rumänen mit der slawischen Blutmischung in sich aufgenommen haben. Wegen des übrigen slawischen Einschlages im Rumänentum weise ich auf die verschiedenen Schriften des Bukarester Ethnologen E. Fischer. In Rumänien selbst ist man bestrebt, den sehr beträchtlichen slawischen Einschlag zu verleugnen, und betont den lateinischen Ursprung nicht nur der rumänischen Sprache sondern auch der Rasse. Daraus konstruiert man dann historische Anrechte auf Siebenbürgen.

Da ich auch nicht mehr Kleider als ein anderer Hirt hatte und schon im gewöhnlichen Leben nicht kurze Haare zu tragen pflegte und diese außerdem nun seit März nicht geschnitten hatte, kann man sich denken, wie ich gegen Ende des Sommers aussah. Zu allem Schmutz kam noch das Abgebranntwerden von der Sonne, und so konnte man mich durch gar nichts von einem

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Hirten unterscheiden, was das Entsetzen meiner zivilisierten Bekannten und das Verwundern jener Bauern hervorrief, die mich sahen, als ich bei einem gelegentlichen Besuche in Boldogfalva Kendeffy Gabor sein Automobil benützte. Sie konnten sich nicht erklären, wie ein Hirt dazu komme, in einem Automobil zu sitzen.

Es versteht sich, daß auch ich den Hirten benachbarten Sennhütten zuweilen Besuche abstattete, wodurch ich stets mit mehr Hirten bekannt wurde. Zuweilen kamen mehrere von uns auch bei einem Holzhauermagazin zusammen, um dort Wein, Bier oder Schnaps zu trinken. Zur Zeit, als die Himbeeren reiften, waren mehrere von uns öfter im Himbeergestrüpp zu treffen.

Bis zum 9. Juli blieb ich ununterbrochen Schafhirt, dann fuhr ich nach Ausbruch des bulgarisch-rumänischen Krieges wegen der Rumänenfrage über Klausenburg nach Wien. Rumänien schien mir mit Serbien zu paktieren. In Rumänien gab es beim Ausbruch des Krieges gegen Bulgarien in mehreren Orten des mit der Monarchie angeblich verbündeten Rumänien, wie aus dem beiliegenden Zirkular ersichtlich ist, gegen die Monarchie gerichtete Demonstrationen.

Prefectura jud. Mehedinți

Serviciul administrativ

Publicațiune

Dmnlul Ministru de Interne, ne comunică următoarea telegramă:

“Vă reînnoesc circulara mea de ieri și vă rog să luați în măsuri, că orice manifestațiuni în contra vreuniei din marile puteri și mai ales dinaintea consulatelor, să fie riguros interzise, spuneți populațiunei că nu e adevărat că vreuna din marile puteri și în special Austrio-Ungaria, ar arata vreo ostilitate României și ar pune piedica acțiunei politice a statului român.”

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Ministru de Interne

/ss/ Take Ionescu

Cetățienii Severineni, sunt rugați să nu facă nicio
manifestațiune ostilă.

Prefect, T. Costescu⁸⁰.

In Wien blieb ich nur einige Tage und am 21. Juli war ich wieder Schafhirt im Retezat. Schon Anfang Juli war ich als Schafhirt öfter ohne Paß in Rumänien. Ich mußte aber achtgeben von den rumänischen Grenzwächtern nicht gefangen genommen zu werden. Jetzt befreundete ich mich mehr mit den jenseitigen Schafhirten und half ihnen, einige Pferdelaisten Schafskäse in der Nacht nach Ungarn zu schmuggeln, wobei allerdings die ungarischen Finanzen mich mitsamt meinen Freunden doch einmal fast ertappt hätten. Glücklicherweise hatte die Finanzpatrouille sich abends bei einer Sennhütte ein Feuer gemacht, das uns, noch ehe sie unser Pferdegerappel hörten, auffiel. Wäre das Feuer kleiner gewesen, so hätten wir es für ein Hirtenfeuer gehalten und hätten uns ihn unbedenklich genähert. So aber schickten wir einen Hirten voraus zu schauen, was das

⁸⁰ "Präfektur des Kreises Mehedinți, Verwaltungsabteilung. Bekanntmachung. Der Herr Innenminister teilt uns folgendes Telegramm mit: Ich erneuere Ihnen mein Rundschreiben von gestern und bitte Sie, Maßnahmen zu ergreifen, daß jegliche Manifestation gegen eine der Großmächte und insbesondere vor den Konsulaten streng untersagt wird, sagen Sie der Bevölkerung, daß es nicht wahr ist, daß eine der Großmächte und vor allem Österreich-Ungarn gegenüber Rumänien irgendeine Feindseligkeit zeige und die politische Tätigkeit des rumänischen Staates behindere. Innenminister /ss/ Take Ionescu. Die Bürger von Severin werden gebeten, sich feindlicher Manifestationen zu enthalten. Präfekt, T. Costescu." (Übersetzung von Elisabeth Ernst, Bukarest).

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

große Feuer bedeute. Als der Hirt die Finanzen sah, kehrte er um und warnte uns vor der Gefahr, und wir kehrten nach Rumänien wieder. Bei diesen Schmuggelgängen pflegten wir übrigens den schon bei Tag schwer passierbaren Sztanuletja in der Nacht mit Pferden zu passieren.

Als Schafhirt bekam ich die ersten Indizien für die Existenz des rumänisch-serbischen Übereinkommens, dem zufolge Serbien Bosnien und Rumänien Siebenbürgen bekommen sollten. Diese Indizien bestanden darin, daß mir plötzlich mehrere Schafhirten, die miteinander nicht zusammengekommen waren, von der Existenz dieses Bündnisses erzählten.

Da mein Bruder Elek und seine Frau im August nach Szacsal gekommen waren, und ich sie lange nicht gesehen hatte, verließ ich um diese Zeit das Gebirge und wurde für einige Tage wieder ein 'zivilisierter Mensch'. Vom 14. bis zum 21. August war ich mit Kendeffys, Elek, Catherine und meiner Schwester Ilona in Herculesbad. Elek, Catherine und Ilona blieben jedoch nur einige Tage mit uns.

In Herculesbad traf ich den *Times*-Korrespondenten Bouchier, der im Sommer 1911 mein Mitarbeiter in Podgorica gewesen war und von der inzwischen zwischen mir und der *Times* eingetretenen Entfremdung nichts wußte. Er sagte mir, um mich gegen die Rumänen aufzubringen, Take Ionescu hätte ihm von dem rumänisch-serbischen Bündnis erzählt. Diese Nachricht diente mir als Bestätigung für die Richtigkeit der seitens der Schafhirten erhaltenen Indizien, denn Bouchier konnte von diesen nichts wissen. Bouchier beabsichtigte durch die Verbreitung dieser Nachricht, daß Österreich-Ungarn für Bulgarien gegen Rumänien Partei ergreife.

Ich teilte alle diese Beobachtungen Auffenberg mit und blieb dann vom 22. August bis zum 11. September, das heißt bis die Schafe das Gebirge verließen, wieder als Schafhirt im Gebirge. Das Wetter war die ganz Zeit elend, aber der Aufenthalt

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

im Freien hob meine Gesundheit und, da sich hiedurch latente Energie entwickelte, die sich weder im Spiel noch Geschlechtsverkehr, noch geistiger Arbeit umsetzen konnte, begann ich nach einer Pause von acht Jahren wieder Gedichte zu verfassen. Sowie ich in die Zivilisation, das heißt in die Zone anderweitiger Tätigkeit und anderweitigen Energieverbrauches kam, hörte dies aber wieder auf. Offenbar hatte mir eben das wilde Leben eben infolge des dabei entwickelten Energieüberschusses so gut gefallen und mich so verjüngt.

Die menschliche Maschine liefert in normalen Zeiten bei unabhängigen Menschen mehr Energie als verbraucht wird. Es ist dies deshalb nötig, da der Verbrauch nicht konstant ist und die momentane Energie stets so groß sein muß, daß sie auch in einer Krise genüge. Aufspeichern von Energie wurde offenbar durch Überleben der mehr überflüssige Energie produzierenden und daher bei Krisen über mehr Energie verfügenden Individuen im Wege der natürlichen Auslese erreicht. In ganz analoger Weise produzieren Fische scheinbar überflüssig viele Eier, u. dgl. mehr. Überflüssige Energie treibt die Kinder und jungen Tiere zum Spiel, andere zu freiwilliger unwiderstehlicher Arbeit (sogar Schachspiel, Karten, Tennis etc. gehören hierher), andere zu übermäßigem Geschlechtsverkehr oder zur Selbstbetäubung (Alkoholismus). Auch Dichten ist offenbar als solcher unwillkürlicher Verbrauch geistiger überflüssiger Energie zu deuten.

In welchem Organ sich dieser Energieüberschuß einstellt, ist Sache der Veranlagung und des Ausbaus der Organe. Oft verteilt er sich auf verschiedene Organe. Sollte das, was für Individuen gilt, auch für Völker gelten? Junge Menschen und junge Völker produzieren mehr überschüssige Energie als zur Selbsterhaltung nötig. Bei alten Leuten hemmen physiologische Veränderungen die Energieproduktion. Bei abhängigen Menschen (Sklaven, Arbeiter, Armen) ist der tägliche

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Energieverbrauch oft zufällig der Energieproduktion fast gleich, und daher kommen dann Müdigkeit, Unlustgefühle und Selbstmord auf. Aus diesem Verhältnis erklärt sich auch die Tatsache, daß 'inter arma silent musae'. Im Krieg tritt nämlich meist ein erhöhter Energieverbrauch ein. Manche ins Feld ziehenden Menschen werden freilich der täglichen Sorgen enthoben, und daher kommen Lustgefühle und Begeisterung auf. Daher stammen auch die Kriegslieder unbekannter Verfasser.

Ob die Kultur, da sie das Leben erleichtert, bei einem freien Kulturmenschen (im Verhältnis zu einem freien Wilden) eine Vermehrung des Energieüberschusses nach sich zieht oder eine Verminderung eintritt, wage ich nicht leicht zu entscheiden, glaube aber, freie Kulturmenschen sind sehr selten. Die Wilden werden allgemein als fröhlich und gesangslustig geschildert, allerdings denken sie nicht gerne über etwas lange. Diese Denkfaulheit, da sie auch bei europäischen Südländern beobachtbar ist, kann doch eventuell durch klimatischen Einfluß bedingt sein. Durch zu geringer Rohstoffzufuhr (Krankheit) wird der Energieüberschuß jedes Menschen jedenfalls herabgesetzt. Daher 'mens sana in corpore sano'. Freilich darf dies aber nicht, was häufig geschieht, in 'mens sana in corpore giganteo' umgedeutet werden. Der Energieüberschuß ist jedenfalls der Grund, weshalb wir während unseres Lebens meist handeln und uns rastlos irgendwie betätigen, das heißt, zivilisieren, uns Luxus gewähren und Luxus beschaffen. Der Energieüberschuß ist sicher auch mit der sogenannten Freude am Leben identisch. Bei mir speziell ist der eigentlich überflüssige Wunsch, sich zu betätigen, der maßgebende Faktor. Wie, ist mir irrelevant. Ob Fischernetze einziehend, ob mit der Herde marschierend, bis ich mich abends müde im Straßengraben niederlege, ob auf wissenschaftlichem oder politischem Gebiet, ist mir gleichwertig und bereitet mir gleiche Freude. Erfolg ist, weil er die Fortarbeit erleichtert und der persönlichen Eitelkeit schmeichelt, natürlich angenehm.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Mißerfolg wirft einen aus der Bahn, und man muß etwas neues anpacken. Ein Kranker, der gepflegt wird, kann eben wegen der Pflege noch immer einen Energieüberschuß haben. Doch will ich wieder zu meinem Tagebuch kehren.

Da ich über das Abschwenken Rumäniens in Herculesbad und im Gebirge positive Daten erhalten hatte, setzte ich diese später Exzellenz Conrad in folgendem Schreiben auseinander.

1. Oktober 1913

“Exzellenz! Die Angaben, auf Grund deren ich das Bestehen eines serbisch-rumänischen Bündnisses für bestimmt oder für äußerst wahrscheinlich halte, sind folgende:

1) Erzählte mir ein Schafhirt in den Karpaten, ein aus Rumänien nach Ungarn reisender rumänischer Bauer ungarischer Staatsbürgerschaft habe ihm mitgeteilt, daß man unter der rumänischen Bevölkerung Rumäniens davon rede, daß Rumänien in jenem Augenblicke Siebenbürgen fordern werde, wo Serbien Bosnien fordert. Das Gespräch fand im Eisenbahncoupé nach Mehadia in Caransebeş statt.

2) Erzählte mir ein gewisser Nikolaj Zsavla, ein Schafhirt rumänischer Nationalität aus Siebenbürgen genau dasselbe. Er gab an, dies in der Gemeinde Klopotiva gehört zu haben, und ich weiß, daß Zsavla mit dem unter 1) genannten Gewährsmann keine Beziehungen hatte.

3) Hörte ich von rumänischen Schafhirten in der in Rumänien liegenden Sennhütte Sorbele als Schafhirte verkleidet auch dasselbe.

4) Erzählte ein in Rumänien dienender Schafhirt in der Sennhütte Skurtele in Siebenbürgen, daß sich Rumänien gegen die Monarchie rüste. Dies halte ich für eine freilich symptomatische Übertreibung.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

5) Sagte mir Bouchier (*Times*-Korrespondent, mit dem ich 1910 gegen Grafen Aehrenthal kooperierte) gleichfalls, Rumänien werde in jenem Augenblicke Siebenbürgen verlangen, wo Serbien nach Bosnien greift. Bouchier gab an, dies von Take Ionescu und vielen anderen Politikern in Rumänien gehört zu haben.

6) Abgesehen von diesen positiven sich gegenseitig unterstützenden und offenbar aus einer Quelle (rumänische Regierung) stammenden, daher sehr glaubwürdigen Nachrichten finde ich, daß die Rumänen in Siebenbürgen seit dem Sommer eine regere Tätigkeit entfalten als früher.

Die von Subjekten 2 und 5 erwähnten Angaben habe ich Exzellenz Krobotin schriftlich mitgeteilt, die in den anderen Abschnitten bloß mündlich erwähnt.

Ich glaube, man kann das Entstehen eines serbisch-rumänischen Bündnisses, wie es sich aus dem Obigen herauslesen läßt, nur dadurch verhindern, daß man den einen der beiden Bundesgenossen dermaßen schwächt, daß seine Hilfe für die nächste Zukunft für den anderen wertlos wird. Dieser eine Teil wäre natürlich Serbien.

Da ich die Hoffnung auf den Fortbestand der Monarchie noch nicht aufgeben will, erlaube ich mir, obige Angaben Eurer Exzellenz schriftlich zu unterbreiten, und bleibe mit aufrichtigster Verehrung,

Baron Nopcsa."

Während ich noch Hirt war und der rumänische Ministerpräsident Take Ionescu bereits zu Rußland abgeschwenkt war, fuhr er, um mit Berchtold über die Frage der Siebenbürger Rumänen zu konferieren, nach Wien. Er gab sich dort noch als Freund der Monarchie aus, veranlaßte aber gleichzeitig seine Frau

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

trotzdem, da so etwas verboten war, mit einem auffallenden, mit rumänischen Nationalfahnen geschmückten Automobil durch Siebenbürgen zu fahren, damit sie von den ungarischen Behörden aufgehalten würde, und er bei Berchtold an Hand dieses Falles als scheinbarer Freund der Monarchie auf die gräßliche Bedrückung der Rumänen in Ungarn weisen und Berchtold eine peinliche Viertelstunde bereiten konnte. Der ganze Plan gelang vortrefflich, und Berchtold merkte erst beim Ausbruch des europäischen Krieges, daß der zufällig bis dahin gestürzte Take gerade alles andere als sein Freund war. Take Ionescu hatte nur deshalb ein autonomes Siebenbürgen verlangt, um die Monarchie innerlich zu zersetzen.

Vom 17. bis zum 20. September war ich bei Elek und Catherine in Klausenberg und machte mit ihnen mehrere Automobiltouren, z. B. zu den Gasquellen von Kissármás und nach Szentlászlo, wo ich geologische Studien machte. In Klausenburg besuchte ich natürlich Josika Samu. Vom 20.-30. September war ich in Wien, wo ich u.a. auch Burian meine Beobachtungen in der Rumänenfrage erzählte.

.....

Wie nicht anders zu erwarten, benutzte ich den Sturz des türkischen Regimes, um bald nach dem Londoner Frieden wieder nach Albanien zu fahren. Ich fuhr also zum Ärger Zambaus, der noch immer in Shkodra Generalkonsul war, im Oktober von Wien nach Albanien. Obzwar mir das Schicksal des auf der Botschafterkonferenz beschnittenen Albanien so ziemlich klar war, so glaubte nicht einmal ich an einen so schnellen Niedergang, als er tatsächlich erfolgte. Ich fühlte, als ich statt des Halbmondes in Shëngjin eine andere Fahne erblickte, eine gewisse Erregung in meinem Inneren, denn so lange diese neue Fahne wehte, schien mir dies ein Gewähr zu sein, daß von nun an

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

wenigstens meinen Reisen in Albanien keine behördlichen Schwierigkeiten gemacht werden würden, daß ich vielmehr in der Lage sein würde, mich in Albanien eben so frei zu bewegen wie ein Albaner. Ich hoffte sogar, daß mir die Leute, da ich mich stets mit ganzer Kraft für sie eingesetzt hatte, freundlich begegnen würden.

Bajazid schickte ich über Obot nach Shkodra. Selbst betrat ich bei Shëngjin das Land. Meine Erwartungen hatten mich nicht getäuscht. Die Regierung lag in Shëngjin in den Händen meiner Freunde, der Malessoren. Statt Passzwang und Gepäckrevision gab es nur allseitiges Händeschütteln und Begrüßung. Der Finanzangestellte (oder war es der Ortsgendarm?) in Tschakschir und *xhurdi* und mit weißem Schal am Kopfe trug mein Gepäck zum Han, und die anderen Malessorenbeamten kamen ebenso, mich zu begrüßen, wie sie es vor Jahren getan hatten. "*Hoş gelden, hoş gelden*, sei willkommen, sei willkommen," tönte es von allen Seiten. Ich ging zum Han, um ein Packpferd zu bekommen, um mich zu erfrischen und um mich zu orientieren, und schon hieß es wiederum rasch handeln.

Am Bord des Lloyd-Dampfers waren mir böse Gerüchte über Zwiespalt unter den Malessoren zu Ohren gedrungen, und gerade an dem Tag sollte, so sagte mir der Lloydagent, in Lezha eine Versammlung der Shkreli stattfinden, die mit Gjeta Zogu, dem Gouverneur von Lezha, unzufrieden waren. Man befürchtete, daß es zum Blutvergießen kommen würde. Shëngjin war, wie ich wußte, von den Shkreli bewohnt. Eine unparteiische Schilderung von Gjetas Angelegenheiten konnte ich von diesen sicher nicht erwarten, und doch wollte ich orientiert sein. Halt, blitzte es mir durch den Kopf, der Handschi wie jeder Wirt weiß alles, aber wie machen, um alles von ihm auch richtig zu erfahren? Ihn ausfragen, würde zu keinem Ziele führen, da ihm die Gelegenheit zu lügen nicht benommen werden konnte. Ihn

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

bestechen schon gar nicht, denn daran würde er gleich erkennen, daß ich ihn auszunützen vorhatte. Ich mußte auf ein anderes Mittel sinnen. Während ich darüber dachte, brachte man mir für mein Gepäck ein Packpferd. Wie wäre es, fuhr es mir nun durch den Kopf, wenn ich des Handschis 12-15-jährigen Sohn zum einzigen Begleiter und Pferdetreiber bis Lezha nehmen würde? Dieser Junge wußte offenbar genau so viel wie sein Vater. Er war aber jung und unerfahren, vielleicht könnte ich ihn gesprächig machen, dann würde er mir bei richtiger Fragestellung unbewußt, unparteiische und wertvolle Aufschlüsse erteilen. Ich ließ also mein Pferd beladen und, als nun der Handschi selbst mit mir nach Lezha kommen wollte, gelang es mir nach mannigfaltigem Parlamentieren, ihn zu überreden, mir an seiner Stelle seinen Sohn als Begleiter auf den Weg zu geben. Als ich mit diesem Jungen nach zweistündigem Marsche in Lezha antraf, wußte ich alles, was ich brauchte.

In Lezha grüßte von weitem ein Europäer. Obzwar in Khaki angetan war es eine gewinnende, elegante Erscheinung, so grüßte ich dann zurück und ging auf den Grüßenden zu, obzwar ich ihn nicht kannte. "Nopcsa," stellte ich mich vor. "Potocki," lautete die Antwort. Der Zufall, der so manches anstellt, hatte mich mit Grafen Potocki zusammengeführt, der mit Grafen Pachta, um Wälder zu kaufen, nach Albanien gekommen war mit einem, wie sich später zeigte, lebenslustigen Gefolge und einem Expriester, der als Dolmetsch diente. Er hatte in Lezha einen Han bezogen. Natürlich setzte ich mich zu Potocki und Pachta, und dahin kamen dann auch bald alle meine von meinem Eintreffen verständigten albanischen Freunde, so Ded Zogu, Lesh, der Neffe des Bajraktars Lan Turku, dann Syni Doda und viele andere.

Potocki und Pachta waren wie zu einer Afrikaexpedition gerüstet. Ihr Gepäck umfaßte außer Konserven auch Feldbetten u. dgl. in großer Menge, weshalb sie dann zum Transport ihres Gepäcks stets mehrere Packpferde brauchten. Infolge des

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Wegmangels waren damals solche Expeditionen in Albanien entschieden als unpraktisch zu bezeichnen, denn davon absehend, daß sie unverhältnismäßig viel kosteten, nötigten sie außerdem den Reisenden, sich auf die wenigen vorhandenen Saumwege zu beschränken.

Ich saß nicht lange mit Potocki und meinen 'wilden' albanischen Freunden, als die zu ihrer Versammlung herbeiströmenden Chefs von Shkreli auch schon erschienen, um mich zu begrüßen. Ich ergriff die Gelegenheit auf diese in versöhnlichem Sinne zu wirken. Daß ich, obzwar erst angekommen, über alles, ja sogar über die Ereignisse der letzten Tage genau informiert war, wunderte sie gewaltig. In wohlgefügter Rede erklärte ich ihnen, daß ich eigentlich an ihren Streitigkeiten unbeteiligt sei, daß sie mich aber als ihren alten Freund kennen, und daß ich ihnen daher den Rat gebe, ihre Sachen so zu ordnen, daß sie Zorn und Blutvergießen vermeiden, denn dies sei immer nur die Quelle von weiterem Übel.

Potocki und Pachta hatten über mich zwar schon einiges gehört, aber dennoch schienen sie über mein Eingreifen in albanische Angelegenheiten recht erstaunt und freuten sich, mich kennengelernt zu haben. Nach meiner Rede ertönten auf deutsch Rufe aus dem Hane, daß ein Mittagessen fertig sei. Potocki und Pachta gingen hinaus, nahmen mich mit, und dort lernte ich die Begleiterinnen der beiden Herren, zwei bekannte Wiener Fräuleins, kennen. Nach dem Essen legte sich alles schlafen.

Ich entließ mein Packpferd und meinen jungen Pferdetreiber, dann bereitete man mir, als einem Freunde der Albaner, im Regierungsgebäude von Lezha ein Gastzimmer, in dem ein eisernes Bettgestell, fast reine Bettwäsche und ein intaktes Moskitonetz prunkten und, wo ich dann mitten unter meinen albanischen Freunden nicht nur den Nachmittag zu verbringen sondern auch zu übernachten beschloß. Infolge langer Gespräche, während der mir jeder einzelne seine Erlebnisse

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

während der letzten Jahre erzählte, gingen wir alle freilich erst sehr spät schlafen. Abends erfuhr ich nebenbei auch, daß die Versammlung der Shkreli meine Worte zu Herzen genommen und sich in Wohlgefallen aufgelöst hatte. Gleichzeitig ersah ich aber auch, daß die ganze Unruhe, die ich in Lezha konstatierte, von der Gjeta Zogu seit langem feindlich gesinnten Familie des Lan Turku geschürt wurde. Lan Turku war der Bajraktar von Nikç. Durch Armut und durch den Tod des klugen Gjergj Kazeli war aber diese Familie etwas herabgekommen, und infolge dessen hatten die reichen, klugen und energischen aber einer obskuren Familie entstammenden Brüder, Ded Zogu und Gjeta Zogu, fast allen Einfluß an sich gerissen. Trotz ihrer als Gouverneur lokalpolitisch wichtigen Rolle, die es mit sich brachte, daß Berchtold ihre Namen seit dem Winter 1912 oft erwähnt hörte, geschah es, daß dieser Diplomat beide Brüder im Jänner 1914 noch immer nicht Zogu, sondern in eleganter französischer Weise 'Kokü' nannte, was freilich eleganter klang als Zogu.

Wollte ich in Lezha Frieden stiften, so mußte ich Lani den Bajraktar besuchen und, da Potocki auch südwärts wollte, ritten wir alle am nächsten Tag nach Bregumatja. Als Mitglieder der Expedition war Potocki als Europäer gekleidet, ich aber zur großer Freude aller Malessoren war bereits in meinem albanischen Kostüme. Besonders realistisch wurde die Situation dadurch, daß man für mich bloß ein mit einem *samar* (Packsattel) gesatteltes Pferd aufgetrieben hatte, was nun allerdings wie aus beiliegender Fotografie ersichtlich zu meinem Kostüme und meinen Opanken prächtig paßte, was aber auch, da ich mich an das Reiten auf einem *samar* wieder erst gewöhnen mußte, in der ersten Viertelstunde nicht besonders nett war.

Da sich die Dämchen der Expedition so ausgelassen benahmen, daß es öffentliches Ärgernis erregte, denn gerade in der Gegenwart fremder Männer müssen in Albanien Frauen

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

besonders bescheiden auftreten, so war ich, so sympathisch mir Potocki auch war, dennoch froh, als ich mich in Bregumatja von seiner Expedition trennte. Daß man in Albanien Reisen mit Fräuleins nach Tunlichkeit vermeiden sollte, darauf hätten die Vertreter der Monarchie einigermassen achten sollen, denn, als zwei Tage darauf eine italienische ärztliche Hilfsexpedition in Shëngjin landete, die aus lauter ernsten Männern bestand, die alle mit albanischen Kokarden im Knopfloche und von Dienern Prenk Paschas begleitet ruhig und würdevoll nach Lezha einzogen, da forderte sie unwillkürlich zu einem Vergleiche mit der eben verschwundenen tollen Bande.

Trotzdem daß ich in Bregumatja mein möglichstes tat, den Lan Turku zu überreden, hatte mein Besuch bei dem alten Starrkopf nur den Erfolg, daß ich in seiner aus Reisig geflochtenen Hütte übernachtend mir, wie ich später bemerken sollte, eine schwere tropische Malaria holte.

Am nächsten Tag ritt ich, um Gjeta Zogu zu treffen, nach Tale in Bregumatja. Gjeta selbst war nicht zuhause, sondern in Gurëz südlich des Mat, doch traf ich Preka, den Sohn Gjetas, und ritt mit diesem sofort nach Gurëz weiter. Als ich an das Nordufer des damals eben geschwollenen Mat kam, gelangte ein anderer von Süden kommender Reitertruppe an das jenseitige Ufer, woselbst auch viele Malessoren standen. Die Malessoren erkannten mich trotz der Ferne und trotz meinem Kostüme. Nun begann eine große Begrüßungsschießerei auf beiden Ufern, und dies versetzte die fremden Europäer der Reitertruppe, da sie die Ursache nicht kannten, in Aufregung, die sich allerdings bald legte. Ich übersetzte den Mat auf einem Einbaum, begrüßte die Einwohner von Gurëz und dann auch die Europäer, die einer behufs Aufnahme einer Bahntrasse vom k.u.k. österreichisch-ungarischen Ministerium des Äußeren entsendeten Kommission unter der Leitung des Herrn Ingenieurs Dedy gehörten, die am Landwege aus Vlora kam. Dedy und Gefährten

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

waren überrascht, mich hier zu treffen. Sie kannten schon meinen Namen. Mit diesen Herren und Gjeta Zogu wurde der Mat erneut übersetzt und zwar diesmal nordwärts. Die Pferde wurden durch den Mat getrieben und mußten schwimmen. Dann schliefen wir alle bei Gjeta Zogu in Tale und ritten am nächsten Tag nach Lezha. Während ich nach Gurëz ritt, war Deda nach Shkodra gegangen, um mir mein Gewehr zu bringen.

Als ich abends mit Gjeta, dessen Stellung ich auch in Gurëz gefestigt hatte, auf der Drinbrücke bei Lezha auf und ab spazierenging, weil dies das ebenste Wegstück war, und mit ihm nach Einbruch der Dunkelheit gegen die Stadt kehrte, da sprang am Wachposten ein Mirdite, mit dem Gjeta im Vorbeigehen eben noch scherzhafte Worte gewechselt hatte, von rückwärts plötzlich uns nach und erschöß Gjeta Zogu. Gjeta stürzte tot zu Boden. Ich machte einen Satz seitwärts, blieb stehen und hielt, da ich waffenlos nichts anderes machen konnte, die Hände zum Mund und alarmierte durch den lauten Ruf, *“e kanë vrã Gjeta Zogun”* (man hat Gjeta Zogu ermordet) ganz Lezha. Um mich am Alarmgeben zu hindern, schoß der Mörder aus naher Distanz auf mich, fehlte mich aber, dann floh er. Es war gruselig, als ich ihn nach dem ersten Schuß repetieren hörte und nun wußte, daß der nächste Schuß mir gelten würde. Aus allen Häusern stürzten Shkreli und Kelmendi hervor und bezichtigten sich wegen der vorhandenen Spannung gegenseitig des Mordes. Da ich in albanischen Kleidern war, in der Nacht also von den aufgeregten Menschen nicht erkannt wurde, war das Trennen der mit geladenen Gewehren gegenseitig aufeinander losgehenden Parteien, da ich Brachialgewalt anwenden mußte, recht gefährlich, und die Haufen, die ich auseinanderriß, schlossen sich hinter mir von neuem zusammen. Zweimal mußte ich mir zwischen den Shkreli und Kelmendi gewaltsam einen Weg bahnen. Dann erschien auch der Pfarrer und half mir bei der Trennung. Inzwischen hatte der Mörder Zeit gefunden zu

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

entkommen. Da ich den Mörder nicht kannte und in der Nacht auch nur undeutlich gesehen hatte, dauerte es ziemlich lange, bis wir die Identität feststellen konnten, denn daran, daß es Gjetas eigener Gendarm gewesen wäre, wollte anfangs niemand glauben. Die Indizien, die uns zu diesem Schlusse führten, waren folgende: erstens war es ein Mann, den Gjeta noch im Laufe des Nachmittags gesehen hatte, da er ihn, als er mit ihm vor dem Schuß gescherzt hatte, ohne Begrüßungsformel angeredet hatte und nicht erstaunt gewesen war zu sehen, daß er auf der Brücke Wache hatte. Zweitens erschien er mir mittelgroß und nicht übermäßig stark. Drittens hatte seine Kleidung in der Nacht einen dunkleren Gesamteindruck erregt, als die weiße Schafwolltracht der Malessoren. Als man auf Grund dieser Angaben die in Lezha zerstreuten Zaptiehs zusammenrief, die es alle als unmöglich bezeichneten, daß einer der ihnen der Mörder sei, da fehlte dennoch der auch Pren Gjakovci genannte Mirdite, Pren Kol Bruma, auf den die Personenbeschreibung paßte. Der Mörder war gefunden aber nicht gefangen.

Während aller dieser Vorgänge saßen der mit mir aus Gurëz gekommene Dedy und die seinen in ihrem Han und zitterten um ihr Leben. Von der Opposition gegen Gjeta hatte ich ihnen zufällig erzählt, desgleichen von der Tatsache, daß ich Gjeta stützte und, als sie nun meinen Ruf hörten, Gjeta sei ermordet, und dann die herbeieilenden Malessoren sahen, die in ihrer Aufregung sinnlos Schüsse abgaben, da meinten sie denn nun, es sei eine Revolte ausgebrochen, durch die eventuell ich und sinnloserweise auch sie als meine Bekannte in ihrem Leben gefährdet wären. Um sie zu beruhigen, hatte der Handschi den Gedanken, einige bewaffnete Leute gleichsam zu ihrem Schutz ins Gästezimmer zu rufen. Da erschrakten aber Dedy und die anderen, der Sprache unkundig, erst recht, denn sie meinten, diese Leute kämen eigens deshalb, um sie zu verhaften oder gar zu töten. Ich ahnte natürlich nichts von alledem, was im Hause

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

vorging, wurde aber in einem Augenblick der Ruhe von jemandem gebeten, zu Dedy in den Han zu kommen. Als ich wohlbehalten und sorglos zu Dedy kam, klärte sich, da ich ihm die feierliche Versicherung gab, daß ihm und seinen Genossen keine Gefahr drohe, bald die Lage. Kaum eine Stunde nach Gjetas Ermordung kam Ded Zogu, der einige Angelegenheiten seines Bruders in Pulaj geordnet hatte, mit meinem Gewehre aus Shëngjin nach Lezha. Dies war das erste Mal gewesen, daß ich in Albanien ohne Gewehr war, aber gerade damals hätte ich es am allernotwendigsten gebraucht. Man sieht, wozu in Albanien ein Gewehr gut ist.

Bald nach dem Morde wurden Stimmen laut, daß der Mord Gjetas auf Anstiften des Mirditenchefs Prenk Bib Doda und seines Cousins Marka Gjoni geschehen wäre, denn ca. vierzehn Tage vorher hatte Gjeta auf Geheiß des österreichisch-ungarischen Generalkonsulates in Shkodra eine auf die Besitzergreifung von Lezha abzielende Aktion des Engländer-, Italiener- und Serbenfreundes Prenk Bib Doda vereitelt. Als gravierendes Moment kam noch hinzu, daß Prenk Bib Doda vor Jahren sich bei einem anderen Mord genau desselben Menschen bedient hatte. Evident wurde Prenks Mitschuld dadurch, daß er dem Mörder später jahrelang in Mirdita Obdach gewährte. Ich telegraphierte die Nachricht von der Ermordung, obzwar hiezu keineswegs verpflichtet, Dienstag abend sofort an das österreichisch-ungarische Konsulat in Shkodra, verheimlichte aber absichtlicher Weise, wer den Mord veranlaßte, und bat um Entsendung eines Vertrauensmannes, dem ich die Wahrheit mitteilen könne und durch den ich dem Konsulate gleichzeitig anheimstellen wollte, ob es die Tatsache, daß auch auf mich geschossen worden war, nicht zu weiteren Schritten verwenden wollte. Auf dieses Telegramm erhielt ich lange Zeit weder eine Empfangsbestätigung noch ein Wort des Dankes. Am folgenden Tag war das Leichenbegräbnis Gjetas und, als auch am dritten

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Tag aus dem bloß dreißig km. entfernten Shkodra noch keine Antwort eintraf, schickte ich ein grobes Telegramm an das dortige Generalkonsulat, dieses an Anstandspflichten ermahmend. Dieses Telegramm wurde vom Konsulate in folgender Weise quittiert.

“Baron Nopcsa, Lezha.
Antwort auf Ihre gestrige Telegramm erfolgte brieflich.
Generalkonsulat verbietet sich energischstens jede
Belehrung.
Generalkonsulat.”

Den Mittwoch nachmittag und den ganzen Donnerstag hatte ich im Vereine mit den aus Shkodra eingetroffenen Vertrauensleuten des angeblich austrophilen Sereggi, nämlich dem Pfarrer Andrea Mjeda, Bruder des Erzbischof, und Mush Kol Kauri, dazu verwendet, daß anstelle Gjeta Zogus sein viel unbeliebterer Bruder Deda zum Gouverneur von Lezha erwählt werde. Ich erreichte dies dadurch, daß ich Uc Turku, der auf Lan Turku einen großen Einfluß hatte, für den Fall, daß die Wahl stattfinde, einen Mannlicher Karabiner mit Fernrohr versprach, den er, da am folgenden Sonntag Deda fast einstimmig gewählt wurde, später auch erhielt. Abgesehen von Syni Doda, meinem Freunde von 1907, stand mir bei diesen Verhandlungen Prek Deda, ein mir bis dahin unbekannter Cousin des Bajtraktars von Manat, mit gutem Rat zur Seite.

Ganz unbesichtigt hatte Prek Deda mein Herz dadurch im Sturm zu erobern verstanden, daß er mich bei meiner Rückkehr von Tale in meinen albanischen Kleidern für einen Malessoren haltend sich mit mir zuerst prächtig unterhielt, dann aber, als er erfuhr, wer ich sei, mich so heftig umarmt, daß er mich beinahe vom Pferd riß. Ich erkannte in diesem Gefühlsausbruch seine ungekünstelte Freundschaft.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Da die in Aussicht gestellte Antwort des Konsulats auf mein erstes Telegramm auch Freitag früh in Lezha immer nicht eintraf, obzwar Donnerstag ein Kawaß des Konsulates auf dem Ritte von Shkodra nach Shëngjin Lezha passiert hatte, so ritt ich Freitag nach Shkodra, wo ich Freitag abends eintraf. Ich übersandte sofort an das Konsulat folgendes Schreiben:

“Lob. Generalkonsulat! Ohne vorläufig auf Ihre Drahtantwort nach Lezha in Detail zu reagieren, teile ich mit, daß der in jener Drahtantwort in Aussicht gestellte Brief noch immer nicht in meinen Händen ist, und gebe, um seine obzwar jetzt höchst wahrscheinlich bereits belanglose Zustellung zu erleichtern, bekannt, daß ich mich in Shkodra befinde. Mit gebührender Hochachtung.”

Samstag vormittag ging ich, da ich über das Benehmen des Generalkonsuls empört war und diesbezüglich nach Wien telegrafieren wollte aber doch vor den Augen der internationalen Besatzung Shkodras einen öffentlichen Skandal vermeiden wollte, zu dem österreichisch-ungarischen Admiral Berry, mich beschweren. Berry fragte, ob ich eine offizielle Mission hätte, und, als ich dies verneinte, war er, offenbar schon vom Generalkonsul Zambaur bearbeitet, darüber höchst aufgebracht, wieso ich mich unterstanden hätte, in Lezha einen Gouverneur einzusetzen, von dem ich nicht wissen konnte, ob er der k.u.k. Regierung genehm sei. Er nannte dies ein unqualifiziertes Vorgehen. Daß ich mich auf meine Kenntnis der albanischen Verhältnisse berief, war Berry irrelevant, und so brach er mit mir und ich mit ihm jeden weiteren politischen Verkehr ab. Ich schrieb folgendes am 11. Oktober 1913 dem Generalstabschef Conrad:

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

“Exzellenz! Im Anschlusse an ein hiesiges Mißverständnis oder an eine hiesige Intrige des Konsulates wäre es mir sehr unangenehm, wenn Eure Exzellenz etwa privatim den hiesigen k.u.k. Admiral über meine bisherige politische Tätigkeit in Albanien aufklären und mich selbst empfehlen würden, um ein ersprießliches Zusammenarbeiten zu ermöglichen. Voraus für diese Liebenswürdigkeit dankend mit größter Hochachtung. P.S. Derzeit finde ich in Albanien Anzeichen einer geheimen italo-serbischen Abmachung. Grund zu diesem Verdacht gibt das Benehmen Prenk Bib Dodas.”

Da Berry vor seiner Abreise aus Shkodra mich, als ich allerdings nicht dort war, zu sich bitten ließ, vermute ich, daß er freilich etwas spät einen Wink von oben bekommen haben dürfte. Ob es aber der Monarchie genützt hat, daß ich temporär von Berry abgeschüttelt wurde, bleibe dahingestellt. Nachdem ich von Berry nach Hause kam, erhielt ich eine Kopie des mir angeblich nach Lezha geschickten Konsulatsschreibens, in dem dieses für die Nachricht über die Ermordung Gjeta Zogus dankte und um meine Ansicht in dieser Angelegenheit fragte. Infolge meiner Unterredung mit Berry gab ich schriftlich folgende Antwort.

“Hochlobt. Generalkonsulat! Anschließend an ein heutiges Gespräch mit dem hiesigen k.u.k. österreichisch-ungarischen Admiral, das ich vor Übernahme Ihres Schreibens hatte, tut es mir leid, die Zuschrift No. 1118 dahin beantworten zu müssen, daß ich derzeit nicht in der Lage bin, weiterhin mit k.u.k. österreichisch-ungarischen Behörden hierorts politische Angelegenheiten zu erörtern. Die Gründe dieses Vorgehens anzugeben, muß ich der obengenannten k.u.k.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Marinebehörde überlassen, da meine Entscheidung auf Grunde deren Initiative erfolgte.”

Den Originalbrief des Konsulates, der in drei Tagen nicht von Shkodra nach Lezha hatte gelangen können, erhielt ich einige Tage später.

In Shkodra hatte Bajazid zufällig meine alte Wohnung von 1907-1910 leer stehend gefunden, und bloß einige Fensterrahmen waren während der Belagerung von Shkodra durch montenegrinische Granatsplitter beschädigt worden. Er hatte daher diese Wohnung gemietet und die alten Diener herbeigerufen, und so konnte ich allen Leuten mit Recht erzählen, daß die ganze Zeit von 1910 bis 1913 für mich nur eine Episode bedeutete und ich mein Leben in Shkodra trotz der Gegenwart des mir feindlich gesinnten Herrn Konsuls Zambaur und des mir ebenso feindlich gesinnten Freundes der Frau Zambaur, nämlich Herrn Vizekonsuls Mayerhauser, dort aufzunehmen gedachte, wo ich es im Jänner 1910 unterbrochen hatte.

In Shkodra traf ich meine alte Bekannte, Miss Durham, und durch ihre Vermittlung lernte ich bald den englischen Admiral und den Oberst Phillips kennen. Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und England war in Shkodra jedermann bekannt, und so war denn dies ein scharfer Seitenhieb gegen Zambaur und Berry. Ich konstatierte nebenbei, wie Essad⁸¹ daselbst gegen die Kandidatur eines katholischen Fürsten hetzte.

Wie man meine Anwesenheit in Shkodra erfuhr, füllte sich meine Wohnung. Meine Diener waren Mehmed Zeneli aus Shala, Deli Nou aus Bugjon, Gjok Prenga aus Orosh und Lesh Ziçi aus Ndërfandina, der anderwärts beschäftigt war. Nikol

⁸¹ Essad Pascha Toptani (1863-1920), albanischer Großgrundbesitzer und Politiker.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Gjergu, ein anderer meiner ehemaligen Diener, war während meiner Abwesenheit griechischer Kawaß geworden. Nikol kam aber ab und zu zu mir, einen Kaffee zu trinken. Der gute, immer lustige, aber geistig beschränkte Lulash Petri aus Plan erfuhr von meiner Anwesenheit in Shkodra erst relativ spät, dann kam aber auch er und ließ sich in meiner Wohnung nieder. Abgesehen von diesen Leuten gab es in meinen Dienerzimmern immer wenigstens 4-5 Leute, bald Mirditen, bald Malessoren oder Dukagjiner, die entweder einfach auf eine Schale Kaffee trinken oder etwas sei es auf ihr Privatleben bezug Habendes sei es Politisches zu sagen hatten. Ein Mann, der sich ostentativ von mir fernhielt, war Ded Zogu. Er meinte auf diese Weise Herrn Zambaur, von dem er ja pekuniär unterstützt wurde, besser zu gefallen. Die Namen meiner übrigen Gäste kann ich schon deshalb nicht anführen, weil ich sie zum Teil persönlich gar nicht kannte, resp. sie manchmal überhaupt gar nicht zu Gesicht bekam. Da viele bei mir übernachteten, waren meine Diener mit Honneurs-machen vollauf beschäftigt. Gab es eine größere Anzahl Gäste, etwa zehn bis zwanzig, so wurde abends ein Hammel geschlachtet und am Spieße gebraten, was natürlich meine Freunde dazu brachten, ihre Freunde zu mir zu bringen, usw. Andererseits brachten mir aber meine Gäste auch kleine oder größere Geschenke wie Haselnüsse, Käse, Äpfel, Fische, aber auch sogar Ziegen und Schafe, was alles durch Gegengeschenke wie Geld oder Patronen quittiert wurde. Da ich die Schafe und Ziegen oft nicht gleich verwenden konnte, hatte ich zuweilen eine ganze Herde (3-13 Stück) im Obstgarten beisammen. Mein Hausherr, Bep Muzhani, ein braver Mensch, erhob gegen allen diesen Rummel keinen Einspruch. So hatte ich es in Shkodra jahrelang betrieben, und so sollte es jedermann machen, der mit einem fremden Volke einen Kontakt sucht.

Es ist natürlich, daß alle jene, die bei mir eingekehrt waren, mich, wenn ich im Gebirge ihr Gebiet betrat, dort

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

ihrerseits gleichfalls freudig willkommen hießen. Abgesehen von diesem Vorteil hatte mein vollkommen offener Haushalt viel dazu beigetragen, mein Prestige zu heben, als Prenk Bib Doda noch nicht in Shkodra war, der als einziger in der ganz Stadt, freilich um nur eine Ziffer anzuführen, zuweilen wöchentlich 25 kg. Zucker beanspruchte. Zu welchen primitiven, aber effektvollen Mitteln ich übrigens diesbezüglich griff, ersieht man aus folgendem Detail.

Da die Skutariner in der Regel im Winter bei ihren *mangals*⁸² zu frieren pflegten, während die Gebirgler in den Kaminen ihrer Kulen prasselnde große Feuer zu unterhalten pflegten, das Feuer als den Freund der Menschen bezeichneten, und die Skutariner wegen ihres Frieren gering schätzten, ging ich sofort beim ersten Mieten von Muzhanis Wohnung daran, die Kamine reparieren zu lassen, um gleichfalls in allen Zimmern lohende Feuer zu haben. Ich gab sogar darauf acht, daß Bajazid die Holzankäufe an jenen Tagen besorge, wo infolge schlechten Wetters nur wenige Leute Holz auf den Markt brachten, und er daher den ganzen Marktvorrat ankaufen konnte. Diese Handlungsweise lenkte dann natürlich, als sich das Gerücht verbreitet, daß ich wiederholt den ganzen Holzvorrat des Marktes von Shkodra anzukaufen pflegte, die Aufmerksamkeit auf die bei mir brennenden Feuer.

Alle meine Diener waren nach Auffassung der albanischen Gebirgler angesehene Leute. Sie waren alle aber auch welche, die schon einen Menschen getötet hatten. Ich ging vom Grundsatz aus, es würden solche Leute, die schon einen Menschen umgebracht hatten, sich weniger daraus machen, zu meiner Verteidigung einen zweiten Menschen zu töten, als solche, die noch niemanden getötet hätten. Andererseits wählte

⁸² Alb. *mangall* 'Kohlenbecken, Mangal'.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

ich aber doch nur solche Leute, deren Treue bekannt war, die also, wie man auf albanisch sagt, *besnik* waren und von denen ich daher, so lange sie meine Diener blieben, nichts zu fürchten hatte. Die diesbezüglichen Erkundigungen durfte ich freilich nicht bei ihnen selbst sondern auf Umwegen einziehen, damit ich nicht von ruhmredigen Leuten hinters Licht geführt wurde. Mörder in meinen Dienst aufzunehmen, von denen es hieß, daß sie *pabesë* (treulos) waren, mußte ich allerdings vermeiden. Da es auf die finanziellen Verhältnisse von Shkodra zu jener Zeit einiges Licht wirft, erwähne ich, daß jeder meiner Leute monatlich zwanzig Kronen Gehalt und dreißig Kronen Kostgeld außerdem je nach Bedarf neue Kleider erhielt und bei mir wohnte.

Das Verhältnis zwischen mir und meinen Dienern war, da ja in Albanien ein Mörder noch keineswegs ein schlechter Mensch zu sein brauchte, da er ja eben an seinen Begriffen von Moral festhielt, ein recht kordiales. In der Frühe begrüßte mich jener, der mir zufällig den Morgenkakao zu meinem Bett brachte, mit "guten Morgen", fragte mich, "wie hast du geschlafen?" Wenn es Mehmet war und die Zeit vorgeschritten war, stöberte er mich aus dem Bett, usw., und diesen Verhältnissen entsprechend mußte ich auch ihre Vergehen behandeln, was aber, da die gravierende 'mala fides' oder 'dolus' meist fehlten, stets leicht war.

Ich entsinne mich eines Falles, wo ich aus Wien in einer Holzschachtel Süßigkeiten zugeschickt bekam, Mehmed dann in der Meinung, daß ich dieses Kistchen nicht mehr brauchen würde, es, ohne mich weiter diesbezüglich zu fragen, seiner Frau schenkte, und diese es auf das Gebirge nach Hause mitnahm. Als ich plötzlich, um etwas einzupacken, eben diese Kistchen benötigt hätte, daher seine Abwesenheit vermißte, erfuhr ich durch Nachfrage den Vorfall. An und für sich war nun das Objekt gar nichts wert. Auch sah ich, daß Mehmed in gutem Glauben an seine Wertlosigkeit es seiner Frau überlassen hatte. Da es aber

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

doch nicht anging, daß er über meine Sachen verfügte, mußte ich doch etwas unternehmen. Ich erklärte Mehmed ganz ruhig ohne den geringsten Vorwurf und mit demselben Phlegma, als ob sich das Kistchen im Nebenzimmer befände, daß ich das besagte Kistchen zufällig brauche, und er es deshalb vom Gebirge zu holen habe. Dies involvierte nun für Mehmed freilich einen viertägigen 'Spaziergang'. Er tat aber wie gehießen und brachte die Kasette.

In einer ganz ähnlichen Weise verfuhr ich, als von den Bettdecken, die ich an meine Diener verteilt hatte, plötzlich eine fehlte, und ich erfuhr, daß Gjok Prenga stets angekleidet schlafe, dafür aber die Decke nach Orosh geschickt habe, damit sich seine arme Familie ihrer bediene. In diesem Falle eruierte ich zuerst öffentlich und äußerst umständlich, wessen Decke fehle, um auf diese Weise mein Eigentumsrecht über das Objekt zu dokumentieren, ein Vorgang, über den der feinfühligte Schuldige ohnehin schon recht deprimiert war. Dann aber schlug ich, als dies erzielt war, jedes weitere Verfahren mit der Erklärung nieder, daß es mir irrelevant sei, ob sich Gjok dieser Decke in Shkodra oder in Orosh bediene, da mir ja kein Recht zustehe, ihn zu zwingen, über Nacht eine Decke zu benützen.

Mit Gjok gab es übrigens einst fast eine heftige Kollision, als sich dieser schon nicht mehr junge Mann eines Tages in unbegreiflicher Zerstretheit in der Frühe das einbildete, daß ich nach meinem Morgenkakao gerufen hätte. Er brachte ungerufen den Kakao, stellte ihn, da ich schlief, neben mein Bett und dann öffnete er die Fensterläden, so daß es im Zimmer licht wurde. Da ich noch keineswegs aufstehen wollte, sagte ich ihm im Halbschlaf: "Schließe die Läden." Gjok tat es. Nun stand aber mein Frühstück neben meinem Bett im Finsternis, und so fragte dann der Fassungslose, obzwar draußen lichter Tag war, mit lauter Stimme: "*A me nez kanilin?*", was zu deutsch "Soll ich die Petroleumlampe anzünden?" bedeutet. Zum zweiten Male in

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

meinem Schläfe gestört fuhr ich nun aber Gjok in einer ihm ganz ungewohnten Weise an: *“Del jashtë, more dhi”* (Schau, Du Schwein, daß Du hinauskommst). Gjok verzog sich, dann aber war es mit meinem Schläfe doch vorbei, denn ich mußte selbst über Gjok seine Petroleumlampe betreffende Frage lachen. Gjok ging hinaus und schwor dort hoch und treuer, nie wieder ungerufen in mein Zimmer zu kommen, so daß die anderen Diener fragten, was denn eigentlich los sei. Er erzählte nun den Vorgang, vergaß aber die Pointe, da ihm die Komik des überflüssigen Anzündens der Petroleumlampe in einem künstlich verfinsterten Zimmer noch immer gar nicht auffiel. Später, als auch ich Gjoks diesbezügliche Frage meinen Dienern erzählte, wurde freilich alles verstanden. Seither war aber die Wendung *“A me nez kanilin?”* eine Frage, mit der ich und meine Diener uns gegenseitig neckten. Wie man sieht, bestand zwischen mir und meinen Leuten nicht das Verhältnis wie zwischen Herr und Diener. Ich war vielmehr in vollem Sinne des Wortes ‘primus inter pares’. Juridisch läßt sich dies damit rechtfertigen, daß die Leute jeden Augenblick bereit waren, zu meiner Verteidigung ihr Leben zu lassen, was man bekanntermaßen von einem gewöhnlichen Diener nicht fordert.

Da ich meine Diener aus verschiedenen Gebirgsgegenden gewählt hatte, wurde ich durch sie, durch ihre Verwandten und Bekannten, ferner meine Freunde, über alles, was im Gebirge vorging, stets in brillanter Weise am Laufenden erhalten, so daß man mein Etablissement das zweite österreichisch-ungarische Vizekonsulat nannte. Da mir alle meine Diener willig gehorchten, so war ich auch in der Lage etwaige zwischen ihnen ausbrechenden Streitigkeiten schnell, leicht und gütig aus der Welt zu schaffen, so daß sich die Situation nie vergiftete, und es nie zu andauernde Verfeindungen nach sich ziehenden Krisen kam. Einmal, als Nikol Gega und Bajazid in rasch aufwallendem Zorn zu je einem Revolver griffen und nur durch das

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Dazwischentreten von Gjok Prenga und Mehmed Zeneli daran gehindert wurden, sich gegenseitig zu erschießen, da gelang es mir sogar, diese Angelegenheit, ohne irgendeinem Teil zu schädigen, aus der Welt zu schaffen, so daß sich beide Gegner nach einer Weile wieder versöhnten. Mehr als ein Europäer wunderte sich darüber, wie ich so viele disparate Charaktere, die noch dazu wie alle Albaner zu gegenseitigem Neid und zu Eifersucht inklinierten, beisammen halten konnte.

In eine schwere Situation geriet ich einst, als Mehmed Zeneli, die freilich in Shkodra einen liederlichen Lebenswandel führende Schwester eines Dushmani mit Gewalt und ohne Einwilligung ihres Bruders entführte, und obzwar Katholik mit Einwilligung seiner ersten gleichfalls katholischen Gattin zur zweiten Frau nahm. Daß Mehmed dem Kirchenbann verfiel, war für mich von geringerer Bedeutung. Wichtiger war aber, daß, als der Dushmani, ein blondhaariger, blauäugiger Hahn, in Shkodra erschien, Mehmed Blutrache zu fürchten hatte. Es gelang Mehmed als Gastfreund eines Dritten in das Haus des Dushmani zu gelangen, und dann brachte er diesen mir bis dahin unbekanntem Menschen in meine Wohnung. Ich unternahm es, beide zu versöhnen, und leitete die Versöhnungsaktion damit ein, daß ich an Mehmed die Frage stellte, weshalb er das Mädchen nicht ordnungsgemäß gefreit und von ihrem Bruder nach Erlag der üblichen Geldsumme verlangt habe. Mehmed erklärte mir, er würde es gerne getan haben, habe es aber deshalb unterlassen, weil er das hiezu nötige Geld nicht besaß, daß Mädchen aber dennoch besitzen wollte. Dann wandte ich mich dem Dushmani zu. Der Dushmani erklärte mir, persönlich gegen Mehmed nichts zu haben und versicherte mich, daß er Mehmed seine Schwester beim Einhalten der gebührenden Formalitäten gerne zur Frau gegeben hätte, jetzt aber durch den Raub entehrt sei und sich daher an Mehmed rächen müsse. Ich erklärte nun den Dushmani auf, daß in ihrem Streite eigentlich weniger Mehmed als ich der

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

leidende Teil sei, indem ich Mehmed weder auf Kommissionen in die Stadt schicken noch mit Mehmed selbst ausgehen könne, ohne mich dem auszusetzen, daß er Mehmed vor meinem Angesicht niederknallte, und daß alles dies für mich höchst peinlich sei, da so etwas wieder nach albanischer Auffassung für mich die Verpflichtung nach ziehen würde, Mehmeds Tod zu rächen. Der Dushmani war gegen meine Argumente nicht taub, und es gelang mir von beiden Teilen, die Versicherung zu erhalten, daß sie sich meiner Entscheidung fügen würden. Unter der Blume gab ich dem Dushmani zu verstehen, daß es wegen des Vorlebens seiner Schwester unbillig sei, für sie dieselbe Summe zu verlangen wie für eine Jungfrau, daß sie also sozusagen nur 50% wert sei. Mehmed verurteilte ich hierauf, diese Summe aus seinem Gehalte in Raten zu zahlen. Eine Beschleunigung des von mir festgesetzten Zahlungstermins war das einzige, was der Dushmani verlangte. Er erhielt es von mir zugesprochen, und damit wäre die Sache, so ferne Mehmed die Raten pünktlich gezahlt hätte, geordnet gewesen. Um aber auch einem solchen aus Unpünktlichkeit erwachsenen neuen Konflikt vorzubeugen, überraschte ich beide Parteien freudig damit, daß ich einen beträchtlichen Teil der Summe - daß heißt mehrere Raten - plötzlich aus eigenem dem Dushmani bar zahlte. Nach dieser Handlung gab ich Mehmed den Rat, wenn er nächstens wieder einmal ein Rind stehle, dasselbe nicht zu braten, sondern dessen Erlös dem Dushmani zukommen zu lassen. Rinder und Hammel stehlen, war nämlich jener Sport, den Mehmed, ehe er in meinen Dienst trat, am meisten liebte. Der Hammeldieb Mehmed zeigte sich der neuen Situation vollkommen gewachsen. Einige Monate lang brauchte er infolge meines Eingreifens ohnehin keine Raten zu zahlen. Er benützte also die Zeit, um sich mit dem Dushmani dermaßen zu befreunden, daß ihm dieser, als es wieder zum Zahlen kam, honoris causa einige Raten abverlangte, den Rest jedoch ganz nachließ. Ich erzähle diese Angelegenheit, weil sie

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

auf die Güte und Intelligenz der Albaner ein entsprechendes Licht wirft.

Von Shkodra begab ich mich, sowie ich meinen ganzen Haushalt in Schwung gebracht hatte, ins Gebirge. Mein Programm war zuerst, den Südhang der Nordalbanischen Alpen zu erforschen, dann das Gebiet knapp westlich der Prokletien. Doch mußte ich wegen Malaria vom letzteren Teil meines Programms absehen, um mich auf den leicht begehbaren bergigen Teil von Kastrati zu beschränken. An meiner Statt bestieg Bajazid den Veleçik, die Kunora e Keneshdolit und einige andere Berge, von wo er die für die Herstellung der Spezialkarte der Nordalbanischen Alpen notwendigen Fotografien machte. Vom Veleçik brachte er mir sogar einen Rudisten mit.

Meinem anfänglichen Programme entsprechend ging ich zuerst über Plan nach Shala, das eben von den vor den Montenegrinern mit Kind und Kegel und allen Herden flüchtenden Krasniqi und Gashi durchflutet wurde. Die Londoner Grenzen mißachtend waren im Oktober 1913 die Montenegriner sengend und plündernd plötzlich auf albanisches Gebiet gedrungen, und in Shala herrschte, als ich dort eintraf, allgemeine Erregung, denn es bestand zwischen den katholischen Shala und den mohammedanischen Gashi eine alte Feindschaft, hatten doch die Gashi wiederholt die Katholiken daran gehindert, den Markt von Gjakova zu besuchen. Jetzt war es anlässlich der Flucht der Gashi einigen montenegrinischen Agitatoren wie Baš Vata und anderen gelungen, die Shala dazu zu überreden, die ihnen nun sich preisgebenden mohammedanischen Flüchtlinge zu berauben. Bei Tag geschah dies dadurch, daß man die beim Shalabach zusammengepferchten, hungernden Krasniqi und Gashi nur gegen Entrichten eines exorbitanten Zolles über die Shalabrücke ziehen ließ und für je zehn Schafe ein Schaf verlangte. Ferner beraubte man sie unter Einhaltung der Formen auch dadurch, daß man an die Hungernden Brot bloß um den tausendfachen Wucherpreis

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

verkaufte. Bei Nacht verzichtete man auf die Formalitäten. Die Shala umschlichen die Herden und holten sich wie Wölfe ihre Beute. Sowie ich diese Zustände bemerkte, eilte ich zur Shalabrücke, und es gelang mir durch moralischen Einfluß durchzusetzen, daß während meiner Anwesenheit die Krasniqi zum großen Ärger, ja zur Wut der beutegierigen Shala, in denen alle schlechten Eigenschaften der menschlichen Bestie erwacht waren, die Brücke frei passieren konnten. Niemand traute sich, seine Hand oder sein Gewehr gegen mich zu erheben. Freilich war das Aufzwingen des eigenen Willens auf die Shala eine nicht ungefährliche Sache, und mein Aufenthalt bei der Brücke eine kritische Stunde. Solang ich bei der Brücke stand, hatte ich Erfolg. Als ich aber die Brücke später verließ, da wurden die Krasniqi erneut geplündert.

Von Shala ging ich über Kapreja und Theth nach Boga und da lernte ich nun den Generalstabshauptmann und Aviatiker Rossmann und seinen Bruder kennen, die im Auftrage des Kriegsministeriums Albanien bereisten. Rossmann senior war ein Mensch mit fröhlichem gewinnendem Wesen und viel Schwung in seinem Inneren. Trotzdem daß er der Sprache unkundig war, vermochte er in Albanien überall einen so guten Eindruck zu hinterlassen, daß alle Albaner, die nur einige Tage mit ihm verkehrt hatten, als ich ihnen später seinen Tod mitteilten, tief erschüttert waren, und dies, obzwar in Albanien die Kugel viele und gerade gute Leute schnell hinwegrafft, so daß die Leute daher an solche Nachrichten stark gewöhnt sind. Rossmann war, wie mir scheint, der einzige österreichische Generalstäbler, der als Aviatiker den Tod fand. Ich gab ihm meinen Freund Lek Curri als Begleiter und wies ihn des weiteren an Qerim Sokoli. Mit Lek Curri war Rossmann sehr zufrieden. Qerim Sokoli unterstützte ihn nur wenig. Weshalb Qerim, der ein gebranntes Kind war, das das Feuer fürchtete, sich für Rossmann nicht entsprechend einsetzte, habe ich bereits erwähnt. Betonen muß ich aber, daß

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

mir der Gesinnungswechsel Qerims, den ich seit 1909 nicht gesehen hatte, eben erst durch dieses neue Benehmen bekannt wurde. Wie immer war ich leutselig mit den Gebirglern. In meinem Verkehre in Shkodra war ich auch diesmal dagegen sehr exklusiv. Ich verkehrte bloß mit dem Erzbischof, mit unserem Major Zvitkovich - ein Verkehr mit den beiden anderen Offizieren unseres Detachements war wegen meines offenen Konflikts mit dem Konsulat nicht möglich -, dann mit Prenk Bib Doda, dem Fräulein Martha und mit dem englischen Gouverneur von Shkodra, dem eitlen Phillips, der Gouverneur des ganzen katholischen Teiles Nordalbaniens zu werden hoffte. Dies war auch der Grund, weshalb der Erzbischof, der nebenbei bemerkt erfolglos diesen Platz seinem eigenen Bruder zugedacht hatte, mit Phillips auf schlechtem Fuße stand. Die zufällige Bekanntschaft mit jenem englischen Offizier, der das Gefängnis unter sich hatte, ermöglichte es mir, mich in den Besitz echter alter schwerer türkischer Sträflingsketten zu setzen, was ich schon seit langem gewünscht hatte.

In die politischen Intrigen war ich natürlich sofort hineingezogen und ich zögerte denn auch gar nicht, neue Verbindungen anzuknüpfen und meine alten aufzufrischen. Durch Miss Durham wurde ich bald zum Leidwesen der österreichisch-ungarischen Behörden mit den in Shkodra befindlichen Engländern bekannt. Lustig war es, als sich plötzlich Prenk Bib Doda einbildete, daß ich meinen ganzen Ehrgeiz darauf setzte, Kaimakam von Lezha zu werden, und mich hiezu aufforderte.

“Aimable et cher Baron!

C'est avec un extrême plaisir que j'ai reçu votre lettre si aimable et si spirituelle. J'ai envoyé des ordres formels aux Perghegha de venir à Alessio vous trouver. Un Perghegha avec les chefs de Zappa s'y trouve déjà

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

pour attendre avec les Malissores sous vos auspices et vous proclamer Gouverneur provisoire d'Alessio. Ne manquez pas d'aller à Alessio et de prendre possession de la ville car ce serait une oeuvre humanitaire. J'envoie l'ordre formel à Gick Prengha de se mettre à vos ordres pour tout le temps que vous désirez. Comme vous le dites si bien, nous nous trouvons entre des imbéciles, mais des imbéciles malfaisants, ce qui est impardonable. Vous pouvez assurer en temps que, bien que tout ce qu'on bébite contre moi soit des bêtise odieuses, mon dévouement pour mes anciens bienfaiteurs ne se trouvera jamais en défaut. Mais ils sont devenus fous. J'ai tout fait, comme à Vienne, pour convaincre ces Messieurs que je suis un homme absolument dévoué à la cause, mais on est en pure perte et, ma foi, on ne peut pas être le serviteur de quelque'un malgré lui. Mais toujours vous pouvez assurer en haut que ma reconnaissance et mon dévouement ne feront jamais défaut. En attendant votre visite très désirée, je me déclare votre ami pour la vie.
Prenk Bib Doda”

Aus diesen Brief schützte ich Krankheit vor. Darauf erhielt ich einen zweiten gleichen Inhaltes.

“Aimable Baron et ami! Orosh, le 1 novembre
C'est avec une extrême impatience que nous vous attendons afin de vous voir Baron d'Alessio. Il y a beaucoup d'imbéciles qui en creveraient de rage, mais moi et les miens nous en serions charmés puisque vous rendriez un vrai service à la cause catholique en Albanie. Me déclarant votre ami pour la vie, je vous serre la main affectueusement, et Vive le Baron.
Bib Doda”

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Nachschrift:

“Les Serbes ont évacué l’Albanie d’une manière si précipitée que tout le monde en est resté ébahi. Qu’il n’y a plus un Serbe au deçà de la frontière il est certain. Nous avons failli nous battre avec eux à Fandi, mais heureusement que les Serbes ont immédiatement quitté leurs positions à peine à ce que j’étais moi là et pas des Turcs. Ainsi nous nous sommes séparés en amis plutôt. Mais je ne voudrais pas les revoir encore, car ce sont des gens absolument impossibles.
Prenk Bib Doda”

Unter den imbéciles war natürlich in erster Linie der österreichisch-ungarischer Generalkonsul Zambaur zu verstehen. Auch dieser Brief erzielte keinen Erfolg, und so erhielt ich denn einen dritten.

“Aimable et cher Baron!

Je suis désolé de votre gastralgie, mais il ne faut pas qu’elle vous empêche de faire ce que nous avons pensé, car moi aussi, je souffre diablement d’une inflammation dentaire, mais ça ne m’empêche pas de parcourir le pays de long en large de pacifier, d’emprisonner, de pardonner, de faire tout ce qui est humainement possible pour ordonner et reformer le pays autant que possible. Voilà pourquoi il faut que vous aussi fassiez le possible pour vous trouver aussi vite que possible à Alessio. Car les événements peuvent se précipiter, et alors si vous tardez, nous nous trouverons d’être arrivés trop tard.

Mille amitiés et croyez moi toujours à vous,
P. Bib Doda”

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Erwähnenswert scheint mir im Anschlusse an Prenk seine Briefe, daß Phillips den Vat Marashi aus Shkreli gegen Ded Zogu hetzte, so daß Deds Position schließlich unhaltbar wurde. Um Ded die Schande eines Sturzes zu ersparen, proponierte ich, daß er im letzten Augenblick seine Stelle freiwillig räume, worauf Lesh, der Cousin Lan Turkus, Gouverneur von Lezha geworden wäre. Ded war aber stützig und so wurde er gestürzt, worauf in Lezha eine englische Besatzung einzog. Dies war ja gerade, was Phillips hatte erreichen wollen, und erst bei diesem Schachzug des englischen Obersten erkannte man in Wien, daß Phillips seine scheinbare Freundschaft mit Zvitkovich nur dazu benützt hatte, um letzteren zu überlisten. Mit Phillips stand ich wie beiliegende Zeilen zeigen, infolge meiner Lokalkenntnisse bald scheinbar auf gutem Fuße.

“Dear Baron!

These three chiefs have come to me to know if their villages are within the boundary of Albania. If they are not, they will take their people with them. If I give them a written statement that the Servians have gone and that their villages are really Albanian, will you kindly see them and let them know? It is obviously important.
Phillips”

Da ich für ernsthafte geologische Forschungen zu schwach war, blieb ich nicht lange in Albanien. Auf der Rückreise von Shkodra nach Wien bestätigte mir Schemua, der damals Korpskommandant in Ragusa war, daß während der Krise jenes Jahres Beamte des Ministeriums des Äußeren an der Börse gespielt hätten.

Die Gründe, die mich dazu gebracht hatten, an eine Börsenspekulation der Beamten des Ministeriums des Äußeren während des Winters 1912-1913 zu glauben, waren folgende:

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

vorerst gab es in der sogenannten Prohaska-Affäre eine eigentümliche Phase. Einige Tage *bevor* das Gerücht von Prohaskas Verstümmelung aufkam, war ich beim Grafen Berchtold und legte ihm die Notwendigkeit eines Krieges gegen Serbien nahe. Als *casus belli*, sagte ich, ließe sich der Zwischenfall Prohaska benutzen. Berchtold sagte mir, er halte den Augenblick für eine Kriegserklärung gegen Serbien nicht für günstig, denn durch jeden Krieg gegen Serbien würde er indirekt das schwer gegen die Türkei kämpfende Bulgarien schädigen und, was die Prohaska-Angelegenheit anbelangt, so kenne er zwar noch keine Details, immerhin aber soviel, daß dieselbe nicht hinreichen, um daraus einen *casus belli* zu machen. Einige Zeit nach dieser Mitteilung, von der ich damals, ohne mir einen groben Vertrauensmißbrauch zu Schulden kommen zu lassen, keinen Gebrauch machen durfte, saß ich abends in der Redaktion der *Zeit*, und da erzählte mir Kanner, er höre aus guter Quelle, daß Prohaska von den Serben kastriert worden wäre. Dieses Gerücht kam auch in die Presse, es wurde in keiner Weise vom Ballhausplatz dementiert und es hatte auf der Börse einen starken Kurssturz zur Folge. Seither wurde über die Prohaska-Affäre viel geredet und geschrieben. Die Sache wollte nicht zur Ruhe kommen und, um die Sache Jahre später endlich zu begraben, gab Berchtold in einer Delegationssitzung die Erklärung ab, er habe dem Gerüchte von der Verstümmelung Prohaskas deshalb nicht entgegenreten können, weil ihm positive Daten fehlten. Diese jesuitische Erklärung Berchtolds entspricht nun formell freilich vollkommen, sinngemäß aber absolut nicht der Wahrheit, denn, hätte Berchtold dem Gerüchte der Verstümmelung Prohaskas gegenüber ein *Kommuniqué* des Inhaltes veröffentlichen lassen, daß dem Gerüchte der Verstümmelung gegenüber ebenso gut begründete Gerüchte im Umlaufe seien, daß Prohaska nicht verstümmelt worden wäre und nichts geschehen sei, was einen *casus belli* involviere, nun so wäre der ganze folgende

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Prohaska-Rummel vermieden worden. Die ganze Welt hätte bloß erwartungsvoll auf das Resultat der Edel'schen Untersuchung des Falles gewartet. Daß die Wahrheit nie publiziert wurde, sei nebenbei erwähnt. Schon diese Prohaska-Affäre legt also die Vermutung nahe, daß dem Minister geistig überlegene Leute im Ministerium des Äußeren den schwachen Minister schlecht berieten und zu einem Börsenspiel mißbrauchten, und fragt man nun, in welchem Departement sich die Schuldigen befinden haben müssen, so kommen, da Prohaska in Prizren, also in Albanien, Konsul war, in erster Linie natürlich die Abteilung für albanische Angelegenheiten und das Pressedepartement in Betracht.

Genau nach dem Paradigma Prohaska vollzog sich der zweite Zwischenfall, der auf Börsenspekulation im Ministerium des Äußeren hinweist. Nachdem die Montenegriener den österreichisch-ungarischen Dampfer Skodra gerade in so einem Augenblicke in Shëngjin zu Kriegsdiensten genötigt hatten, wo sich das Verhältnis zwischen der Monarchie und Montenegro zu bessern schien, wurde dieser Zwischenfall vom Ministerium des Äußeren vierzehn Tage lang verheimlicht. Während der Zeit der Ruhe stiegen alle Börsenpapiere lustig in die Höhe. Nach dieser Ruhepause kam der Zwischenfall mit der Ermordung des Franziskaners Palić, und da publizierte nun die österreichische *Neue Freie Presse* wie auf Befehl ganz unvermittelt nach einem Tage 'rosigster Stimmung' einen Leitartikel mit dem Titel 'Krise mit Montenegro.' Auch die übrige Regierungspresse reagierte in derselben Weise. Ganz besonders war dieser Umschwung in der vorsichtigen, im übrigen die Börse stark beeinflussenden *Neue Freie Presse* zu bemerken. Daß dieser Umschwung vom Pressebüro gemacht war, läßt sich aus der Publikation der bis dahin geheim gehaltenen Skodra-Affäre erkennen. Übrigens war die Palić-Affäre ja auch nur durch Konsularberichte bekannt geworden. In diesem auch auf Börsenmanöver hinweisenden

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Falle hatte man also im Ministerium des Äußeren wissentlich verschiedene Börsenpapiere vierzehn Tage lang grundlos steigen lassen, um sie dann plötzlich von einem Tage auf den anderen zu stürzen. Wieder weisen alle Fäden zu mindestens auf eine Zusammenarbeit des Referenten für albanische Angelegenheiten und des Chefs des Pressedepartements hinter dem Rücken des ahnungslosen Ministers. Offenbar verstanden diese Diplomaten durch das Vorspiegeln der Opportunität eines solchen Verfahrens, den Minister für ihre 'politischen' Pläne zu gewinnen.

In Ragusa setzte ich dies alles Schemua auseinander, und da meinte er nun als Antwort, daß dies äußerst interessant sei, denn, als er Generalstabschef war, da wurde er von Börsianern, die ihn zum Spiel auf der Börse aufforderten, gleichfalls darauf aufmerksam gemacht, daß auch verschiedene Beamte im Ministerium des Äußeren auf der Börse spielten. Er sah sich daher auch veranlaßt, dies dem Minister des Äußeren zur Kenntnis zu bringen. Zu seinem Erstaunen nahm Berchtold aber diese Erklärung so ruhig hin, daß in ihm der Eindruck erweckt wurde, daß bereits vor ihm jemand anderer Berchtold hierauf aufmerksam gemacht habe. Es scheint also, daß abgesehen von mir und Schemua verschiedene Leute infolge verschiedener Argumente auf verschiedenen Wegen zu diesen in das Ministerium des Äußeren tief hineinleuchtenden Resultaten gelangt waren. Es scheint, daß speziell der Chef des Pressedepartements, der in Wien auf viel größerem Fusse lebte, als es ihm sein kleines einige 100 Joch betragendes Gut in Ungarn gestattet hätte, in der Sache kompromittiert war, denn dieser wurde später trotz gut österreichischer Vertuschungsmanier nach Mexiko entfernt. Die übrigen Schuldigen leben aber noch in allen Ehren.

Im Dezember 1913 war ich in Wien, wo ich auch Jänner und Februar 1914 verbrachte. Zu dieser Zeit arbeitete ich mit dem Militäroberoffizial R. Dokaupil fleißig an meiner Spezialkarte

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Albaniens. Das Grundmaterial zu dieser Karte bestand aus ca. 2000-2500 km. Routebezeichnungen, zahlreichen Croquis, vielen Tausenden mit der sehr handlichen Boussole Peignée vorgenommener Winkelmessungen und Tausenden von Fotografien, deren Standpunkt sowohl in die Routenskizzen eingetragen wie auch durch Winkelmessungen fixiert waren und die sich, da die Brennweite des Apparates, mit dem sie gemacht waren, bekannt war, fotogrammetrisch verwenden ließen. Was die Höhenbestimmungen anbelangt, so wurden sie zuerst mittels eines Taschenaneroids vorgenommen. Als jedoch die Karte fertiggezeichnet und dermaßen die Distanz irgendeines auf einer Fotografie erscheinenden Berges von dem Standpunkte der Aufnahme bekannt wurde, konnte, so ferne auf der Fotografie andere in Bezug auf Höhe und Distanz bekannte Berge vorkamen und so am Bilde die Konstruktion eines Horizontes ermöglicht wurde, hiez zu auch der bloße Bildwinkel verwendet werden, unter dem ein Berg erschien, da in diesem Fall ein rechtwinkeliges Dreieck vorlag, von dem eine Seite und der anliegende Winkel bekannt waren.

Ein kurzer Ausflug führte mich im Dezember jenes Jahres von Wien nach Antwerpen, woselbst ich in der dortigen Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über Albanien hielt. Auf der Hinreise nach Antwerpen blieb ich erneut in Nürnberg stehen. Diesmal gefiel es mir aber viel weniger, als anlässlich eines ersten Besuches. Von Nürnberg kam ich am folgenden Tag vormittags in Antwerpen an, dessen Befestigung auffiel. Dann ging ich Besuche machen. Der Präsident der Geographischen Gesellschaft hatte mich bereits zuvor schriftlich zum Diner eingeladen. Ich ließ also bei ihm Karten, dann ging ich den Projektionsapparat ausprobieren. Mittags war ich beim Sekretär der Geographischen Gesellschaft zu Gast geladen. Nachmittags ging ich nach Hause, um meinen Vortrag auszuarbeiten. Ich konstruierte glücklicherweise wie immer zuerst den ersten und

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

den letzten Satz des Vortrags. Kaum hatte ich aber den weiteren Ideengang zu Papier gebracht, als ich einschlief und erst gang zufällig dann erwachte, als es schon höchste Zeit war, sich für den Abend umzukleiden. Umgekleidet ging ich zum bereits erwähnten Präsidenten, wurde den dortigen Honoratioren als 'le conférencier' vorgestellt und erfuhr, daß Professor de Martonne aus der Sorbonne in Paris, die Aufmerksamkeit der Belgier auf mich gelenkt hatte. Nach dem Essen mußte ich meinen Namen in das goldene Buch der Gesellschaft eintragen, dann fuhren wir alle zum Vortragslokal. Der Saal war gut besucht, aber wie immer und überall, wenn Vorträge über Albanien angekündigt wurden, vorwiegend von Damen, die offenbar in der Absicht, etwas über Abenteuer zu hören, aus purer Neugierde herbeizuströmen pflegten. Nach dem Vortrage, der von der Lokalpresse gelobt wurde, habe ich ein Ehrenhonorar von einigen hundert Francs bekommen. Dann fuhr ich nach Brüssel. Dort habe ich Dollo besucht. Dieser zeigte mir sein neues Museum, und ich habe dabei mein möglichstes getan, um mich mit Dollo, mit dem ich mich im Jahre 1899 infolge einer Polemik überworfen hatte, zu versöhnen. Wie mir scheint, ist dies auch gelungen, denn bald nach meinem Eintreffen in Wien erhielt ich von ihm einige Separata zugeschickt, was schon lange nicht der Fall war.

Auf der Rückreise nach Wien berührte ich auch Köln und lernte dort den Geographieprofessor K. Hassert⁸³ endlich auch persönlich kennen. Hassert interessierte mich deshalb, weil er seinerzeit Albanien und Montenegro bereist hatte, sich jetzt allerdings mit afrikanischen Seen abgab. Er gab mir einige Gesteinproben von Tarabosh mit, die ich sehr gut gebrauchen konnte, dann fuhr ich nach Frankfurt.

⁸³ Kurt Hassert (1868-1947), Balkanreisender und Forscher.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

In Frankfurt lernte ich den Musealkustos Drevermann, mit dem ich von früher her in Korrespondenz war, kennen. Er zeigte mir die Schätze des durch den Gemeinsinn der Frankfurter Bürger begründeten und in prächtiger Entwicklung befindlichen Museums. Außer einem Originalexemplar von *Diplodocus*, dem jedoch der Kopf fehlte, interessierte mich am meisten die vollkommene, mit viel Hautpartien erhaltene *Trachodon*-Mumie, die gerade präpariert wurde. Das sie einhüllende Material war Flugsand. Der Schädel, den Versluys beschreiben sollte, war schon präpariert. Es scheint, daß es sich um ein Tier der *Protrachodon*-Reihe handelt. Mit Drevermann habe ich lange über die Funktion des hinter dem Quadratum herabhängenden Teils des Squamosums debattiert. Er hielt ihn für eine Sperrvorrichtung des Quadratoms, bis ich durch Richtung des Muskelansatzes ihn anders und zwar wegen der Vorwärtskrümmung des untersten Teiles für die Ansatzfläche des *Musculus retactor quadrati* deutete, welcher die palinale Unterkieferbewegung dieser Tiere bewirkte.

Von Frankfurt machte ich einen Ausflug in das nahe Gießen, um den Zoologen und Privatdozenten Versluys (derzeit Universitätsprofessor in Wien), der sich viel mit Reptilienosteologie beschäftigte, kennenzulernen. Versluys hatte einige sehr gute Arbeiten publiziert, und bei dieser Gelegenheit konstatierte ich dann, daß mich Osteologie fossiler Reptilien eigentlich doch vielmehr anzieht als Politik. Beschäftigung mit Osteologie und Paläontologie, wo sich alles unter meinem Blick formt und ordnet, bereitet viel mehr Genuß als die Politik, denn zwischen den einzelnen Teilen des tierischen Körpers treten Beziehungen hervor, die man gar nicht erwartet, und diesen dann triumphierend nachzugehen, befriedigt mehr als alles andere. Paläontologie ist aber ebenso anstrengend, doch weniger aufregend als die grausige Politik, bei der man oft mit nichts anderem als Schweinen in Menschengestalt zu tun hat.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

In Gießen habe ich zuerst Versluys sein Institut besichtigt, ging dann in seine Wohnung, wo ich mit ihm und seiner Frau einen Abendimbiß eingenommen habe. Dann zog sich Frau Versluys zurück, und ich blieb mit Versluys in sehr angeregter Konversation bis zur Abfahrt des Zuges, meist über Versluy sein Hauptthema, nämlich Streptostylie des Reptilienschädels redend. Da ich schon 1899 als erster diesbezügliche Beobachtungen bei Dinosauriern am Schädel des *Telmatosaurus* gemacht hatte und Versluys sich in seinen späteren Arbeiten auf mich bereif, war die Wahl dieses Themas ganz natürlich. Wir besprachen aber auch das System der Reptilien im Allgemeinen, wobei ich ihm meine Grundsätze auseinandersetzte.

Es scheint im Auslande aufzufallen, daß in Wien, wo doch selten über fossile Wirbeltiere gearbeitet worden war, plötzlich zwei Forscher (Abel und ich) dieses Thema und zwar beide eher von der biologischen Seite aufgegriffen haben. Teils war es nun gewiß dem Zufalle zu verdanken, daß der Eggenburger Delphinschädel, mit dem Abel seine paläontologischen Studien begann, fast gleichzeitig mit meinem *Telmatosaurus*-Schädel gefunden worden war. Teils lag es aber wohl darin, daß wir uns beide wohl unbewußt gegenseitig beeinflußt haben. Von Gießen fuhr ich nach Frankfurt zurück, habe dort nochmals Drevemann gesehen, dann die Frankfurter archäologische Sammlung besucht und kehrte hierauf nach Wien zurück.

Im Februar 1914 bin ich auf zwei Wochen in Szászcsór, denn die Rumänenfrage wurde kritisch. "Möglicherweise werden wir noch zu Lebzeiten des alten Kaisers Revolution machen." Dies ist, was mir die Bauern sagten, und noch charakteristischer als obige Äußerung war es, als mir, wie ich in rumänischen Kleidern unter den Leuten da saß, ein Rumäne in der Gegenwart mehrerer anderer den Rat gab, wenn die Revolution ausbrechen

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

werde, sofort, da ich Ungar sei, wieder rumänische Bauernkleider anzuziehen und nach Szácscsór zu kommen, damit mir nichts zu leid geschähe. Um zu schauen, ob alle Anwesenden der Meinung seien, daß relativ bald eine Revolution ausbrechen würde, oder ob nicht der eine oder der andere der Anwesenden diese Worte dementieren würde, spann ich dieses Thema unauffällig in die Länge und gab den Leuten die Versicherung, daß sie meinethalben unbesorgt sein könnten, da ich in so einem Falle weder für noch gegen die Rumänen Partei ergreifen, sondern mich einfach nach Wien begeben würde, daher nicht genötigt sein würde, mich als Rumäne zu verkleiden. Obzwar nun durch diese Antwort den Anwesenden zu der Bemerkung, daß keine Revolte ausbrechen würde, genügend Zeit gegeben war, machte doch kein einziger - sei es auch nur, um meine Bedenken zu zerstreuen - eine diesbezügliche Bemerkung.

Ich erkannte an diesem Vorfall die allgemeine Stimmung und glaubte darin eine Reaktion auf die Bukarester Vorgänge des vorigen Sommers zu erkennen. Nach Wien zurückgekehrt informierte ich Conrad über diese Sache. Trotzdem daß die *Zeit* serbophil war und meine Mitarbeiterschaft schon seit einem Jahre zur Unmöglichkeit wurde, blieb ich in Wien mit Dr. Kanner in Kontakt. Kanner war sehr gut informiert und, wenn auch Pessimist, furchtsam und kleinmutig, weshalb manche Kleinigkeit ihm groß erschien, die weder groß war noch symptomatische Bedeutung hatte, war er doch gescheit. Durch seine Nachrichten half er mir unbewußt sehr viel.

Während dieses Frühjahrs besuchte Essad Pascha auf seiner Fahrt nach Neuwied, wo er Wilhelm von Wied die Krone Albaniens anbieten sollte, Wien und wurde dort mit allen Ehren überhäuft, ja es wurde ihm sogar das Großkreuz des Franz-Josef-Ordens verliehen. Dies veranlaßte mich später, als sein von mir längst erwarteter Verrat an Wied offenbar wurde, und als man ihn als Gefangenen auf ein österreichisch-ungarisches Kriegsschiff

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

brachte, in Wien im Ministerium des Äußeren die boshafte Frage zu stellen, ob es wahr sei, daß ihm während seines Transportes auf das Kriegsschiff sein Großkreuz des Franz-Josef-Ordens in das Meer gefallen wäre.

Im April forderte mich durch Dr. Hechts Vermittlung der Kapitalist Fürth auf nach Paris zu kommen, da er sich für Albanien interessiere. Ich lernte die 'Albanian Corporation London' kennen und interessierte mich lebhaft für die Sache. Doch führten die mit ihr geführten Verhandlungen zu ebensowenig greifbaren finanziellen Resultaten wie die ähnlichen Verhandlungen mit Graf Carl Trautmannsdorff. An Trautmannsdorff war mir seine Wut gegen den Ballhausplatz recht sympathisch. Sie versöhnte mich mit der Tatsache, daß er, um das Schwefelkiesvorkommen von Qafa e Barit billiger zu erstehen, sich Zef Noci gegenüber in Spaç über mich abfällig geäußert hatte. Das Aussöhnen mit Trautmannsdorff war mir übrigens auch deshalb leicht, da ich sein Geschäft in Mirdita ihm dadurch total verdorben hatte, daß ich Zef Noci auf den sieben Millionen betragenden Wert des Kiesvorkommens aufmerksam machte. Nach unserer Aussöhnung hatte uns diese erste Kollision nicht gehindert, unser Glück als Geschäftleute fruchtlos zusammen zu versuchen. Trautmannsdorff war einer jener wenigen Leute, die selbstständig handeln wollten, und infolge dessen war er gegen den Ballhausplatz ebenso aufgebracht wie Sieberts, Steinmetz, Spaits, ich und alle, die außerhalb der Ballhausplatz-Gesellschaft standen.

Mein Kontakt mit Trautmannsdorff veranlaßte mich, meine verschiedenen ökonomischen Beobachtungen in Albanien zusammenzustellen. Sie betrafen Wälder, Erze und ein Bahnbauprojekt von Shkodra an den Han i Hotit. Außer Graf Trautmannsdorff, Graf R. Kinsky und einem Herrn Weil interessierten sich auch noch andere Leute um dieses Exposé. Reden und Konferenzen gab es in Hülle und Fülle aber kein

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Resultat, doch hatte ich immerhin die Beruhigung, in diese Spekulationen nur meinen Verstand und keinen Kreuzer Geld hineingesteckt zu haben, wogegen Trautmannsdorff ein Jahr vorher 40.000 K. sinnlos in aller kürzester Zeit verausgabte hatte. Allerdings lebte er dafür in dem Wahn, daß ihm Essad Pascha und die anderen Toptanis, falls er sie brauche, deshalb helfen würden. Meine Verhandlungen mit Walford (Vater und Sohn), Fürth und Mufid Bey Libohova waren noch die ernstesten der ganzen Serie, doch wollten mich diese Herren (wenigstens Walford) schamlos ausnützen. In Mufid Bey Libohova, dem mein Auftauchen in Nizza in Fürths Gesellschaft sehr ungelegen war, lernte ich einen Gauner erster Güte kennen, dasselbe gilt auch für Walford junior.

Während ich mit der Albanian Corporation in Monte Carlo konferierte, war Ismail Qemali in Nizza, und ich benützte daher trotz Mufids gegenteiliger Bemühungen die Gelegenheit, Ismail zu besuchen. Mufid wollte mich überreden, daß Ismail Qemali nie wieder nach Albanien kehren würde. Nach langem Herumfragen erfuhr ich Ismails Adresse und ließ ihm und seinen Söhnen Karten. Am nächsten Tag traf ich den alten Fuchs im Kasino von Monte Carlo. Wir redeten lange über Politik. Er sagte, Essad sei ein Schwein, ich sagte dasselbe. Dann stimmten wir darin überein, daß man Essad stürzen müßte. Ich erklärte mich, um Ismail einzulullen, bereit gegen Essad bei Shkodra zu wühlen. Ismail sollte in Vlora dasselbe tun. Auf diese Weise schienen wir gute Freunde. Unsere seit 1911 bestehende doch jetzt frisch gekräftigte Freundschaft benützte nun Ismail sofort, um mir am nächsten Tag durch seinen Sohn einen Brief zu schicken, in dem er zuerst nochmals unsere Kooperation billigte, dann aber auf seine momentane mißliche Finanzlage zu sprechen kam, und mit den Worten schloß: "Mais pour quelques jours j'ai besoin absolu d'une petite somme de mille à deux mille Francs que je vous ferais toucher par Tahir à Vienne. Je vous fais cette

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

demande parce que je vous considère comme un vrai ami et plus encore comme intime et sincère compatriote.” Ich sagte dem Sohn, daß ich das Geld momentan nicht bei mir habe, jedoch nach Wien gekehrt es besorgen würde, und, als ich abends den Alten traf, bestätigte ich zwar den Empfang des Briefes, vermied aber über dieses Thema viel zu reden. Wir besprachen wieder unsere gemeinsame Aktion, und nach deren Erörterung sagte ich ganz ernst, ich könne dieselbe nur dann unternehmen, wenn Ismail mir hiezu 10.000 Francs beschaffen könnte. Ismail Qemali hatte zwar fast sämtliche Staaten Europas, nämlich die Türkei, Griechenland, Italien, Österreich-Ungarn, England und Montenegro vielleicht auch Serbien und Rußland, erfolgreich um Geld erleichtert. Daß man aber ihm um Geld und gleich viel Geld angehen könnte, war ihm aber eine so neue Sache, daß er die dumme Antwort gab, er habe nicht gewußt, daß man, um Politik zu machen, Geld brauche! Ich habe mich an seinem Anblicke geweidet, ließ es aber natürlich nicht merken. Daher blieben wir auch weiter Freunde, aber Freunde, die sich sicherlich durchschauten.

Die Verhandlungen mit Fürth fanden zum Teil in Paris, zum Teil in Nizza statt. Er wies im Gespräche über die Habsburger im Allgemeinen darauf hin, daß von den vielen tausend Erzherzogen, die es bis heute gab, kein einziger im Kampfe ums Vaterland am Schlachtfelde verwundet wurde. Diese Beobachtung Fürths trat mir in ihrer ganzen Absonderlichkeit erst während des Weltkrieges vor Augen, denn, obzwar alle Erzherzoge stets Militäruniforme trugen und viele von ihnen frontendiensttauglich waren, wurde, soweit mir bekannt, auch während des Weltkrieges nur ein einziger Erzherzog und auch dieser durch weitreichendes Artilleriefeuer verwundet. Für diese Verwundung erhielt er den Leopoldorden mit den Schwertern. Man ersieht denn aus der außerordentlichen Höhe dieser Auszeichnung, daß man die Tapferkeit bei hoch gebildeten

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Erzherzogen mit einem anderen Maßstabe mißt, als bei gewöhnlichen ungebildeten Soldaten, denn ein Soldat muß, um die silberne Tapferkeitsmedaille zu erhalten, schon ganz bedeutenden Mut zeigen. Bei den deutschen Fürstenhäusern, die weniger Mitglieder zählten, gab es Verwundete und Tote.

Fürth erzählte mir auch, daß Franz Ferdinand den Abschluß des Balkankrieges dazu benützt hatte, um in Paris auf der Börse zu spekulieren. Er bediente sich hierbei des in Paris wohnenden Bankiers Rosenberg, dem offenbar hierfür später zum großen Erstaunen der Nichteingeweihten das ungarische Baronat verliehen wurde. Rosenberg war als Strohmann von Reitzes gleichzeitig übrigens auch der Mandatar eines zweiten fürstlichen Börsenspekulanten, nämlich des Königs Nikolaus von Montenegro. Allgemein war die Ansicht verbreitet, daß Nikitas Finanzgeschäfte vom Wiener Bankhause Reitzes effektiert wurden. Dies war aber nicht der Fall, und deshalb konnte Reitzes leichten Herzens im Ministerium des Äußeren einen diesbezüglichen Offenbarungseid leisten. Hätte man Reitzes gefragt, ob er sich nicht eines Strohmanns namens Rosenberg bedient hätte, so wäre er wahrscheinlich in Verlegenheit geraten. Doch Berchtold war zuvorkommend genug, um diese Frage zu unterlassen. Fürths Franz Ferdinand betreffende Angaben sind von damalig aktiven Diplomaten bestritten worden.

Von Nizza fuhr ich wieder nach Wien, um im Sommer und Herbst des Jahres die politische Lage in Rumänien genauer zu studieren, und war als Ethnograph mit dem Institutul Balcanic Jorgas und Murgocis in Bukarest in Kontakt. Ich übergab ihnen in Bukarest zu publizierende Manuskripte und kündigte für November einen Vortragszyklus über Albanien an. Bis Ende Mai war ich in Wien. Um diese Zeit erfuhr ich von Liechtenstein, daß Rappaport jetzt bereits auch dem Albanienkomitee aus purer Eifersucht Schwierigkeiten zu bereiten begann. Dem Präsidenten,

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Prinzen Liechtenstein, wurde nahe gelegt, Herrn Rappaport aufzusuchen, um sich mit ihm auf guten Fuß zu stellen.

Anfang Mai kamen Ilona und mein Schwager Alfred und für einige Tage auch Mama nach Wien. Ich machte mit ihnen einige Besuche so bei Béla Pallavicini, bei der ehemaligen Vorleserin der Kaiserin, Ferenczy Ida, dann bei der Witwe Fürstin Radziwill, einer Tante von Louis Drašković, und bei der Hofdame der Erzherzogin Maria Therese, Markgräfin Crescence Pallavicini.

Als der gute Ruf meines türkischen Kaffees bekannt wurde, lud ich einige dieser Damen auf schwarzen Kaffee in meine Junggesellenwohnung ein, was auch mit Vergnügen akzeptiert wurde. Die übrigen Leuten, die ich kennenlernte, waren geistig zu uninteressant, um sie sich zu merken. Erwähnenswert ist aber die trotz ihres Alters bildhübsche Diplomatingattin Closel, die, obzwar Mutter mehrerer Kinder, den Eindruck eines unverheirateten Mädchens machte.

Um diese Zeit geschah es, daß ich, ohne mich darum zu bewerben, vom k.u.k. Generalstabe zum ersten Male für eine höhere Ordensauszeichnung vorgeschlagen wurde. Mehrere meiner Freunde im Kriegsministerium, so Generalstabshauptmann Baron Mirbach im Präsidialbüro und Perčević, gratulierten mir auch zu meinem zukünftigen Orden. Doch ist aus der ganzen Sache damals nichts geworden. Es blieb vielmehr trotz des in der Eingabe angeführten Satzes: "Der Generalstab würde einen niedrigen Orden wie die Eiserne Krone zurückweisen" bei der Eingabe. Jedenfalls geschah dies deshalb, weil ich mich nicht darum gekümmert hatte.

Mit Ilona und Alfred machte ich im Mai eine Automobiltournée nach Nyitra, dann nach Boldva, wo Alfreds Vater wohnte. Dann ging es nach Abauj-Szemere, von wo ich einen Besuch bei Jhonny Pallavicini in Radvany machte. Von Szemere führen wir in die Tatra nach Alsotátrafüred, wo Elek und

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Catherine waren. Die Automobilfahrt war nämlich im bewaldeten Bergland der Karpaten schön, die Wege bis auf ein Stück sehr gut. Die Eindrücke zogen wie auf einer Bühne vorüber. Automobilfahren ist ein guter Zeitvertrieb, zumal wenn die Maschine gut ist und man einen guten Chauffeur hat. Dann sieht man verschiedene Landschaften wie Wandeldekorationen vorbeiziehen. Nach der Art, wie die slowakischen Bauern sich dann benehmen, wenn ihre Pferde vor dem Automobil erschrecken, muß man sie für die größten Trottel des ganzen Erdbodens halten. Die Tracht der Slowaken erinnert im Wesentlichen an jene der Rumänen Siebenbürgens, bloß die Mode, den Schnurrbart zu rasieren, weist nach Niederösterreich. Meine Malaria, die Dr. Steyskal schon im Dezember 1913 teilweise kuriert hatte, brach auf der Fahrt nach Nyitra wieder aus. Dort waren wir Gäste des Brigadiers Zwertschek. Er und seine Frau sind echt ärarische Erscheinungen. Sein Sohn, ein blutjunger Springinsfeld, voll Ambition und innerer Unruhe, war aktiver Offizier. Er ist aber 1914 gefallen. Der vom Unglück verstörte Vater brachte die Leiche seinen einzigen Sohnes in seinem eigenen Automobile selbst von der Front nach Hause, obzwar die Fahrt mehrere Tage dauerte. Eine fürchterlichere Automobilfahrt kann man sich wohl kaum denken.

In Tátrafüred hatte Elek eine geräumige Villa des Grafen Karácsony mit großem Park, kleinen Seen, Wasserspielen und Tannenwald gemietet, und ich fühlte mich in seiner und Catherines Gesellschaft recht wohl. Von hier wurde ein Automobilausflug zu der berühmten Eishöhle von Dobsina unternommen. Die Höhle ist ein sich sackförmig gegen unten in den Berg ziehendes Loch, in das die kalte Winterluft wohl eindringt aber nicht herauskann. Aus diesem Grund wird dann im Inneren der Höhle im Winter Eis erzeugt, das im Sommer etwas abschmilzt. Allerdings ist das Abschmelzen aber bei der Maße des auch schöne Tropfsteine bildenden Eises unbedeutend. Die

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Höhle ist eines Besuches wert, doch ist die Reklame, die man für sie macht, übertrieben. Die Abbildungen auf den Reklametafeln stellen die Höhle viel schöner dar, als sie in Wirklichkeit ist, und deshalb enttäuscht einen ihr Anblick. Auffallend schön waren der Frühlingswald und die Wiesenflora des Tatragebietes. Schlechtes Wetter hinderte mich, Ausflüge auf die klotzartig unvermittelt steil aufragende Tatra zu unternehmen, die ich nur einmal nebelfrei erblickte. Die Tatra wäre schön, wenn die Kultur und der Fremdenverkehr nicht da wären, denn so wird alle Poesie zerstört. Das ganze Tatragebiet ist in ein ökonomisches Objekt verwandelt. In Tátrafüred habe ich einen grausigen ungarischen Politiker liberaler Richtung und jüdischer Rasse, Erwin Rosner aus Budapest, kennengelernt. Der Mensch grüßt mich seither konstant. Es ist zum Davonlaufen. Dennoch ist er bald darauf Minister geworden. Bei Elek habe ich meine letzte Arbeit über die Geologie Albaniens geschrieben und fuhr dann zuerst nach Radvany, wo Jhonny Pallavicini und seine Frau wohnen, und dann nach Wien.

Während meines Aufenthaltes in der Tatra warf Essad Pascha in Durrës seine Maske ab. Ich will die Biographie dieses Menschen, soweit ich sie kenne, kurz skizzieren. Essad war von Geburt wohlhabender Bey von Tirana. Dann wurde er Gendarmeriekommandant von Durrës und verwendete seine Gendarmen, um die Bauern dieses Gebietes ihrer Güter zu berauben, denn, wer sein Gut nicht gutwillig hergab oder zu dem von Essad verlangten Preis verkaufte, der wurde auf Grund falscher Zeugenaussagen verhaftet, bis er sich dazu bequeme. Nachdem er auf diese Weise sich zu einem wohlhabenden Mann emporgeschwungen hatte, versicherte er sich der Gunst einflußreicher Personen in Konstantinopel durch die Zusendung schöner Mädchen und zum Teil gestohlener aber immer ausgezeichnete Pferde. Die Gunst des Sultans gewann er dadurch, daß er sich unter jene albanischen Patrioten mengte,

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

welche eine Annäherung an Griechenland versuchten, und seine Landsleute hierauf dem Sultane verriet. Auf diese Weise wurde er schließlich Adjutant des Sultans. Dies hinderte ihn aber nicht, einer jener drei jungtürkischen Verschwörer zu sein, die ihr Leben riskierend in den Yildiz-Kiosk eindrangen und dem Sultane Abdul Hamid seine Entthronung mitteilten. Als überzeugter Jungtürke kam er mit einer großen Schar aus Mittelalbanien geworbener albanischer Freiwilligen beim Ausbruche des Balkankrieges dem Kommandanten der Festung von Shkodra, Hassan Riza Pascha, zu Hilfe. Auf diese Weise wurde er der Zweitkommandierende dieser Festung. Seinen Ambitionen konnte er aber, so lange der Höchstkommmandierende lebte, natürlich nicht freien Lauf lassen. Um dies zu erreichen, ließ er Hassan Riza durch zwei Mirditen und einen Menschen aus Tirana ermorden und erklärte sich den Serben und Montenegrinern gegenüber bereit, die Festung zu übergeben, wenn sie ihm mit seinen Soldaten freien Abzug gewähren und ihn als Herrscher Mittelalbaniens anerkennen würden. Da die Serben und Montenegriener diese Bedingungen nicht annahmen, verteidigte er die Festung nicht ohne Geschick so lange, bis die Serben abziehen mußten, und übergab, als es den auf sich gewiesenen Montenegrinern nichts anders übrig blieb, als seine Bedingungen anzunehmen, die nicht mehr belagerte Festung den Montenegrinern.

Essad wußte genau, wie weit sein Einfluß in Albanien reichte, und deshalb lag ihm gar nichts daran, jene Teile, in denen er keinen Einfluß hatte, den Serben, Montenegrinern und Griechen auszuliefern, um sich auf diese Weise ihre Unterstützung zu sichern. Da diese Bestrebungen Essads auch der italienischen, auf Durrës aspirierenden Politik gefielen, stand er vorübergehend auch mit dieser Großmacht gut. Um sich als Herrscher des durchaus mohammedanischen Mittelalbaniens durchzusetzen, agitierte er gegen die Berufung eines christlichen

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Herrschers und unterwühlte auch so weit wie möglich das Ansehen des in Südalbanien einflußreichen Ismail Qemali.

Sowie Essad zur Einsicht kam, daß Nord- und Südalbanien auch gegen seinen Willen mit Mittelalbanien vereint würden und seine Agitation gegen den Fürsten Wied erfolglos sei, schwenkte er scheinbar in das Lager der Anhänger des Fürsten Wied um und trug die albanische Fürstenkrone nach Neuwied. Kaum war aber der Italien nicht genehme Fürst Wied in Albanien gelandet, so brach gegen diesen in Mittelalbanien eine von Essad Pascha angestiftete Empörung aus. Fürst Wied konnte dieser Empörung nicht Herr werden und deshalb mußte er bald Albanien seinem schlaueren Gegner Essad überlassen. Cinquecento im XX. Jahrhundert.

Anfang Juli fuhr ich, um mir Wieds Debakel anzuschauen und zu genießen, über Triest nach Durrës, wobei ich in Triest die Ermordung Franz Ferdinands erfuhr. Über das Debakel Wieds verlohnt es sich eigentlich kaum etwas zu schreiben. Wieds Stellung war infolge von Essad Paschas Intrigen, denen nichts entgegengesetzt wurde, schon im November 1913, ehe noch der Prinz selbst nach Albanien kam, untergraben. Schon damals hätte nur ein alle Gegner überrumpelndes Husarenstück Wieds Stellung dauernd befestigen können, aber statt dessen schickte Wied, zaghaft zugreifend, zuerst seinen Leibarzt nach Durrës um zu schauen, ob das Klima gesund sei, dann seine Möbel, dann endlich seinen Zeremoniemeister, Herrn von Throtha. Dieses Zögern war der erste Schritt zum Sturze Wieds, und verloren war er, als er die Krone Albaniens aus Essads Händen entgegennehmen mußte. Daß Essad seinen hochfliegenden Plänen entsagen und plötzlich dem schwachen, unentschlossenen Prinzen Wied seiner schönen blauen Augen und seinem schönen Uniform zuliebe Gefolgschaft leisten würde, das konnten nur solche Esel wie österreichische Diplomaten oder von Essads Bekannten nur solche wie

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Rappaport hoffen oder zu hoffen markieren. Freilich war es im Interesse dieser Leute, sich eben um keinen Preis mit den am Ballhausplatz einflußreichen Eseln zu überwerfen. Schon der deutsche Kaiser dachte anders.

Das 'wie' des Wied'schen Debakels und seine einzelnen Phasen von der Flucht Wieds auf das italienische Schiff Misurata bis zu der mißglückten weil nicht entschlossen durchgeführten Beseitigung Essad Paschas sind alles nur Episoden, die, wenn sie in dieser Form sogar unterblieben wären, bloß anderen Episoden Platz gemacht hätten. In erster Linie fehlte fast allen am Aufbau Albaniens beteiligten ausländischen Faktoren das klare Bewußtsein der Tatsache, daß Albanien ein mittelalterliches Land mit mittelalterlicher, genauer genommen mit noch tiefer stehender Abdul Hamidischer Moral und mit mittelalterlichen Ideen sei, daß es daher anfänglich nur mit mittelalterlichen Mitteln regiert werden könne. Dann wiegten sich viele Leute in dem so bequemen und verführerischen Gedankengang, daß es unter den gebildeten Albanern anständige Leute oder gar albanische Patrioten gäbe. Endlich hatte keiner eine klare Idee dessen, was in Albanien angepackt werden müsse. Infolge dieser drei Kardinalfehler waren erstens die größten Gauner stets die Herren der Situation, statt daß diese von einem noch gefährlicheren Gegner, also einem machiavellistischen Fürsten niedergehalten und vernichtet würden. Zweitens hoffte man sich auf die albanischen Patrioten verlassen zu dürfen. Drittens tagten Konferenzen über Konferenzen, die über die Organisation resp. Reorganisation des Landes, dann über Entwässerungsanlagen, Bahnbauten, Hofzeremoniell, Reichshauptstadt und Spitäler diskutierten. Es wurde aber nichts, ja mit Ausnahme der Sisyphusarbeit der holländischen Offiziere, gar nichts unternommen, also im ganzen Lande nicht ein Karrenweg gebaut oder ein hölzerner Steg über einen Bach gelegt. Die Bauten, die die internationalen Truppen in Shkodra in eigener Regie und zu

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

ihrer eigenen Bequemlichkeit machen ließen, konnten nicht als Regierungsarbeit betrachtet werden, ebensowenig die Kirche in Durrës. Trotz dieses Arbeitsmangels verstand es aber der Fürst sieben Millionen, sage sieben Millionen Kronen Bargeld, mit dem Erfolge zu vergeuden, daß sein Einfluß von Tag zu Tag kleiner wurde. Was die holländischen Offiziere bei der Gendarmeriereform unternahmen, das scheiterte daran, daß die Gegner Albaniens im Süden gegen die im Entstehen begriffene Gendarmerie militärisch organisierte Banden ins Feld führten, während im Norden die Gendarmerie in den Händen der unzuverlässigen gebildeten Albaner lag. Zu all diesem Chaos kam die Unentschlossenheit des Fürsten, und es ergibt sich von selbst, daß sich daher seine Tätigkeit vorwiegend auf solchen Gebieten äußerte, wo ihm schließlich wirklich noch Spielraum zu überflüssiger Arbeit übrig gelassen wurde. Es war dies das Regeln des Zeremoniells und das Zeichnen der in seinem Reiche eingeführten Uniformen. Sogar Ernennungen mußten, wenn die Uniformmodelle vom fürstlichen Zeichner noch nicht entworfen waren, verschoben werden. Die albanische Regierungsmaschine war niedergebrosen, ehe sie noch zu funktionieren anfang. Wäre Wied in Albanien mit einer Handvoll solcher Leute gelandet, wie der spätere Polizeidirektor von Durrës, Baron Biegeleben, den seine Leute deshalb vergötterten, weil er bei gefährlichen Patrouillengängen stets persönlich mitging und der auch genügend Verstand und Verschlagenheit besaß und bei entsprechendem Spielraum unter den gebildeten Albanern prächtig aufgeräumt hätte, so hätte Albaniens Entwicklungsgang trotz aller italienischer Intrigen nun vielleicht einen anderen Verlauf genommen, als es der Fall war. Es ist nicht einzusehen, warum das, was Ali Pascha Tepelena unter viel schwierigeren Verhältnissen gelang, nicht beim Gebrauch derselben Mittel auch einem anderen Menschen unter leichteren Bedingungen hätte gelingen können. Freilich wird der Fürst von Wied wohl die

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

panegyrische Barletius-Biographie Skanderbegs aber nie eine Biographie von Ali Pascha gelesen haben, und doch hätte er sich letzteren zum Vorbild nehmen müssen, was ja Essad Pascha, Ismail Qemali und Prenk Bib Doda freilich unbewußt infolge ihres Nationalcharakters und ihres Moral- und Bildungsniveaus alle taten.

In Durrës bezog ich ein Haus am Rande der Stadt. Ich verkehrte dort mit Kral und dem direkt dummen k.u.k. Gesandten Löwental, dann auch Chinigo, bekam aber dort starke Malaria und fuhr daher nach Wien zurück.

In Wien herrschte bei meiner Rückkehr gewaltige Erregung. Man wußte aber noch nicht, ob nicht das Gewitter wieder vorüberziehen würde. Freilich waren die maßgeblichen Faktoren jetzt endlich doch schon darüber im Klaren, daß absichtlich auf die Störung des europäischen Friedens hingearbeitet wurde.

Wie weit die Störenfriede von den Großmächten der Entente Unterstützung finden würden, darüber waren die Meinungen verschieden. Exzellenz Conrad glaubte z. B., daß ein Waffengang zwischen der Monarchie und Serbien auf den Balkan lokalisiert bleiben würde, andere schienen sogar auf die italienische Bundestreue zu rechnen. Man berief sich z. B. auf den Antagonismus Italiens und Serbiens in Dalmatien und Durrës.

Conrad bat mich nach Siebenbürgen zu fahren, um mich über das etwaige Verhalten der Rumänen zu informieren. Ich willfahrte seiner Bitte, fuhr nach Ujárd, wo ich meiner Mutter bekannt gab, daß wir vor einem Kriege standen, und ging dann auf den Retezat zu den mir bekannten Hirten. Wegen meiner Malaria war ich schwach und elend, erfuhr aber in zehn Tagen immerhin, daß die Rumänen Siebenbürgens nach den aus Bukarest kommenden Befehlen handeln würden, und fuhr dann nach Wien, um dies Conrad zu berichten.

Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

In Wien war die Erregung noch weiter gestiegen. Handel und Gewerbe stockten völlig, und dann entzündete die Nichtannahme eines Ultimatums den ungeheuren Weltbrand. Die Hintermänner Serbiens traten aus ihren Verstecken. Statt einem neutralen Rußland sahen sich die Mittelmächte plötzlich einem mobilisierten Rußland gegenüber.

Wieder einmal hatten die Diplomaten der Mittelmächte und deren Militärattachés geschlafen.

Teil V
Weltkrieg
(1914-1917)

Weltkrieg (1914-1917)

Knapp vor dem Kriegsausbruche war ich malariakrank. Ich sagte Prof. Dr. Steyskal, er müsse mich um jeden Preis von der Malaria kurieren, da ich mich freiwillig für den Kriegsdienst in einem berüchtigten Malariagebiet zu melden gedenke. Im Dezember 1913 hatte mich Prof. Steyskal durch intravenöse Chinin-Injektionen für ein halbes Jahr von Malaria befreit. Jetzt da ich kein Fieber hatte, erzeugte er in einer halben Stunde durch Faradisierung der Milz 39 Grad Fieber und injizierte mir während dieses Fiebers Chinin. Der Erfolg war brillant, und ich war danach fieberfrei.

Noch vor der Kriegserklärung proponierte ich Exzellenz Conrad, Gostivar-Albaner von der Seeseite gegen Serbisch-Albanien vorzusenden. Der Generalstab beschloß aber 2.000 Gewehre und 200.000 Patronen eines sonst in Albanien nicht vertretenen Gewehrmodells (Sancta Simplicitas) mittels eines Dampfers nach Albanien zu senden, dann auf den Versprechungen bauend, die Generalkonsul Kral von albanischen Beys erhalten hatte, die albanischen Beys und Offiziere gegen Gjakova (Djakovica) zu senden, um dort die Albaner gegen die Serben zu insurgieren.

Nach der teilweisen und vor der allgemeinen Mobilisierung der österreichisch-ungarischen Armee hatte ich Gelegenheit mit Exzellenz Conrad, während er auf der Stiege des Kriegsministeriums in sein Amt eilte, über die allgemeine Lage ein Paar Worte zu wechseln, wobei ich an ihn die Frage stellte: "Und Rußland?" Er antwortete wörtlich: "Rußland bleibt ruhig." Vierundzwanzig Stunden später mußte er gegen Rußland mobilisieren.

Anläßlich einer Unterredung mit Oberstleutnant Spaits und Generalkonsul Kral wurde beschlossen, daß bei dem folgenden Versuche, einen Angriff gegen Montenegro und Serbien von Albanien aus zu unternehmen, sich meine Tätigkeit auf das katholische Gebiet auszudehnen habe. Außerdem sollte

Weltkrieg (1914-1917)

ich nebst den in Albanien befindlichen Beys dafür sorgen, daß genügende Tragtiere zusammengebracht werden, um die bei Shëngjin zu landenden Waffen landeinwärts zu transportieren.

Diesen Verbindungen gemäß wurde ich in Shëngjin ans Land gesetzt und begab mich nach Shkodra, woselbst bei meinem Eintreffen wegen der Kriegserklärung Österreich-Ungarns große Begeisterung herrschte. Da die gegen Fürsten Wied kämpfenden italophilen albanischen Rebellen gerade am Vorabend meiner Landung fast bis Lezha vorgedrungen waren, informierte ich Oberstleutnant Spaits hievon telegrafisch und orientierte mich sonst über die Lage. Da sich ein Teil des Stammes Kelmendi als Geiseln in Montenegro befand, erklärten mir einige Chefs von Kelmendi, so Uc Turku, daß ihr Stamm bis zur Befreiung der in Montenegro befindlichen Stammesgenossen nichts gegen Montenegro unternehmen könne.

Neben dieser Tätigkeit begann ich Pferde für den ersten Transport zu sammeln, denn, obzwar Oberleutnant Haessler diesbezüglich auch mit Hasan Bey Prishtina⁸⁴ in Verbindung stand, wußte ich, daß es besser sein würde, sich auf die Versprechungen dieses Beys nicht zu verlassen.

Es gelang die nötige Anzahl von Pferden und Karren aufzutreiben, und so konnten denn, als Oberstleutnant Spaits mit unseren Waffen in Shëngjin eintraf, mit Hilfe meiner albanischen Freunde, Ded Zogu, Preka Gjeta Zogu und Zef Noci, das ganze in Shëngjin gelandete Kriegsmaterial anstandslos nach Kallmet gebracht werden, woselbst es bei Prek Bib Doda eingelagert wurde, um den Anschein zu erwecken, als ob die Aktion seine Unterstützung genieße. Um das Zollamt in Shëngjin passieren zu können, wurde unser Kriegsmaterial als Eigentum der albanischen Regierung deklariert. Um einige zuverlässige Leute

⁸⁴ Hasan Bey Prishtina (1873-1933), albanischer patriot.

Weltkrieg (1914-1917)

bei uns zu haben, hatte ich schon abgesehen von allen diesen vor dem Eintreffen der Waffen mehrere mir gut bekannte sehr angesehene Gebirgler (darunter zwei Bajraktare) nach Kallmet kommen lassen, und diese wurden in der Folge sowohl als Wachposten bei den Waffen wie auch anderweitig verwendet. Gleichzeitig urgierte ich von Kallmet aus schon den Abschluß einer *besa* zwischen den im Jahre 1913 durch montenegrinische Intrigen gegeneinander gehetzten Stämmen Nikaj und Merturi einerseits und Gashi und Krasniqi anderseits und legte diese Aktion Oberstleutnant Spaits besonders ans Herz. Der weitere Transport der Waffen von Kallmet landeinwärts war mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden, denn erstens sandte Hasan Bey Prishtina noch immer keine Pferde, zweitens wollten die Einwohner der Shkodra-Ebene mit ihren Pferden nicht nach Mirdita hinein gehen, und drittens war mir die Serbenfreundlichkeit Prenk Bib Dodas seit Februar 1914 bekannt. Es war daher zu befürchten, daß er unsere Waffen in Kallmet oder in Mirdita beschlagnahmen könnte. Um diesem auszuweichen, wurde ein staffelweises Fortschaffen zunächst nach Nënshat, dann weiter landeinwärts angeordnet. Selbst ging ich nach Lezha zurück, um dort Nue Gjoni (den Vertreter Prenk Bib Dodas) zu besuchen, damit er verhindert werde nach Kallmet zu kommen, denn ich fürchtete die Gewinnsucht Nue Gjonis könnte durch den Anblick der vielen, in seinem Hofe aufgestapelten Waffen über Gebühr gereizt werden. Während dieses Besuches wurde durch Oberstleutnant Spaits und die anderen Herren der größte Teil der Waffen von Kallmet weggeschafft. Mir teilte in Lezha Zef Noci mit, daß der Weg über Qafa e Malit gesperrt sei. Beim Eintreffen in Nënshat verständigte ich hievon Spaits. In Nënshat trafen zwei Agas aus der Gegend von Gjakova bei uns ein. Der eine begleitete einen Teil der Waffen landeinwärts, der andere gab an, nach Shkodra zu müssen und bei Qerret wieder an uns zu stoßen. Außerdem

Weltkrieg (1914-1917)

stellte sich ein gewisser Gugga ein, dessen sämtliche Verwandte im italienischen Dienste standen und der mir und zahlreichen anderen Leuten, so dem Pater Gjeçovi, seit 1911 als höchst zweifelhaftes Individuum bekannt war. Bloß der Intervention des Oberstleutnants Spaits hat es Gugga zu verdanken, daß er nicht bald nach seinem Eintreffen von meinen Leuten aus dem Wege geschafft wurde. Am 18. August wurde in Mnella auf meine Veranlassung hin den Pferdetreibern, bei denen ich befand, es waren dies Mohammedaner aus dem Montenegro gehörenden Vufaj zur Feier von Sr. Majestät Geburtstag ein Hammel gespendet.

Von Mnella ging ich nach Qerret, um mit Selim Aga und den übrigen Beys zusammen zu treffen und von Puka Tragtiere zu requirieren, kehrte dann nach Korthpula zurück, woselbst bereits ein Teil unserer Waffen eingetroffen war, konstatierte, daß selbst die Mirditen dem weiteren Transport der Waffen Schwierigkeiten machen wollten und daß die übrigen Herren, dem Pfarrer miteinbegriffen, der Situation nicht gewachsen waren.

Ich ordnete die Angelegenheit in Berufung auf meine Freundschaft mit Prenk Bib Doda. Da meine Gewehre früher in Kallmet untergebracht gewesen waren, erklärte ich den Leuten Gastfreund Prenk Bib Dodas zu sein, drückte meine Verwunderung darüber aus, daß jemand in Mirdita den Gastfreund Prenk Bib Dodas zu belästigen wage, und erklärte mich, wenn ich nicht Genugtuung erhielt, bei Prenk beschweren zu wollen. Die Einwohner Korthpula erschraken und gaben die Waffen wieder frei, worauf ich die schon an Prenk verfaßte Beschwerde, die freilich in Wirklichkeit erfolglos geblieben wäre, feierlich verbrannte.

Ich erfuhr dann, daß der Stamm Kelmendi, so ferne er Patronen erhielt, gesinnt war, seine in Montenegro befindlichen Angehörigen mit Waffengewalt zu befreien, ersuchte

Weltkrieg (1914-1917)

Oberstleutnant Spaits deshalb an Konsul Kral zu telegrafieren, damit uns seitens der albanischen Landesregierung im Geheimen für die Kelmendi Mauserpatronen zur Verfügung gestellt würden, denn leider konnte die von Shëngjin mitgebrachte Munition für türkische Mausergewehre nicht verwendet werden. Dann ging ich, des Generalkonsuls Drahtantwort erwartend, nach Gomsiqe. Von dort bat ich, da aus Durrës tagelang keine Antwort kam, Konsul Halla um ein Rendezvous in Rrogam, um diese Sache zu urgieren. An Hallas statt kam Vizekonsul Baron Abele. Wir erledigten diese Sache, dann veranlaßte ich, daß die tägliche Postverbindung Gomsiqe-Shkodra, eine überflüssige Dummheit, die auf Oberstleutnant Spaits sein Verlangen hin etabliert worden war, über Rrogam-Vjerda geleitet werde. Darauf ging ich, einer Aufforderung Marka Gjonis Folge leistend, der um eine wichtige Unterredung ansuchte, nach Nënshat. Hier wurde ich von Halla aufgefordert nach Lezha zu gehen und von Prenk Bib Doda, jene Mauserpatronen zu übernehmen, die er in Durrës um 5.000 K. an Generalkonsul Kral verkauft hätte. Außerdem sollte ich die in Lezha befindlichen Pferde Hasan Prishtinas mit Kriegsmaterial versehen, damit sie nicht leer abziehen. Marka Gjona sagte mir, Prenk Bib Dodas Patronen seien von Kallmet nach Lezha transportiert worden, und setzte mich davon in Kenntnis, daß Prenk Bib Doda am folgenden Tage, aus Durrës kommend, in Lezha eintreffen würde.

Ich ging nach Lezha. Prenk Bib Doda leugnete den Verkauf der Patronen an Kral und meinte, als ich ihm Hallas Brief verlas, Halla müsse gelogen haben. Ich ersuchte ferner um Ausfolgung einer der beiden in Lezha befindlichen Gebirgsgeschütze, hatte aber auch damit keinen Erfolg. Zef Noci informierte mich über Prenk Bib Dodas Verbindungen mit Serbien. Was Hasan Prishtinas Pferde anbelangte, so konnte ich bloß deren Abwesenheit konstatieren. Da von Generalkonsul Kral aus Durrës noch immer keine Antwort an Spaits seine Depesche

Weltkrieg (1914-1917)

eingelangt war, schrieb ich Kral einen in einem scharfen Ton gehaltenen Brief und sandte ihn durch einen Vertrauensmann, der mir die Antwort aus Durrës bringen sollte. Von Lezha ging ich nach Shkodra. Hier traf die Antwort ein, daß in Durrës keine Mauserpatronen vorrätig seien. Konsul Halla teilte mir mit, daß ihm vom Bajraktar von Kastrati vierzig volle Munitionskisten zum Kaufe angetragen worden waren. Ich besprach mit Halla, wie den Shala und Kelmendi im Falle, daß sie Montenegro angreifen würden, Mehl nachgesendet werden sollte, damit gewisse Truppenteile, nämlich der auf der Kapa e Brojës stehende Wachtposten, nicht durch Proviantmangel zum Rückzuge genötigt seien. Dann entsandte ich Boten nach Kelmendi, um diesen Stamm zu einer Versammlung nach Broja einzuladen. Ich ließ ihn wissen, daß er sich vorläufig ruhig verhalten sollte, denn, es waren übertriebene Nachrichten über eine Schießerei an der albanisch-montenegrinischen Grenze eingelaufen, wogegen nach unserer Absicht überall gleichzeitig losgeschlagen werden sollte. Endlich forderte ich brieflich den Stamm Shala auf, sofort die wichtige Qafa e Pejës zwischen Gucinje und Shala zu besetzen, was auch mit 300 Mann sofort geschah! Dann ging ich wegen der vierzig Patronenkisten und um die Stimmung des Stammes Kastrati zu beeinflussen, über Koplík nach Bajza und Ivanaj in Kastrati.

Der Plan war, Shala sollte die spärlichen in Gucinje befindlichen Truppen südlich von Vufaj stark engagieren, und zwei Tage später sollte Kelmendi nach Vermosh vorstoßen, die Gefangenen befreien, dann mit diesen vereint über Qafa e Godijës gegen Gucinje rücken. In Kastrati konstatierte ich, daß der halbe Stamm durch Mark Dashi, Gjelosh Gjoka, Mirash Luca und seine beiden Söhne, ferner durch Nikoll, den Sohn des Bajraktars Dod Preçi und andere beeinflußt wurde und infolge reichlicher montenegrinischer Geldspenden Montenegro freundlich gesinnt war. Die andere Hälfte des Stammes hatte vor Montenegro große

Weltkrieg (1914-1917)

Angst. Der ganz Stamm würde daher nicht nur nicht gegen Montenegro vorgehen, sondern sogar die Hoti an einem Vorgehen hindern. Ferner konstatierte ich, daß statt der vierzig Mausermunitionsverschläge nur ein halber Verschlag Patronen vorlag.

Daß ich aus Kastrati mit heiler Haut herauskam, war mehr Glück, als ich verdiente. Da mit dem halben Patronenverschlag nichts auszurichten war, ließ ich, um nicht mit ganz leeren Händen nach Kelmendi zu kommen, Halla achtzig in Mazrek befindliche Gewehre samt Munition nach Shkreli kommen und begab mich zum Bajraktar von Shkreli, Vat Marashi, um die nötigen Vorbereitungen zu einem Angriffe gegen Montenegro zu treffen, damit die Kelmendi, falls sie trotz des Munitionsmangels einen Angriff beschließen sollten, in ihrem Rücken durch die Shkreli gedeckt seien. Wie überall hieß es auch hier, ohne Patronen ließe sich gegen Montenegro nicht kämpfen und die 50-60 Patronen, die jeder bei sich habe, seien zu einem Kampfe gegen die Montenegriner zu wenig u. dgl. Meine Argumentation, man müsse sich die Patronen vom Gegner holen, wurde nicht akzeptiert. Ich erkannte, daß Vat Marashi, bei dem sich in neuester Zeit austrophile Tendenzen bemerkbar gemacht hatten, der aber seit 1910 nach einander italienisch, jungtürkisch, montenegrinisch und Engländerfreundlich gesinnt war, Shkreli dahin beeinflusse, daß es ruhig bleibe.

Von Shkreli wollte ich nach Broja zur Stammesversammlung der Kelmendi, die am folgenden Tage stattfinden sollte. In der Nacht wurde aber Shkreli durch Schüsse und Rufe alarmiert, daß die Montenegriner in Albanien eingefallen seien und sich montenegrinische Truppen zwischen unserem Nachtquartier (Vrith am Veleçik) und Shkodra befänden. Später wurde diese Nachricht dahin richtig gestellt, daß die Montenegriner bloß in Kelmendi eingefallen waren. Vat Marashi sandte ca. 120 Mann auf die Kapa e Brojës, um den Rückzug der

Weltkrieg (1914-1917)

übrigen Shkreli zu decken, dann bereitete sich alles zur Flucht in die Ebene von Shkodra vor. In der Frühe erschienen die ersten Flüchtlinge aus Kelmendi, schilderten den dortigen Zwischenfall in übertriebenster Weise, und allgemein wurde, um mich bei den Albanern zu kompromittieren, von den montenegrinischen Agenten die Nachricht verbreitet, die Kelmendi seien deshalb überfallen und niedergemetzelt worden, weil ich sie gegen Montenegro aufgehetzt hätte. Diese Nachricht wurde von vielen Malessoren geglaubt und viele meinten von nun an, daß einzig und allein ich am Unglück der Kelmendi schuld sei, weshalb ich denn auch umgebracht werden sollte.

Nachträgliche Erhebungen ergaben, daß bei den von montenegrinischen Truppen sehr geschickt ausgeführten Überfällen auf Kelmendi (die Führer der Montenegriner waren zum Teil Albaner, so Prek Pllumi), 128 Kelmendi getötet wurden und den wohlhabenden Einwohnern von Selca, die 96 Tote hatten, ihr ganzes Hab und Gut und alle ihre Herden, viele Tausend Schafe, verloren gingen. Die Bewohner von Broja, Nikç und Vukël (22 Toten) konnten manches retten. Die Häuser aller dieser Orte wurden von den Montenegrinern verbrannt. Da allgemein geglaubt wurde, der Überfall auf Kelmendi sei nur ein Vorspiel zu einem montenegrinischen Einmarsch nach Albanien und alles mit Kind und Kegel in die Ebene von Shkodra floh, war an eine weitere Offensivaktion gegen Gucinje nicht zu denken, und ich mußte daher trachten, die 80 in Shkreli befindlichen Gewehre in Sicherheit zu bringen. Mangels an Tragtieren war dies nach dreitägigem Zuwarten nur durch eine Verteilung an zuverlässigere Leute aus Vufaj (z. B. dem Bajraktar), Kelmendi und Shkreli möglich. Schon von Dedaj aus, wo die Gewehre verteilt wurden, forderte ich das Konsulat zu einer kräftigen Hilfsaktion zugunsten der Kelmendi auf, denn ich rechnete damit, daß sich dieser Stamm später an Montenegro würde rächen wollen. Selbst verteilten ich und mein Sekretär gleichfalls

Weltkrieg (1914-1917)

mehrere Tausend Kronen an die Flüchtlinge, dann blieb ich, um meine Position zu verbessern, Geld verteilend einige Tage unter den mir zum großen Teil nach dem Leben trachtenden Malessoren in der Ebene bei Livadhi i Shkodrës.

In Livadhi i Shkodrës erfuhr ich zufällig und unerwarteterweise, daß Hauptmann Jucha in Shala, also in einem Gebiete eingetroffen war, das zu meiner Aktionssphäre gehörte, und wußte mir mangels authentischer Informationen lange Zeit den Zweck seiner Anwesenheit in Shala nicht zu erklären. Ich erfuhr diesen erst Anfang Oktober, als ich selbst in Shala eintraf.

Von Livadhi i Shkodrës ging ich, da ich von der Zwecklosigkeit einer weiteren Aktion gegen Montenegro im Vilayet Shkodra überzeugt war, mir ferner auch das Benehmen der Beys höchst verdächtig vorkam, nach Shkodra. Dort blieb ich einige Tage und wurde dann von Konsul Halla aufgefordert, Nachforschungen über den Oberstleutnant Spaits einzuleiten, da letzterer zwölf Tage lang keine Lebenszeichen von sich gegeben hatte. Gleichzeitig erhielt ich von Konsul Halla den Befehl, jede weitere Aktion gegen Montenegro und Serbien sofort einzustellen. Infolge dieser Gesamtlage ging ich daran, Nachforschungen über Oberstleutnant Spaits anzustellen, und trat gleichzeitig in Kontakt mit Hauptmann Jucha, von dem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß er mit einigen Waffen in der Pfarre von Shala eingetroffen war, und dort amtierend bemüht war, die untereinander verfeindeten Stämme vom grünen Tisch aus zu versöhnen. Die Nachforschungen nach Spaits glaubte ich langsam ins Werk setzen zu müssen, denn eine Pause von zwölf Tagen war in meinen Augen zwar etwas, aber nicht sehr beunruhigend. Ich begab mich also langsam über Rrogam, Mazrek, Prekal nach Guri i Lekës und Molla e Shoshit, konstatierte hier überall erbitterte gegenseitige Feindschaft, berichtete von Toplana an Konsul Halla, daß Juchas Versöhnungswerk zu einer Spielerei herabsinke, da in jedem Augenblicke der eben geschlossene

Weltkrieg (1914-1917)

Friede durch neue Zwischenfälle gestört werde, und die Häuptlinge jetzt in Albanien viel Einfluß verloren hatten. Dann ging ich über Merturi i Gurit und Apripa nach Fierza, wo ich unerkant eintraf und vom dort befindlichen Leutnant Tomljenović die Nachricht erhielt, daß ein weiteres Forschen nach Oberstleutnant Spaits überflüssig sei, da er sich wohlauf befinde und überhaupt nicht verschollen war.

Da ich in Fierza unerkant blieb, hatte ich Gelegenheit, das alltägliche Leben daselbst zu beobachten, und konnte eine unserem Unternehmen feindliche Stimmung konstatieren. Die Ursache dieser Feindschaft lag darin, daß unsere Offiziere in Fierza mit dem Bauernstande nicht in Kontakt traten, und in ihren etwaigen diesbezüglichen Bemühungen vom Pfarrer gehindert wurden. Es war auch unzweckmäßig, daß sie zum Teil auch den Kontakt mit jenen Leuten verloren hatten, die ich nach Kallmet hatte kommen lassen. So hatten sie gegen Anfeindungen gar keinen Rückhalt, wovon ich sofort Halla und Spaits informierte. Ca. drei Wochen später ging, nachdem ich Fierza verlassen hatte, diese latente Feindschaft in Tätlichkeiten über, so daß Tomljenović Fierza verlassen mußte. Eine Offerte meinerseits, die Leute von Fierza zu versammeln und helfen einzugreifen, wurde zuvor von Tomljenović abgelehnt.

Überhaupt war es ein Fehler des k.u.k. Kriegsministeriums zu so kritischen Zeiten, solche Herren nach Albanien zu senden, die gar nicht oder kaum albanisch redeten, das Land noch nie bereist hatten, und daher nicht bekannt waren. Steinmetz und der verunglückte Hauptmann Rossmann wären viel geeignetere Persönlichkeiten gewesen. Zur Illustrierung des Gesagten diene, daß sich gleich am Anfange des Unternehmens einer der Herren darüber aufgehalten hatte, daß ein Albaner, mit dem er redete, während des Gespräches ihm allerdings ohne böse Absicht 'höchst respektwidrig' vor die Füße spuckte.

Weltkrieg (1914-1917)

Eine weitere Mitteilung, die mir Tomljenović machte, war, daß der Abschluß einer *besa*, die ich noch in Kallmet zwischen Nikaj und Merturi einerseits und Gashi und Krasniqi andererseits hatte abschließen wollen, damit bei einem Vorstoß der Krasniqi und Gashi auch Leute aus Nikaj und Merturi teilnehmen könnten, da sich niemand der Sache angenommen hatte, keinen weiteren Fortschritt gemacht hatte, obzwar gerade so ein mit bloß schlecht verhüllter, aggressiver Tendenz abgeschlossenes Bündnis die Montenegriner in Gjakova arg beunruhigt hätte. Dieses Bündnis abzuschließen, hielt ich nebst einer allgemeinen Tätigkeit für meine nächste Aufgabe.

Ich ging also zuerst zu einem Leichenbegängnis nach Apripa, woselbst ich Gelegenheit hatte, vor ca. 400 Menschen den bisherigen Erfolg der Albanienpolitik der Monarchie darzulegen, den Leuten zu beweisen, daß unsere Politik in Albanien selbstlos sei, daß nämlich alle meine vor vielen Jahren gemachten Voraussagungen (z. B. daß die Türken Albanien verlassen würden, daß Montenegro Shkodra nie besitzen könne u. dgl.) eingetroffen waren, daß der Augenblick nahe sei, wo sie wieder in Gjakova würden Getreide kaufen können u. dgl. Dann ging ich nach Nikaj und Merturi. Wegen einiger vor drei Tagen erfolgten Ermordungen (u.a. war der Bajraktar selbst erschossen worden) waren hier heftige Fehden ausgebrochen. Ich ließ mich vom Pfarrer von Nikaj darüber informieren. Dann ging ich zum neuen Bajraktar von Merturi, setzte überall bloß durch meinen persönlichen Einfluß (ohne die Leute zu bestechen!) einen zehntägigen Waffenstillstand durch und erhielt von Nikaj und Merturi die Zusage, daß sie meiner Einladung, sich mit Gashi und Krasniqi auf neutralem Gebiete zu treffen, um eine *besa* anzuschließen, Folge leisten würden. In dieser Aktion haben mich wieder jene Leute unterstützt, die ich nach Kallmet gerufen hatte, die aber ansonsten wegen ihrer Entlassungen gegen unsere übrigen Herren etwas verschrupft waren. So wie dies alles

Weltkrieg (1914-1917)

erreicht war, schickte ich gleichlautende Anfragen an Gashi und Krasniqi und, da auf diese Weise bis zum Eintreffen der Antworten aus Gashi und Krasniqi in Nikaj und Merturi derzeit nichts zu machen war, andererseits aus Shala Nachrichten einliefen, die Juchas Position in trübem Lichte erscheinen ließen, begab ich mich, um Juchas Position zu stärken, dorthin und ließ auch meinen Sekretär dorthin kommen. Tomljenović hatte mir ferner den Befehl übermittelt, "Aktion sofort beginnen." Anbetracht der Angst der Katholiken, ferner Anbetracht des Patronenmangels und endlich auch wegen der Feindschaft mit Krasniqi war aber an eine erfolgreiche Aktion derzeit nicht zu denken, denn das einzige, was hätte erreicht werden können, war, daß auch Krasniqi von Montenegro überfallen worden wäre, denn montenegrinische *agents provocateurs* waren an der Arbeit, auf Qafa e Morinës und anderen Grenzorten Schießereien zu veranstalten und montenegrinische Truppen wurden bei Gjakova konzentriert.

Der Pfarrer von Shala beschwerte sich, daß Juchas Dolmetsch, Zef Shantoja, die Situation in Shala verwirrt habe, und ich konstatierte, daß mein Eintreffen in Shala Herrn Zef Shantoja sichtlich deprimierte.

Eine meiner ersten Handlungen in Shala war, offen gegen die Montenegrophilen vorzugehen, und so beleidigte ich den Sohn des einflußreichen Mehmed Shpendi absichtlich bloß deswegen, weil er ein montenegrinisches Käppchen trug, außerdem begann ich mehr denn je offen gegen den in montenegrinischen Diensten stehenden Franziskaner von Theth zu agitieren. Abgesehen hievon forderte ich den Konsul wiederholt auf, gegen den Pfarrer von Theth vorzugehen. Ich glaube, es ist dieser meiner Tätigkeit zu verdanken, daß sich die Franziskaner von Shala und Planti veranlaßt sahen, in dieser Sache zu intervenieren, und es der Pfarrer von Theth, der die Anwesenheit des Hauptmanns Jucha in Shala wochenlang

Weltkrieg (1914-1917)

ignoriert hatte, endlich für nötig fand, nach Shala zu kommen und sich bereit zu erklären, von nun an treu und loyal zu handeln. Diese feierliche Erklärung wurde mir zur Kenntnis gebracht. Ich bewies den drei Pfarrern, daß wenigstens zwei von ihnen in einer mich betreffenden älteren Angelegenheit gelogen hatten, erklärte aber, ein weiteres Verhalten dem Pfarrer von Theth gegenüber von seiner künftigen Handlungsweise abhängig zu machen. Da ich vor einigen Jahren (1909) einen Apotheker, Mehmed Pardo Effendi, in der Stadt Shkodra hatte durchprügeln lassen und ein Pfarrer nur mit Mühe demselben Schicksal entgangen war, war die Besorgnis des Pfarrers von Theth begreiflich.

Während dieser Tätigkeit erhielt ich von dem Konsulat den Befehl, daß sich die Katholiken Nordalbaniens nur defensiv zu verhalten haben, und bald darauf lief der weitere Befehl ein, daß die Katholiken bei jeder Aktion gegen Montenegro überhaupt ganz aus dem Spiel zu lassen seien. Während dieser ganzen Zeit saß Hauptmann Jucha, von einigen Abendessen in benachbarten Häusern abgesehen, beim Pfarrer von Shala, organisierte seinen sogenannten Nachrichtendienst aus Gucinje (was er erfuhr, ist mir unbekannt geblieben) und trachtete einen 'Katholischen Block' ins Leben zu rufen. Ein Zwischenfall mit acht Ziegen, der zu einer Stammesfehde zwischen Shala und Nikaj zu führen drohte, da sich der Bajraktar von Shala durch den Bajraktar von Nikaj beleidigt fühlte, nötigte mich persönlich einzugreifen. Ich ging nach Nikaj, und es gelang mir die Angelegenheit zu ordnen, freilich erst nachdem ich den Stamm Nikaj dazu gebracht hatte, dem in Nikaj lebenden Übeltäter mit Verbrennen seines Hauses zu drohen.

Gashi und Krasniqi hatten inzwischen meine Einladung zu einer Besprechung mit Nikaj und Merturi angenommen. Ich begab mich also über Merturi nach Raja, dessen Pfarre als vom mir designierter neutraler Boden allgemein akzeptiert worden war, und dort wurden die daselbst versammelten 200 Chefs von

Weltkrieg (1914-1917)

mir bewirtet. Infolge der von Generalkonsul Kral und anderer an die Beys verteilter Geldgeschenke hatte sich in Albanien vieler Orts die Meinung verbreitet, daß die Monarchie in ihrem Kampfe gegen Serbien der Albaner bedürfe, und Zeqir Halili, der selbst von Oberstleutnant Spaits 500 K. erhalten hatte, teilte mir dies auch offen mit. Er ging ja so weit, weil er die Chefs von Krasniqi zur Besprechung gebracht hatte, allerdings erfolglos, von mir ein Trinkgeld zu fordern.

Dies war für die Stimmung, die im mohammedanischen Gebiete uns gegenüber herrschte, charakteristisch. Das Resultat war aber, daß ich erkannte, eine dauerhafte *besa* könne nur dann geschlossen werden, wenn die Leute nicht merken, daß ich am Zustande- rp. Nichtzustandekommen der *besa* besonders interessiert sei. Deshalb fühlte ich mich veranlaßt, den nun folgenden Verhandlungen bloß als indifferenter Beobachter beizuwohnen, um, falls die Verhandlungen jetzt zu keinem positiven Resultate führen sollten, den Faden in einiger Zeit wiederaufnehmen zu können. Obzwar beiderseits guter Wille zum Abschließen eines Schutz- und Trozbdündnisses gegen Montenegro vorhanden war und in mehreren Punkten eine Einigung erzielt wurde, verliefen die ersten Verhandlungen, da die Gashi und Krasniqi von diesem Bündnis zu viel profitieren wollten, leider resultatlos. Das einzige, was erreicht wurde, war, daß der zehntägige Waffenstillstand zwischen Nikaj und Merturi auf zwei Monate verlängert wurde. Daß ich später keine weiteren Verhandlungen zwischen Nikaj und Krasniqi anknüpfen konnte, daran ist bloß der Umstand schuld, daß mir sofort nach der ersten Versammlung in Raja der Befehl überbracht wurde, nach Gomsiqe zu kommen, um Albanien zu verlassen. Diesem Befehle nachkommend begab ich mich in den folgenden Tagen über Shala, Prekal, Bardhanjolc nach Vjerda und, da ich dort in Erfahrung brachte, daß sämtliche in Gomsiqe befindlichen österreichischen Offiziere diesen Ort verlassen hatten, ging ich

Weltkrieg (1914-1917)

über Nënshat nach Troshan, woselbst ich Hauptmann Spaits, einen Cousin des Oberstleutnants, und Hauptmann Jucha antraf. Vor und bei meinem Abmarsche aus Shala hatte ich Gelegenheit, den fast vollkommenen Zerfall der von Hauptmann Jucha angestrebten katholischen Vereinigung zu konstatieren, sowie in Erfahrung zu bringen, daß Tomljenović Fierza gegen seinen Willen eilig hatte verlassen müssen.

Da in Troshan den Hauptleuten Jucha, Spaits und mir die Wiener Instruktionen, Albanien mit österreichischen Pässen zu verlassen, äußerst bedenklich erschienen, luden wir Konsul Halla zu einer Besprechung nach Bërdica ein, und es begaben sich denn auch Spaits und ich dorthin, während Jucha in Troshan verblieb. Bei dieser Besprechung proponierten wir dem an Stelle von Konsul Halla erschienenen Vizekonsul Abele, es solle Spaits, der perfekt kroatisch sprach, als nach Shkodra eingewanderter Bosniake verkleidet mit einem albanischen Paß nach Konstantinopel fahren. Ich wollte als Albaner verkleidet mit einer Segelbarke die Adria durchqueren und erst an der italienischen Küste meinen österreichischen Paß hervorziehen. Beides wurde von Abele vielleicht bloß, weil es unsere Abreise aus Albanien verzögert hätte, als unzumutbar verworfen. Er bestand darauf, daß mit jeder Fahrgelegenheit einer von uns Albanien verlassen sollte, und die Folge war, daß Spaits, als er an Bord eines italienischen Dampfers war, von einem französischen Kriegsschiff gefangen genommen wurde. Mein Entkommen ist offenbar nur dem Umstande zuzuschreiben, daß niemand daran dachte, daß ich die Frechheit haben würde, öffentlich unter meinem Namen und ohne irgendeine Vorsichtsmaßregel zu treffen, an einem allen Leuten bekannten Datum über die Adria zu fahren. Daß es mir unmöglich sein würde, Albanien unerkannt zu verlassen, hatte ich Halla zweimal geschrieben, da ich allgemein bekannt war.

Weltkrieg (1914-1917)

Bei meinem Eintreffen in Shëngjin, woselbst einige Wochen vorher gegen einen montenegrinischen Mehltransport eine Bombe geschleudert worden war, trug sich eine kleine Episode ab, an der ich so recht deutlich die Angst der bei Shëngjin lebenden Shkreli vor Montenegro erkennen konnte, und sah mich veranlaßt, dies noch im letzten Augenblicke dem österreichisch-ungarischen Konsulat in Shkodra bekannt zu geben. Meine Weiterreise über Bari, Bologna, Cervignano und Triest nach Wien verlief ohne Zwischenfall.

Im allgemein ist der Versuch, eine gegen Serbien und Montenegro gerichtete Aktion in Albanien ins Leben zu rufen, als Mißglück zu betrachten, und zwar sind die Ursachen im folgenden gelegen:

1.) Die Beys hatten durch die 'Ära Wied' gelernt, daß es äußerst rentabel sei, Armeen auf Papiere aufzustellen und sich für solche papierene Armeen bezahlen zu lassen, und da wollten sie diese Methode auch uns gegenüber in Anwendung bringen.

2.) Die Bey wurden in ihren diesbezüglichen Bemühungen offenbar von den Serben angeeifert und hiefür auch bezahlt.

3.) Jene Albaner, welche wirklich gegen Serbien losschlagen wollten, rechneten nicht mit dem baldigen Erscheinen unserer Truppen, und so sagten mir, als Woche nach Woche resultatlos verlief, gerade meine Freunde: "Wir glauben nicht mehr an das Erscheinen der Österreicher, bis wir sie nicht mit unseren eigenen Augen sehen."

4.) Durch den Befehl: "Aktion sofort einstellen" wurde unserer ganzen Tätigkeit ein nicht wiedergutzumachender Dämpfer aufgesetzt.

5.) Die Aufmerksamkeit der Leute war durch innere Fragen (Essad Pascha, Wied etc.) viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie die Ereignisse jenseits der Grenze gebührend interessiert hätten.

Weltkrieg (1914-1917)

6.) Montenegro hatte es im Herbst 1913 gut verstanden, den gegenseitigen Haß der katholischen und mohammedanischen Gebirgsstämme zu entflammen.

7.) Die Tatsache war noch immer im Gedächtnis der meisten Leute, daß die österreichische Regierung, obwohl sie sich 1909 im Vilajet Shkodra stark engagiert hatte, doch 1910 und 1911 die Entwaffnung der Gebirgsstämme zuließ und die Gebirgsstämme nicht unterstützte, wogegen diese damals in Montenegro eine Unterstützung gefunden hatten.

8.) Montenegro hatte nach landläufigen Begriffen den katholischen Gebirgsstämmen 1912 geholfen, das türkische Joch abzuschütteln, und dies war ihnen bei ihrem Grundsatz: "Lieber montenegrinisch als ottomanisch" wichtiger als die Tatsache, daß das unabhängige Albanien durch die Bemühungen der Monarchie ins Leben gerufen worden war.

9.) Infolge der verschiedensten Agitationsgelder und infolge der Armut der Bewohner hatte im Lande eine noch nie dagewesene Demoralisation eingerissen. Trotz aller dieser Tatsachen ist von einer Serbenfreundlichkeit keine Spur vorhanden, und es ergibt sich daraus, daß in jedem Augenblick, wo die Albaner mit unseren Truppen in Kontakt treten können und das Angstgefühl sogar über die Köpfe der Beys hinweg schwindet, die Aversion gegen die Serben sowie die sichere Aussicht auf gute Beute einen Albaneraufstand hervorrufen werden. Übrigens werden dann auch die Beys sich von ganzen Herzen auf die Seite der Stärkeren stellen wollen. Dieser Augenblick des Kontaktes wird ca. dann eintreten, wenn unsere Truppen in Mitrovica stehen werden.

Alle früheren Angebote, Albaneraufstände zu erregen, sind aus den oben angeführten Gründen nur als weitere Versuche einzelner Führer zu deuten auf einfache Weise zu Geld und wertvollen Waffen zu gelangen.

Weltkrieg (1914-1917)

Privatim habe ich noch folgende Sachen zu vermerken. Da die Montenegriner auf meinen Kopf einen Preis von angeblich 5.000 £ (100.000 K) ausgesetzt hatten und mir verschiedene Leute, so die beiden Söhne von Mirash Luca, ferner im Auftrage Marka Gjoni auch Pren Gjakovci, der Mörders Gjeta Zogus, nach dem Leben trachteten, mich umschlichen, sich in Hinterhalt legten u.s.w., war für mich äußerste Vorsicht nötig. Deshalb kleidete ich mich bald in europäischen Kleidern, bald als Malessore, bald als Shkodraner, bald jedoch als Krasniqi mit glattrasiertem Kopfe und mit prächtiger Skalplocke am Scheitel. Statt der Schuhe trug ich meinem Kostüm entsprechend meist Opanken. In Shkodra war ich im ganzen bloß einige Tage, sonst lebte ich in der Regel als Albaner bei Albanern und relativ wenig bei den Pfarrern. In dieses wilde, allerdings, da es gar keine Autorität gab und mich jedermann straflos hätte erschießen können, ich also vogelfrei war, sehr gefährliche Leben, hatte ich mich schon ganz eingefügt, als von Wien der Befehl eintraf, die Aktion einzustellen und nach Wien zu kommen.

Brav wie immer waren Tom Gjini und seine Brüder in Rrogam, Ali Marku aus Prekal, Zef Noci aus Spaç, Preka Gjeta Zogu aus Bregumatja, dann ein neuer Bekannter Mark Pali, Pal Lucës aus Selca, Dod Preni und sein Vater Pren Kacolli aus Merturi i Gurtit, Arif Hasani aus Apripa, Beqir Nou aus Raja, Deli Nou aus Bugjon und Luk Prel Nishu aus Kastrati. Zu diesem kamen noch Gjelosh Marashi aus Ducaj und einige andere, ferner Syni Doda aus Shkreli, der auf einen Appell, "Syni, mach das mir zu Liebe," in einem Momente höchsten Zornes sogar sein Rachegefühl unterdrückte. Knapp vor dem Ausschiffen unserer Waffen in Shëngjin hatte Ded Zogu den Syni sehr scharf beleidigt, und dieser wollte nun mit seinen Shkreli aus Lezha abziehen und Ded Zogu im Stich lassen. Dies hätte aber dann diesen Ort den serbenfreundlichen Anhängern Essads ausgeliefert und das Landen unserer Waffen im Jahre 1914 bei Shëngjin

Weltkrieg (1914-1917)

vereitelt. Ich wollte ihn daher von seinem Plane abbringen, was auch eintrat. Angeschlossen hatten sich mir auch Nik Preloci aus Gruda, der zwar 1909 mein Freund war, im Jahre 1911 aber als Anhänger Montenegros gegen mich war. Mit Bedauern verzeichnete ich den Abfall meines Freundes Masho aus Kozan zugunsten Montenegros, und außerdem erwies sich Mehmed Zeneli als nicht mehr ganz zuverlässig. Auch Mehmet hatte die profitable, abschüssige Bahn eines Politikdschis, das heißt eines Menschen betreten, der den einen Menschen gegen den anderen ausnützt und dabei alle betrügt, und von dieser Bahn gibt es, so lange in Albanien so etwas möglich sein wird, kein zurück mehr. Mehmet begann mir, seinem Brotgeber, Geld zu stehlen. Eine große Anzahl meiner ehemaligen Freunde standen ganz offen in montenegrinischen Diensten, so Mark Dushi in Kozan, Prek Pllumi aus Nikç, Sadri Luka in Theth und andere. Bei Lek Curri war es fraglich. Zef Noci, Preka Gjeta Zogu, Mark Pali, Dod Preni, Arif Hasani, Beqir Nou, Luk Prel Nishu, Ded Preka von Manat, Mark Gjeloshi, Syni Doda und Gjok Prenga könnte man zu meinem Begräbnis nach Ungarn einladen, denn es würde sie erfreuen und ihnen verweisen, daß ich ihnen treu war und ihrer Treue bis zu meinem Tode gedachte.

Im allgemeinen konstatierte ich, daß während der letzten Jahre bei den Gebirgsbewohnern Nordalbaniens eine große Demoralisation eingetreten war. Meine sympathischen Wilden, die seinerzeit an ihren Ehrenkodex, der sich allerdings mit dem unseren keineswegs deckte, unverbrüchlich festhielten, waren verschwunden, und an ihre Stelle waren mit wenigen Ausnahmen geldgierige, ängstliche und unzuverlässige Leute getreten. Doch es scheint wieder, wenn ich die Tatsache vor Augen halte, daß ich trotz des hohen Preises, der auf mich gesetzt war, heute noch lebe, als ob noch immer ein vollkommen undefinierbares Etwas das Benehmen dieser Leute beeinflußt hätte. Es ist evident, daß ich in Albanien herumgehen konnte, und evident ist es daher

Weltkrieg (1914-1917)

auch, daß sich in Albanien Leute befanden, denen ich bloß einige Kronen schenkte, die mich aber trotzdem effektiv beschützten, ja Leute, auf die ich, da sie meinem Rate zuweilen folgten und da sie sich wie zum Beispiel Ded Trimi und der Bajraktar von Merturi auf meinem Appell sogar in einer frischen Blutrachenangelegenheit aussöhnten, sogar Einfluß hatte. Möglicherweise war daher die Demoralisation der Albaner nur eine relative, aber mir schien allerdings, als ob der albanische *trim* (Recke) hätte aufgehört zu existieren. Der *trim* war das Element, auf das man sich vor wenigen Jahren, sich seinen Eigentümlichkeiten anpassend, eine albanische Regierung durch persönlichen Einfluß hätte gründen können. Die Kriege der letzten Jahre scheinen nun auch dieses Element, das seine Kraft aus seinem Selbstgefühl zog, durch Ausrotten dieses Selbstgefühls vernichtet zu haben. Sollte diese Tatsache wahr sein, so kann heute Albanien nunmehr nur durch die Peitsche beherrscht werden. Daß die zunehmende Armut bei der Demoralisation keine größere Rolle spielte, scheint daraus hervorzugehen, daß eben während der letzten Jahre verschiedene käufliche Luxusobjekte, z. B. Bettdecken, Lampen, Petroleum, Kochgeschirr und solche Gegenden eingedrungen sind, wo sie früher fehlten. Daß man die *besa* nicht mehr so strikt einhält wie früher, daß die Mörder ihre Identität, damit man sie nicht verfolgen könne, verheimlichen, daß die Bestechlichkeit und das Nichteinhalten von Versprechen überhand nimmt, dies sind alles als Zeichen der moralischen Dekadenz der Gebirgsbewohner Nordalbaniens zu deuten. Leid tut es mir um jene Unschuldigen, die unter dieser persönlich unverdienten Zukunft werden leiden müssen, denn gerade die aufrechten Köpfe werden als die ersten fallen. Ich verließ Albanien, ohne wie bisher ihm stets "auf Wiedersehen" zu sagen, denn, wenn mich im Laufe meiner Studien auch die Zukunft wieder dorthin führen sollten, ich glaube kaum, daß ich dort die alten, mir so sympathischen

Weltkrieg (1914-1917)

‘tapferen Wilden’ wiederfinden werde. Wieder ist ein Stück ‘meiner Welt’ verschwunden.

Am 24. Oktober kam ich nach dem geschilderten Mißerfolg nach Wien und fuhr Ende Oktober in das Hauptquartier nach Neu-Sandec. Exzellenz Conrad war sehr nett zu mir. Auf der Hinfahrt fuhr zufällig der neue Thronfolger mit demselben Zuge, und Graf Rudi Vanderstraaten machte ihn aufmerksam, daß ich und Spaits gerade aus Albanien kamen. Er bestellte uns zu sich, schimpfte über Italien und fragte mich über meine Meinung vom Ballhausplatz. Ich antwortete, “Kaiserliche Hoheit, ich führe jahrelang schon einen erbitterten Kampf gegen denselben, bitte mich der Antwort zu entheben.” Der Erzherzog wandte sich an Spaits. Spaits begann darauf zu schimpfen, und hierauf sekundierte ich ihm und sagte dem Erzherzog ungeschminkt meine Meinung. Circa eine Stunde beim Erzherzog, dann den Rest der Fahrt mit Vanderstraaten, Kiss und Tun.

Trotz des Mißerfolges in Albanien erhielt ich vom Armee-Oberkommando eine Belobung, war aber gleichzeitig Ohrenzeuge, wie sich einer der Herren dieses Kommandos, während unsere Truppen an der Front hungerten und Exzellenz Conrad darüber verzweifelt war, daß die österreichisch-ungarische Armee den russischen Druck nicht würde standhalten können. darüber beschwerte, daß ein auf silbernem Tafelgeschirr aufgetragener Eszterházy-Rostbraten nicht weich genug sei.

Von Neu-Sandec wurde ich in geheimer Mission nach Bukarest geschickt. Ich sollte, so lautete mein Auftrag, da die antiösterreichische Agitation besonders in Professorenkreisen stark betrieben würde, dieser Agitation durch meine Konnektionen entgegen zu wirken trachten. Um einen Vorwand zu einer Reise nach Bukarest zu haben, telegraphierte ich aus dem Hauptquartier nach Wien zurückgekehrt an Professor M. Murgoci, daß ich einer zwischen uns schon im Frühjahr 1914

Weltkrieg (1914-1917)

getroffenen Vereinbarung gemäß bereit sei, Anfang November nach Bukarest zu kommen, um einen in Aussicht gestellten Vortragszyklus über Albanien zu halten. Dann fuhr ich nach diesem Telegramme, da ich Anbetracht der Spannung zwischen der Volksstimmung in Rumänien und der Monarchie eine Absage seitens Murgocis befürchtete, gleich nach Bukarest, woselbst ich am 1. November eintraf. Wie ich in Bukarest von Murgoci erfuhr, hatte dieser tatsächlich mir nach Wien wegen Aufschub meiner Vorträge telegraphiert. Nun, da ich aber schon in Bukarest war, ließ sich nichts mehr ändern. Ich stellte mich Czernin⁸⁵ vor. Er war sehr unfreundlich, ja fast grob. "Was suchen Sie hier? Warum sind Sie gekommen? Sie werden hier nur schaden," u.s.w., so daß ich genötigt war, ihn aufmerksam zu machen, daß ich nicht aus eigenem Antrieb gekommen sei, sondern von Exzellenz Conrad geschickt wurde. Als ich ihm weiterhin mitteilte, ich sei deshalb nach Bukarest gekommen, um Vorträge zu halten, da fragte er mich, ob ich mit faulen Eiern beworfen werden wollte. Da ich meine Fäden gut gesponnen hatte, sagte ich ihm bloß, ich wollte es riskieren. Damals hatte Czernin mein Phlegma wohl kaum verstanden, vielleicht merkte er aber später, daß er sich in mir geirrt hatte. Ein später in der *Epoca* publizierter Artikel, der gegen mich schürte, dürfte ihm noch eine wesentliche Genugtuung bereitet haben. Ein zweiter *Epoca*-Artikel dürfte diese Genugtuung dann freilich wohl zerstört haben. Dumm ist Czernin trotz mancher Mißgriffe und eines dummen Interviews im Jahre 1913 vielleicht nicht. Als Sportsmann dürfte er Energie besitzen. Seine Natürlichkeit grenzt an Flegelei. Sie ist bei ihm als der Ausfluß seiner finanziell vollkommen unabhängigen Stellung aufzufassen. Alles in allem ein sehr eleganter, durch Sport gestählter, kräftiger, gut gewachsener Mensch, der sich,

⁸⁵ Ottokar Graf Czernin, von und zu Chudenitz.

Weltkrieg (1914-1917)

wenn man ihm einmal ordentlich auf die Finger geklopft hat, wohl auch anständig benehmen dürfte. Seine Aufgabe hat Czernin in Bukarest eine Zeit lang recht gut erfüllt, und man munkelt, daß er dies in beneidenswerter genialer und recht einfacher Weise hauptsächlich seinen Beziehungen zu der schönen rumänischen Königin, die schon als Kronprinzessin Marie einen schlechten Ruf hatte, verdankte. Czernins Gattin hielt sich aus gesundheitlichen Rücksichten von Bukarest fern. Czernin faßte die Diplomatie jedenfalls auch als Sport auf und er hatte, da er dazu in der Lage war, vollkommen recht.

Interessanterweise wurde im Jahre 1916 der Frieden zwischen Rumänien und den Zentralmächten, die unter anderem auch durch Czernin vertreten waren, nicht in jenem Schloß unterschrieben, in dem Czernin 1914-1915 die Königin öfter gesehen hatte.

Freilich zeigte sich gerade bei Czernin, wie das Schwein oft täuscht, denn im Grunde seines Herzens war er gerade das Gegenteil dessen, wofür ich ihn hielt. Dies zeigte sich schon, als er in der berühmten Briefaffäre des Prinzen Sixtus seinen Herrscher nicht nur nicht deckte, wozu er als Minister des Äußeren amtlich verpflichtet gewesen wäre, sondern sogar die ganze Schuld auf seine Herrscher schieben wollte. Noch weniger sympathisch war sein Benehmen im Jahre 1918, als er bei dem jüdisch-demokratischen Umsturze plötzlich sein Herz für die damals ans Ruder gelangte Partei entdeckte. Freilich bedurfte es 1918 eines Fünkchens Courage (mehr allerdings nicht), um seiner Unzufriedenheit Ausdruck zu verleihen.

Nach unserer ersten Unterredung war Czernin mit mir recht höflich und natürlich, doch glaube ich, daß er, in mir einen Ungarn und keinen Großösterreicher erkennend, gegen mich bei Conrad intrigiert hatte.

Da jeden Freitag Sitzungen in der rumänischen geologischen Anstalt waren, kündigte ich meinen ersten Vortrag

Weltkrieg (1914-1917)

schon für den folgenden Freitag an, und es war schon der Saal belegt, als ich Montag plötzlich eine Depesche erhielt, sofort nach Marmorossiget zu reisen. Dies störte meine Berechnungen sehr empfindlich. Ich schützte also eine plötzliche Erkrankung meiner Mutter vor und reiste meinen Vortrag absagend rp. verschiebend über Budapest dorthin, wobei die Fahrt von Budapest nach Marmorossiget wegen der Kriegfahrordnung fünfundzwanzig Stunden währte. Zur Erklärung diene die Nachricht, daß Teile der Mobilisierungsmaßregeln noch aus jener zurückliegenden Periode des Eisenbahnwesens stammten, wo dreißig km. pro Stunde eine ganz bedeutende Geschwindigkeit bedeuteten und österreichische Angstmeierei Eingriffe auf diesem Gebiete so lange verhindert hatte, bis dieser Eingriff während des Krieges durch die deutschen Hilfstruppen eigenmächtig erfolgte. In Marmorossiget hörte ich allerlei Dummheiten und unmögliche Propositionen (z. B. ich solle in Rumänien Gewehre kaufen), die ich nach Bukarest zurückgekehrt Czernin erzählte. Dieser sagte mir, ich sollte diese Dummheiten einfach nicht beachten. Auf diese Weise war meine ganze plötzliche Abreise von Bukarest, die, wenn ich sie nicht geschickt maskiert hätte, mich gleich am Anfange bei den Rumänen hätte verdächtigen können, vollkommen umsonst gewesen. Vom Kriege sah ich in Marmorossiget von einigen Verwundeten abgesehen gar nichts.

Nach meiner Rückkehr nach Bukarest hielt ich meinen ersten Vortrag mit Lichtbildern in einer Dependance des Unterrichtsministeriums, nämlich im Saale 'Casa școalilor.' Anwesend waren fast sämtliche Geologen und Geographen. Durch seine Abwesenheit war nur der ehemalige Geologieprofessor von Jassy und damalige Unterstaatssekretär Jon Simionescu bemerkbar. Der zweite, ethnographische Vortrag fand an dem darauf folgenden Donnerstag ebendort statt. Hierauf erschien ein gegen mich gerichteter Artikel in dem Filipescu-Blatt *Epoca*, der mich der Spionage bezichtigte und mir den Rat gab

Weltkrieg (1914-1917)

nach Wien zu fahren. Da ich nun aber meine Vorträge schon im Frühjahr angekündigt hatte und da dies damals von der ganzen rumänischen Presse, die *Epoca* miteinbegriffen, billigend zur Kenntnis genommen worden war, so war es mir leicht Professor Murgoci zu veranlassen, daß er in demselben Blatt einen offenen Brief publiziere, in dem er mich bona fide deckte. Da er ein sogenannter Nationalist und Freund Filipescus war und mit Filipescu meinen Fall persönlich besprach, wurde sein Brief in der *Epoca* auch tatsächlich publiziert, wodurch ich meinen dritten Vortrag, zu dem auch der ehemalige rumänische Gesandte in Albanien Herr Burghele kam, ungestört halten konnte. Die ganze *Epoca*-Episode reduzierte sich dermaßen auf eine für mich sehr günstige Reklame.

An Gelehrten lernte ich u.a. Dianu (Akademiker und Bibliothekar der Akademie), Parvan (Archäologe), Tsigara Samurcas (Kunsthistoriker), Antipa (Zoologe und Direktor des Museums), Pascu und Philipidi (beide Linguisten in Jassy); Candrea und Densusianu (Linguisten in Bukarest) kennen, von denen mir einige Geologen wie Mrazec und Murgoci einen besseren Eindruck machten, doch fehlte sogar diesen, um sich zu entwickeln, der Kontakt mit der Mitwelt und dem pulsierenden internationalen Leben. Die übrigen rumänischen Gelehrten befaßten sich scheinbar nur mit rumänischen Angelegenheiten, und so fehlte der so nötige internationale Blick, weil ihnen auch die internationale Literatur fehlte. Das Geologische Institut in Bukarest war sehr schön, doch etwas unzweckmäßig gebaut. Seine Bibliothek ist wie die der Akademie klein (letztere fast nur rumänisch). Im übrigen ist es aber modern eingerichtet. In Rumänien betreibt man den engen Verhältnissen entsprechend auf naturwissenschaftlichem Gebiete gute Lokalforschung, auf historischem für Geld, Politik und Chauvinismus. Außer den genannten Gelehrten verkehrte ich mit sämtlichen Geologen, die sogar mir zu Ehren ein Dejeuner gaben, bei dem Athanasiu,

Weltkrieg (1914-1917)

Popovici-Hatseg, Mrazec, Murgoci und andere anwesend waren. Von Politikern lernte ich Exzellenz Zamfirescu, Mitglied der Donauregulierungskommission, und Exzellenz Marghiloman kennen, letzterer eine Art Bukarester *Arbiter elegantiarum*. Exzellenzen gibt es in Rumänien sehr viele, und in Ermangelung anderer Titel haben auch solche Leute, die nicht Exzellenz sind, es gerne, wenn man sie so anspricht. Der Erbadel ist nach französischem Muster abgeschafft, der Latifundienbesitz floriert. Ich dejeunerete auch einst bei Marghiloman, doch riet mir Murgoci mit diesem, da er in dreibundfreundlichem Rufe stand, nicht zu verkehren. Murgoci, dessen Frau eine Engländerin ist, und einigen Herren in Jassy verdankte ich die Mitteilung, daß sich Filipescu und Konsorten dem Traume hingaben, daß sie, um sich vor den Russen späterhin zu schützen, sogar nach der Besetzung Siebenbürgens ein antislawisches Bündnis mit dem übrigbleibenden Ungarn würden schließen können.

Ich meldete dies nach Wien, proponierte, daß man in der ungarischen Presse einen dieser Ansicht widerlegenden Artikel publiziere, und zwar führte ich im Detail aus, daß mir hiezu der Politiker Graf Andrassy der geeigneteste Mann schiene. In dieser Angelegenheit fuhr ich nach Wien und erhielt dort in einem sehr schmeichelhaften Brief von Conrad selbst die hiezu nötige Erlaubnis:

Standort des Hauptquartiers Am 17. Dezember 1914
“Werter Baron! Ihren Bericht vom 10. d.M. und besonders die darin wiedergegebene Argumentierung bezüglich der wahrscheinlichen politischen Haltung eines verkleinerten Ungarn habe ich mit großem Interesse gelesen. Die Verbreitung dieses Gedankens durch die Presse halte ich für durchaus opportun, überlasse den Modus für das Lancieren der betreffenden Artikel ganz ihrer bewährten Geschicklichkeit und empfehle Ihnen

Weltkrieg (1914-1917)

nur, die Wege hierfür so zu wählen, daß ein Kontrekariieren von dritter Seite nicht befürchtet werden muß. Hinsichtlich des Zeitpunktes für diese Aktion scheint mir ein sofortiger Beginn zweckdienlich, da gerade die Pausen in den rumänischen Hetzreihen zu unseren Gunsten ausgenützt werden müssen, während ein Zuwarten bis zum Frühjahr nur eine unnötige Verzögerung bedeuten würde.

Ich ersuche Sie, mich in der Angelegenheit auf dem Laufenden zu halten, und danke Ihnen wärmstens für Ihr ebenso ersprißliches wie patriotisches Wirken. Mit herzlichsten Grüßen, Ihr aufrichtig ergebener Conrad.”

Mit diesem Briefe in der Tasche fuhr ich nach Budapest, besprach dort die Sache mit Grafen Tisza und dann mit Grafen Andrassy, und kehrte am ersten Jänner 1915 nach Rumänien zurück. So erschien denn, als ich wieder in Bukarest war, im *Magyar Hirlap* ein Artikel, von dem das ungarische Regierungsblatt, der *Budapester Lloyd* auf Tizas Veranlassung auch einen Teil brachte. In der *Neuen Freien Presse*, der Andrassy seinen Artikel gleichfalls zusandte, wurde er konfisziert, ebenso unterdrückte das Armee-Oberkommando einen von mir verfaßten Artikel für die *Neue Freie Presse*, in der ich die Wirkung von Andrassys Artikel in Budapest schilderte und Andrassys Artikel kommentierte.

Von Bukarest berichtete ich an Conrad, daß die Stimmung zunehmend feindlicher wurde und daß Rumänien, um von Bulgarien nicht angegriffen zu werden, mit diesen wie mit allen antimoskowitzischen Balkanelementen (seit dem zweiten Balkankrieg zählte auch Bulgarien zu diesen) eine Annäherung suche, um gegen ein eventuell siegreiches Rußland eine Rückendeckung zu haben, und bat um meine Abberufung aus

Weltkrieg (1914-1917)

Bukarest. Ehe aber noch dieser Bericht im Hauptquartier eingelangt sein konnte, wurde ich nachdem Czernin im Hauptquartier gewesen war, abberufen. Ich glaube, daß Andrassys Artikel irgendwo und zwar wahrscheinlich in den großösterreichischen Kreisen, zu denen Graf Czernin und der Chef der Nachrichtenabteilung Hranilovic gehörten, starkes Mißfallen erregte. Freilich konnte man mir, da er vom *Lloyd* reproduziert worden und seinem Sinne nach von Conrad gebilligt worden war, offiziell nichts vorwerfen. Daß der Artikel den großösterreichisch-föderalistischen Kreisen unangenehm war, ist ja evident, ging doch daraus mit aller Klarheit hervor, daß sie Siebenbürgen nur um den Preis von Budapest und ganz Ungarn an Rumänien abtreten könnten. Diese Kreise begannen also gegen mich zu agitieren, und Conrad war schwach genug, diesen Einflüssen nachzugeben. Ich trat auch mit ihm nie mehr in Kontakt.

Während meines Aufenthaltes in Bukarest unternahm ich zwei Ausflüge und eine Reise nach Jassy. Mein erster Ausflug war geologischer Natur und führte mich mit Murgoci nach Vercerova an die ungarische Grenze, von wo wir zu Fuß und zu Wagen bis nach Gura Väii zurückgingen. Wir hatten brillantes Wetter und sahen ein sehr schönes geologisches Profil. Es überraschten mich die großen Steinbrüche an beiden Orten. Murgoci forderte mich übrigens auf, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, in Vercerova mit ihm nur französisch oder rumänisch nicht aber deutsch zu reden.

Für das Arrangement des zweiten Ausfluges nach Pantelimon din sus, ca 40 km. nördlich der Bahnstation Medgidia in der Dobrudscha, sorgte Prof. Parvan, der den als Aufseher des Museums in Pantelimon wirkenden Bauern telegrafisch mit einem Wagen zur Station Medgidia bestellte, um mich nach Pantelimon zu führen, woselbst Parvan das römische Kastell

Weltkrieg (1914-1917)

Ulmetum ausgegraben hatte. Mich interessierte ein Grabstein, auf dem Figuren mit barbarischen Trachten sichtbar waren.

Ich bin in der Nacht nach Medgidia angekommen, habe den Leiterwagen angetroffen und bin bei sehr strengem Frost um 9 Uhr früh in Pantelimon eingetroffen. Das Gebiet ist ein welliges Hügelland aus altem Gestein mit sehr sanften Höhen von ca. 30-40 m. relativer Höhe und weiten Talmulden. Es ist größtenteils aufgeackert und baumlos aber wasserarm. Das Urgestein tritt nur stellenweise zu Tage. In der Nacht erscheinen die gegen den Himmel ragenden steilen Silhouetten großer Kurgane (Grabhügel) wie einzelne Wächter und ethnologisch-archäologische Vorposten Südrußlands doppelt auffallend am Horizonte. Die geschlossenen Ortschaften liegen in den windgeschützten Mulden. Wir hielten in so einer an, tranken Kaffee, tränkte die Pferde und ließen sie rasten. Die Dörfer sind nicht übel. Speziell die neue Ansiedlung Pantelimon ist direkt ein Musterdorf.

Die Bewohner der Dobrudscha sind Tartaren, von denen speziell das erzählt wird, daß sie Pferdefleisch essen, was nebenbei übrigens auch wahr ist. Ferner gibt es viele aus Bessarabien stammende Rumänen, die dieses Land bei der Besetzung durch Rußland verlassen haben, dann andere Rumänen, die aus Siebenbürgen stammen und Viehzüchter gewesen zu sein schienen, die sich in ihren Winterquartieren etabliert haben. Die aus Bessarabien Gekommenen waren meist Rinderzüchter, die von der Regierung angesiedelt wurden. Jetzt geht in der Dobrudscha die Rinderzucht gegen den Ackerbau zurück. Immerhin ist aber noch genug Weideland vorhanden. Charakteristisch für den Ackerbau war um 1914 in ganz Rumänien, daß das Stroh zu den unbrauchbaren Nebenprodukten zählte, daher verbrannt wurde!

Die Dobrudscha ist sehr schütter bevölkert. Ihr Charakter ist mir aber sympathisch. Ich möchte dort sein, ein gutes Pferd

Weltkrieg (1914-1917)

unter dem Sattel haben und einher ziehen, wohin es mir gefällt, dann abends auf einer Bodenwelle halten, die höher ist als die anderen und weithin spähen, spähen in die untergehende Sonne. Die Wanderlust, die Sehnsucht nach dem Weiten, die ich seiner Zeit im Alföld verspürte, ergriff mich und zwar in verstärktem Maße in der Dobrudscha, denn die Möglichkeit weit herumzuschweifen war dieselbe, doch boten sich dem Auge infolge der Bodenwellen wechselreichere Bilder. Unwillkürlich sah man mit dem geistigen Auge am Horizonte neben den Kurganen die Umrisse späherer awarischer Reitertruppen mit Lanzen, spitzen Helmen und langen Kaftanen im Morgenrot erscheinen. Bei Pantelimon war das Landschaftsbild ungefähr dasselbe wie weiter südlich, doch war hier in das Plateau rp. in die Rumpflandschaft ein tieferes Tal eingeschnitten. Wegen des schneidenden Nordwindes war ich ob der Ankunft daselbst recht froh. Sofort den mich interessierenden Stein besichtigt aber wegen schlechter Beleuchtung anfangs an dem arg beschädigten Stück kaum etwas gesehen. Ich beschloß mit dem Fotografieren des Stückes so lange zu warten, bis infolge des veränderten Sonnenstandes die Schatten der Skulpturen besser fallen würden. Obzwar der Lehrer der mustergültigen Pantelimoner Schule zu einer Waffenübung einberufen war, lud mich seine Frau zum Mittagsessen ein, zu dem man den Dorfrichter (Primar) beizog. Als mich die Leute während des Essens gelegentlich fragten, was ich sei, und ich ihnen mit 'Ungar' antwortete, wollten sie es gar nicht glauben. Ein "Ungar," hieß es, "würde mit uns nie so kordial verkehren." Natürlich wurde beiderseits zu politisieren vermieden. Nach obiger Äußerung hatte ich es ja auch nicht nötig. Früh Nachmittag war die eine Seite des Steins schon gut beleuchtet. Ich fotografierte sie daher, die andere konnte aber erst knapp bei Sonnenuntergang von den Sonnenstrahlen gestreift werden, und so beschloß ich also bis Sonnenuntergang (fünf Uhr nachmittags) zu warten, was übrigens umso leichter geschehen

Weltkrieg (1914-1917)

konnte, als der von Constanza kommende Schnellzug nach Bukarest die Station Medgidia erst um elf Uhr nachts passierte. Die Zeit, so wie es eben ging, totgeschlagen und abends den Stein programmgemäß fotografiert. Nachträglich zeigte es sich, daß alle Fotografien prächtig gelungen waren. Was die fotografierten Figuren, nämlich die eines Mannes und einer Frau, anbelangt, so war speziell die des ersteren interessant, denn sie zeigte, daß dieser auf einen Krummstock gestützt stehende Mann, den sein zu ihm empor blickender Hund als Schäfer charakterisierte, enge anliegende Hosen und ein über dieselben herabhängendes Hemd trug, also ungefähr so bekleidet war, wie die heutigen Schäfer der dortigen Gegend. Ein langer faltiger Mantel, der ihm symmetrisch von Rücken hing, reichte bis unter die Knie. Die Natur dieses Mantels ist fraglich. Es war aber evident, daß er kein Pelz war. Pannonische Grabsteine mit gleichen Figuren sind im Budapester Nationalmuseum.

Abends Pantelimon verlassen, aber bald begann Rauheif mit starker Nebelentwicklung zu fallen, so daß mein Kutscher sich beim Ausgange eines Dorfes in der Nacht infolge des Nebels, der so dicht war, daß man im Wagen sitzend nicht einmal den Erdboden sehen konnte, auf den Feldwegen verirrt. Glücklicherweise zum Dorfrand zurückgefunden und bei einem alleinstehenden Hause einen Knaben gebeten, uns den Weg ins Dorf zu zeigen, damit wir zum Wirtshaus kommen. Kaum aus dem elterlichen Hause heraus verirrt sich nach kaum 150 Schritten auch der Knabe, so daß uns bald Gräben die Weiterfahrt versperrten. Wir stiegen also alle aus unserem Wagen aus und trachteten, allerdings vergeblich, wieder an unseren Ausgangspunkt zu gelangen. Glücklicherweise hörte ein Bauer das Rasseln unseres Leiterwagens und, weil sich im Nebel Leute in der Dobrudscha sehr häufig verirren, ahnte er böses. Er kam daher mit einem Licht und führte uns in sein Haus. Er stammte aus Siebenbürgen, erzählte uns allerlei und meinte nebenbei, man

Weltkrieg (1914-1917)

müsse alle Ungarn erschlagen, weshalb ich meine Nationalität verheimlichte. Unser Hausherr meinte übrigens, ich sei wegen meiner rumänischen Aussprache, die er nicht gut verstand und in dem einige Worte vorkamen, von denen er durch den Verkehr mit den in der Dobrudscha überwinterten siebenbürgischen Schafhirten wußte, daß sie siebenbürgische Dialektworte seien, ein Rumäne aus Siebenbürgen. Im weiteren Verlauf der Konversation erzählte er mir, wie die Deutschen im jetzigen Kriege ihre Gefangenen angeblich lebendig an Bäume annageln und dergleichen aus russischen oder rumänischen russophilen Quellen geschöpften Nachrichten. Auch das erzählte er mir, daß in der Dobrudscha nur rumänische Bauern Fremde in das Haus lassen, Bulgaren, die in der südlichen Dobrudscha wohnen, dies hingegen niemals täten. Ich habe einige Stunden bei unserem ansonsten liebenswürdigen gastfreundlichen Bauern geschlafen. Als um ca. neun Uhr abends Reif und Nebel zu Boden fielen, wurden die Pferde wieder eingespannt, und ich fuhr mit meinem Kutscher, im Hause, wo ich gerastet hatten, einige Lei zurücklassend, weiter, kam jedoch gerade dann nach Medgidia an, als der hellerleuchtete Schnellzug mit seinen warmen, komfortablen Schlafwagen wegfuhr.

Ich mußte also in einem weniger komfortablen Hotel in Medgidia absteigen, zahlte den Wagen und blieb bis zum Nachmittag des nächsten Tages in diesem mehr türkisch als rumänischen Städtchen, in dem man naturgemäß zahlreiche Fezträger antrifft. In der Dobrudscha nimmt das türkische Element an dem neuen kulturellen Aufschwung fast gar nicht teil und, da sich diese Eigenschaft auch in Albanien, in Mazedonien und in Bosnien konstatieren läßt und man sie mithin als für den Mohammedaner typisch hinstellen kann, ergibt sich logischerweise die Konsequenz, daß das mohammedanische Element als solches, sei es slawischen, albanischen oder tartarischen Geblütes, in der heutigen Welt und unter den

Weltkrieg (1914-1917)

heutigen kulturellen Bedingungen unter seinen Konnationalen ein nicht lebensfähiges Element darstellt. Das heißt, daß unter zwei geistig gleich veranlagten, demselben Volke entstammenden Leuten jener, der Mohammedaner ist, infolge seiner Religion dem Nichtmohammedaner gegenüber im Nachteil ist. Über die Rumänen im allgemeinen will ich mich eines Urteiles enthalten, denn es ist schwer ein Volk, das mit aller Leidenschaft umtobt wird, richtig zu beurteilen. Daß in Rumänien Bestechlichkeit gang und gebe ist, ist eine Tatsache. Es fragt sich aber, ob diese Eigenschaft nicht auch anderswo vorkommt. In verschiedenen anderen Ländern pflegen ehemalige Minister, die bei ihrer Geburt keinen Kreuzer hatten, ihr Leben als reiche Leute zu beschließen, weshalb man auch manchem Minister nachsagt, daß er sich an sein Portefeuille krampfhaft klammert.

Da die Stimmung in Rumänien uns feindlicher wurde und es möglicherweise zu einem Krieg mit Rumänien kommen wurde, zog ich meine Manuskripte aus dem Institutul Balcanic zurück, und so verblieben in Bukarest nur zwei dort verfaßte Arbeiten und zwar eine über die geographische Verbreitung des Wortes *csoban* (Hirt) und eine zusammen mit M. Murgoci verfaßte Arbeit über den geologischen Bau der südlichen Karpathen.

Von Rumänien, das ich erst bei diesem Aufenthalte etwas besser kennengelernt hatte, fuhr ich über Budapest, wo ich zufällig Zeit hatte einer Sitzung der Ungarischen Geologischen Gesellschaft beizuwohnen, nach Wien und bat wegen mündlicher Berichterstattung ins Hauptquartier kommen zu dürfen.

Meine Bitte in das Hauptquartier kommen zu dürfen blieb unbeantwortet, und daran erkannte ich, daß ich mir offenbar wegen des Lloydartikels die Ungnade des Armeekorps-Oberkommandos (AOK, was auch als Alles Ohne Kopf gedeutet wurde) zugezogen hatte, denn dieses Vorgehen kontrastierte doch zu stark mit dem lebenswürdigen Brief, den ich Ende Dezember von ebendort bekommen hatte. "Ich soll," hieß es, "meiner

Weltkrieg (1914-1917)

Militärdienstpflicht nachkommen,“ und dementsprechend wurde ich nach Budapest geschickt.

Nun noch eine Albanien betreffende Episode. Als ich aus Bukarest zu Weihnachten nach Wien gekommen war, fand ich einen Chef der Kelmendi, Preka Gjeta Zogu, in meiner Wohnung. Er war nach Wien gekommen, um die Erlaubnis zu erhalten, Petroleum zu kaufen und dies nach Albanien nehmen zu dürfen. Da das Gesuch Prekas nicht uninteressant war, publiziere ich seine Kopie.

“Euer Exzellenz! Indem der Unterzeichnete Euer Exzellenz ganz ergebenst um Verzeihung bittet, daß er es wagt, Euer Exzellenz mit diesem Schreiben zu belästigen, erlaubt sich derselbe auf die Empfehlungen des Konsuls Halla auf folgendes hinzuweisen.

Unterzeichneter möchte Euer Exzellenz ganz ergebenst bitten, ihm zu bewilligen, daß er eine Ladung von 1000-2000 Kisten Petroleum zum Zweck des Verkaufes nach Lezha bringe. Der ergebenst Gefertigte hat sich diesbezüglich bereits an Herrn Konsul Krauß gewendet, wurde jedoch abgewiesen. Ermutigt durch die Verdienste seines Vaters, des Gjeta Zogu, der für Österreich sein Leben ließ, und auf meine eifrigsten Bemühungen, immer Österreichs Wohl im Auge gehabt zu haben, erlaube ich mir noch einmal die ganz ergebenste Bitte um Bewilligung meines Ansuchens zu wiederholen. Indem ich Euer Exzellenz um einen gütigen Bescheid bitte, verbleibe ich Eurer Exzellenz ergebenster Diener, Preka Gjeta Zogu.”

Im Ministerium des Äußeren hatte man ihm trotz dieses Briefes mehrfach Schwierigkeiten bereitet und seine Bitte mit der Ausrede, daß das Kriegsministerium der kompetente Faktor sei,

Weltkrieg (1914-1917)

abgeschlagen. Man wußte nämlich, daß Preka keine Konnektionen mit dem Kriegsministerium hatte. Preka wandte sich also an mich, und ich verwendete mich mit folgendem Schreiben für ihn beim Kriegsminister Krobotin.

Wien, 18. Dezember 1914

“Exzellenz! Ich erlaube mir ein Gesuch mit der Bitte zu überreichen, dasselbe, wenn nur irgendwie möglich, zu gewähren, da der Einreicher einer jener wenigen Albaner ist, die bei dem mißglückten albanischen Unternehmen mit ganzer Kraft geholfen haben und er daher, wenn ich mich nicht irre, auch von Oberstleutnant Spaits in seinem Schlußberichte lobend erwähnt sein dürfte.

Sein Vater wurde 1913 deshalb ermordet, weil er auf Veranlassung des k.u.k. österreichisch-ungarischen Konsulats Stellung nahm. Zur Illustrierung dessen, wie sehr ich den Gesuchseinreicher persönlich unterstütze, möge dienen, daß er während seines Wiener Aufenthaltes bei mir wohnt und von mir verköstigt wird, denn ich bin überzeugt, daß er infolge seiner Popularität unter seinen Stammesgenossen (Kelmendi) sowie infolge seiner angesehenen Stellung uns, falls im Frühjahr erneut etwas in Albanien versucht werden könnte, so wie bisher bedeutend helfen wird, und sich so das angesuchte Petroleumquantum rentieren dürfte. Mit vorzüglicher Hochachtung, Fr. B. Nopcsa.”

Vom Kriegsminister erhielt ich die Zusicherung, daß das Kriegsministerium gegen die Ausfuhr einer kleinen Menge Petroleum nichts einzuwenden habe. Als es mir nun nach mannigfachen Schwierigkeiten gelungen war, die Sache in Schwung zu bringen, wurde mir plötzlich bekannt gegeben, das

Weltkrieg (1914-1917)

Ministerium des Äußeren habe die Sache erneut und zwar mit der Motivierung verhindert, daß dieses Petroleum nach Montenegro gelangen würde, und, obzwar ich die volle Verantwortung zu übernehmen bereit war, waren alle meine weiteren Schritte fruchtlos. Recht enttäuscht fuhr Preka nach Triest, und bald darauf erhielt ich von ihm einen Brief, in dem er mir mitteilte, daß ein anderer Albaner, ein gewisser Refik Bey Toptani, ihm in Triest ein Petroleumquantum zum Kaufe angeboten habe, auf das er jedoch des hohen Preises wegen nicht reflektierte, worauf es von einem Shkodraner erstanden wurde und nach Albanien exportiert wurde. Mit diesem Briefe Prekas in der Hand ging ich zu Krobotin, erklärte ihm, daß ich für Prekas Ehrlichkeit und Loyalität eingestanden war, daß nun aber evidenterweise einerseits Petroleum durch die Vermittlung solcher Leute nach Albanien gelange, für deren Ehrlichkeit ich in keiner Weise einstehen könne, andererseits es aber den Interessen der Monarchie widerlaufe, wenn, wie in diesem Falle, angesehene und der Monarchie bisher loyale Mitglieder des an Montenegro grenzenden Stammes Kelmendi absichtlich und offenkundig gekränkt und so den Montenegrinern und Italienern zugetrieben würden, und dies alles bloß deshalb, weil der Referat für albanische Angelegenheiten im Ministerium des Äußeren seine Handlungen nicht so einrichte, wie es das Wohl der Monarchie, sondern wie es sein gegen mich gehegter Haß verlange. Ich erhob also in meiner Eigenschaft als Offizier gegen Beamte des Ministeriums des Äußeren beim Kriegsminister formell die Klage, daß genannte Leute bewußt in Kriegszeiten die Interessen der Monarchie schädigen.

Exzellenz Krobotin behielt den ihm vorgelegten Brief und versprach die Sache im Kriegsüberwachungsamt untersuchen zu lassen. Dann fuhr ich, nachdem ich noch Generalkonsul Kral besucht hatte, nach Budapest, wo ich am 22. Jänner Tisza sah.

Weltkrieg (1914-1917)

Dieser war mit Andrassys Artikel im Wesentlichen zufrieden, weshalb er dann auch im *Lloyd* abgedruckt war.

Um diese Zeit fiel Graf Berthold, und Baron Burian, mein alter Bekannter, wurde Minister des Äußeren. Ich schrieb ihm Ende Jänner, wies darauf hin, daß vielleicht meine bisherige Tätigkeit meinen formalen Prüfungsmangel ersetze, und bat ihn, mich in die Diplomatie aufzunehmen. Ferner bat ich Tisza, meine Bitte zu unterstützen.

Anfang Februar schrieb mir Preka Gjeta Zogu, daß er Anhänger Essad Paschas geworden sei und gegen die Monarchie in Albanien agitiere. Später erfuhr ich von Preka und von Generalkonsul Kral, daß Preka den Weg Lezha-Shkodra gesperrt habe. Kral wies ferner darauf, daß Rappaport aus Beamteneifersucht sein möglichstes tat, ihn (Kral) von allem, was mit Albanien zusammenhing, weg zu drängen. Ende Februar bekam ich von Preka einen neuen Brief, in dem er mir mitteilte, daß der österreichisch-ungarische Konsul in Shkodra wieder alles mögliche unternahme, um ihn wieder zu gewinnen. So sind sie freilich alle, die feigen österreichischen Schweine. So lange man ihnen hilft, versetzen sie einem Fußtritte, wenn man aber gegen sie Stellung nimmt, so liegen sie am Bauche und lecken einem die Füße (Macchio nannte es "Arschleckerei mit Würde"). Übrigens ist das Benehmen des Ballhausplatzes Preka gegenüber nicht nur gemein und elend, sondern auch politisch unklug, denn es ist nichts anders als ein Schulbeispiel für die Albaner, daß es lukrativer ist, gegen die Monarchie zu agitieren, als ihr treu zu helfen.

Natürlich ist auch mir meine Bitte in die Diplomatie aufgenommen zu werden von Burian abschlägig beantwortet worden und zwar mit der Motivierung, daß ich gefügig genug sei.

Da ich in Budapest nichts zu tun hatte, ging ich viel ins Kasino. Im allgemeinen ist im Kasino die Stimmung wegen konstanter Wiener Übergriffe österreichfeindlich, so wie sie in

Weltkrieg (1914-1917)

der Wiener Aristokratie ungarnefeindlich ist. Ich spielte viel Schach, außerdem verfaßte ich eine Arbeit über die Dinosaurier Siebenbürgens, in der ich Biologie, geschlechtliche Unterschiede, endlich auch das Aussterben der Dinosaurier behandelte, also lauter Fragen von allgemeinem Interesse.

Anfang März erhielt ich erneut einen Brief von Preka, in dem er Hallas Versuche, ihn wieder für die Monarchie zu gewinnen, schilderte, und mich seiner Ergebenheit versicherte. Auf Grund dessen schrieb ich dann aus Budapest an den Kriegsminister, Exzellenz Krobotin, folgenden Brief:

13. März 1915

“Exzellenz! Obzwar mir derzeit das Informiertsein über albanische Angelegenheiten wesentlich erschwert ist, habe ich einiges jenen Preka Gjeta Zogu betreffendes erfahren, der zu Weihnachten in Wien um Petroleum bat, und erlaube mir Eurer Exzellenz hievon in Kenntnis zu setzen.

Wie ich befürchtet hatte, ging Preka, der sich in Wien zurückgesetzt fühlte, nach Albanien zurückgekehrt zu der der Monarchie feindlich gesinnten Partei Essad Paschas über und agitiert nun seit zwei Monaten erfolgreich gegen die Monarchie. Aus diesem Grund sah sich unser Konsul in Shkodra, Halla, veranlaßt, ihm, damit er von dieser Agitation absehe, Geld anzubieten, was allerdings bisher keinen Erfolg hatte. Ich habe gleich, als Prekas Gesuch abgeschlagen wurde, Eurer Exzellenz darauf aufmerksam gemacht, daß hiedurch unsere Interessen in Albanien geschädigt werden, habe auch, um diese Schädigung zu verhindern, die Garantie übernommen, daß das Petroleum nicht nach Montenegro gelangen werde. Die Ereignisse der beiden letzten Monate haben mir recht gegeben, und nun erlaube ich

Weltkrieg (1914-1917)

mir darauf hinzuweisen, daß dadurch, daß das k.u.k. Konsulat in Shkodra Preka jetzt nachträglich durch Güte zu gewinnen trachtet, den Albanern ad oculos demonstriert wird, daß es für sie einträglicher ist, wenn sie gegen die Monarchie Stellung nehmen, als wenn sie ihr von Anfang an treu sind. Da der Fall Preka nicht der erste ist, in dem Beamte im Ministerium des Äußeren aus bloßem Neid darüber, daß außer ihnen auch andere Personen Einblick in die albanischen Verhältnisse haben, die Interessen der Monarchie in Albanien wissentlich geschädigt haben, d.h. bloß um meine Verbindungen mit den Albanern zu unterbinden, so sehe ich mich ferner, obzwar es mir bei der Art, wie ich die Albaner behandle, möglich ist, nicht veranlaßt, in dieser Angelegenheit so lange zu intervenieren, als bis genannten Herren ihr diesbezügliches Benehmen für die Zukunft unmöglich gemacht wird, wobei ich in erster Linie, wie ich es schon Eurer Exzellenz mündlich mitzuteilen die Ehre hatte, Generalkonsul Rappaport meine, gegen den nach meiner Ansicht sehr viel gravierendes Material vorliegt. Mit vorzüglicher Hochachtung, Dr. Fr. Baron Nopcsa.”

Gleichzeitig mit diesem Schreiben ließ ich durch Bajazid auch Preka informieren, daß für mich zu einer Intervention, um ihn von Essad Pascha zu trennen, kein Grund vorliege. Natürlich hatte der an Kroatien gerichtete Brief keinen Erfolg. Preka blieb bis 1916 Anhänger Essad Paschas und sagte sich von diesem erst los, als ich ihn hiezu im Jänner 1916 schriftlich aufforderte.

In Budapest blieb ich als Instruktionsoffizier bis Anfang Juni. Als aber dann das Verhältnis mit Rumänien wegen des Ausbruches des von Aehrenthals Gegnern längst

Weltkrieg (1914-1917)

vorausgesehenen, italienischen Krieges kritisch wurde, ging ich zum Ministerpräsidenten Grafen Tisza István und bat ihn, sich beim Honvéd-Minister, Baron Hazai, dahin zu verwenden, daß ich als Spion nach Rumänien dürfe. Tisza wollte es anfangs nicht, denn er fand die Sache zu gefährlich. Als ich ihn aber bat, tat er es doch, und dementsprechend bestellte mich Hazai zur großen Überraschung meines unmittelbaren Vorgesetzten, Obersten Virányi, für den nächsten Tag zu sich ins Honvéd-Ministerium, woselbst die Entscheidung getroffen wurde, daß ich mich nach Nagy Szeben (Hermannstadt) zu begeben habe, wo ich die weiteren Sachen erfahren würde. Mein Plan, als Hirte verkleidet nach Rumänien einzudringen, wurde in Nagy Szeben gut geheißten. Ich fuhr daher nach Wien, holte mir meine rumänischen Bauernkleider, zog mich Mitte Juni in Felek um und ging teils zu Fuß teils zu Bahn nach Puj (Pui), von wo ich über Stina de Rîu auf die Papusa gelangte. Mein Plan war, eine rumänische Legitimation zu erhalten, um mit ihr nach Rumänien eindringen zu können.

Da mich die Schafhirten im Retezatgebirge, von wo ich nach Rumänien einzubrechen gedachte, alle persönlich kannten, mußte ich vor allem das Zutrauen, das diese Leute von früher her mir gegenüber hatten, zu bewahren trachten, und ferner bemüht sein, mich ihrer Mithilfe in meiner Mission zu versichern. Letzteres war, da sie alle als Rumänen ungarnefeindlich waren, nur dann möglich, wenn sie von meiner eigentlichen Mission nichts wußten. Was das Vertrauen anbelangt, so wäre dies, da sich unter ihnen viele Verwandte und Freunde von Deserteuren befanden, in dem Augenblicke geschwunden, wo sie in mir einen aktiven Offizier erkennen würden. Ich gab also an, desertiert zu haben, erzählte aber, da dies infolge der strafgerichtlichen Folgen so einer Handlung den Leuten unglaubwürdig erscheinen mußte, daß mein Desertieren in Armeekreisen unbekannt sei, man daselbst vielmehr meine, daß ich in russische Gefangenschaft geraten sei

Weltkrieg (1914-1917)

und daß hiedurch mir nach Abschluß des Krieges die Rückkehr in die Monarchie möglich sei, da man dann annehmen würde, daß ich aus russischer Gefangenschaft entlassen worden wäre. Diese Erzählung fand, da ich mich vor jeder k. ungarischen Gendarmeriepatrouille versteckte, Glauben. Um nun aber trotzdem nicht jeden Kontakt mit der Gendarmerie zu verlieren, durch die ich meine Meldungen schicken wollte, ließ ich mich einmal von einer Patrouille verhaften, ließ mir dann vor den Augen mehrerer Senner ein Geständnis erpressen, wer ich eigentlich sei, dann ließen mich aber die Gendarmen wieder frei. Ich erzählte den Sennern, dies sei nur deshalb geschehen, weil ich die betreffende Patrouille mit 10.000K. bestochen hätte. Auch dies wurde geglaubt, ja die Nachricht von diesem Vorfall drang bis nach Rumänien und zu Ohren des Polizeichefs von Baia de Aramă, was mir späterhin bedeutend nützte.

Schwieriger als meine Stellung bei den Leuten zu befestigen, war das Erhalten einer rumänischen Legitimation, denn einerseits wurde ich von mehreren siebenbürgischen Rumänen bloß ausgenützt, andererseits ließen mich mehrere Leute, die meine Angelegenheit zu erledigen versprochen, nacheinander in Stich. Infolge dieser mißlichen Lage mußte ich mich dazu entschließen, das rumänisch-siebenbürgische Grenzgebiet ohne Legitimation zu begehen, und verlegte nach je einem Aufenthalte in den Sennhütten Papusa, Scorota und Galbina mein Hauptquartier in die Stina Girdoman in Rumänien, woselbst sich mehrere unserer Deserteure als Schafhirten befanden, die mich dort einführten und mir sogar dann halfen, als ich von einem siebenbürgischen Rumänen (ich vermute von einem Nikulaj aus Pojana) bei den rumänischen Grenzsoldaten von Stina Sorbele als österreichisch-ungarischer Spion angezeigt wurde, was eine erfolglose Untersuchung der Stina Girdoman und ein Durchsuchen des an der Stina grenzenden Waldes zur Folge hatte.

Weltkrieg (1914-1917)

Über die militärischen Vorgänge im Grenzgebiete vermochte ich durch kleine Ausflüge von der Stina, ferner dadurch, daß ich Senner anderer Sennhütten und auch Talbewohner im Gespräche verwickelte, Erkundigungen einzuziehen, und hierin wurde ich von einem gewissen Jonuţ aus Örvatara unterstützt, wogegen der Stellungsflüchtling Nikulaj aus Pojana den anderen Hirten gegenüber erneut, allerdings erfolglos, die Meinung äußerte, daß ich Spionage betreibe. Ein Versuch, den Herdenbesitzer der Stina Galbina, Adam Jovan aus Lunkány, dazu zu bewegen, seinen Sohn Juon, der als Deserteur beim Präfekten von Turn-Severin (Turnu-Severin) angestellt war, auf das Gebirge zu rufen, damit er mir beim Eindringen nach Rumänien helfe, führte ebensowenig zu einem Resultate, wie alle früheren Versuche. Hierin wurde ich auch sogar von Jonuţ in Stich gelassen, und bloß dem Zufalle, daß Juon Jovan an die siebenbürgische Grenze kam, verdanke ich es, daß ich, knapp bevor alle Schafhirten das Gebirge verließen, doch eine rumänische Legitimation erhielt.

Der angesehene Herdenbesitzer N. N. aus Baia de Aramă hatte davon gehört, daß ich, ohne mich persönlich zu melden, keine rumänische Legitimation erhalten und nicht nach Rumänien kommen konnte, ich daher genötigt war, wenn die Schafherden das Gebirge verlassen, mich den k.u.k. Militärbehörden freiwillig zu stellen. Er ließ mir denn sagen, daß er sich für mich beim Polizeichef von Baia de Aramă verwenden würde. Ich versprach 400 K. für eine auf einen falschen Namen lautende Legitimation. N. N. verwendete sich für mich. Der Polizeichef, der von meiner einmaligen Verhaftung seitens der k. ungarischen Gendarmerie und deren Bestechung gehört hatte, bedauerte mich und stellte für den Preis von 900 Lei (1000 K.) das gewünschte Dokument so aus, als ob ich mich als Deserteur rumänischer Nationalität persönlich beim Polizeiamte in Baja de Aramă gemeldet hätte. Juon Jovan brachte das Dokument an die Grenze, und ich ging

Weltkrieg (1914-1917)

ungesehen nach Rumänien. Juon aber ging zu N. N., übergab diesem das Geld, erzählte aber, daß ich zwar als anständiger Mensch den verlangten Preis zahle, vom Dokumente jedoch deshalb keinen Gebrauch machen wollte, weil es nicht auf ein gedrucktes Formular geschrieben sondern ganz mit Handschrift verfaßt sei. So erreichten wir, daß nicht einmal der Polizeichef etwas von meinem Eindringen in Rumänien erfuhr und ich keiner Erpressung seinerseits ausgesetzt war.

Meine Meldungen brachte ich so über die Grenze, daß ich, wie auch sonst oft, in der Nacht Schafkäse aus Rumänien nach Ungarn schmuggelte, die Schmuggelware in einer befreundeten Sennhütte abgab, von dorten aber nicht nach Rumänien zurückkehrte, sondern mich in den Tannenwald schlug und durch das Dickicht zur Gendarmeriekaserne Paltina eilte. Dorten befahl ich einer Patrouille, den Schmugglerweg an der Grenze zu verstellen, und hierauf konnte ich, so lange der Weg durch die Patrouille versperrt war, in der Gendarmeriekaserne meine Meldung schreiben, Karten zeichnen u.s.w. Nach Abzug der den Schmugglerweg versperrenden Patrouille begab ich mich wieder nach Rumänien und motivierte meinen dortigen Freunden mein langes Ausbleiben damit, daß der Weg versperrt gewesen sei.

Da Juon Jovan noch in Diensten des Präfekten von Turn-Severin stand, begab ich mich mit ihm nach Rece auf das Landgut des genannten Präfekten. Juon kündigte dort seinen Dienst und schloß sich, mich noch immer für einen Deserteur haltend, mir an. Wir fuhren nach Craiova, wo Juon als reicher Schafherdenbesitzer und ich als Schafhirt auftraten. Dies ermöglichte auch mir mit Juon zusammen in einem Hotel zu wohnen, und Juon war so großmütig, mir täglich eine Fleischspeise ja sogar Bier zu zahlen. Außerdem kaufte er sich allerhand gute Sachen zum Essen und zum Trinken und ließ mich dann im Geheimen im Hotelzimmer an ihnen partizipieren.

Weltkrieg (1914-1917)

Freilich hatte ich, wenn wir auf der Bahn gingen, sein Gepäck zu tragen und dergleichen Dienste zu verrichten.

So wie alle anderen Deserteure, die ich in Rumänien antraf, z. B. Juon a lui Pavel, war auch Juon Jovan über die Verhältnisse, die er in Rumänien antraf, nämlich den diebischen und betrügerischen Charakter der eigentlichen Rumänen (Rumänen im Gegensatz zu den aus Siebenbürgen eingewanderten Ungarn) und deren Aufgeblasenheit sowie über die im Lande grassierende Bestechlichkeit enttäuscht und schimpfte daher über Rumänien. Im Gegensatz zu den übrigen Deserteuren, die damit gleichzeitig einen starken Ungarnhaß zutage legten, bedauerte er desertiert zu haben und fragte mich schon damals, wie er es anstellen könnte, zur k.u.k. Armee zurückzukehren, in der er Zugsführer gewesen war. Auf meinen Rat hin reichte er bei dem k.u.k. Konsulat Craiova ein diesbezügliches Gesuch ein, in dem er um Begnadigung und Wiederverwendung im Frontdienst bat.

In Craiova habe ich mich einmal fast verraten. Ich hatte einen rumänischen Kanzleiwachtmeister kennengelernt, der, um sein Ansehen in den Augen der 'dummen Schafhirten' zu steigern, uns über allerlei militärische Vorbereitungen zu erzählen pflegte. Mit der Bemerkung, daß er ja ebensoviel wie ein Offizier wisse, schmeichelte ich seiner Eitelkeit und war mit ihm bald so befreundet, daß er mich zuweilen zu einem Glas Bier einlud. Bei so einer Gelegenheit hieß er mich niedersetzen und bestellte außer Bier auch zwei Portionen Paprikas (= Gulasch). Bevor das Essen gebracht wurde, erzählte er mir wieder allerlei interessante militärische Sachen, die ich mit einem möglichst blöden Gesicht staunend anhören und mir merken mußte, ohne mein Interesse zu verraten. Diese vielfache Beschäftigung nahm mich dermaßen in Anspruch, daß ich, als das Essen gebracht wurde, angesichts aller im Wirtshausgarten befindlichen Leute instinktiv die Serviette auf meine Knie legte und Messer und Gabel wie ein zivilisierter

Weltkrieg (1914-1917)

Mensch ergriff. Glücklicherweise wurde ich meines Mißgriffes, ehe er noch die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, gewahr. Messer und Gabel rutschten allmählich in die bei einem Schafhirten zu erwartende Lage, meine Knie spreizte ich auseinander, die Serviette hatte die Güte zwischen ihnen auf den Boden zu fallen, und bald war dieses 'überflüssige' Leinwandstück unter meinen Füßen. Sie blieb auch am Boden, als ich mich mit meinem Freund, dem Wachtmeister, aus dem Wirtshausgarten entfernte. Meinen Mund wischte ich wie immer mit dem weiten Hemdärmel ab.

Um in ein militärisch interessanteres Gebiet als Craiova zu kommen, proponierte ich Juon nach Tîrgu Jiu zu fahren, um mit meinem Gelde in der nahen Stadt ein Fuhrwerkunternehmen ins Leben zu rufen, bei dem ich als Juons Angestellter resp. Kutscher aufzutreten hätte, was uns beiden Deserteuren im Falle seiner Nichtbegnadigung ein angenehmes Überwintern in Rumänien ermöglichen würde. Wir fuhren beide und zwar Juon halb als Herr und ich als Bauer gekleidet nach Tîrgu Jiu, kamen abends dorten an, wurden aber gleich bei unserer Ankunft auf Befehl des Polizeichefs auf die Polizeiwachstube gebracht, wo wir bis zu unserem in der Frühe stattzufindenden Verhöre hätten verbleiben sollen. Trotzdem gelang es Juon, in Hinsicht darauf, daß er als Herr nicht am Fußboden der Polizeiwachstube schlafen könne, durchzusetzen, daß wir ein Nachtquartier im Gasthaus eines Olariu, der Polizeispitzel war, beziehen durften. In der Frühe begab sich Juon zu dem angesehenen Kaufmann B. aus Sălişte. Dieser ging mit Juon auf das Polizeiamt, stand für Juon gut, und so wurde denn auch ich als Juons Diener seitens der Polizei nicht weiter ausgefragt.

Der Aufenthalt in Tîrgu Jiu wäre auf diese Weise in Ordnung gewesen, wenn mich nicht am Abende des folgenden Tages der Neffe des Olariu infolge meiner Aussprache als Ungar erkannt hätte und außerdem mich zwei Mädchen aus Baresd und

Weltkrieg (1914-1917)

die Köchin des Hotels Olariu als aus Hatzeg stammend auf die Nachricht, daß ein Hatzegtaler Deserteur im Hotel sei, sofort hätten aufsuchen wollen und daher, da Baresd an den Szacsaler Park meines Vaters grenzt, die Gefahr eminent war, daß eine der drei Frauen mich als Baron Nopcsa erkennen würde. Diese Umstände nötigten mich, Tîrgu Jiu möglichst schnell zu verlassen, und so fuhren der Juon und ich nach Gloden, um dort ein Haus zu mieten und uns dort zu etablieren.

Leider verfolgte uns das Unglück weiter, denn auch hier wurden wir zuerst seitens der Gendarmerie von Gloden einen scharfen Verhör über unsere Absichten u.s.w. unterzogen, dann riet uns der Gendarmeriewachtmeister, unser Unternehmen in Tîrgu Jiu zu begründen, woselbst es florieren würde, in Gloden sei aber nichts zu machen. Ungeachtet dieses Rates suchte Juon ein Haus. Als ich aber inzwischen vom Wirt das erfuhr, daß Gloden ein Zentrum des Viehschmuggels nach Ungarn sei, wir daher jedenfalls seitens der Gendarmerie des Schmuggels verdächtigt und konstant scharf beobachtet würden, gab ich Juon zu verstehen, daß es am besten wäre, wenn wir nach Craiova zurückkehrten. Juon folgte meinem Rat, und wir kamen wieder nach Craiova.

Als angeblicher Schafhirt und Deserteur waren es in Rumänien naturgemäß vor allem nur die untersten Bevölkerungsschichten, wie Bauern, mit denen ich in nähere Berührung trat. In erster Linie ist mir daher die Stimmung unter diesen Leuten bekannt geworden. Außerdem gelang es aber manchmal aus einer hingeworfenen Bemerkung auf die Ansicht eines Gastwirtes oder kleineren Kaufmannes zu schließen.

Die Stimmung in dem ganzen von mir begangenen Gebiete war in allen mir bekannt gewordenen Schichten ausgesprochen ungarnefeindlich, und zwar schienen die ungebildeten Leute, denen Österreich-Ungarn nur vom Hörensagen bekannt war, die Monarchie nicht nur zu hassen,

Weltkrieg (1914-1917)

sondern auch zu verachten. "Deutschland," hörte ich öfter, "ist stark, aber die Monarchie heißt nichts. Wenn Deutschland nicht helfen würde, wäre die Monarchie schon längst besiegt worden," u. dgl. Bei gebildeteren Leuten entfielen solche Bemerkungen. Der Ungarnhaß ist kein neues etwa durch die jetzigen Deserteure nach Rumänien importiertes Gefühl. Er datiert vielmehr von früher her und ist unter den Rumänen durch die sehr zahlreichen allenthalben im Lande als Kaufleute, Wirte, Handwerker, Lehrer u. s. w. verstreuten Siebenbürger Rumänen verbreitet worden. Es scheint, als ob ein konstantes Abströmen siebenbürgischer Rumänen nach Rumänien stattfinden würde. Ich habe diesen Ungarnhaß nicht nur in den Bezirken Mehedinți, Dolj und Gorj sondern auch in der Dobrudscha gefunden. In erster Linie sind also die Siebenbürger Rumänen für den Ungarnhaß verantwortlich zu machen. Ein zweites Element, das diesem Ungarnhaß auf die Beine half, waren die verschiedenen, meist aus Siebenbürgen stammenden, rumänischen Agitatoren, und erst als letztes Moment hat der massenhafte Zuzug von Deserteuren nach Rumänien während dieses Krieges diesen Haß noch weiter gesteigert.

Ein zweiter Gedanke, der im Volke ebenso allgemein verbreitet ist, wie der Ungarnhaß ist der, daß Siebenbürgen unbedingt zu Rumänien gehöre und mit Rumänien vereinigt werden müsse. Es ist dies ein Gedanke, der, wie mir scheint, schon vor Jahren allen Schulkindern beigebracht wurde und nun allen Rumänen in Fleisch und Blut überging. Ja es macht fast den Eindruck, als ob diese Überzeugung in Rumänien lebendiger wäre als in Siebenbürgen.

Dies sind die beiden Gedanken, die in erster Linie das politische Denken der rumänischen Bauern in Dolj, Gorj und Mehedinți beherrschen, und daraus erklärt sich, daß eine der Monarchie feindliche Agitation leicht auf fruchtbaren Boden fallen und eine der Monarchie feindliche Stimmung erzeugen

Weltkrieg (1914-1917)

konnte, zumal ja seit 1913, wo ich Exzellenz Conrad gegenüber zum ersten Male auf das Abschwenken Rumäniens vom Dreibunde hinwies, hiezu Zeit genug war. Den Namen Bessarabien hörte ich während meine ganzen Aufenthaltes in Rumänien kein einziges Mal erwähnen. Aus diesem Gedankengang der Leute in Rumänien und Siebenbürgen ergibt sich, daß einerseits vor dem Ausbruche des jetzigen Krieges damit gerechnet werden mußte, daß beim Einbruche rumänischer Truppen in Siebenbürgen, dort höchst wahrscheinlich (ja, gewiß) eine Revolution ausbrechen würde, andererseits die Regierung von der öffentlichen Meinung genötigt werden könnte, bei einer halbwegs günstigen Gelegenheit der Monarchie den Krieg zu erklären. Wie sicher man in den rumänischen Bauernkreisen Siebenbürgens mit einem baldigen Einmarsche einer rumänischen Armee nach Siebenbürgen rechnete, geht daraus hervor, daß ein großer Teil der rumänischen Soldaten der Gegend Pojana und Săliște aus unserer Armee nur deshalb desertierte, weil sie überzeugt waren, daß ihnen nach einigen Monaten die rumänische Armee die Rückkehr nach Siebenbürgen ermöglichen würde. Als ich Ende Juni 1915 unter die Deserteure kam, herrschte sowohl in Siebenbürgen wie auch in Rumänien allgemein noch diese Ansicht. Das bisherige Unterbleiben dieses Einmarsches ist die Ursache, daß eine durch Enttäuschung hervorgerufene Beruhigung eintrat, und speziell unter den Deserteuren ist eine Art Katzenjammer zu vermerken. Heute herrscht infolge dieses Hinausschieben jeder Aktion unter dem niederen Volke Rumäniens vorwiegend die Meinung, daß es überhaupt zu keinem Kriege Rumäniens gegen die Monarchie kommen werde. Auch kleine Kaufleute und Wirte haben mich dessen versichert, denn die langsamen systematischen militärischen Vorbereitungen Rumäniens an der rumänisch-ungarischen Grenze genügten nicht, um bei der Bevölkerung durch Monate hindurch den Glauben an ein aktives Eingreifen

Weltkrieg (1914-1917)

Rumäniens zu erhalten. Ebenso wenig vermochten dies die verschiedenen auf das Datum des Kriegsausbruches bezug habenden Prophezeiungen, die sich bisher alle nicht erfüllten und so stets nur eine Enttäuschung mehr bedeuteten. Als Daten jüngster Zeit erwähne ich den Ausbruch des bulgarisch-serbischen Krieges, den Fall Belgrads u.s.w., und zwar sind diese Daten, die z. T. von Offizieren der Mannschaft als fixe Daten für den Ausbruch des Krieges gegen die Monarchie mitgeteilt worden sind. Überhaupt finde ich, daß die Armeekreise kriegerischer gestimmt sind als der übrige Teil der Bevölkerung, und ich erkläre mir dies dadurch, daß ihnen die militärischen Vorbereitungen klarer zum Bewußtsein kommen. Zu all den Enttäuschungen der Volksseele kommen noch die Beschwerden der militärischen Konzentrierungen, die Zwangsarbeiten und Requisitionen, deren man im Lande auch schon teilweise statt ist, und so läßt sich denn ruhig der Satz aufstellen, daß die Gefahr, die Regierung könnte vom niederen Volke in den Krieg gedrängt werden, endgültig vorbei ist. Ja sogar eine resultatlose Demobilisierung würde ruhig, teilweise sogar mit Freuden hingenommen werden.

Da die öffentliche Meinung des niederen Volkes noch vor einigen Monaten ein aktives Eingreifen Rumäniens forderte und damit rechnete, und da wohl ferner viele Kaufleute, die mich in letzter Zeit (September-Oktober 1915) dessen versicherten, daß die rumänische Armee nicht in Siebenbürgen einmarschieren würde, dies offenbar infolge der Erwägung unserer Siege in Rußland taten. So ist auf diese Weise ein bedeutender Stimmungswechsel zu unseren Gunsten zu verzeichnen. Was aber die Absicht der Regierung sei, ob etwa ihre ganzen militärischen Vorbereitungen nur dazu dienten, um Filipescu und Konsorten ein Gefallen zu erweisen, oder ob sie, was mir wahrscheinlicher erscheint, zuwarten will, um auf den im jetzigen Kriege unterliegenden Teil herzufallen, das konnte ich als Schafhirt nicht

Weltkrieg (1914-1917)

erkennen, denn wenn auch ein Stimmungswechsel da ist, so ergibt sich doch aus seinen Entstehungsursachen (nämlich Enttäuschung und Langeweile beim Zuwarten), daß die rumänische Regierung dennoch in jenem Augenblicke, wo sie etwas gegen die Monarchie unternehmen würde, die ganze öffentliche Meinung für sich hätte. Es steht also der rumänischen Regierung nach wie vor frei, neutral zu bleiben oder gegen uns Partei zu ergreifen. Bloß ein aktives Eingreifen zu unseren Gunsten ist etwas, was ich Anbetracht des in Rumänien herrschenden Ungarnhasses für unmöglich erachte.

Nach dieser Erörterung müssen mit einigen Worten noch die in Rumänien befindlichen Deserteure rumänischer Nationalität erwähnt werden, denn deren Anzahl ist recht bedeutend. Ich habe unter der Landbevölkerung die Angabe gehört, daß ihre Anzahl auf 30.000 steige. Diese Deserteure sind in erster Linie eins jener Elemente, das am stärksten gegen die Monarchie hetzt, und deren Nichtinternierung in Sipot läßt die Absichten der rumänischen Regierung als recht bedenklich erscheinen. Diese Menschen sind samt und sonders mit den in Rumänien angetroffenen Verhältnissen äußerst unzufrieden, denn sie sind in Ungarn an geordnete Verhältnisse gewohnt. Sie geben an, von den Rumänen stets und überall betrogen und bestohlen zu werden, finden, daß sie hier wegen der allgemeinen Bestechlichkeit Reichen gegenüber rechtlos seien, haben die Hoffnung, mit Hilfe der rumänischen Armee wieder in ihre Heimat zu gelangen, im Laufe der letzten Monate aufgegeben, und warten nervös, wie sich die Sachen entwickeln werden, weshalb sie denn die allerunsinnigsten Gerüchte, so ferne diese nur imstande sind, ihre schwindenden Hoffnungen zu beleben, gerne glauben. Als Beispiel führe ich an, daß gleich nach der Mobilisierung Bulgariens in Craiova erzählt wurde, Bulgarien hätte Calafat bombardiert, woran dann die Hoffnung geknüpft wurde, dies würde Rumänien nolens volens zum Einschreiten

Weltkrieg (1914-1917)

zwingen. Das Gerücht, daß die rumänische Regierung im Mobilisierungsfalle alle in die Armee einzureihen gedenke, hat auch nicht dazu beizutragen, die Sympathien der Deserteure für Rumänien zu steigern, und deshalb halte ich es vom ungarischen aber auch vom gemeinsamen Standpunkte für politisch klug jenen Deserteuren, die von Rumänien dermaßen angeekelt sind, daß sie um Wiedereintritt in die k.u.k. Armee bitten, diesen Wiedereintritt nach Tunlichkeit zu erleichtern, ja ihnen dies im Wege der rumänischen Presse bekanntzugeben.

Bloß als Kuriosum erwähne ich zum Schluß, daß mir in Craiova ein Wirt (aber nur ein einziger) wegen meines angeblichen Desertieren Vorwürfe gemacht hatte und meinen mangelnden Patriotismus rügte.

Da mich zahlreiche aus Siebenbürgen stammende zur Zeit aber in Rumänien befindliche Schafhirten kannten und die Möglichkeit vorhanden war, daß ich von ihnen beabsichtigter- oder unbeabsichtigterweise verraten werden konnte, mußte ich ein Zusammentreffen mit diesen vermeiden. Mit Ausnahme eines Falles in Craiova gelang dies mit Juons Hilfe allenthalben.

Die größte Gefahr drohte nur von einem Hirten namens Lalu, dessen Tochter in einem Dorfe in der Nähe von Craiova in Dienst war und der sich daher auch öfter in Craiova einfand. Da Juon mit M. gut befreundet war und Lalu auch diesen aufzusuchen pflegte, gelang es meist rechtzeitig, Lalus Eintreffen in Craiova zu erfahren, und dann brauchte ich bloß, um in Sicherheit zu sein, Craiova an dem betreffenden Tag zu verlassen. Einmal ereignete es sich aber, daß Juon nicht rechtzeitig avisiert war, ich daher unbesorgt in Craiova spazierenging und unglücklicherweise aus der Ferne von Lalus Tochter erblickt und erkannt wurde. Als kurz darauf diese mit Juon und ihrem Vater zusammentraf, erzählte sie es beiden. Juon erklärte aber, es müsse jemand anderes gewesen sein, denn er sei schon mehr als ein Monat in Craiova und hätte mich also, wenn ich in Craiova wäre,

Weltkrieg (1914-1917)

unbedingt treffen müssen. Dann wollte er sich von beiden losmachen und in das Hotel Merkur kommen, wo ich abgestiegen war, um mich zu warnen. Leider wurde er von Lalu begleitet. Zu meinem Glücke begab sich aber Lalu zuerst auf den Abtritt, und so war Juon eben einen Augenblick sich allein überlassen. Da es Mittags war, vermutete er mich in dem Speisezimmer, dessen einziger Ausgang auf den Hof und damit in Nähe des Abtrittes führte, und richtig traf er mich dorten, wie ich mich gerade an ein rumänisches Gulasch heranmachte. "Florea hat dich erkannt! Schnell hinaus mit dir!" flüsterte er mir zu. "Lalu ist in dem Hofe und wird gleich in das Speisezimmer kommen!" Da Juon vor aller Welt als mein Dienstgeber galt, war die Annahme, daß er mir irgend etwas anbefohlen hätte, naheliegend. Aufstehen und das Essen stehenlassen, waren daher das Werk einer Sekunde. Meine Unruhe nach Möglichkeit verbergend, verließ ich das Lokal, gelangte glücklich von Lalu ungesehen auf die Gasse und verließ Craiova. Ich lagerte bis abends in dem Straßengraben der prächtigen Allee Bibescu, dann kehrte ich wieder in die Stadt, denn Lalu pflegte Craiova stets mit einem Abendzuge zu verlassen.

Nach einem frugalen Imbiß begab ich mich sorglos wieder in das Hotel Merkur, in dessen neben dem Stalle befindlicher Heukammer mir der Pächter übernacht für einige Kreuzer Unterkunft zu gewähren pflegte. Während ich nun in Schläfe lag, bemerkte ich, daß die Tür plötzlich geöffnet wurde und in dem durch die geöffnete Tür in die Heukammer herein fallenden Mondlicht gewahrte ich eine Gestalt, die sich gleichfalls bei der offen bleibenden Tür zu Ruhe legte. Der Schafpelz verriet auf den ersten Blick einen Hirt, und bei genauerem Zusehen glaubte ich Lalu zu erkennen. Da ich im Hintergrunde der Heukammer im Dunkeln lag, war ich noch nicht gesehen worden. Ich hätte daher ruhig liegen bleiben können, wenn nicht die Gefahr bestanden hätte, in der Frühe bei dem

Weltkrieg (1914-1917)

durch die Schindeln hereinstrahlenden Tageslicht gesehen und erkannt zu werden.

Ich beschloß also zu fliehen, wartete, bis der neu angekommene Schäfer einschlief, trat dann, da er vor der Tür lag, behutsam, ohne an ihm anzustoßen, über seinen Körper (was so etwas in Dunkelheit bedeutet, weiß nur jener zu würdigen, der so etwas bereits probiert hat), gelang in den Hof, kletterte daselbst über einem ca. 3 m. hohen Lattenzaun, dessen Tür übernachtet versperrt war und dessen Latten sich unter meiner Last beängstigend beugten und mit lautem Krachen niederzubrechen drohten, und endlich war ich wieder außerhalb Craiovas in der Allee Bibescu. Da ich meinem Pelz mitgenommen hatte, lag ich bald wieder in Schläfe. Als ich vierundzwanzig Stunden später Craiova wieder betrat, teilte mir Juon mit, daß Lalu Craiova schon vor zwei Tagen verlassen hatte, daß er daher mit dem Schläfer in der Heukammer nicht identisch war. So zeigte sich, daß meine ganzen Vorsichtsmaßregeln der letzten sechsenddreißig Stunden überflüssig gewesen waren.

Entschieden die größte Frechheit und den größten Leichtsinn legte ich anläßlich eines Besuches im k.u.k. österreichisch-ungarischen Konsulate zu Tage. In Angelegenheit von Juons Amnestiegesuch war ich allein in Hirtenkleidern eines Tages vormittags während der Amtsstunden ins Konsulat gegangen, und da fragte mich zufällig der Vizekonsul, ob ich nicht am Nachmittag zur Jause wieder kommen möchte. Die Aussicht, endlich einmal wieder einen guten Tee an Stelle jenes gefärbten zitronenhaltigen Zuckerwassers zu trinken, das ich als Schafhirt in einer Spelunke Craiovas täglich schlürfte, war ungemein verlockend. Ich nahm seine Einladung an, und so ergab es sich denn, daß ich allen das Konsulat bewachenden rumänischen Detektiven zum Trotze als Schafhirt verkleidet den Konsul nachmittags in seiner Privatwohnung besuchte, dort Tee trank, dann auch zum Abendessen dort blieb und erst gegen

Weltkrieg (1914-1917)

Mitternacht 'angefressen' und durch eine anregende Konversation auch geistig gelabt aus dem gastliche Gebäude fortging. Eine Stunde vor mir war der zukünftige höchstkommandierende General Avarescu gerade in dem von mir benützen Sessel gesessen.

Drei Tage vorher hatte allerdings der Konsul, als ich mich ihm in einem unbewachten Momente zu erkennen gegeben hatte, an meine Identität wegen meiner guten Maskierung nicht glauben wollen und diesbezüglich in Bukarest eigens in einem Chiffretelegramm angefragt.

Trotz dieser Episoden glaubte ich meinen Ausflug nach Rumänien recht erfolglos abschließen zu müssen, als mir der Zufall zu Hilfe kam. Bei einem Besuch im Konsulate, um sich über das Schicksal seines Gesuches zu informieren, entnahm nämlich Juon, daß ich dem Konsul persönlich bekannt sei, und bei einer weiteren Gelegenheit ließ der Konsul eine Bemerkung fallen, aus der Juon entnahm, daß ich in Rumänien Spionage betreibe. Beide Beobachtungen teilte mir Juon sofort mit, und ich erklärte ihm bei der ersten Nachricht, daß ich infolge des Erkenntwerdens seitens des Konsuls nicht mehr in Rumänien bleiben sondern, um nicht als Deserteur sondern als entkommener Kriegsgefangener zu gelten, sofort in die Monarchie zurückkehren müsse. Da ich in Craiova nichts machen konnte, stand dieser Plan in mir ohnehin bereits fest. Als mir Juon zu verstehen gab, daß ich seitens des Konsuls für einen unserer Kundschafter gehalten würde, meinte ich, es sei dies zwar noch nicht der Fall, doch sei dies ein guter Gedanke, und deshalb würde ich jetzt in Wien anfragen, ob ich statt in die Monarchie zurückzukehren als Kundschafter in Rumänien bleiben könne. Da ich außerdem davon Nachricht hatte, daß sich einige Deserteure anschickten, im Bezirke Dolj Getreide einzukaufen, um dasselbe mit einem kleinen Gewinn (320 Kronen pro Wagen) im Bezirk Valcea zu verkaufen, meinte ich Juon gegenüber, auf diese Weise

Weltkrieg (1914-1917)

würde es mir leicht sein, mit seiner Hilfe als Getreidehändler oder als Angestellter eines solchen Spionage zu betreiben.

Juon erklärte sich, obzwar er noch immer über das Schicksal seines Gesuches nichts wußte und daher noch Deserteur war, dennoch sofort bereit, mich auch in dieser meiner neuen Tätigkeit zu unterstützen. Wir besprachen, wieviel Geld ich rp. Juon zu diesem Unternehmen brauchen würden, und stellten fest, daß ich aus Wien 3.000 K. mitzubringen hätte und mir eine monatliche Unterstützung von 600 K. sichern sollte. Ferner einigten wir uns, daß ich des Geldes halber und um Juons Begnadigungsgesuch zu fördern, nach Wien sollte, und wir beschlossen mit der Spionage gleich auf dem Wege von Turn-Severin gegen die ungarische Grenze zu beginnen. Diesem Plane gemäß fuhren Juon und ich von Craiova nach Turn-Severin und begaben uns größtenteils zu Fuß marschierend bis in die Nähe von Closani.

Mit anderen Leuten zusammenzukommen vermieden wir nach Tunlichkeit, denn infolge des langen Aufenthaltes in Craiova hatte meine braune Hautfarbe bedenklich nachgelassen, und die infolge der vorgerückten Jahreszeit schon welken Nußbaumblätter, die ich mir bei einer Gelegenheit aus dem Konsulate geholt hatte, hatten diesem Übelstande auch nur wenig abhelfen können. Zudem war ich, als Juon und ich uns auf ein vorbeifahrendes Fuhrwerk aufgesetzt hatten, von einer Frau aus Nagy Szeben (Hermannstadt) an meiner Aussprache als Ungar erkannt worden. Weitere Komplikationen waren nur dadurch vermieden worden, da Juon sie mit der Mitteilung überraschte, daß er mich kenne und daß ich schon mehr als ein Jahr mit ihm zusammen als Schafhirt bei Präfekten von Turn-Severin diene. Da Juon tatsächlich beim Präfekten gedient hatte und über die Verhältnisse am Gute Rece Auskunft wußte, schien seine Angabe glaubwürdig, und der in der Frau aufsteigende Argwohn, ich sei ein Spion, war alsobald beruhigt. Nach diesem Zwischenfalle

Weltkrieg (1914-1917)

finden es freilich Juon und ich für angezeigt, uns keinen weiteren Intermezzi zu exponieren. Vor Closani wartete ich im Gestrüpp versteckt auf die einbrechende Dunkelheit, dann passierten wir diesen Ort, marschierten in der Nacht so weit wir konnten, machten eine dreistündige Rast bis zum Morgenrauen, gingen dann rüstig weiter und erreichten vormittag die Stina Girdoman. Juon begleitete mich nachmittags bis an die ungarische Grenze.

Beim Abschiede verabredeten Juon und ich die Art und Weise, wie wir weiterhin in Verbindung bleiben würden. Bei starkem Schneegestöber passierte ich die ungarisch-rumänische Grenze und gelangte glücklich über Paltina und Gura Apilor nach Malomviz (Malovăț). Von da nach Boldogfalva und fuhr hierauf nach Wien. Juon kehrte wieder zurück nach Turn-Severin.

In Wien wurde ich zum Abfassen eines Berichtes über meine bisherige Tätigkeit sowie eines über die politische Lage in Rumänien aufgefordert. Ich tat dies und ordnete meine durch ein unerwartetes Ausbleiben meiner Gage und durch Ausgaben in Rumänien in höchste Unordnung geratenen Finanzen.

Dann bekam ich eine recht unangenehme Nachricht. Am 24. Oktober erhielt ich durch die Post aus Nagy Szeben die Mitteilung, daß alle meine geheimen, mit Zitronensäure geschriebenen, an das Militärkommando Nagy Szeben adressierten militärisch nicht unwichtigen Berichte von den rumänischen Postbehörden abgefangen worden wären. Infolge der Mitteilung, daß kein einziger der mit Zitronensäure geschriebenen Briefe in Nagy Szeben eingetroffen ist, teilte ich diesem Kommando mit, daß ich drei nicht rekommandierte Briefe aus Craiova auf die Adresse "Petru Gorlopan, Nagy Szeben, Ungaria" aufgegeben hatte, in denen unter unverfänglicher Bleistiftschrift militärische Nachrichten mitgeteilt waren. Erst im Frühjahr 1918 erfuhr ich, daß der Verlust meiner Meldungen eine Lüge war, daß vielmehr mein Vorgesetzter, Hauptmann Grecul, der selbst als Spion in den Diensten Rumäniens stand, meine

Weltkrieg (1914-1917)

Berichte unterschlagen hatte. Hauptmann Grecul wurde im Frühjahr 1918 sogar wegen Spionage zugunsten Rumäniens verhaftet, und seine Befreiung verdankte er bloß dem Zusammenbruche der Zentralmächte.

Trotzdem, daß zahlreiche Gorlopan-Briefe angeblich abgefangen worden waren, beschloß ich wieder nach Rumänien zurückzukehren. Nun kamen aber eine Reihe von Unglücksfällen, - oder waren es Glücksfälle? -, die meine Rückkehr vereitelten. Ich bestellte Juon für den 5. November zu der Stina Girdoman an der ungarisch-rumänischen Grenze. Am 2. November war ich wieder in Malomviz und ritt am 3. gegen Gura Apilor, als ein starker Schneesturm einsetzte. Infolge dessen konnte weder an diesem noch an den folgenden Tagen daran gedacht werden, die 1600 m. hohe Paltina allein zu überschreiten. Der Schneefall war so intensiv, daß sogar weit unten im Tale des Riu Mare der Schnee eine Höhe von 60 cm. erreichte, und Holzhauer-Abteilungen sogar in Gefahr gerieten völlig eingeschneit zu werden. Ich machte kehrt, blieb eine Zeit in Boldogfalva, dann auf eine etwaige Schneeschmelze in Wien wartend. Auch diese ließ aber auf sich warten. Dann erfolgte eine weitere Verzögerung dadurch, daß ich mich nicht rechtzeitig mit Peccol in Verbindung setzen konnte, und schon glaubte ich meinen Plan ganz aufgeben zu müssen, als die Säuberung des südlichen Donaufers bei Orsova von serbischen Truppen erfolgte, und mir auf diese Weise ein neues Einfallstor nach Rumänien geöffnet wurde. Statt über die verschneiten Karpathen zu dringen, beschloß ich den Einbruch nach Rumänien von der Donau aus zu versuchen. Ich schrieb an Juon, bat ihn einen günstigen Landungsplatz und von dort aus die nötige Verbindung mit Orsova herzustellen. Dann avisierte ich meinen Burschen, den Honvéd-Husaren Mucha, sich bereitzuhalten, um mich auf der Donau auf einen Boote hinab zu rudern. Darauf fuhr ich bereits als Schafhirt verkleidet von Nagy Szeben nach Temeswar und wollte gerade in einigen Tagen nach

Weltkrieg (1914-1917)

Orsova weiterreisen, als ich telegrafisch nach Wien ins Evidenzbüro beordert wurde. Da ich nur Bauernkleider zur Hand hatte, besorgte mir Hauptmann Röhling noch schnell einen Zivilanzug (der freilich viel zu groß war), und so fuhr ich dann nach Wien, wo ich mich abends im Evidenzbüro meldete.

Wie ich bereits, als ich in Temeswar die Depesche nach Wien zu kommen erhalten hatte, vermutete, trat das Armee-Oberkommando zu meinen größten Mißfallen an mich mit den Ansinnen heran, mich an der Aufstellung, Organisation, Ausrüstung und Führung albanischer Freischaren im Westen der Balkanhalbinsel zu beteiligen. Im Hinweisse darauf, daß dies für mich bloß erneut eine Quelle von überflüssigem Ärger sein würde, lehnte ich dies Ansinnen zuerst ab. Später aber, als der Generalstabsoberst Novak des Evidenzbüros, hievon informiert, dennoch in mich eindrang und mir etwas von patriotischer Pflicht u. dgl. vorredete, entschied ich mich als einer der wenigen Offiziere der Armee, die die albanische Sprache beherrschten, leider dennoch meine Mitarbeit nicht zu verweigern.

Es versprach mir Oberst Novak, daß es diesmal anders sein würde als bisher. Er teilte mir mit, daß außer mir nur Hauptmann Haessler, Ingenieur Steinmetz und Murad Bey Toptani⁸⁶ in dieser Sache verwendet werden würden, daß nämlich niemand vom Ministerium des Äußeren darein zu reden haben würde, und daher niemand da sei, der so wie gewöhnlich gegen mich intrigieren würde etc., etc. So ließ ich mich denn leider überreden, mich an dem Unternehmen zu beteiligen. Schon die Mitteilung, daß niemand vom Ministerium des Äußeren an der Sache beteiligt sein würde, war, wie ich später erfuhr, eine Lüge gewesen, denn schon während Oberst Novak mir dies sagte, war

⁸⁶ Murad Bey Toptani (1868-1917), albanischer Patriot, Dichter und Bildhauer.

Weltkrieg (1914-1917)

an den im Ministerium des Äußeren angestellten Vizekonsul Rudnay, der zufällig als Ordonnanz-Offizier in Galizien in Felde stand, der Befehl ergangen, sich uns anzuschließen, und so wie die ganze Aktion durch eine in ihrer Wirkung allerdings harmlose falsche Vorspiegelung eingeleitet wurde, so wurde sie auch durch einen seitens der k.u.k. Militärverwaltung begangenen Betrug beendet.

Das in Österreich übliche hin-und-her-Wursteln nahm gleich bei meinem Eintreffen in Wien seinen unvermeidlichen Anfang. Nach Temeswar hatte man mir sogar mit dem Zusatze "jede Verzögerung nachteilig" telegraphiert, augenblicklich nach Wien zu kommen. Als ich in Wien war, war das erste, was ich dort zu tun hatte, ca. eine Woche lang untätig zu warten. Dann wurden Haessler und ich nach Belgrad, Murad Bey Toptani nach Castellnuovo geschickt. In allgemeinen wurde uns befohlen in größter Eile über Belgrad zu dem Armeekommando Kövess⁸⁷ zu gelangen. Die weiteren Instruktionen sollten Haessler und ich in Belgrad erhalten. Semlin (Zemun) erreichten wir in der Nacht, gingen nach Belgrad und erfuhren, daß wir nach Čačak zu reisen hätten. Hier war mir die zweite Lüge kund, denn Major Duic erzählte uns zufällig, daß eben vierundzwanzig Stunden früher mit der gleichen Mission wie wir ein dunkler albanischer Ehrenmann, Luigj Gjakovic, den seinerzeit der Generalkonsul, Baron Bornemissza, wegen Schweinereien aus dem k.u.k. Konsulate Shkodra entfernt hatte, Belgrad passiert hätte. Wie ich dies erfuhr, schäumte ich vor Wut und wollte von meiner Mission erneut zurücktreten. Haessler gelang es dadurch, daß er Gjakovic für sich in Anspruch nahm, mich zum Bleiben zu überreden. Von Belgrad ging es nach Kragujevac. Dort übernachteten wir in dem

⁸⁷ Hermann Kövess von Kövessháza, k.u.k. General der Infanterie.

Weltkrieg (1914-1917)

gut geführten und ordentlichen Deutschen Kasino, wo ein sehr sympathischer, kameradschaftlicher, aufrichtiger Ton herrschte. Von da hätte uns am 2. Dezember ein Auto nach Čačak bringen sollen. Auto gab es natürlich infolge der k.u.k. Unordnung keins, doch fand man für uns einige landesübliche Fuhrwerke, und auf diesen gelangten Haessler, Bajazid, ich und mein Offiziersbursche Mucha abends nach Milanovac, von wo uns am folgenden Tag eine zwischen Milanovac und Čačak verkehrende Lastautomobilkolonne nach Čačak brachte. Hier herrschte der Plan, Hasan Prishtina mit der Aufstellung einer Albanertruppe vom 20.0000 Mann zu betreuen und uns alle ihm zu unterstellen. Haessler und ich weigerten uns auf das Bestimmteste auf so einen Plan einzugehen. In Čačak meldeten wir uns zuerst beim Generalmajor Kövess, und mit diesem wurde dann ein neuer Plan entworfen. Es wurde mich betreffend folgende Vereinbarung getroffen.

K.u.k. 3. Op. Armee-Kommando. Op. Nr. 8307
An Herrn Oberlt. Baron Nopcsa in
Feldpost 99, am 22. Dezember 1915

“Direktiven für die Aufstellung und Verwendung der albanischen Freiwilligen:

1.) Die Grenze zwischen dem Gebiete der katholischen und mohammedanischen Albaner verläuft von Nikç (30. km. östlich Podgorica) über Curraj i Epërm, Raja, Fierza, Dardha, Qafa e Prushit (s. Gjakova), Fan (halbwegs zwischen Prizren und Lezha), Perlat (sw. davon) zur Mündung des Mati-Flusses. Innerhalb des umschriebenen Raumes wohnen die katholischen Albaner. Bei der Aufbringung und Verwendung der Albaner zwecks Unterstützung der Operationen ist eine strenge Scheidung nach den beiden Religionen notwendig, und es dürfen katholische Albaner nur in

Weltkrieg (1914-1917)

katholischen, mohammedanische Albaner nur in mohammedanischen Gebieten verwendet werden.

2.) Dementsprechend werden die Albaner in drei Gruppen gegliedert, und zwar: ... b) eine Gruppe katholischer Albaner (3.000-4.000 Mann) bei Gjakova, Verwendungsrichtung Shkodra-Lezha. Für die mittlere Gruppe ist Gjakova Versammlungsraum.

4.) Gruppenkommandanten: ... Gruppe b) Oblt. Baron Nopcsa.

5.) Die Einberufung hat derart zu erfolgen, daß die Verwendung am 15. Jänner aus der Linie Rožaj-Prizren möglich ist.

6.) Ausrüstung etc.: Beutegewehre: VIII Korps hat zu melden, wieviel solche verfügbar. Weiterer Bedarf wird vom A.E.k. rechtzeitig nach Mitrovica und Ferizaj (Uroševac) zu schaffen sein. Diese beiden Orte sind als Depotpunkte einzurichten und sind dahin nach Eröffnung der Bahn nebst den etwa notwendigen Waffen und der Munition noch zu schaffen. Opanken oder Häute zu deren Anfertigung, Mäntel oder Decken, schwarzgelbe Armbinden, schwarze Kokarden. ...

8.) Gebühren: In den Orten der Versammlung ist den Leuten eine den Bedürfnissen entsprechende Verpflegung zu verabfolgen. Während der Verwendung haben sie sich selbst zu versorgen. An Geldgebühren erhält jeder Mann gelegentlich seiner Präsentierung durch Vermittlung des Kommandanten einen Vorschuß für zehn Tage beinhaltend ein Tagesgeld von K. 1,50 (eine Krone fünfzig Heller), wenn aber die Verpflegung verabfolgt wird, nur ein solches von 30 Heller. In weiterer Folge werden nur Prämien auf Grund der Leistung verabfolgt, deren Ausmaß die Gruppenkommandanten bestimmen. Diese folgen hiezu

Weltkrieg (1914-1917)

Anweisungen aus, welche beim nächsten Brigadekommando auszuzahlen sind. Zu diesem Zweck wird A.O.K. den Zuschub von Silbergeld veranlassen, welches dann an die Brigaden zu verteilen ist. Über die Ausgaben ist eine separate Rechnung zu führen, dieser sind die Anweisungen beizuschließen. Spätere Versorgungsverpflichtung übernimmt die Heeresleitung nicht.

9.) Auszeichnungen: Von hier aus wird beim A.O.K. beantragt, daß an solche Leute, welche sich militärisch besondere Verdienste erwerben, bronzene Tapferkeitsmedaillen verliehen werden. Die bezüglichen Anträge würden von den Gruppenkommandanten im Wege der ihnen vorgesetzten Kommanden (J.T.D. und Brig.Kden) zu stellen sein.

10.) Dienstverhältnis: Die Kdten der drei Gruppen unterstehen militärisch in jeder Hinsicht dem ihnen vorgesetzten höheren Kdo. (J.T.D. bzw. Brig.Kdo.). Verwüstungen jeder Art sind nach Tunlichkeit hintanzuhalten, weil hieraus sich für die eigenen nachfolgenden Truppen nur ein Schaden ergibt.

11.) VIII Korpskdo. hat jede der drei Gruppen mit 2-3 im Sanitätshilfsdienst ausgebildeten Unteroffizieren oder Soldaten mit entsprechendem Sanitätsmaterial zu versehen."

Trotzdem, daß diese Bedingungen von Kövess unterschrieben worden waren, sind sie seitens der Heeresverwaltung fast in ihrer Gänze nicht eingehalten worden. Dann fragte mich Sappeuroberstleutnant Müller lange über die Wegverhältnisse in Albanien aus. Es zeigte sich dabei, daß die Intendantur viel genauere Karten Albaniens zur Verfügung hatte, als jene Abteilung, der dieser Sappeuroberstleutnant vorstand.

Weltkrieg (1914-1917)

Während wir in Čačak waren, wo Exzellenz Kövess, dem wir uns gleichfalls vorstellten, äußerst liebenswürdig und charmant war, befanden sich auch einige junge türkische Prinzen beim Armeekommando auf Besuche und so wurden wir denn auch diesen vorgestellt. Es da jedem von uns freigestellt war, andere Offiziere zum Anschlusse an jede Freischar aufzufordern, bat ich um Zuteilung des Afrikajägers und Oberleutnants, Eugen Horthy, eines alten Bekannten, und des Infantristen Nikulaj Jovan von Reg. 64. Dies wurde 'zugesagt,' doch habe ich weder Horthy noch Jovan in Albanien zu Gesicht bekommen.

Da als Datum für das Losschlagen der albanischen Freischaren der 15. Januar fixiert worden war, so machte ich schon am zweiten Tage Konopiczky aufmerksam, daß ich infolge der Natur meiner Aufgabe so früh als möglich, daß heißt Ende Dezember in Gjakova eintreffen müsse, und erklärte ihm, daß ich im Falle einer Verzögerung meines Eintreffens daselbst auch für eine Verspätung beim Losschlagetermin keine Verantwortung übernehme.

Konopiczky nahm diese Antwort zur Kenntnis, und da in Čačak wieder kein Automobil aufzutreiben war, das mich schnell über Raška nach Mitrovica hätte bringen können, telegraphierte man nach Raška um einen Aeroplan, um mich auf diesem geradewegs nach Prizren zu schicken. Die Drahtantwort "kein Flugwetter" machte auch diese gute Absicht zuschanden, und daher wurde uns allen am 24. Dezember ein Lastauto zur Fahrt nach Kraljevo zur Verfügung gestellt. Von hier hatten wir am folgenden Tage wieder mit einem landesüblichen Fuhrwerk gegen Raška zu humpeln, das wir nach einer Übernachtung in Ušće am 26. erreichten. Raška war das Hauptquartier des VIII Korps, der Korpskommandant war Exzellenz Scheuchenstuehl, ein recht charmanter Mensch, und sein Generalstabchef war der mir von früher bekannte Oberst Sündermann. Auch hier wurden allerhand Vereinbarungen getroffen, und am folgenden Tag

Weltkrieg (1914-1917)

sollten wir, da uns zur Trotz unseres Anrechtes hierauf auch hier kein Auto zur Verfügung gestellt werden konnte, mit Relaisvorspann nach Mitrovica fahren. Wie nach den bisherigen Erfahrungen nicht anders zu erwarten war, funktionierte natürlich auch diese Relais nirgends, aber dennoch gelangten wir glücklich am 27. abends in Mitrovica an. In Mitrovica lernten wir den Brigadier, Exzellenz Šnjarić, einen biederen, aufrichtigen, weißbärtigen Likaner kennen, und dieser tat mit wahrhaftig väterlichem Wohlwollen alles, was er nur tun konnte, um unser Unternehmen zu fördern. Er gehörte jener seltenen Kategorie von Menschen an, die sich keinen Illusionen hingaben und den Mut hatten, ihre Meinung offen heraus zu sagen. Daher sagte er, sich auf seine Erfahrung berufend, offen heraus, daß man sich auf die schönsten papierenen Versprechen der k.u.k. Armeebehörden in gar keiner Weise verlassen dürfte.

In Mitrovica sollte unsere Ausrüstung als Bandenführer komplettiert werden, und es wurde uns vom Armeekommando je eine Operationskassa vom 50.000 Kronen, einige Husaren, je drei Tragtiere für unser Gepäck, ein Sanitätstragpferd, eine Sanitätsausrüstung und Sanitätsmannschaft zugesagt. Außerdem sollte jeder Gruppenkommandant fünfzig bronzene Tapferkeitsmedaillen erhalten, die er gegen nachträgliches Einholen der Bewilligung gegebenenfalls sofort unter seinen Leuten verteilen durfte. Von der zur Verfügung gestellten Summe behob ich 2.000 K. Von allen den sonstigen Sachen erhielt ich bloß in zwei Sanitätskörben verpackte Sanitätsausrüstung, aber weder Tragtiere noch Mannschaft, und so ist denn von mir bald darauf auch die Sanitätsausrüstung am Bahnhofe Prishtina zurückgelassen worden. Freilich erhielt ich aber am 29. Dezember eine Depesche vom VIII Korps, daß die Landsturm Kavallerie bereits unterwegs sei, was allerdings später durch weitere Depeschen dementiert wurde. Wegen der Tragtiere hatte ich mich an einen Rittmeister in Mitrovica zu wenden.

Weltkrieg (1914-1917)

Dieser erklärte aber keine Tragtiere zu haben, und deshalb erhielten ich und der inzwischen in Mitrovica eingetroffene Steinmetz den Befehl, die Tragtiere von der in Prishtina befindlichen 9. Brigade zu verlangen. Ich erwähne gleich, daß auch diese keine Tragtiere abgab. Hatten schon alle diese Vorbereitungen in Mitrovica eine starke Verzögerung meiner Ankunft an meinen Bestimmungsort Gjakova bedeutet, so wurde diese durch den Befehl in Mitrovica auf das Eintreffen Vizekonsuls Rudnay zu warten noch weiter verzögert. Rudnay traf, wenn ich nicht irre, am 31. Dezember in Mitrovica ein, und in Einvernehmen mit Steinmetz und Haessler, gelang es uns ganz leicht, Rudnay davon zu überzeugen, daß es viel besser wäre, daß er als Kenner albanischer Verhältnisse bei einem höheren Kommando zurückbliebe, als wenn er sich mit uns als Freischarenführer an die Front begeben würde.

Ganz besonders wurde uns unser Unternehmen Rudnay gegenüber dadurch erleichtert, da Rudnay Herrn Steinmetz schon früher in unverblümter Weise mitgeteilt hatte, daß er noch lieber als bei der Division in Mitrovica beim Korpskommando in Raška bleiben möchte, da es am letzteren Orte ein besseres Leben gebe. Steinmetz erzählte dies am 30. Dezember abends bei der Menage am Stabsoffizierstisch in Mitrovica allen Offizieren. Zur vollkommenen Charakterisierung des von der Luft im Auswärtigen Amte durchtränkten Vizekonsuls Rudnay genügen übrigens zwei kurze Episoden. Die eine kulminiert in dem Satze, daß er bei einer Gelegenheit für die Schonung des Gauners Essad Pascha mit der Bemerkung eintrat, "vielleicht könne man ihn später noch benützen," ein Ausspruch, der den von seinem kolossalen, alles überragenden Verstand eingenommenen Wiener Diplomaten in seiner ganzen unverbesserlichen Dummheit klipp und klar erkennen läßt. Die zweite Episode zeigte aber, wie sich Leuten dieser Art mit fremden Federn schmücken und wie sich in ihnen ein fast verbrecherisches Strebertum entwickelt. Zweitens

Weltkrieg (1914-1917)

gab Rudnay in Anwesenheit von Steinmetz in Kraljevo über einen im Gebiete von Shkodra liegenden Weg, gleichsam als ob er dort gewesen wäre, eine ganz genaue, aber wie Steinmetz wußte, total unrichtige Auskunft, und als endlich Steinmetz Rudnays süffisante Art zu lästig wurde und er die Frage an ihm richtete, ob er denn je dort gewesen sei, und Rudnay nicht umhin konnte, dies einem so ortskundigen Menschen wie Steinmetz absolut zu verneinen, da verkroch er sich hinter die Ausrede, daß ihm die Qualität des soeben genau beschriebenen Weges in Durrës geschildert worden wäre. Man sieht also, daß sich Rudnay, wenn es sich um Pflanz handelte, sogar wegen der eventuellen Folgen einer von einem sogenannten verlässlichen Kenner Albaniens stammenden unrichtigen Wegschilderung gar keine Gewissensbisse machte. Alle beiden hier angeführten Episoden sind allerdings infolge des Milieus, in dem Rudnay im Auswärtigen Amte aufwuchs, zu entschuldigen und zu erklären, denn Rudnay bleibt freilich neben Macchio, Rappaport, Zambaur, Pekmezi und Konsorten ein armseliger Pfuscher.

Zwischen Haessler und Steinmetz herrschte nach einem kleinen, anfänglich auf einen Mißverständnis basierenden, kurzen, aber scharfen Konflikte ein erträgliches, zwischen mir und Steinmetz ein recht gutes kameradschaftliches Verhältnis. In Mitrovica traf ich alte albanische Bekannte, wie Bajram Curri⁸⁸ und Hasan Prishtina, die von Haessler und mir kalt gestellt wurden. Ferner lernte ich Hasi Jakub Ferri persönlich kennen. Nach dem Eintreffen Rudnays in Mitrovica gab es nichts mehr, was mich daselbst zurückhalten konnte. Ich requirierte daher am 1. Jänner 1916 am Bahnhofe von Mitrovica eine Draisine und fuhr mit Bajazid nach Prishtina, bei dessen Bahnhofe ein Gefährt wartete, das Bajazid, mich und Mucha nach Prishtina brachte.

⁸⁸ Bajram Curri (1862-1925), albanischer Politiker und Patriot.

Weltkrieg (1914-1917)

Da ich der in Prishtina befindlichen 57. Infanterie-Truppendivision unterstellt war, lernte ich hier meinen unmittelbaren Vorgesetzten, Exzellenz Goiginger, und seinen Generalstabchef, Major Kutik, kennen.

Einquartiert war ich bei einem höheren serbischen Geistlichen, der mich anfangs nicht in sein Haus aufnehmen wollte, bald aber durch Entschlossenheit und Höflichkeit zur Raison gebracht wurde, und dann mir gegenüber andere, das heißt, freundlichere Saiten aufzog. Auf sein anfängliches Sträuben hin hatte ich ihm einfach und ruhig zu verstehen gegeben, daß ich sein Sträuben, einen Fremden in sein Haus aufzunehmen, vollkommen begreiflich finde, ich mich aber in die Zwangslage versetzt fühle, infolge seines Widerstandes gegen ihn bei der k.u.k. Militärbehörde eine Anzeige zu erstatten. Als ich auf der Gasse stehend hierauf meinen Offiziersburschen mit der Anzeige und der Bitte um militärische Assistenz abgefertigt hatte, war der Widerstand des Geistlichen geschwunden, so daß der vom Stationskommando eintreffende Unteroffizier von einer Verhaftung absehen und mit der Nachricht, alles sei geordnet, wieder "Kehrt Euch" machen konnte. Hochwürden hatte einen Versuch gemacht, sich über mich zu stellen, der Versuch war aber rechtzeitig erstickt worden. Er gab bei, und wir überflossen gegenseitig hierauf von Liebenswürdigkeit. Am folgenden Tage habe ich beim Abschied vom ihm sogar Segenswünsche und einen Kuß auf die rechte Wange aufgedrückt bekommen. Leider erhielt Steinmetz, der nach mir daselbst einquartiert war, diesen Abschiedskuß gleichfalls. Ich kann mich daher keines Privilegiums rühmen.

Von Prishtina nach Prizren fahrend kam ich in Ferizaj zum ersten Mal mit bulgarischen Offizieren in Berührung. Infolge österreichisch-ungarischer Ansprüche auf solche albanische Gebiete Serbiens, die zuerst von bulgarischen Truppen besetzt worden waren, war die Stimmung zwischen der Monarchie und

Weltkrieg (1914-1917)

Bulgarien recht gespannt. Die ersten Nachrichten über dieses Verhältnis hatte ich von Kövess in Čačak bekommen, denn dieser sagte mir und Haessler, daß er sein Möglichstes tue, um die Bulgaren aus Gjakova und Prizren hinaus zu bekommen, diese aber keine Lust hätten, diese Orte zu räumen. Gleiche Nachrichten hatte ich ferner in Mitrovica und Prishtina bekommen und, da ich meine Freischar in dem damals ausschließlich von Bulgaren besetzten Gebiete aufstellen sollte, war mir dieses erste Zusammentreffen von eminenter Bedeutung. Das bulgarische Offizierskorps in Ferizaj kam mir, wie ich erwartet hatte, mit größter Freundlichkeit entgegen, und aus diesem Benehmen glaubte ich das zu erkennen, daß ihnen viel daran gelegen war, bei einem unabhängigen Mitteleuropäer einen möglichst guten Eindruck zu erwecken. Den Grund dazu hatte ich mir darin zurecht gelegt, daß dieses aufstrebende, innerlich aber noch immer von seiner Rückständigkeit überzeugte, halbkultivierte Offizierskorps in allem und jedem vollkommen zivilisiert erscheinen wollte. Auch die Negerhäuptlinge Afrikas paradierten mit Vorliebe mit Zylinderhüten. Da mich meine Erwartung nicht getäuscht hatte, war nun auch mein Verhalten den Bulgaren gegenüber vollkommen geregelt, denn, wenn diese als vollwertige Kulturträger betrachtet werden wollten, so brauchte ich, um ein gutes Zusammenleben mit ihnen zu zeitigen, nichts anders, als sie, sogar wenn sie es nicht waren, als vollkommen gleich zivilisierte Leute zu behandeln. Im Gegensatz zu hochnäsigen österreichischen Diplomaten, die mit einem "ah, ah" auf sie von oben herabzublicken pflegten, war ich daher mit ihnen nicht nur nicht kühl sondern höflich, zuvorkommend, dabei aber kameradschaftlich und zwanglos. Kurz, ich ließ ihnen gewisse zwischen uns bestehende Differenzen gar nicht merken und schmeichelte ihnen, wo es anging.

Weltkrieg (1914-1917)

Unvergeßlich bleibt mir z. B. die Freude, die es den bulgarischen Offizieren bereitete, als sie mich zu ihren Weihnachtsfestlichkeiten eingeladen hatte und ich ihnen zuliebe in der Kirche in Tschako, goldverschnürter Attila und roten Hosen paradierte und es auch abends nicht versäumte, den Weihnachtsgesängen zu lauschen, die dem Brigadier von der Mannschaft vorgebracht wurden. Übrigens gefielen mir diese Gesänge tatsächlich recht gut. Spontan notierte ich mir damals in mein Tagebuch folgende Sätze: "Zumal die Hora mit wogenartig schwellender Melodie ist sehr schön. Kleine Irregularitäten erinnern sogar an das vereinzelt Überschlagen einiger Wellen in der allgemeinen Brandung. Es ist der Sang der mäßigen Brandung an der Küste. Innerlich kräftig, unerschütterliches Selbstvertrauen und gewisse Traurigkeit bekundend mit einem Unterton von Sehnsucht, einer Sehnsucht und Traurigkeit, die weit von der aufschluchzenden Sehnsucht der ungarischen Musik oder der weichen Traurigkeit des kroatischen Volksliedes absteht. Bei diesen sind es diese Gefühle, die über die anderen dominieren, in der Hora tönt jedoch in erster Linie das kraftvolle Vertrauen."

Bei der bulgarischen Mannschaft merkte ich übrigens schon in Ferizaj eine gewisse Demokratie und Mangel an blinder Disziplin in unserem Sinne. Von Ferizaj kam ich ohne Anstand nach Prizren und stellte mich dort dem bulgarischen Divisionär Ribarow vor. Von unserem Verbindungsoffizier, Generalstabshauptmann Wanner, erhielt ich auf meine Bitte auch eine bulgarisch geschriebene Empfehlung, die mir später gute Dienste leistete.

Vom Erzbischof Mjeda, bei dem ich wohnte, erfuhr ich, daß sich Pren Gjakovci oder, wie man ihn auch nannte, Preni Davs, der Mörder Gjeta Zogus, der in Lezha auch auf mich geschossen hatte und mir im Herbst 1914 in der Fusha e Shtojt mit Mordabsichten nachgeschlichen war, in der Nähe von

Weltkrieg (1914-1917)

Gjakova aufhielte. Dann ging ich am 5. Jänner nach Gjakova, und zwar war der bulgarische Brigadier von Gjakova so liebenswürdig, mich in seinem Wagen mitzunehmen. Am Wege lernte ich Bahri Bey Mahmud Begolli aus Peja (Peć) kennen. In Gjakova quartierte ich mich mit Mucha in die Pfarre, woselbst ich erfuhr, daß sich Preni Davs angeblich in Osek aufhielt. Habe sofort um eine bulgarische Kavalleriepatrouille gebeten, bin dann, als diese bereitgestellt war, noch in der Nacht trotz Kot und Wasser nach Osek geritten, um das Dorf zu durchsuchen. Obzwar alles, da Preni Davs damals nicht in Osek war, erfolglos ablief, war die Sache insoferne interessant, als ich meinen Bulgaren, ohne ihre Sprache zu beherrschen, mit einigen Worten wie *puška, konj, kuća, nedobre noc, arnaut komitadži* u. dgl. allerlei Instruktionen geben mußte und nachträglich die Befriedigung hatte, zu sehen, daß sie meine Instruktionen vollkommen verstanden hatten.

Am 6. Jänner okkupierte ich eine halbzerstörte Kula Bajram Beys und ließ sie in ein notdürftiges Magazin umwandeln, um die mir in Aussicht gestellten Gewehre bei ihrem Eintreffen unterbringen zu können. Da ganz Gjakova von bulgarischem Militär besetzt und nämlich die guten Gebäude alle belegt waren, war das Auffinden eines Magazins nicht leicht gewesen. Mittags war der Brigadier, als er sich erbötig machte, mir ein Magazin zu eruieren, mit Hinweis darauf, daß ich bereits ein Magazin habe, nicht wenig überrascht, zumal ich die ganze Sache auch schon dem bulgarischen Stationskommandanten gemeldet hatte.

Die folgenden Tage vergingen mit Besprechungen mit albanischen Notabeln, z. B. mit den aus Mirdita eingetroffenen Chefs, die unter Zef Nocis Führung endlich aus Prizren eingetroffen waren. Am 11. Jänner schickte ich folgenden Bericht an das VIII Corps.

Weltkrieg (1914-1917)

11. Jänner 1916

“Über meine bisherige Tätigkeit habe ich folgendes zu melden. Nach Herstellung eines geeigneten Waffen- und Munitionsdepots und Schlafrumes für etwaige Freiwillige suchte ich von Gjakova aus den Kontakt zu den Bajraktaren von Shala, Shoshi, Nikaj, Merturi und Toplana, und es wurde derselbe bald hergestellt. Doch wurde die geplante Abhaltung einer Versammlung in Raja durch die Nachricht vom Vordringen gegnerischer Truppen vereitelt, denn es hieß, daß die Stärke des Gegners unbekannt war, und so mußte ich alle verfügbaren Gewehre westwärts senden. Mein eigenes Vordringen westwärts wurde durch die weitere aus Prizren eintreffende Nachricht gehindert, der zufolge die ausschlaggebenden Personen aus Mirdita, die ich nach Raja bestellt hatte, in Prizren seien, weshalb ich seither mehrere Tage auf deren angeblich durch Passchwierigkeiten und schlechtes Wetter verzögertes Eintreffen in Gjakova warten mußte.

Eine Besprechung mit diesen ergab, daß für Mirdita die Auszahlung resp. Annahme von Prämien refüsiert würde und die Leute nach vollbrachter Aktivität eher kleine Trinkgelder und während ihrer Verwendung anstelle der Prämien Maismehl erhalten wollen. Für eine zwanzigtägige Verwendung von 2.000 Mirditen ($\frac{3}{4}$ Oka pro Person angesetzt) ergibt dies 400 Pferdlasten Maismehl, welchen Vorrat ich in Mirdita so aufzutreiben gedenke. Von den 6.000 Häusern wird jedes benötigt. Im Durchschnitt wird nur 5 Oka Mais zu 1 Piaster verkauft. Der Vorrat soll in einigen Depots konzentriert werden, die im Inneren Mirditas gelegene Verpflegungsbasen meiner Freiwilligen werden sollen. Es kostet dies ca. 12.000 K. und, wenn man noch die Transportspesen (auf

Weltkrieg (1914-1917)

den im Lande befindlichen Tragtieren) in die Depots in Betracht zieht, ca. 15.000 K. Da dieser Mais sogar im Falle, daß die ganze Aktion in Mirdita scheitern sollte, für unsere nachrückende Truppen (als Pferdefutter usw.) verwendet werden kann, ist er auf keinen Fall für uns verloren. So werde ich aus den sogenannten Prämiengeldern für den Ankauf dieses Maises 15.000 schon jetzt in der genannten Weise verwenden.

Im übrigen reichen die ganzen Vorräte in Mirdita wegen der Plünderungen durch Monteneginer und Serben für die Bevölkerung bloß für ca. einen Monat aus (eventuell nicht einmal so lange), und dieser Verkauf an mich geht von der Überlegung aus, daß Hungersnot früher oder später ohnehin auftreten wird, weshalb hier nach Herstellung der Landverbindung nach Westen und nach Cattaro (Kotor) eine Notstandsaktion ohnehin unvermeidlich wird. Diese Tatsache verwende ich um wieder der Bevölkerung nahe zu legen, sich behufs Beschleunigung der militärischen Aktion und der Erleichterung der Maiszufuhr bei einer Notstandsaktion an den von den Truppen gelegentlich vorzunehmenden Wegbauten in großem Maße zu beteiligen, und glaube, daß die Division bei Beistellung der Werkzeuge und 2. K. Tageslohn pro Person Tausend und mehr Wegarbeiter wird bekommen können. Für den Fall, daß eine diesbezügliche Agitation unter der Bevölkerung erwünscht wäre, bitte es mir nach Gjakova bekannt zu geben.

Was das Eintreffen der Waffen und Munitionen in Gjakova anbelangt, so kann das, ohne mir Schwierigkeiten zu bereiten, jeden Augenblick stattfinden, da ich bereits geeignete Magazinräume besitze, und es wäre mir deren baldigstes Eintreffen

Weltkrieg (1914-1917)

sogar sehr erwünscht. Ebenso sind die Abzeichen dringend nötig. Menschenmaterial stellt sich mir überreichlich zur Verfügung, so daß ich, um mir unliebsame Elemente ferne zu halten, bereits verlaublichen lasse, daß die Leute es als besondere Ehre aufzufassen haben, wenn Sie von mir Freiwilligenabzeichen erhalten. Da sich die Bulgaren sehr unbeliebt gemacht haben, werden unsere Truppen mit demonstrativer Freude begrüßt werden. Ich versäume natürlich nirgends auf die Notwendigkeit von Requisitionen hinzuweisen. Soferne aus Shala keine weitere Nachrichten über Vorstöße des Gegners einlaufen (was bisher nicht der Fall war), so begeben sich mich von Raja nicht weiter als höchstens Toplana, dann über Merturi i Gurit und Bugjon nach Iballja, von dort über Kryezi und Fushë Arrëz, Kalivare nach Spaç, um bei einer auf den 23. angesetzten Mirditenversammlung bei Shpal anwesend zu sein, wo über Maisverkauf und Ausstellung von Banden beratschlagt würde. Von dort will ich einen Teil der Leute behufs Bewaffnung nach Gjakova bringen.

In Iballja werde ich die Stämme Thaçi und Berisha zu versammeln trachten, da dies die erste Voraussetzung für jede Bandentätigkeit in diesem Gebiete ist, da sonst die Leute ihre Dörfer nicht verlassen werden.

Die am 27. bewaffneten Mirditen, deren Zahl bis zum 29. wohl auf einige hundert anschwellen wird, sind dann sofort in den durch die Orte Gomsiqe im Norden und Lezha im Süden bezeichneten Abschnitten der gegnerischen Stellung verwendbar, wobei ich in erster Linie daran denke, daß sie anfangs die gegnerischen Stellungen umschwärmen sollen.

Weltkrieg (1914-1917)

Bitte bei Hochdruck telegrafisch anfragen, ob der Infantrist Nikulaj Jovan von Inf. Reg. 64, um dessen Zuteilung ich gebeten habe, bereits gefunden wurde, wann er hier eintrifft, und ob vom Husaren-Oberleutnant und Ordonnanzoffizier Eugen Horty eine Antwort eintraf, ob er sich mir in Albanien anschließen wolle.“

Auf diesen Bericht erhielt ich natürlich keine Antwort, und schon wollte ich daher am 13. Jänner Gjakova programmgemäß verlassen, als ich am 12. daran durch einen Zwischenfall gehindert wurde.

Die an demselben Tage aus Gjakova abziehende bulgarische Brigade requirierte einige Ochsenwagen, die ich eben um Heu in die benachbarten Dörfer absenden wollte. Ich ging in dieser Angelegenheit zum bulgarischen Stationskommando und, während ich es hier nach einigem Parlamentieren endlich glücklich dazu brachte, daß meine Ansprüche auf die Wagen anerkannt wurden, setzten sich, ohne daß ich es erfuhr, die Wagen inzwischen in Marsch, so daß der zu ihrem Aufhalten ausgeschickte Soldat nach einiger Zeit zum Stationskommando mit der Antwort zurückkehrte, daß die Wagen in Gjakova nicht mehr aufzutreiben wären.

Verärgert ließ ich mir vom Stationskommando eine schriftliche Bestätigung meines Anrechtes auf die Wagen geben, lieh mir von Bajram Curri ein Pferd aus, ließ alles in Gjakova stehen und ritt, da es sich für mich in den Augen der Albaner um eine Prestigefrage handelte, sofort nach Prizren, um die offenbar gegen Prizren abgegangenen Wagen einzuholen und zurück zu erobern.

In Prizren brachte ich mein Anliegen der bulgarischen Division vor, erhielt eine schriftliche Vollmacht, die Wagen wann und wo immer anzuhalten, abladen zu lassen und nach Gjakova zu nehmen, und mit dieser Vollmacht bewehrt gelang es mir am

Weltkrieg (1914-1917)

folgenden Tag in Begleitung eines Albaners, die Wagen tatsächlich bei Lutogllava zu treffen. Ich nötigte die Wagen zum Umkehr, als aber die bulgarischen Offiziere darauf bestanden, die Wagen bis nach Suhareka mitzunehmen, protestierte ich zuerst, gab ihnen darauf, damit sie sich gegen ihre Vorgesetzten zu decken in der Lage seien, eine schriftliche Bestätigung, daß ich die Wagen in Berufung auf meinen schriftlichen Befehl mit Gewalt angeeignet hätte und, als auch dies nichts nutzte und die Ochsentreiber sich auf Befehl der bulgarischen Offiziere wieder ihren Tieren näherten, zog ich zur Verblüffung des ganzen bulgarischen Trains plötzlich mit einem lauten Ruf meine Steyerpistole und drohte, sie, sofern sie die Wagen in Bewegung setzen würden, augenblicklich zu gebrauchen.

Die Wirkung war eine recht gute und, als gar der Hinweis der bulgarischen Offiziere, daß es nicht der Mühe wert sei, sich wegen einiger Ochsenwagen von den in Majorität befindlichen Bulgaren erschießen zu lassen, von mir mit dem Hinweis quittiert wurde, daß es sich hier um die Ausführung eines Befehls handele, löste sich die Situation insofern zu meinem Gunsten, als mir erklärt wurde, man hätte die Ochsentreiber nur deshalb zu den Ochsen beordert, um die Wagen weiter feldein fahren und dort abladen zu lassen. Ich entschuldigte, da alles nun auf ein Mißverständnis zurückgeführt wurde, mein Vorgehen, doch erklärten nun die bulgarischen Offiziere, daß ihnen diese feierliche Entschuldigung keineswegs genüge, sie aber von einer Anzeige in dem Falle abstehen würden, falls ich ihnen freiwillig meinen Revolver überreichen würde. Da so etwas einer gewaltsamen Entwaffnung gleich gekommen wäre, lehnt ich dieses Ansinnen mit der Motivierung, daß ich mich im Felde von niemandem entwaffnen lasse, ab. Daher ritt der Kommandant des vom mir insultierten Trainteils nach Prizren zurück, um gegen mich bei der bulgarischen Division eine Anzeige zu erstatten. Ich begab mich auch zu demselben Divisionskommando, um mich

Weltkrieg (1914-1917)

dorten bis Erledigung der gerichtlichen Untersuchung zur Verfügung zu stellen und meinen Revolver freiwillig dorten zu deponieren. Als ich in das Zimmer des Divisionskommandos trat, kam eben in Begleitung meines Klägers ein bulgarischer Generalstabsoffizier heraus. Ich trat auf diesen zu und wollte ihm meine Waffe freiwillig abliefern, doch da nahm er sie zu meiner Überraschung nicht an, erklärte eine Waffenablieferung für unnötig und meinte, die Angelegenheit, die wohl auf wechselseitige Nervosität zurückzuführen sei, sei vollkommen erledigt. Infolge dieser Entschuldigung reichten mein Kläger und ich uns versöhnt unter gegenseitigem Ausdrucke des Bedauerns wiederholt die Hände und schieden versöhnt und verbindlichst lächelnd von einander.

Meinerseits war ich naturgemäß recht froh, daß sich die ganze Sache so anstandslos gelöst hatte, und als Vorteil konnte ich das buchen, daß mein Vorgehen im Angesichte einer ganzen bulgarischen Trainkolonne den Albanern von Gjakova und Prizren alsobald bekannt wurde, und ich als fürchterlicher 'Held' dastand. Als zukünftiger Kommandant einer Freischar war mir so etwas natürlich von allergrößtem Nutzen.

Da mich diese Wagenaffäre, die Wanner erst post festum erfuhr, ohnehin nach Prizren gebracht hatte, besprach ich einiges mit Steinmetz und wollte spät nachmittags wieder nach Gjakova reiten, doch zwang mich ein starker Schneesturm in Xërxa, wo einige unserer Truppen eingekehrt waren, zu übernachten. Am 15. Jänner kam ich wieder in Gjakova an, ließ einige Schafe besorgen, damit die am 27. Jänner voraussichtlich um ihre Gewehre in Gjakova eintreffenden Mirditen zu essen hätten, veranlaßte, daß für dieselben Quartiere in den umliegenden Dörfern bereitgestellt würden, unterwies Mucha, wohin er etwa die in meiner Abwesenheit eintreffenden Patronen zu transportieren hätte, und wie dies zu geschehen habe und verließ

Weltkrieg (1914-1917)

am 16. Jänner Gjakova, um mich zur Mirditenversammlung in Shpal zu begeben.

Mit den von Mucha zu verteilenden Patronen hatte es folgende Bewandnis. Schon zwei Tage nach meiner Ankunft in Gjakova erreichte mich die Nachricht, daß am 6. Jänner Serben oder Montenegriner in unbekannter Stärke von der Qafa e Bishkashit aus plündernd nach Planti eingedrungen waren. Ich bat daher infolge von Patronenmangel zuerst die 3. bulgarische Division in Prizren mir leihweise 160.000 türkische Mauserpatronen aus ihrer serbischen Kriegsbeute zu überlassen, und meldete den Einbruch dem VIII Korps. Am 9. Jänner erkundigte sich das VIII Korps nach Stärke und Art des Gegners, und außerdem erhielt ich die Nachricht, daß die 3. bulgarische Division keine Patronen bereit habe, daß aber meine Bitte um solche nach Prishtina an die k.u.k. Infanterietruppendivision weitergeleitet worden wäre. Ich erkannte daraus, daß sich die Ankunft von Patronen jedenfalls ganz erheblich verzögern würde, und mußte deshalb trachten, den Montenegrinern ihre Erfolge trotz des Patronenmangels der Albaner irgendwie zu verderben. Konnte ich den Kampf mit dem Gegner wegen Patronenmangels mit einer gleichen Anzahl von Gewehren nicht riskieren, so könnte dies, dachte ich mir, dadurch, daß man ihnen umso zahlreichere, wenn auch mit weniger Patronen dotierte Albaner entgegenstellt, immerhin einigermaßen ausgeglichen werden. Deshalb ließ ich am 10. Jänner in sämtlichen nördlich des Drin lebenden katholischen Albanerstämmen, also Merturi, Nikaj, Shala, Shoshi, Kiri, Gjani, Planti und Toplana, die Aufforderung ergehen, einerseits ihre Maultiere für den Transport der baldigst in Gjakova eintreffenden Patronen bereitzustellen, andererseits aber schon jetzt ohne Rücksicht auf den herrschenden Patronenmangel die Montenegriner zu attackieren. Das Resultat dieser Maßregel war so gut, daß nach einigen Tagen nicht mehr Montenegriner sondern Albaner auf der Qafa e Bishkashit

Weltkrieg (1914-1917)

standen, so daß deren Vorgehen vom Armeekommandanten Kövess eigens belobt wurde und später der Befehl einlief, daß jedem einzelnen dieser Freiwilligenschar eine Prämie von einer Krone verabfolgt werde. Dies wurde dann diesen Leuten dementsprechend von mir auch feierlich versprochen. Später blieb aber dieses Versprechen, wollte ich die Summe nicht aus eigener Tasche erlegen, infolge anderweitiger Einflüsse wie jedes k.u.k. Versprechen aus. Daß Mucha in Gjakova vergebens auf Patronen wartete und daß überhaupt das ganze Gefecht auf der Qafa e Bishkashit bloß deshalb günstig verlief, weil die Montenegriner ihre Angreifer dummerweise für die Vorhut von regulären, gut bewaffneten Truppen hielten, braucht nach dem gesagten eigentlich nicht besonders betont zu werden.

Den Weg von Gjakova nach Shpal legte ich in albanischen Kleidern zurück. In Shpal traf ich am 23. ein und zwar wählte ich, um dorthin zu gelangen, den mir teilweise noch unbekanntem Weg über Qarr, Megulla, Troit, Mishesh, Bisag, Orosh und Spaç, woselbst ich mich wegen großer Müdigkeit überall zu übernachten genötigt sah, denn, wenn in nichts anderem so begann ich, meine neununddreißig Jahre wenigstens in meinen Beinen und meiner Brust leider allzu deutlich zu bemerken.

Das einzige Ereignis, das erwähnenswert war, trug sich abends beim Feuer in Bisag i Epërm zu und bestand darin, daß mir eine zigarettenrauchende und auch mit den liegenden Kienspänen sorglos hantierende Gesellschaft als Kuriosum und ihnen unbekannte Sache einen circa 25 cm. 7 cm. dicken Stoffsack zeigte, der mit eigentümlichen, rechteckig geschnittenen Platten eines, wie sie feststellten, leichtentzündlichen Stoffes erfüllt war und an dessen einem Ende sie das Vorhandensein einer eingenähten, körnigen Materie konstatierten. Ich erkannte in der Sache die mit ihrer Zündladung versehene Patronen eines Geschützes. Das erste, was ich daher

Weltkrieg (1914-1917)

tat, war die Leute aufzufordern, den unheimlichen Sack aus der Nähe der Kienspäne respektvoll zu entfernen. Dann klärte ich sie auf und beglückwünschte sie dazu, daß sie bisher noch immer nicht in die Luft geflogen waren. Außerdem erhielt ich in Bisag offiziell die Nachricht von der Waffenstreckung Montenegros.

Bei der Versammlung erlebte ich eine unangenehme Überraschung. In Gjakova hatte ich bestimmt, daß in dieser Versammlung jede Familie Mirditas durch einen bewaffneten Mann vertreten werde. Ich erhoffte also auf circa 1.000 Leute und beabsichtigte, mit diesen einen Handstreich gegen die auf der Kreshta befindlichen Serben zu unternehmen. Statt dessen konnte ich bloß die Anwesenheit von 300 Chefs und Unterchefs konstatieren. In Shpal wurde ich durch Gewehrsalven empfangen. Ich paradierte in der Versammlung in Tschako, Attila und roten Hosen und verkündete vor allen eigenmächtig im Namen der k.u.k. Armee eine *besa* für ganz Mirdita.

Im Gegensatz zu Zef Noci und seinem Anhang, also jenen Elementen, welche die sich durch Mirdita zurückziehenden Serben in Fan und anderen Orten beschossen hatten, war der schon 1912 serbenfreundliche Anhang Prenk Bib Dodas und Marka Gjonis schwach vertreten. Die zahlreiche, entferntere Verwandtschaft Prenk Bib Dodas war nämlich, Krankheit einiger Familienmitglieder vorschützend, durch ihre fast völlige Abwesenheit bemerkbar. Trotz dieser passiven Resistenz erklärten die Mirditen korporativ, sich an einem Unternehmen gegen die Serbo-Montenegriner mit 1.000 Mann beteiligen zu wollen. Alle diese Leute sollten am 27. in Gjakova eintreffen, um ihre Waffen zu übernehmen. Außerdem stellten mir die Leute ein Gebirgsgeschütz mit Munition und ein Maschinengewehr ohne Munition zur Verfügung. Meine Befürchtung, die nicht weit von uns befindlichen serbischen Truppen würden unsere Versammlung stören, erwiesen sich als grundlos. Nach der Versammlung in Shpal schief ich erneut bei Zef Noci, dann

Weltkrieg (1914-1917)

begab ich mich über Mishesh, wo ich bei Nikoll Xhuxhaj einkehrte. Am 25. weiter nach Brut bei der Ura e Vezirit. Am 26. hörte ich bei der Ura e Linajës von der Einnahme von Shkodra durch unsere längs des Seeufers vorgedrungene Truppen. Ich sah mich daher vor einer neuen Lage. Ich widerrief durch Eilboten alle die Vereinbarungen mit Mirdita, die soeben in Shpal verabredet worden waren, forderte die Leute auf, sich nicht in Gjakova sondern bei Lezha zu versammeln und ohne Rücksicht auf Patronenmangel, die bei Lezha stehenden Serben zu attackieren. Dann hatte ich in Kulla e Lumës Gelegenheit zu sehen, wie seitens unserer Truppen bei Ankauf von Heu vorgegangen wurde. Spät in der Nacht desselben Tages gelangte ich, meinen elenden Klepper am Zügel führend, ganz allein nach Prizren. Exzellenz Goiginger war gerade abwesend, wurde aber für den 27. aus Gjakova erwartet. Ich beschloß in Prizren Goingingers Eintreffen zu erwarten, und telegraphierte auch nach Gjakova an Bajazid unverzüglich zu mir zu kommen. Ansonsten war ich vormittags infolge meiner albanischen Tracht an diesem Tage das Zielobjekt zahlreicher Fotografen. Gegen Mittag traf Goiginger aus Gjakova ein. Ich meldete, daß ich über ein Geschütz und ein Maschinengewehr verfügte, bat um acht Mann Bedienungsmannschaft für ersteres und vierundzwanzig Munitionsverschläge für letzteres. Beides sagte Goiginger mir zu. Dann bat ich ihm, den Husaren Mucha zum Korporal zu ernennen, da ihm dies seine Arbeit und Stelle in Gjakova erleichtere. Auch diese Bitte erfüllte er mir. Endlich erfuhr ich, daß für mich in Gjakova einige Tausend unsortierte Patronen und 400 Paar Schuhe eingetroffen wären. Erstere hatte ich keine Zeit sortieren zu lassen. Letztere wies ich, da dieselbe unter 1.000 mirditischen Freiwilligen nur gegenseitigen Neid wachgerufen und so Unfrieden gestiftet hätten, als unverwendbar zurück. Goiginger forderte mich in Op. Nr. 855/12/I ohne Rücksicht auf § 1 der Vereinbarung mit Kövess auf mit meinen Albanern sofort

Weltkrieg (1914-1917)

gegen Durrës zu marschieren. Abends traf Bajazid aus Gjakova an. Ich besprach mit ihm alles notwendige und, um einen Angriff der Albaner gegen die noch zwischen Tuz und Lezha stehenden montenegrinischen Truppen hinternzuhalten, schrieb ich an die Stämme Shala, Shoshi, Nikaj, Toplana, Merturi, Dushmani und Thaçi, daß sie alle sofort über Lezha gegen Durrës aufzubrechen hätten. Anbei die Kopie eines dieser Schreiben.

“Reverendo Parecco di Shoshi, prego di avvisare tutta la bandiera Shala, di mandare 300 uomini con schioppi e la munizione che hanno, immediatamente con pane per tre giorni quanto più presto a Durazzo via Alessio, dove io gli aspetto. Spero che la bandiera seguirà con volontà e con entusiasmo il mio primo appello a gli armi. La bandiera avrà l’occasione di battersi insieme con gli truppi regolari della Austria-Ungaria contra Serbi ed Italiani, e di dimonstrare a questi il valore de gli Albanesi.

Barone Nopcsa, Prizren, 28.I.1916.

P.S. Spero che Lush Prela arriverà personalmente e aspetto anche Mehmed Zeneli anche Mirash Nou, Ali Marku. Da Thethi Shala non voglio nessuno!”

Die Leute reagierten auf diesen Brief. Am Erreichen seines Zieles wurden er jedoch durch eine Intrige des streberischen, bloß seine persönliche Karriere vor Augen haltenden Berufsoffiziershauptmann Maričić gehindert. Wie dies geschah, wird in einem späteren Teil dieser Notizen auseinandergesetzt werden. Hier genügt die Erwähnung dessen, daß speziell die Leute aus Shala am 6. Februar in Shkodra eintrafen und mir nach Lezha beiliegendes Begrüßungstelegramm schickten.

Weltkrieg (1914-1917)

Telegramm-Station Shkodra, 6. Februar 1916
An Baron Nopcsa

“Wir sind eingetroffen. Bajraktar von Shala, Lush Prela, Mehmed Zeneli, Mark Alia aus Prekal, Mirash Nou Shala, Martin Deda, Baloc Marashi gehen, um ihre Leute zu versammeln, und senden Grüße. Freuen sich auf den Wiedersehen.”

Maričić Hauptmann

Am 28. verließ ich Prizren. Die Zeit des Durchmarsches durch Mirdita vom 29. Jänner bis zum 2. Februar verwendete ich, um mir einen kleinen, aus zwölf Pferden bestehenden Gebirgstrain zusammenzustellen und meine Artilleristen nach Qafa e Malit zu senden, um das Geschütz und das Maschinengewehr abzuholen. In Beantwortung meines Telegramms erhielt ich folgendes.

Telegramm 2. Februar 1916
Oberlt. Nopcsa. Lezha auf Händen IIX.

“Laut Befehl Op. Nr. 681/29 hat Oberlt. Baron Nopcsa zu melden, mit wie vielen Bewaffneten und wie vielen Unbewaffneten er eingetroffen ist, worauf Gewehrzubereitung erfolgen wird.”

Hochsatan. O.P. 33/19

Ich meldete noch am 2. Februar an Hochsatan, wie viele Gewehre ich brauchte, doch verging die 3. und 4. Februar, ohne daß ich irgendeine Antwort erhalten hätte. Über meine sonstige Tätigkeit gibt ein am 4. Februar an die Brigade Goiginger (Hauideal 57) abgesandter Bericht Aufschluß.

Lezha, 4. Februar 1916
Infanterietruppendivision Goiginger, Prizren

Weltkrieg (1914-1917)

“Nach großen Schwierigkeiten, die sich aus Mangel an entsprechenden Transporttieren für die Maschinengewehrmunition ergaben und mich nötigten, an jedem Tag meiner Truppe einige Stunden voranzulaufen, Pferde zu beschaffen, dann auf mein Gepäck zu warten, dann meiner Mannschaft wieder voranzueilen und, wenn möglich, Pferde zu kaufen, etc., gelangte ich am 31. Jänner um Mitternacht nach Simon, woselbst Geschütz und Maschinengewehr gestellt sein sollten. Beide fehlten. Wartete einen halben Tag, ging darauf auf die Nachricht, daß sich meine Mirditen bereits in Lezha befänden, nach Lezha und gab meinen Artilleristen den Befehl, das Geschütz in seinem Versteck in Fusha e Arsit aufzusuchen.

In Simon hinterließ ich die Maschinengewehrmunition mit einem Unteroffizier. Das Abholen dieses Materials habe ich hierauf am 2. Februar aus Kallmet veranlaßt.

Auf dem Wege nach Lezha erfuhr ich, daß Marka Gjoni heimlich gegen mich arbeitete, denn er weiß von meinen früheren Konflikten mit gewissen Leuten am Ballhausplatz und hoffte sich hiedurch bei diesen ein gutes Blatt einzulegen. Die Familie Marka Gjonis zeichnete sich auch daher in Lezha durch ihre Abwesenheit aus. Der einzige, der gekommen war, war Marka Gjoni selbst, doch war dies nur geschehen, um unter meiner Mannschaft gegen mich hetzen zu können. Ich gab ihm daher eine Beschäftigung in meinem Etappenraum in Mirdita, und es wäre mir sehr angenehm, wenn er vom Schauplatze verschwände.

Eine Person, die das mit Freunden durchführen würde, habe ich, doch müßte sie von mir die Versicherung haben, straflos auszugehen, und auch ich

Weltkrieg (1914-1917)

erteile ihr keinen Auftrag, bevor ich nicht die Garantie habe, daß ihr nichts geschieht. Wenn dies nicht möglich ist, würde ich Marka Gjonis Abführen von Orosh nach Prizren befürworten, und es wäre in diesem Fall der Häftling bei dem geringsten Fluchtversuche zu erschießen.

Marka Gjonis Benehmen mir gegenüber findet zum Teil seine Motivierung darin, daß der Pfarrer von Blinisht noch frei in Shkodra herumgeht. Ich habe diesbezüglich heute an Hochsatan geschrieben.

Da meine Verbindung mit Division Goiginger sehr zeitraubend ist (die Sache dauert stets fünf Tage), habe ich bei Armeekommando Kövess bei meinem Eintreffen in Lezha telegrafisch gebeten, mich Hochsatan zuzuteilen.

In Lezha fand ich, daß meine 500 Mirditen seit zwei Tagen nichts zu essen hatten, und die Unteranführer beklagten sich, daß ein k.u.k. Offizier die Existenz meiner Freiwilligentruppe nicht zu Kenntnis nehmen wollte.

Mein Eintreffen löste alle Fragen, und am 3. vormittags gingen 200 Mann zu Unterabteilungen von je 50 Mann, jede mit einem Kommandanten und 2-3 albanischen Unteroffizieren, südwärts ab, mit dem Auftrage nach Shijak vorzudringen. Weitere 250 Mann warten hier auf Waffen, wegen deren ich mit Korpskommando Trollmann in Verbindung bin. Von den abgegangenen hat jeder bloß 50 Patronen. Hoffe, daß dieser Tage die nördlich des Drin wohnenden Stämme hier eintreffen. Falls sie zögern, gehe ich bis Planti zurück, um sie zu holen.

Weltkrieg (1914-1917)

Was die bisherige Verpflegung der hier befindlichen 500 Mirditen anbelangt, so erhielten dieselben:

am 1. Februar gar nichts,
am 2. Februar reichlich Fleisch ohne Brot,
am 3. Februar je ein Laib Brot,
am 4. Februar heute erhalten sie je ein Laib Brot und Bohnen.

Gage erhalten sie keine, bloß die Führer erhielten Bakschisch. Über die Stärke des Gegners erhalte ich die Nachricht, daß Essad keine 1.000 Mann hat. Das Übrige ist durch Deserteure leichter zu erfahren als durch Albaner. Immerhin ist ein Konfident von mir in Durrës.

Bitte Herrn Bajazid zu informieren, daß der Maisankauf in Prizren und Gjakova ebenso der Heuankauf rückgängig zu machen ist, auch sind die Schafe zu entlassen, und ihn zu avisieren mit meiner ganzen Bagage über Puka nach Shkodra zu kommen und sein Eintreffen bei Korpskommando Trollmann zu melden. Sowie ich Näheres über mein Geschütz erfahre, werde ich es melden."

Baron Nopcsa, Oberlt.

Während dieser Zeit erhielten ich und Ded Zogu jeden Augenblick telegrafische Aufforderungen, unsere Leute behufs Ausrüstung oder Abrichtung nach Shkodra zu senden, was wir, da wir an die Front wollten, natürlich nicht taten, und erst auf Grund eines sehr energischen Telegramms meinerseits erhielt ich am 5. Februar folgende Depesche.

Telegramm, Lezha
Oberlt. Baron Nopcsa, Lezha

Weltkrieg (1914-1917)

“300 Gewehre und 60.000 Patronen per Wagen abgegangen. Morgen folgen noch 150 nach. Alles für gleichartige Munition. Die türkischen Gewehre daher den Leuten Zogus übergeben. Die 700 Mann des Zogus sofort nach Shkodra in Marsch setzen, wo sie ausgerüstet werden, da wegen Wagenmangel Zuschub nicht möglich ist. Verpflegung hier vorgesorgt. Abmarschstunde hier melden. Nach Bewaffnung Abmarsch nach Lezha.”
Korps. Trollmann.

Glücklicherweise leistete Ded Zogu diesem Befehl keine Folge sondern marschierte mit seinen schlecht und recht bewaffneten Leuten gegen Ishëm, konnte sich daher an den dortigen Kämpfen beteiligen. Ich blieb mit dem unbewaffneten Teil meiner Leute (203 an der Zahl) in Lezha. Außerdem schickte ich folgenden Bericht an das Korpskommando Trollmann nach Shkodra.

Lezha, den 4. Februar 1916.

Korpskommando Trollmann, Shkodra!

“Schon in Prizren erfuhr ich vom dortigen katholischen Erzbischof, daß der Pfarrer von Blinisht trotzdem, daß er seinerzeit eine Subvention der k.u.k. Regierung konstant erhalten hatte, serbenfreundlich gesinnt war, woselbst er serbisches Geld annahm. Alle diese Nachrichten wurden mir von vielen Leuten in Prizren und Mirdita bestätigt und, als beim Rückzuge der Serben durch Mirdita die Bewohner von Spaç, Orosh und Fan die Serben angriffen, verhielt sich die Pfarrgemeinde dieses Pfarrers vollkommen passiv, ja plädierte dafür, die Serben nicht zu belästigen. Unbestätigte Gerüchte schreiben dieses Vorgehen direkt dem Eingreifen des Pfarrers zu. Infolge dieser Nachrichten erteilte ich ihm

Weltkrieg (1914-1917)

bei meinem Eintreffen in Mirdita, um einen katholischen Pfarrer die Schande einer Eskortierung zu ersparen, den Befehl, sich freiwillig nach Prizren zu begeben und sich dort den k.u.k. Militärbehörden zur Verfügung zu stellen, und bat gleichzeitig Hauideal 57, die Sache zu untersuchen.

Trotz dieses am 22. Januar erteilten Befehles und trotz einer weiteren Aufforderung am 26. Januar blieb der Pfarrer bis zum 27. in Mirdita (Blinisht), erwartete dort die Nachricht vom Falle Shkodras, und ging hierauf nicht nach Prizren sondern nach Shkodra, damit er dort die Intervention des Abtes erbitte.

In einem Briefe an den Pfarrer von Fan ließ er mich wissen, daß er bis zum 27. mit geistlichen Agenden in seiner Pfarre zurückgehalten war und sich hierauf über Shkodra nach Prizren begeben würde. Er motiviert dies damit, daß er den Abt informieren müsse.

Erstens hätte dies schriftlich geschehen können, zweitens fand er dies, als er sich von den Serben seinerzeit Geld holte, nicht für nötig.

Da diese Nichtbefolgung eines militärischen Befehles in Mirdita bereits böse Folgen zeigt (schon trauen sich einzelne Häuptlinge gegen mich zu intrigieren und ihre Leute abzuhalten, sich als Freiwillige bei mir zu melden), erlaube ich mir, in Berufung auf meine vom Armeekommando erteilte Vollmacht Op. Nr. 8331 die Bitte vorzubringen, den Pfarrer Zef Marasi zu verhaften und mir nach Lezha zu senden, woselbst ich ihm persönlich den Standpunkt klar machen werde und hierauf zu weiterer Verfügung nach Shkodra zurücksenden werde."

Weltkrieg (1914-1917)

Dieser Bericht hatte leider gar keinen Erfolg, denn auf Hauptmann Maričić seine Intervention hin wurde dieser Pfarrer unbehelligt von seiner Pfarrgemeinde entlassen. Die Ursache lag einfach darin, daß der Streber Maričić in albanischen Sachen ein 'homo novus' war und mir in allem und jedem Schwierigkeiten bereiten wollte.

Am 6. Februar waren die in Aussicht gestellten Waffen noch immer nicht in Lezha, wohl trafen aber meine Artilleristen mit den Gebirgsgeschütz und dem Maschinengewehr ein. Endlich gelangten am 7. Februar die am 2. verlangten Waffen aus Shkodra nach Lezha, wo inzwischen die Anzahl meiner Leute von 203 auf 227 angestiegen war. Ich erhielt eine Menge montenegrinischer Munition, ferner 62 montenegrinische sonst aber nur türkische und serbische, also für die montenegrinischen Waffen ungeeignete Gewehre ohne Munition, konnte daher bloß 62 Leute ausrüsten. Da meine Anwesenheit in Mamurras unbedingt notwendig wurde, marschierte ich mit diesen 62 Leuten dorthin ab und war daher bemüßigt, die übrigen 165 Mann behufs Ausrüstung nach Shkodra zu senden. Schon am Marsche klagten meine Leute, daß zahlreiche der in Lezha übernommenen Gewehre total unbrauchbar wären. Am 10. abends erreichte ich Tirana. Am 11. untersuchte ich die am 7. in Lezha übernommenen Waffen, fand daß tatsächlich 40 zerbrochen und unbrauchbar waren, entwaffnete daher im Einvernehmen mit Hauptmann Haessler die Polizei der Stadt Tirana, und übergab den am schlechtesten bewaffneten Mirditen, deren in gutem Zustande befindliche Gewehre. Außerdem machte ich am Abend desselben Tages ein Reitpferd des Essad Pascha ausfindig, das ich mit Beschlag belegte. Beunruhigt weshalb die behufs Ausrüstung nach Shkodra geschickten Mirditen, ferner die Stämme nördlich des Drin, noch nicht in Tirana eingetroffen waren, fragte ich bei meinem Stellvertreter in Lezha telegrafisch an, was dies bedeute, und erhielt von ihm folgende Antwort.

Weltkrieg (1914-1917)

Nr. 790

Haulinie, 211

Oberlt. Baron Nopcsa. 12. Februar. h 45 Nn.

“Freiwillige Albaner in Shkodra versammelt unter Maričić-Kommando. Bajraktar Dibri mit 120 Mann Dienstag nach Lezha gekommen und wieder zurück, weil sie mit Maričić gesprochen hatten.”

Prenk Jaku

Schon diese Depesche ließ irgendeine Schweinerei dieses Hauptmanns ahnen, doch war ich nicht mehr in der Lage dagegen irgend etwas zu unternehmen.

Am 12. sollte ich mit meinen Leuten gegen Durrës aufbrechen. Da es jedoch regnete, beschwerten sich meine Leute, daß sie ohne Mäntel waren, da ich ihnen in Shpal feierlich Mäntel, Waffen, Opanken und Abzeichen versprochen hatte, bisher aber keins meiner Versprechen eingehalten hatte, und weigerten sich im Regen weiter zu marschieren. Gleichzeitig mit diesem Entschluß lief die Nachricht ein, daß der Mati-Fluß angeschwollen und infolge der Zerstörung der darüber führenden Brücke unpassierbar geworden wäre. Da ich dermaßen bis auf weiteres auf Nachricht von rückwärts verzichten, andererseits aber meine Mirditen dennoch gegen Durrës bringen mußte, blieb mir nichts anderes übrig, als für die weitere Ausrüstung meiner Truppe selbst zu sorgen. Ich hielt also die Stadtverwaltung von Tirana an, mir Opanken und schwarzgelbe Armbinden bereitzustellen, und, was die Mäntel anbelangt, so beschloß ich, sie von der Bevölkerung zu requirieren, wozu ich mich um so berechtigt hielt, als die Einwohner von Tirana und Umgebung erst vor einigen Monaten als Anhänger und Irreguläre Essad Paschas in Mirdita geraubt und geplündert hatten.

Obzwar Refik Bey Toptani, als er von meinem Vorhaben hörte, der Meinung war, daß es bei dieser Requirierung unbedingt

Weltkrieg (1914-1917)

Mord, Brandstiftung und Totschlag geben würde, verrichteten die Patrouillen, die ich mit der Requirierung betraut und denen ich als Kontrollorgan je einen Polizisten aus Tirana beigegeben hatte, ihre Arbeit, ohne schwerere Zwischenfälle zu provozieren. Doch gingen sie zu nachsichtig vor und vermochten nicht bis zum 13. in der Frühe, die ganze notwendige Anzahl von Mänteln zu beschaffen.

Die Animosität zwischen den Mohammedanern Tiranas und den Katholiken Mirditas war durch diese Requisition, der am 13. eine Aufforderung, weitere Mäntel beim Bürgermeisteramt zu deponieren, folgte, naturgemäß gesteigert und, da ich auch schon einige Tage früher in Tirana klar und deutlich bewiesen hatte, daß ich auf unbedingte Durchführung aller meiner Befehle streng bestände und daher nicht gerade beliebt war, benützte man die Requisition, um gegen meine Mirditen beim Kommando der inzwischen in Tirana eingetroffenen Brigade Lörenczi allerlei schauerhafte Anklagen zu erheben. Diesem Vorgange ist der Generalstabshauptmann der Brigade richtig dermaßen aufgesessen, daß auch er der Meinung war, meine Mirditen hätten allerorts die Häuser vollkommen geplündert. Späteren mir durch Haesslers albanische Freiwilligen zugekommenen Informationen zufolge soll sich an dieser Hetze gegen mich aus Neid von mir in Tirana in den Schatten gestellt zu sein, auch Hauptmann Haessler beteiligt haben, und die Folge war, daß ich am Abend des 13. Februar den beiliegenden Befehl zurückerhielt, der aller weiteren Tätigkeit ein Ende machte.

Feldpost 9

12. Februar 1916

“An die freiwillige Albanerabteilung. Oberlt. Baron Nopcsa. Laut heutiger Depesche des Haudegens 19 hat die genannte Abteilung behufs Ausrüstung nach Shkodra abzugehen. Da auf dem Rückmarsche die Abteilung keine Munition benötigt, wird ersucht, dem

Weltkrieg (1914-1917)

Brigadekommando 211 die nicht unbedingt nötige Munition behufs Überweisung derselben an die Abteilung Lt. Simonovits zu übergeben. Letztere liegt seit 1. Februar am Feind, hat heute zwei ernste Gefechte bestanden und hat dringend Munitionersatz nötig. Da in Shkodra obengenannte Abteilung mit allem ausgerüstet wird, ist daher die Möglichkeit vorhanden, die Munition abzugeben.”

A. B. Schmidt, Hauptmann.

Infolge dieses Befehls übergab ich alle Munition, soweit sie nicht das Privateigentum meiner Leute bildete und von ihnen aus Mirdita mitgebracht worden war, und marschierte am 13. mit meiner Abteilung gegen Lezha.

Da ich gleich bei Übernahme des Befehls die Unmöglichkeit einsah, mit meiner Abteilung noch vor dem Falle von Durrës jemals wieder an die Front zu gelangen, beschloß ich noch am 12. abends, meine ganze Freiwilligenschar zur Auflösung zu bringen, und bat, als ich am 13. knapp vor dem Abmarsch aus Tirana noch Einblick in ein an erster Stelle von Prenk Bib Doda unterschriebenes Manifest erlangte, telegrafisch von Hochdruck, Albanien überhaupt verlassen zu dürfen, da so ein Manifest alle unzuverlässigen Elemente stärkte, hingegen in Mirdita unsere Partei, nämlich jene Zef Noci, untergrub, ich daher jede weitere Tätigkeit meinerseits für unmöglich erachtete. Gleichzeitig gab ich bekannt, daß ich meine Gruppe, um Skandal zu vermeiden, im katholischen Gebiet aufzulösen gedächte. Letzteres beschloß ich deshalb, weil meine Mirditen, wenn ich sie im mohammedanischen Gebiete auseinander gelassen hätte, unbedingt die umliegenden Dörfer geplündert haben würden. Am Rückmarsche hatte ich am 16. Februar in Gjonëm eine ganz besondere Freude, denn plötzlich lief hier von Hauptmann Schmidt eine Depesche ein, in der ich aufgefordert wurde, die

Weltkrieg (1914-1917)

vom meiner Truppe am Rückmarsche gewaltsam mitgenommenen Pferde und Ochsen wieder zu entlassen. Da ich solche Tiere nicht besaß, teilte ich ihm dies telegrafisch mit und ließ ihm wissen, daß ich aus seinem Vorgehen das entnehme, daß es ihm eine ganz besondere Freude zuzubereiten scheine, an alle grundlos gegen meine Mirditen erhobenen Anschuldigungen blind zu glauben. Als ich am 17. mittags in Lezha eintraf, fehlten von meiner Freiwilligenschar bereits 80 Leute. Den übrigen hielt ich eine Rede, die sie alle ohne Ausnahme als Abschiedsrede deuten mußten. Dann ritt ich weiter nach Shkodra und forderte sie formell auf, mir am folgenden Tage dorthin zu folgen. Da ich mich am Rückmarsche ostentativ wenig um meine Truppe gekümmert hatte, war hinlänglich dafür gesorgt, daß mit Ausnahme von zwanzig Leuten keiner von ihnen dort eintraf.

Das Gebirgsgeschütz und das Maschinengewehr übergab ich erneut den Mirditen und ließ es in sein Versteck bringen.

So wie ich in Shkodra eintraf, erfuhr ich, weshalb ich in Lezha und Tirana auf alle meine übrigen nach Lezha beorderten Freiwilligen vollkommen vergebens gewartet hatte. Alle diese Leute hatte nämlich der im Gebirge Nordalbanians völlig unbekannt Hauptmann Maričić förmlich mit Gewalt in Shkodra zurückbehalten und, während wir an der Front dringend Gewehre und Munition brauchten, gefiel sich dieses Vieh darin, diese Leute in Shkodra mit Gewehren auszurüsten und ihnen Kindereien wie Doppelreihen rechts um, Doppelreihen links um und Paradeschritt zu lehren. Auch meine 165 behufs Ausrüstung nach Shkodra geschickten Mirditen befanden sich unter diesen Leuten. Wie ich dies sah, schickte ich den beiliegenden Bericht an das Armeekommando Kövess.

Shkodra, 16. Februar 1916

Weltkrieg (1914-1917)

“Nichteinhalten von feierlichen Versprechen in Albanien kann dem guten Rufe der Monarchie in diesem Lande nur schaden.

Es wurde den Albaner feierlich Bewaffnung, Ausrüstung (Mäntel, Opanken, Abzeichen und Munition) versprochen. Auf Grund dieser Versprechungen haben sie sich, was Gruppe B (Baron Nopcsa) anbelangt, versammelt, und zwar standen 400 Mann in Tirana; 150 kamen wegen Ausrüstung nach Shkodra; ferner sind 120 nach Lezha gekommen und, als sie dort nichts vorfanden, nach Hause gegangen. Außerdem befanden sich 150 andere in Shkodra, wohin sie von mir berufen gekommen waren (meist Shala, Shoshi, Merturi, Nikaj etc.), doch verringerte sich, da sie weder ausgerüstet noch entsprechend ausgerüstet an die Front geführt wurden, ihre Zahl täglich. Auch die 400, die in Tirana waren, sind am Rückmarsche nach Shkodra auseinandergelaufen.

All dies ergibt, daß nur das Ausbleiben der Ausrüstung die Folge des Mißerfolges war.

Es wird sich daher im Lande die Aussicht festsetzen, daß man, als man Ausrüstung versprach, die Leute absichtlich belog. Dies ist unbedingt zu vermeiden, denn es würde das Vertrauen, das die Albaner unserer Regierung zu bringen haben, vernichten.

Ich halte die momentane Ausrüstung des derzeit in Shkodra noch verbleibenden Restes und dessen Vorführung an den Feind für das einzige Mittel, dem obenerwähnten Übelstand abzuhelpen, denn dann kann die Ansicht verbreitet werden, daß die ganze Aktion nicht deshalb scheiterte, weil die Armeeverwaltung die Ausrüstung nicht beistellte, sondern weil die Albaner zum Teil wenigstens zu früh auseinanderliefen, obzwar

Weltkrieg (1914-1917)

ein Warten von der ersten Hälfte Jänner bis Mitte Februar immerhin etwas bedeutet.”

Fr. Baron Nopcsa, Oberlt.

Die Antwort auf diese Meldung war eine Fußnote des General Konopiczky, einen ausführlichen Bericht zu verfassen. Auf die Aufforderung hin, meine Beschwerden zu konkretisieren, erhielt Konopiczky eine ausführliche Meldung, die so verfaßt war, daß ich erwarten konnte, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Da aber bekannt war, daß ich jede Behauptung beweisen konnte, hielt man es höheren Orts für besser zu schweigen und die unangenehme Pille zu schlucken. Sie lautete folgendermaßen:

Shkodra, den 11. März 1916

“Über Aufforderung vom 18. Februar 1916 im Detail anzugeben, welche Unterlassungen bei der Aufstellung der Albaner-Freiwilligengruppe B (Baron Nopcsa) vorkamen und in wie fern hiedurch Albanern gegenüber eingegangene Versprechungen nicht eingehalten wurden, teil ich folgendes mit.

Da ich durch Befehl des VIII Korpskommandos länger als nötig in Mitrovica zurückgehalten worden war, gelangte ich erst am 4. Jänner an meinen Bestimmungsort Gjakova. Als Datum des Losschlagen meiner Gruppe war anlässlich der Besprechungen in Čačak am 23. 12. 1915 der 15. Februar 1916 in Aussicht genommen worden. Bis zum 15. hätte daher meine Gruppe das ihr zugesagte Material in Gjakova erhalten müssen. Meine erste Sache in Gjakova war zu melden, daß ich die Leute meiner Gruppe erst am 25. Jänner zusammen haben könne (wegen meines verspäteten Eintreffens). Die mit der Bereitstellung und Herbeischaffung des mir in Aussicht gestellten Materials betrauten Organe hatten daher zehn

Weltkrieg (1914-1917)

Tage mehr Zeit gewonnen, als in Aussicht genommen war.

Meine zweite Tätigkeit in Gjakova bestand darin, den Bewohnern meines Rekrutierungsgebietes wissen zu lassen, daß sie behufs Bekämpfung Serbiens, Montenegros und Essad Paschas das mir seitens des Armeekommandos versprochene Material rechtzeitig, i.e. spätestens am 25. Jänner, erhalten würden. Es geschah dies auf folgende Weise. Den Einwohnern von Merturi, Nikaj, Shala, Dusmani und Toplana wurde es teils durch die Bajraktare, teils durch andere Notablen, die sich ca. 8. Jänner in Gjakova einfanden, bekannt gegeben. Den Einwohnern des Gebietes von Puka ließ ich es durch zufällig anwesende weniger angesehene Leute wissen und, was Mirdita anbelangt, so teilte ich es den gleichfalls in Gjakova eintreffenden Notablen und Bajraktars am 9. Jänner mit, und sie beschlossen mit mir zusammen, für den 23. Jänner eine Plenarversammlung von Mirdita in Blinisht einzuberufen, damit ich dort ganz Mirdita zum Kampfe gegen unsere Gegner auffordern und meine Versprechungen, daß die Mirditen ausgerüstet würden, feierlich wiederholen könne.

Während dieser meiner agitatorischen Tätigkeit erfolgte ein kleiner montenegrinischer Vorstoß nach Planti und zwar schien er mit der Absicht erfolgt zu sein, die Shala, Shoshi etc. davon abzuschrecken, sich als Freiwillige bei mir zu melden, denn eine analoge 'Strafexpedition' nach Kelmendi hatte im Herbst 1914 für die Montenegriner sehr gute Früchte getragen.

Es blieb mir trotz der mir bekannten mangelhaften Ausrüstung der Shala (sie hatten vom mir bis dahin keine einzige Patrone erhalten) nichts anders übrig, als am 8. Jänner die Albaner zum Gegenangriff

Weltkrieg (1914-1917)

gegen die Montenegriner aufzufordern. Da mir aber bekannt war, daß sie bei dem herrschenden Patronenmangel sich hiezuhelfen, falls für Munitionsnachschub nicht gesorgt wäre, nicht trauen wurden, teilte ich ihnen auch mit, daß ich mich um türkische Mauserpatronen telegrafisch umschauchen würde, was auch bereits am 8. Jänner geschah. Das Va-banque-Spiel, unausgerüstete Leute gegen reguläre Truppen aufzubieten, gelang. Die Montenegriner wichen zurück. Patronen kamen jedoch, obzwar ich in späteren Telegrammen statt 100.000 eine halbe Million verlangte (es war mir bekannt geworden, daß auch in Mirdita viele türkische Mausergewehre vorhanden seien), bis zum 19. Jänner gar keine nach Gjakova.

Am 19. Jänner avisierte ich die Stämme Shala, Shoshi, Nikaj, Merturi und Toplana, ihre Maultiere bereitzuhalten. Um eventuell während meiner Abwesenheit in Gjakova eintreffende Patronen in die Berge transportieren zu können, hinterließ ich in Gjakova auch meinem Offiziersburschen, der an der Expedition teilnahm, die diesbezüglichen Befehle, und ging nach Mirdita. In Mirdita versprach ich in der Plenarversammlung der Mirditen am 23. Jänner, daß 1.000 Mirditen, wenn sie am 27. Jänner nach Gjakova kämen, dort behufs Bekämpfung unserer Gegner mit Waffen, Munition, Mäntel, Opanken, Kokarden und Armbinden ausgerüstet würden, und zwar geschah dieses Versprechen in voller Parade als k.u.k. Offizier. Dann begab ich mich über Kulla e Lumës nach Prizren, um am 27. Jänner in Gjakova zu sein.

In Kulla e Lumës erfuhr ich den Fall von Shkodra, forderte daher den größeren Teil der Mirditen durch Bote auf, behufs Vermeidung von Zeitverlust

Weltkrieg (1914-1917)

schlecht und recht bewaffnet nach Lezha zu dringen. Der gleiche Befehl ging mit Datum 28. Jänner nach Shala, Shoshi, Nikaj, Merturi, Thaçi und Toplana. Nur einen Teil ließ ich, damit er behufs Bewaffnung eventuell nach Gjakova käme, ohne Avis. Ich verfügte dies auf Grund der Überlegung, daß eventuell in Lezha stehende Freiwillige leicht mit den in Shkodra und Podgorica erbeuteten Gewehren würden ausgerüstet werden können, denn die Kapitulation Montenegros war mir offiziell bereits am 20. Jänner bekannt gegeben worden.

Am 27. Jänner erfuhr ich in Prizren, daß statt 500.000 türkische Mauserpatronen für mich 10.000 *unsortierte* Patronen in Gjakova, sonst aber gar nichts eingetroffen seien. Ich lehnte den Empfang der unsortierten Patronen, da mir Zeit und Organe zum Sortieren mangelten, ab und begab mich wieder nach Mirdita zurück, um meine bereits gegen Lezha abgegangenen Mirditen daselbst einzuholen. Letzteres geschah am 2. Februar. An diesem Tage telegrafierte ich Hochdruck wegen Waffen und Munition, fand, daß meine Leute über vierundzwanzig Stunden in Lezha ohne Nahrung geblieben waren, und ordnete dies. Am 3. Februar erschien Oberleutnant Zitkovsky, um im Auftrage von Hochsatan die Anzahl der mir nötigen Gewehre festzustellen. Am 4. Februar wurden meine Leute, die zum Teil noch unbewaffnet waren, des müßigen Warten in Lezha müde. Ich schickte daher die Bewaffneten (mit ca. 50-60 Patronen pro Mann) gegen Kruja und wartete bis zum 6. Februar vergebens auf die übrigen fehlenden Waffen. Ein sehr energisches, in eine Drohung ausklingendes Telegramm an Hochsatan hatte die Folge, daß ich am 7. Februar aus Shkodra sehr viele Kisten mit montenegrinischer Munition, ca. 240

Weltkrieg (1914-1917)

türkischen Mausergewehren und 60 montenegrinischen Gewehren erhielt, so daß ich von den bei mir befindlichen 230 unbewaffneten Mirditen weitere 60 bewaffnen konnte. Dazu kamen im Laufe des 3.-6. Februar Telegramme, daß ich den unbewaffneten Teil meiner Leute behufs Bewaffnung und Disziplinierung nach Shkodra senden sollte. Ich antwortete, daß ich meine Zeit mit so einem aussichtslosen Unternehmen wie der Disziplinierung albanischer Freiwilligen nicht vergeuden würde, und marschierte mit den 60 neu bewaffneten Leuten gegen Tirana (rp. südwärts). Die übrigen 150 Leute sah ich mich doch veranlaßt, nach Shkodra zu senden, damit sie sich dort bewaffnet würden, um mir in achtundvierzig Stunden nachfolgen zu können.

Diese Leute sah ich erst nach Auflösung meiner Gruppe am 17. Februar in Shkodra wieder, denn in Shkodra wurden sie von Hauptmann Maričić *gewaltsam* zurückgehalten und in seine Gruppe einverleibt.

Über das weitere Schicksal meiner südwärts marschierten Leute ist hier nur zu berichten, daß dieselben, als ihnen zuerst der Befehl nach Shkodra zurückzumarschieren und dann der Befehl, ihre Patronen abzuliefern, bekanntgegeben wurde, alle der Meinung waren, dies geschehe, um sie dort leichter entwaffnen zu können. Ich mußte daher in erster Linie verhindern, daß diese Leute noch im mohammedanischen Gebiete auseinanderliefen, denn sonst hätten sie das Gebiet durchschwärmt und ihrem Haß gegen die Bewohner dieses Gebietes freien Lauf gelassen, was dann zu Brandstiftung u. dgl. geführt hätte. Der Haß war neuen Datums und dadurch hervorgerufen, daß die Mohammedaner von Kruja, Tirana, Shijak etc. als

Weltkrieg (1914-1917)

Soldaten Essad Paschas im Herbst 1915 Mirdita ausgeplündert hatten. Dies gelang mir durch eiserne Entschlossenheit und Energie. Die Ungeschicklichkeit, den Rückzugsbefehl erteilt zu haben, läßt sich nur durch die Unorientiertheit der den Befehl erteilenden Organe mit albanischen Verhältnissen entschuldigen. Das Entwaffnen und Entlassen der Mirditen in Shkodra wäre gleichfalls ein großer Fehler gewesen. Infolge dessen beförderte ich in meiner Truppe jene Bewegung, die zu deren Auflösung im katholischen Gebiete führte.

Was also jene Mirditen betrifft, die mit mir in Tirana waren, so steht mithin die Tatsache fest, daß ihnen zuerst Waffen versprochen worden waren, daß dieses Versprechen dann nicht eingehalten wurde, und daß ihnen dann, als sie mit ihren eigenen Waffen gekommen waren, sogar jene vierundzwanzig Patronen pro Mann abgenommen werden mußte, die ich für sie in Kruja aufgetrieben hatte. Von den in Lezha gefaßten montenegrinischen Gewehren waren, wie es sich bei einer Überprüfung der Waffen in Tirana zeigte, vierzig total unbrauchbar gewesen, weshalb ich mich schon in Tirana veranlaßt sah, diese gegen einen Teil der der essadistischen Gendarmerie von Tirana abgenommenen Gewehre auszutauschen.

Ebenso wenig wie die feierlichen Versprechen den nach Tirana gegangenen Mirditen gegenüber eingehalten wurden, wurden sie auch anderen Teilen meiner Freiwilligen gegenüber eingehalten. Wie erwähnt, hatte ich am 28. Jänner die Stämme Shala, Shoshi, Nikaj, Merturi, Toplana, Dushmani und Thaçi aufgefordert über Lezha möglichst rasch nach Durrës zu kommen, um dort Schulter an Schulter mit k.u.k. Truppen zu kämpfen und so der Welt die Tapferkeit der Albaner zu zeigen. In

Weltkrieg (1914-1917)

Shala traf dieser Brief am 2. Februar ein, als aber die Shala dann nach Shkodra kamen, wurden auch sie, detto dies Nikaj, Merturi, Toplana, Shoshi und so wie die zuvor erwähnten Mirditen, von Hauptmann Maričić mit Gewalt in Shkodra zurückgehalten und dort exerziert. Wie wohl sich die Leute fühlten, beweisen die Klagen, die sie mir bei meinem Eintreffen in Shkodra entgegengebracht, dann auch der Umstand, daß sie aus ihrer Kaserne, die sie in bitterem Ernst ein Gefängnis nannten, eines Abends mit Gewalt ausbrechen wollten und nur von den besonneneren Elementen davon zurückgehalten wurden, usw. Dabei waren dies die Leute, von denen ein Teil an der Qafa-e-Bishkashit-Aktion teilgenommen hatten.

Wenn aber Hauptmann Maričić die Behauptung aufstellen sollte, daß diese Leute auf seine Aufforderung hin nach Shkodra gekommen wären, so ist dem die Tatsache entgegen zu halten, daß diese Leute über meine Aufforderung hin nach Lezha wollten, was sie auch den von Hauptmann Maričić zugewiesenen albanischen Offizieren offen ins Gesicht gesagt haben, und, daß ferner alle jene anwesend waren, die zu meinem alten albanischen Freundeskreis gehörten.

Auch diesen Leuten gegenüber ist das Versprechen, ihnen Mantel, Opanken, Waffen und Munition zu geben und sie gegen den Feind zu führen, nicht erfüllt worden. Die Schuld trifft in diesem Falle den Hauptmann Maričić, dem mehr daran gelegen war, in einer Kaserne möglichst viele Albaner zusammengepfercht zu haben, als alles andere, ohne über die üblen Folgen einer seine Person für den Moment in helles Licht rückenden Handlungsweise nachzudenken.

Weltkrieg (1914-1917)

Als letzter Punkt ist über jene Leute zu berichten, die von mir aufgefordert worden waren, nach Lezha zu kommen, um gegen Durrës zu ziehen, und die Maričić durch eine versuchte Ablenkung nordwärts (und in die Kaserne von Shkodra) glattwegs zurückwies. Es sind dies 200 Leute aus Thaçi und 120 Mirditen des Unterbezirkes Dibra (Debar).

Infolge meines Briefes vom 28. Februar waren die Chefs von Thaçi ca. am 3. Februar in Lezha eingetroffen, hatten dort mit mir eine Unterredung, waren dann wieder nach Hause geeilt und brachten ca. 200 Mann nach Vau i Dejës, um dort nach Lezha zu kommen. In Vau i Dejës erfuhren sie, daß sie nicht gegen Lezha sondern nach Shkodra kommen sollten. Darauf machte der größere Teil der Leute kehrt und ging nach Hause. Bloß ein kleiner Teil kam nach Shkodra. Ähnlich scheinen es die Mirditen von Dibra gemacht zu haben, die ich mündlich am 2. Februar und schriftlich am 3. Februar zum Marsche gegen Durrës aufgefordert hatte, denn, als ich in Tirana war, erfuhr ich durch meinen in Lezha gelassenen Stellvertreter Prenk Jaku, daß der Bajraktar von Dibra mit 120 Mann in Lezha gewesen war, nach einem Gespräch mit Maričić jedoch samt seinen Leuten wieder in die Berge zurückging.

Im Ganzen ist also über 2.000 Albanern und zwar gerade den uns gut gesinnten gegenüber ein feierliches Versprechen nicht eingehalten worden und, daß es tatsächlich den Leuten eine Freude bereitet hätte gegen Essads Anhänger zu kämpfen und sie nicht wegen Geldsucht (Löhnung) die Waffen ergriffen, geht daraus hervor, daß ich *gar keine* Löhnung zahlte und auch keine Geldprämien versprach, sondern bloß für deren Ernährung sorgte, weshalb mich die ganz Sache in

Weltkrieg (1914-1917)

Bargeld vom 1. Jänner bis zum 17. Februar bloß 5.700 Kronen gekostet hat.

Leider hat der einleitende Satz meines Berichtes vom 16. Februar 1916, daß das Nichteinhalten von Versprechungen uns in Albanien schaden würde, sich bereits bewahrheitet, denn ich vernehme, daß wohl infolge der Unzufriedenheit der 680 Mirditen, die bereit waren, Freiwilligendienste zu leisten oder mit ihren eigenen Waffen ausgerüstet geleistet haben, ferner wohl infolge der Nachrichten über Plünderungen seitens der k.u.k. Truppen in Fan (Nachrichten, die gewiß wie immer bei der Verbreitung wachsen) die Stimmung in Mirdita bereits arg erregt ist. Daß auch mir gegenüber übernommene Verpflichtungen nicht eingehalten wurden, erwähne ich nur nebenbei.

Fr. Baron Nopcsa, Oberleutnant

Auslagen

3.180 K. für Pferdeankauf. Diese Pferde wurden dem Ärar abgeführt,

300 K. noch bar beim Pfarrer von Ndërfandina,

2.520 K. durch das Ärar zu beheben.

Barauslagen laut Bescheinigungsheft:

1.722 Oka Fleisch, 410 Paar Opanken, ca. 3.030 Oka Brot, 7 Kühe, 2 Rind, 37 Meter schwarzen und gelben Stoff für Armbinden, 90 Oka Kohle, 180 Oka Mais, 370 Oka Heu.

Außerdem in kleinen Mengen Salz, Brennholz, Petroleum, Hafer und Öl.

Erhalten habe ich 2.000 K. von Division Snjarić, Mitrovica, und 4.000 K. von Hauideal 57, Prizren. Macht 6.000 K.”

Weltkrieg (1914-1917)

In Shkodra bezog ich meine alte Wohnung bei Bep Muzhani. Eine Zeitlang blieb ich ohne Einteilung, dann wurde ich Kundschaftoffizier unter Oberstleutnant Sertić. Meine Zeit benützte ich vor allem, um mich über das Benehmen unserer Truppen und das Begründetsein der zahlreichen, gegen sie einlaufenden Klagen zu orientieren. Waren meine Mirditen nach Ansicht der k.u.k. Offiziere in Tirana Räuber, nun so waren die k.u.k. Truppen, wie ich mich bald überzeugte, mehr als Räuber.

Bei Golem wurde anlässlich einer Requirierung z. B. ein Mohammedaner vom k.u.k. Militär *brevi manu* erschossen. Die gerichtliche Untersuchung ergab freilich, infolge des Eides der des Mordes angeklagten Soldaten, daß der Erschossene, der allein mehreren Soldaten gegenüber gestanden war, der 'Angreifer' gewesen wäre. Darüber, daß in und um Shkodra mehrere zum Teil schöne Moscheen von k.u.k. Truppen devastiert worden waren, konnte nicht einmal eine gerichtliche Untersuchung einen Schleier werfen. Zerstört wurden die Haxhi-Bajrami-Moschee, dann die Karasai-Moschee, die Große Moschee der Medrese, deren Bretterboden überflüssigsterweise zu Feuerungszwecken verwendet wurde, ferner allerdings unbedeutend die Ali-Beg-Mahals-Moschee und vollkommen die Moschee des Ortes Dobraç. Alles dies wurde von mir dem Korpskommando und dem Vertreter des Ministeriums des Äußeren, Herrn Generalkonsul Kral, dienstlich gemeldet, doch von diesen Stellen vor dem Korpskommandanten Exzellenz Trollmann verheimlicht. Eine große Reihe anderer Klagen zeigten die k.u.k. Truppen und ihre Befehlshaber geradezu als Räuber. Auch diese leitete ich, freilich mit einer erheblichen Portion Schadenfreude, an die kompetenten Stellen. Die Verpflegungskolonne 2/21 hatte nämlich am 15. und 16. Februar 1916 zwischen Liqeni i Hotit und Koplik erbauliches geleistet. Dem Vat Nika nahm man dort 400 Oka Mais, 300 Oka Hafer, 200 Oka Maisstroh, 200 Oka Heu, zwei Teppiche und zehn Hühner. Die zwei Bescheinigungen wurden auf dem Tisch

Weltkrieg (1914-1917)

liegen gelassen. Zef Preka hat folgenden Schaden: 500 Oka Mais, 600 Oka Heu, zwei Filzdecken, drei Ziegenhaardecken, zwei Bettdecken, eine gesteppte Wolldecke. Mirash Gjeshi aus Gruda in Montenegro erstattete eine Anzeige gegen einen Offizier mit rötlichem Schnurbart, der vor vierzehn Tagen in Koplík in Begleitung von zwei Tschakschir bekleideten Soldaten, daß man ihm, da er anderthalb Jahr als Flüchtling in Hause des Bajraktars wohnte, dorten fünfzig Oka Gerste und zwanzig Oka Tabak ohne Requisition nahm. Auch Mark Ujka in Ivanaj wurde geschädigt. Die zwei zu Pferde reitenden Offiziere forderten ihre Soldaten deutsch auf in das Haus zu dringen, da auch Gewehre im Hause seien (der Einwohner versteht zufällig deutsch). Der Eigentümer beschwor, kein Gewehr zu haben, und öffnete die Tür freiwillig. Als man eingedrungen war, erfolgte auch dort die Plünderung.

Die Soldaten plünderten den Krämerladen, nahmen zehn Pack Kattunstoff, zwölf Pack weiße Leinwand, zwei Oka Zucker, ein Oka Kaffee und siebzehn Pack Zigarettenpapier. Solches erzählten die Albaner von unseren Soldaten und, wenn naturgemäß auch nicht alles gerade wahr ist, so genügt dies doch immerhin, um die Situation zu charakterisieren.

Einen in Prizren gestohlenen, sehr wertvollen Brautschleier konnte ich später auf der fahrt von Castellnuovo über Sarajevo nach Brod bei einem Hauptmann selbst erblicken.

Auch aus anderen Orten, so aus Mirdita und Shëngjin, wurden analoge Vorfälle gemeldet und, was die Verwaltung von Shkodra und Umgebung anbelangt, so herrschte, da niemand eine Verantwortung hatte, jeder alles auf die Schultern des Anderen schob und niemand wußte, woran er war und wem er zu befehlen habe, ein prächtiges Durcheinander. Mehrere Versuche meinerseits, den Leuten einerseits beizubringen, daß wir jenen, die es verdienen, mit Güte und Fürsorge entgegenkommen, andererseits aber darauf sehen, daß unseren Befehlen unbedingt

Weltkrieg (1914-1917)

gehört werden muß, schlugen naturgemäß fehl. Ja sogar in Militärkreisen waren Befehlen und Gehorchen teilweise zu verschiedenen, voneinander unabhängigen Begriffen geworden. Ein Korpskommandobefehl von Jänner verbot z. B., um die Leute zum Pflügen zu bewegen, daß Requirieren von Pflugochsen. Am 30. Februar wurden dessen ungeachtet bei Bajza noch immer Pflugochsen requiriert.

Das Fällen von Obstbäumen in der Stadt Shkodra wurde, um ein anderes Beispiel anzuführen, Ende Januar so wie das Zerstören von Moscheen verboten. Am 9. Februar fällt das Militär bei dem Hajdar Beg Dervishi sieben je 15 cm. dicke Zwetschkenbäume, die einem gewissen Staja Jashari gehörten. Ferner einen Feigenbaum von 10 cm., einen Ölbaum von 15 cm. und fünf Pflaumenbäume, von denen drei ca. 25 cm. Durchmesser hatten, während die beiden anderen etwas dünner waren. Als meine irreguläre Mirditen in meiner Abwesenheit sich in einem Dorfe Larushk einige Hausobjekte angeeignet hatten, herrschte bei den Pharisäern der Brigade Lörinczi, Zetter und Mordio. Hier geschah Ärgeres unter den Augen des Korpskommandos, doch vertuschte man es, denn es handelte sich um k.u.k. Truppen.

Was sonst in Shkodra vorging, reihte sich diesen Zuständen würdig an Seite. Es geschah z. B., daß in Tuz ein Mohammedaner deshalb von den von uns im Amte belassenen montenegrinischen Behörden geprügelt und eingesperrt wurde, weil er öffentlich den allerhöchsten Kriegsherrn hatte hochleben lassen. Aus dem Gefängnis entflohen, kam er nach Shkodra, erstattete die Anzeige, aber weder er noch seine Gesinnungsgenossen trauten sich, weil ihre austrophile Gesinnung bekannt war, in das von uns eroberte Montenegro zurück.

Solche Sachen schädigten unser Ansehen bei allen den wenigen, uns wirklich anhänglichen Albanern. Oberleutnant Reich seine großsprecherisch vorgetragene Meinung, er habe auf

Weltkrieg (1914-1917)

seinem ganzen Marsche durch Albanien das Gefühl gehabt, in Feindesland zu sein, die er sich offenbar damals gebildet hatte, als er in der Nacht unbelästigt und bloß von einem Albaner begleitet von Orosh nach Lezha ritt, zeigte wieder ihrerseits, mit welcher Sympathie die Subaltern-Offiziere der Bevölkerung dieses nach ihrer Annahme gegen den Willen der Bevölkerung eroberten Landes entgegenbrachten. Das die Kaufleute in Shkodra die Anwesenheit unserer Truppen zu ungeheuren Preistreibereien benützten, ist ja ganz natürlich. Auch in Tirana war dasselbe eingetreten. Dort vermochte ich aber durch Prügel, die ich persönlich anstellte, dem ein rasches Ende zu bereiten. In Shkodra war die Regulierung der Preise in den Händen der Intendantur, und daher mußte alles dienstlich, offiziell und bürokratisch geleitet werden. Über Aufforderung des Intendanten bemühte ich mich, die verschiedenen 'Hamster' und Preistreiber zu eruieren, doch war dieses Unternehmen nicht so einfach, denn erst spät erfuhr ich, daß die Kaufleute ihren Kunden das Versprechen abnahmen, sie nicht zu verraten, und daß die Albaner, uns überhaupt als 'Fremde' betrachtend, so wie zur Serben- und Türkenzeit es für eine Schande hielten, sich gegenseitig offen beim 'Freunde' zu verklagen. Erst nach diesen Erfahrungen gelang es durch Aussendung einiger entsprechend belehrten Konfidenten, manches zu erfahren, doch war es schwer, auf Grund solcher Anzeigen, bei denen der Name des Konfidenten verheimlicht werden mußte, eine gerichtliche Amtshandlung zu beginnen. Zu Häuser- und Geschäftsdurchsuchung ließ sich die Intendantur - da dies wirklich eine Handlung und nicht ein Geschreibsel gewesen wäre - nicht bewegen.

Alle Methoden der Kaufleute von Shkodra sind aus dem nun folgenden Protokoll ersichtlich.

Shkodra, den 10. März 1916

Weltkrieg (1914-1917)

“Protokoll aufgenommen mit einem Konfidenten des Baron Nopcsa. Auf Baron Nopcsas Aufforderung begab sich der Konfident heute früh auf die Suche nach Zucker und unternahm den Versuch, ob Papiergeld und Silbermünze gleichwertig in Kurs stehen. Zuerst begab sich der Konfident in das Geschäft Shan Kol Leka (Dogaj e re) und verlangte dort ein Kilo Zucker. Shan ließ sich versprechen, daß der Konfident niemandem hievon etwas sagen würde, darauf hieß er den Konfidenten später wiederkehren. Der Konfident begab sich hierauf in den Bazar in das Geschäft von Mark Zefi (Bruder des Bischofs von Pult) und bat erneut um Zucker. Auch dieser verlangte das Versprechen, ihn niemandem anzuzeigen, was der Konfident durch eine jesuitische Formel auch durchführte. Mark Zefi ließ ihn eine Zeit lang warten, dann gab er ihm den Zucker, nahm jedoch nur Hartgeld in Bezahlung und teilte ihm weiter mit, daß er auch Salz zu fünfzehn Piaster das Kilo habe. Der Konfident kaufte, wie ihm beauftragt worden war, den Zucker, sah gleichzeitig, wie Mark Zefi drei Leuten schwarzes Salz zu zwölf Piaster das Kilo verkaufte. Hierauf kam der Konfident in das Geschäft von Shan Kol Leka zurück, erlegte auch dorten das geforderte Hartgeld und übernahm auch hier Zucker. Den Zucker überbrachte er behufs Einsichtnahme als Corpus delicti seinem Auftraggeber. Der Konfident gibt noch an, daß es den Anschein habe, als ob der Zucker aus den Privathäusern der Betreffenden geholt würde.”

Speziell der vorliegende Fall war deshalb interessant, weil der Konfident zu der Diözese Pult gehörte, und der Bischof, nebenbei einer unserer ‘Anhänger,’ ihm, falls er seinen Bruder

Weltkrieg (1914-1917)

angezeigt hätte, höchst wahrscheinlich unter irgendeinem Vorwand exkommuniziert hätte.

Zwischen dem 18. Februar und Mitte März unterbreitete ich, um die tagtäglich unerquicklichere Situation einigermaßen zu verbessern, meinen vorgesetzten Behörden auch andere Propositionen.

Shkodra, den 1. März 1916

“Über die Notwendigkeit, Hoti, Gruda und Trepshi an Albanien anzugliedern: Die durch die Londoner Friedenskonferenz durchgeführte natürliche Abtrennung Hotis und Grudas von Albanien hat manche unangenehme Folgen.

Die erste ist, daß die Grenze überhaupt noch nicht fixiert ist. Die Differenzen sind an beiliegender Skizze ersichtlich, denn die internationale Kommission gab das ganze Gebiet von Hoti an Montenegro, während auf unseren Karten die offizielle Grenze, so wie sie im Londoner Friedensprotokoll fixiert wurde, durch das Gebiet von Hoti hindurchführt. Auf diese Weise ergibt sich, daß von der Bevölkerung und den montenegrinische Behörden andere Gebiete als zu Montenegro gehörend betrachtet werden, als von unseren Truppen.

Andere Gründe, weshalb die Zuweisung von Hoti und Gruda nötig scheint, sind folgende.

In beiden Gebieten sind, obzwar montenegrofeindliche und austrophile Elemente vorhanden sind, noch immer jene Leute in Amt und Würden, die montenegrofreundlich gesinnt sind. Aus diesem Grund wenden sich die k.u.k. Truppen bei Requisitionen vorwiegend an unsere Parteigegner und werden daher so wie jetzt noch Schikanen unterworfen, während die Montenegriner schadlos ausgehen. Durch

Weltkrieg (1914-1917)

solche und ähnliche Vorgänge verlieren wir in Hoti und Gruda jetzt noch mehr an Boden als bisher, und das bißchen Vertrauen, das man uns entgegenbrachte, muß völlig schwinden. Es ist zu befürchten, daß die gleiche Parteilichkeit zugunsten der albanisch gesinnten Partei bei jeder Notstandsaktion zum Durchbruche gelangen wird.

Der Anbau am Ostufer des Shkodrasees und bei Ligeni i Hotit leidet, da das Ochsenrequirierungsverbot auf Hoti und Gruda als zu Montenegro gehörend auf gleicher Weise nicht ausgedehnt wurde.

Zahlreiche Hoti und Gruda verließen aus Feindschaft gegen Montenegro bei der Angliederung ihrer Stämme an Montenegro diese Gebiet und haben während des letzten Kriegs die Montenegriner angeschossen oder deren Parteigänger erschossen. Dieser uns ergebene Teil der Bevölkerung traut sich auch überhaupt nicht nach Hause zurück. Ich nenne bloß die Namen Nik Smajli in Trabojna und Gjek Uci in Lulashpepaj. Auch diese Leute sind zu unterstützen, da sie bei Unruhen in Montenegro noch gut verwendbar sein dürften. Endlich war die von den montenegrinischen Behörden und deren Vertrauensmännern mit besonderem Eifer vollzogene Entwaffnung von Hoti und Gruda, während in anderen orthodoxen Teilen die Entwaffnung laxer durchgeführt wurde, gleichfalls ein Fehler. Als Beleg, daß in anderen Teilen die Entwaffnung weniger streng durchgeführt wurde, diene nur die Aussage des Oberleutnants Veranutti aus Castellnuovo, der die zwischen Pljevlje und Kolašin abgelieferten Waffen auf Wagen verladen sah und konstatierte, daß vorwiegend alte Waffen abgeliefert worden waren.

Weltkrieg (1914-1917)

Als Beleg dafür, daß in Montenegro selbst mit einer Aktion gegen die Monarchie gerechnet wird, dient die Tatsache, daß der ehemalige *presedniku* von Kastrati einen Albaner namens Prek Gjeta Ceka ca. am 20. Februar nach Kastrati schickte und den Leuten in Kastrati sagen ließ, daß er in vierzehn Tagen, also ca. um 8. März, wieder in Kastrati residieren würde.

Auch im Interesse einer strengeren Grenzkontrolle wäre Hoti und Gruda mit Albanien zu vereinen, denn in einem durch die Nationalität einheitlichen Gebiete ist jede Kontrolle leichter durchführbar, als wenn ein Teil derselben Nation im Auslande (in diesem Falle Montenegro) wohnt. Da sich endlich unsere Diplomatie auf der Londoner Friedenskonferenz erst nach langem Sträuben zur Angliederung von Hoti und Gruda an Montenegro entschloß, wäre die Rückgängigmachung des letzten noch existierenden Punktes der Londoner Friedenskonferenz nur natürlich.

Die seinerzeitige temporäre montenegrofreundliche Gesinnung von Hoti und Gruda war endlich auch nur eine Frucht von Graf Aehrenthals Politik, als er die Entwaffnung der katholischen Albaner durch die Jungtürken 1910 zuließ. Ich habe die Ehre gehabt schon damals, bevor noch die Entwaffnung durchgeführt war, Grafen Aehrenthal und Exzellenz Conrad persönlich darauf aufmerksam zu machen, daß durch diese Vorgänge die an Montenegro grenzenden Stämme den Montenegrinern gewaltsam in die Arme getrieben werden.“

Fr. Baron Nopcsa

Weltkrieg (1914-1917)

Da diese und andere Vorschläge nicht beachtet wurden, trat ich trotz meines bequemen Lebens in Shkodra endlich, um von Albanien weg zu können, mit der Bitte hervor von dem Oberkommando mit dem Abfassen einer wissenschaftlichen Monographie des eben besetzten Gebietes betraut zu werden. Meine Bitte fand allgemeinen Anklang, denn alles war froh, sich auf diese Weise den ekelhaften, nie Ruhe gebenden Stänkerer, der sich die Frechheit herausnahm, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf Unterlassungen zu lenken und ihr Nachmittagsschläfchen zu beunruhigen, los zu werden. Gleichzeitig übergab ich folgendes Memorandum.

Shkodra, den 3. März 1916

“Da die Bevölkerung Nordalbaniens uns infolge unseres Energiemangels bereits auszulachen beginnt und sich in derselben bald die Meinung festwurzeln dürfte, mit uns das machen zu können, was ihr beliebt, sehe ich mich, um mir einen späteren Vorwurf zu ersparen, warum ich als Kenner der Verhältnisse die k.u.k. Militärbehörden nicht zu einem energischeren Vorgehen aufgefordert habe, veranlaßt, alle jene energischen oder halbwegs energischen Schritte und Vorschläge zu resumieren, die ich bei aller sonstigen Güte gegen die Bevölkerung unternommen oder proponiert habe.

Am 20. Jänner forderte ich den Pfarrer von Blinisht wegen allgemein bekannter Serbenfreundlichkeit auf, sich nach Prizren zu begeben und den dortigen k.u.k. Militärbehörden zur Verfügung zu stellen, damit sein Fall untersucht werde, und informierte Hauideal 57. Am 22. Jänner wiederholte ich die Aufforderung. Am 25. Jänner ließ ich dem Pfarrer drohen. Am 27. Jänner ging er nicht nach Prizren sondern nach Shkodra und wurde infolge von Hauptmann Maričić seiner

Weltkrieg (1914-1917)

Intervention unbelästigt nach Blinisht zurückentlassen. Am 4. Februar urgierte ich bei Hochsatan erneut in einem langen schriftlichen Bericht die Verhaftung und machte das Militär auf die bösen Folgen einer solchen Unterlassung aufmerksam. Resultat null. Am 21. Jänner verlangte ich von Hochsatan telegrafisch, daß dem Prenk Bib Doda (damals noch in Cetinje) und dem Marka Gjoni die Rückkehr nach Albanien unmöglich gemacht werde. Marka Gjoni traf am 22. Jänner in Orosh ein. Am 27. Jänner fand ich, daß meine Depesche noch bei Hauideal 57 lag. Am 27. Jänner urgierte wenigstens Prenk Bib Dodas Entfernung. Konsul Rudnay meinte, Marka Gjonis 'Verschwinden' wäre erwünscht. Am 4. Februar meldete ich Hauideal, daß ich dieses 'Verschwinden' durchführen könnte, doch müßte der Täter straflos ausgehen. Am 13. Februar erfuhr ich, daß Prenks Name an erster Stelle auf einem für die Öffentlichkeit bestimmten Aufrufe unterschrieben war, und bat infolgedessen Hochdruck telegrafisch mir meine Abreise aus Albanien zu gestatten.

Das Affichieren des Aufrufes unterblieb. Prenk blieb in Shkodra und wurde feierlichen Zeremonien beigezogen und hierdurch öffentlich geehrt. Marka Gjoni kam am 2. Februar auch nach Shkodra. Am 3. und 4. Februar prügelte ich einige Leute in Lezha, und die Folge war, daß der Stationskommandant sich genötigt sah, Hochsatan darauf aufmerksam zu machen, wie sehr ich ihm bei einigen Sachen in Lezha helfen konnte, da alle seine Befehle prompt ausgeführt würden. Am 5. Februar verlangte ich telegrafisch, daß Sadri Keçe in Lezha, Alush Loja in Shkodra und Lek Mirash Luka in Kastrati öffentlich gehängt werden, um weitere Hinrichtungen zu ersparen. Resultat null. Am 18. Februar

Weltkrieg (1914-1917)

erfuhr ich, daß Sadri Keçe aus der Haft entsprungen sein sollte, fragte wegen Einleitung von Recherchen diesbezüglich beim Korpskommando an. Bis heute (3. März) keine Antwort.

Am 19. Februar erfuhr ich, daß zwei Shalas von je einem Gashi und Krasniqi ermordet wurden, bat, daß das Militärkommando in Gjakova interveniere und die Mörder verhafte und hinrichte (da allenthalben *besa* verhandelt worden war). Resultat null. Dann drang mir am 24. Februar ein Gerücht zu Ohren, daß in Krasniqi ein weiterer Shala ermordet worden wäre. Ich brachte den Fall überhaupt nicht mehr zur Anzeige. Um den 18. Februar erfuhr ich, daß die Kaufleute ihre Waren wegen der Höchstpreise zurückhielten und versteckten. Mündlich proponierte ich der Intendantur sofortige Haus-, Magazin- und Haremdurchsuchungen mit Militär. Es geschah nichts. Am 23. Februar wird geheim der Zucker zu 25-30 Piaster die Oka verkauft. Kaffee war zu höheren Preisen noch leicht zu finden. Resultat mithin null.

Außerdem sah ich mich veranlaßt, einen Vorfall bei Grivzha zu melden, da dort um den 27. auf unsere Truppen geschossen worden war. Leutnant Makkay hat meines Wissens den Vorfall seinem Vorgesetzten, dem Hauptmann Phillip (Koplik), gemeldet. Am 1. März war aber meines Wissens noch nichts geschehen."

Fr. Baron Nopcsa, Oberleutnant.

Bald traf ein Telegramm ein, daß ich mich zu meinem Regiment-Kader nach Marosvásárhely zu begeben hätte. Dann beantwortete ich Konopiczkys Anfrage vom 19. Februar, die Aufstellung der albanischen Freiwilligen betreffend. Ich telegrafierte Bajazid, daß er von Gjakova mit meiner Bagage nach

Weltkrieg (1914-1917)

Shkodra kommen sollte, unterhielt mich prächtig darüber, daß anläßlich einer wegen Nichteinhalten der Höchstpreise erfolgten Verhaftung des Bäckers Tom Koça sofort, allerdings infolge meines Dazwischentretens erfolglos, beim Polizeichef von Shkodra schriftlich der k.u.k. Vizekonsul Baron Abele, der Erzbischof Msgr. Sereggi, der Erzabt, Msgr. Doçi und die Schulbrüder intervenierten. Endlich verlangte ich einen vierzehntägigen Urlaub nach Wien und Budapest und machte kein Geheimnis daraus, daß ich diesen dazu benutzen würde, um dort unverhohlen über die in Nordalbanien herrschenden Zustände zu berichten.

Als ich schon meinen Urlaub in der Tasche hatte, gab es zwischen mir und dem Generalstabsobersten Lustig eine heitere Szene. Oberst Lustig erblickte mich eines Tages mittags in der Offiziersmesse und befahl mir am folgenden Tage vormittags in die Korpskommandantenkanzlei zu kommen, um beim feierlichen Empfange einer albanischen Deputation Dolmetscher zu sein. Da ich schon auf Urlaub war und mir weder das Frühaufstehen noch alles, was mit dieser Funktion zusammenhing, paßte, machte ich ihn aufmerksam, daß mein Nachfolger als Dolmetscher schon ernannt sei und ich schon Urlaub hätte. Leider schnitt mir der Oberst alle diese Einwände mit den kurzen Worten, "Ich befehle es ihnen," ab. Kaum war dies geschehen, so betrat der Korpskommandant, Exzellenz Trollmann, den Speisesaal und konnte nicht umhin, mich, da ich mich in die Nähe der Türe gestellt hatte, zu erblicken. Auch er forderte mich auf am folgenden Tage als Dolmetsch zu ihm zu kommen. Ich machte auch ihn aber aufmerksam, daß mein Nachfolger schon ernannt sei und daß ich es nicht für kameradschaftlich hielt, ihm diese Ehre vor der Nase wegzuschnappen. Trollmann wußte nicht, daß mein Nachfolger kaum albanisch konnte, fand meine Bemerkung sehr korrekt und kameradschaftlich, lobte mich vor Obersten Lustig, der zu zerplatzen drohte, und gab Lustig den Befehl, daß

Weltkrieg (1914-1917)

zur morgigen Feier nicht ich sondern mein Nachfolger heranzuziehen sei. Am folgenden Tag verließ ich Shkodra zur kritischen Zeit zu Pferd und erst, als die albanische Deputation feierlich vor dem Korpskommandanten stand, entpuppte es sich, daß mein Nachfolger albanisch nicht verstand. Da ich nicht in Shkodra war, suchte man mich vergebens, und erst nach langem Warten und Herumlaufen gelang es in Hilë Mosi (einem deutsch redenden Albaner) einen geeigneten Dolmetscher zu finden. Freilich war der feierliche Empfang nicht so schön abgelaufen, wie es im Programm war. Einer Bitte Lustigs wäre ich obzwar auf Urlaub möglicherweise nachgekommen. Sein selbstbewußtes Auftreten erwies sich aber als verfehlt.

Über Cattaro (Kotor), Castellnuovo, Sarajevo und Bosnisch-Brod gelangte ich am 19. März nach Budapest, redete zuerst mit Hazai, bat wieder als Kundschaftsoffizier gegen Rumänien zu werden und erzählte ihm und am 23. März auch Grafen Tisza kurz, was ich alles in Albanien zu beanstanden hätte. Hazai meinte, ich sollte hievon Baron Burian verständigen. Dies erfolgte dann auch bei meinem Eintreffen in Wien gegen Ende desselben Monats. Burian gegenüber hob ich speziell folgende Punkte hervor.

Erstens war bei Plana am Matiflusse eine partielle Entwaffnung der Albaner durchgeführt worden. Als aber die entwaffneten Einwohner von Plana von bewaffnet gebliebenen Leuten aus Kthella ausgeraubt wurden, und sich um Schutz an unsere Truppen wandten, da erklärten diese, daß sie die Sache nichts angehe.

Zweitens beanstandete ich, daß im Lande trotz des Befehles alles nur gegen Barzahlung oder Ausfolgen von Requisitionsscheinen zu nehmen, noch immer allerlei ohne Quittung genommen wurde, daß dann den Einwohnern, die Analphabeten sind, verboten wurde, diesbezügliche Klagen mündlich vorzubringen und daß endlich die wenigen Schreiber

Weltkrieg (1914-1917)

der Stadt Shkodra, an die die des Lesens und Schreibens unkundigen Bauern mit der Bitte herantraten, Klageschriften zu verfassen, verwahrt worden waren, solche zu schreiben, da die Intendantur mit Klageschriften überlaufen werden würde.

Ein weiterer Punkt, gegen den ich Einwände machte, bildete die fortgesetzte Ehrung Prenk Bib Dodas, den man z. B. bei allen in Shkodra Exzellenz Kövess zu Ehren veranstalteten Feierlichkeiten heranzog, obzwar seine italophile Gesinnung offen zutage lag. Daß sich das Korpskommando in alte Blutracheangelegenheiten resp. Morde eingemischt hatte, die noch vor der Zeit der Serbenherrschaft begangen worden waren, und deshalb einen Menschen einsperren ließ, während zahlreiche andere unbehelligt blieben, war gleichfalls etwas, was ich als unzweckmäßig beanstandete, denn dadurch wurde allerhand jetzt bereits ganz unkontrollierbaren Klagen Tür und Tor geöffnet. Übrigens hatte ich dieses Vorgehen schon in Shkodra Hauptmann Maričić gegenüber offiziell und öffentlich als die denkbar größte Dummheit bezeichnet.

Als letzten Punkt beanstandete ich, daß in Shkodra zwar mit vielem Pflanz, vielen Befehlen und Regulativen und einer riesigen Toraufschrift ein Passant eröffnet worden war, um den Personenverkehr mit Montenegro zu unterbinden, daß aber die Paß- und Grenzkontrolle gegen Montenegro eine so mangelhafte war, daß nicht nur Montenegriner in Booten nach Kamnica und von dort ungehindert nach Vraga kommen konnten, sondern daß ich und ein Kastrati, nämlich Luk Prel Nishu, und zwar beide in albanischer Tracht und bewaffnet und ohne Legitimation bei hellichtem Tag mitten durch das Zeltlager des Grenzsicherungsdetachements bei Han i Hotit nach Montenegro hineingegangen waren, dort in einem Hause Kaffee tranken und später auf einem anderen Wege, nämlich der im Bau befindlichen Chaussee, ebenso unbehelligt wieder nach Vukpalaj in Albanien gelangen konnten.

Weltkrieg (1914-1917)

Auch diesen Vorfall hatte ich seinerzeit als *argumentum ad hominem* dem Korpskommando gemeldet. Mein Vorgehen hatte mir bei den in Betracht kommenden höheren Instanzen nur wenig Freunde erworben, aber dennoch blieb alles beim Alten. Kurze Zeit darauf empfing ich mitten in Shkodra eine aus sieben Mann bestehende Deputation aus dem in Montenegro gelegenen Trepshi, deren Mitglieder gleichfalls ohne Legitimation zu mir gekommen waren und ohne solche wieder nach Hause kehrten.

Daß bei solchen Zuständen auch das Gericht und die Polizei nur mangelhaft funktionierten, ist erklärlich. Als Beleg hiefür kann die Tatsache gelten, daß obzwar Shkodra am 23. Jänner besetzt worden war, noch am 14. März sich Intendant Rajaković genötigt sah, mich aufzufordern, zusammen mit ihm als Beisitzer neben dem nominellen Polizeichef Hilë Mosi einige Gerichtsverhandlungen zu leiten und am folgenden Tage, da ich verhindert war, hiezu an meiner Stelle den eben dienstfreien Oberleutnant Reach mit sich nahm. Die Nachricht, daß ich mich als Gerichtsvorsitzender, da ich nie Jurist war, nur vom gesunden Menschenverstand leiten ließ, wird einige Juristen gewiß entsetzen.

Als ich alle diese Zustände Ende März Baron Burian geschildert hatte, gab er zu, daß ihm gar manches über die Mißwirtschaft in Albanien bekannt sei, daß die Militärs die Albaner nicht zu behandeln verständen, daß sich aber daran, solange das Gebiet Etappenraum sei, nichts ändern ließe. Ich sagte ihm, daß sich daraus auch in Albanien, wie überall am Balkan ein dauernder Haß gegen uns entwickeln würde und es möglicherweise sogar zu lokalen Schießereien kommen würde. Dann fragte er mich, ob ich die Militärbehörden auf dieses und jenes aufmerksam gemacht hätte. Ich las ihm die Kopien meiner Berichte vor. Er begann über deren Ton zu lachen. Damit war unsere Unterredung zu Ende, und alles blieb beim Alten.

Weltkrieg (1914-1917)

Wie ich später von Generalkonsul Kral erfuhr, hatte das Armee-Oberkommando meine Entfernung aus Albanien schon zu einem Zeitpunkte angeordnet, als es von meinem Wunsche von dort fortzukommen noch nichts wußte, und zwar lag der Grund meiner Entfernung aus Albanien darin, daß ich erstens die Situation dort besser kannte als die erst anläßlich der Okkupation dorthin gelangten höheren Offiziere und dann darin, daß ich Generalkonsul Kral's Partei ergreifend mich als Subaltern-Offizier doch nicht scheute, diese höheren Offiziere auf etwaige Dummheiten und Schweinereien öffentlich aufmerksam zu machen, was ihnen beides gleich peinlich war und verhindert werden mußte.

Darüber, was man während meiner Anwesenheit in Albanien tat, habe ich schon berichtet. Zur Illustration dessen, wie man in Albanien nach meiner Entfernung vorging, können folgende die albanischen Freischaren betreffende Begebenheiten dienen. Mit der Aufstellung der Freischaren waren nach meiner Entfernung verschiedene militärische Kommanden betraut worden, und da geschah es nun, daß sich aus der unkriegerischen Zadrima, deren Bevölkerung schon seinerzeit nicht dem Räuberhandwerke sondern ausschließlich dem Ackerbau oblag, so wenige Freiwillige meldeten, daß dies den höheren Stellen auffiel und der dortige Kommandant gefragt wurde, weshalb dies so sei. Der Umstände unkundig, daher unfähig, den wahren Grund anzugeben, andererseits aber befürchtend, daß die geringe Anzahl der aus seinem Bezirk gemeldeten Freiwilligen ihn bei seinen Vorgesetzten in ein schiefes Licht stellen würde, beschloß nun dieser Kommandant dem Übelstande abzuhelfen und, obzwar der Korpskommandant feierlich versprochen hatte, daß kein Albaner zum Militärdienst gepreßt würde, ließ er, wie mich Generalkonsul Kral versicherte, eines Sonntags während der Messe eine in der Zadrima befindliche Kirche mit Militär umzingeln und dann entließ er nach der Messe bloß die Frauen

Weltkrieg (1914-1917)

und die Nichtwaffenfähigen aus der Kirche. Die waffenfähigen Jünglinge wurden jedoch verhaftet und als 'albanische Freiwillige' gewaltsam an die Freiwilligensammelstelle eskortiert. Die Reklamationen der Verwandten der zum Militärdienste gepreßten Leute wurden ebensowenig berücksichtigt wie die Berufung auf das Korpskommandanten gegebenen Versprechen. Dies geschah im Sommer des Jahres 1916.

Im Frühjahr 1917 ereignete sich mit albanischen Freiwilligen südlich des Ohridsees eine andere Sache. Schon im Februar war das Ärar den Freiwilligen den Sold schuldig geblieben, und die beschlossen darum, sofern ihnen der versprochene Sold nicht gezahlt würde, wegzulaufen. Um dies zu verhindern und die rechtzeitige Auszahlung des Soldes für Ende Februar zu sichern, lenkte der Kommandant dieser Freiwilligen die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten schon Mitte Februar auf diesen Umstand, bekam aber nur eine Rüge, weshalb er sich um unzeitgemäße Sachen kümmere. Ende Februar war der Sold aber immer noch ausständig, und so mußte sich dann der Kommandant der Freiwilligen, um das Auseinanderlaufen seiner Truppe zu verhindern, an wohlhabende Albaner wenden und sie bitten, ihm die nötige Summe privatim vorzuschießen. Da die albanischen Beys schon damals im Klaren waren, daß auf ein Versprechen des k.u.k. Militärs kein Verlaß sei, erklärten sie sich dazu nur in dem Falle bereit, daß ein kaiserlich deutscher Offizier ihnen die rechtzeitige Rückerstattung der vorgestreckten Summe garantieren würde und dann liehen sie, als ihnen diese Garantie geboten wurde, also als ein deutscher Offizier für österreichisch-ungarische Truppen gutgestanden hatte, das Geld her. Auch diese beschämende Garantie konnte nun aber daran nichts ändern, daß den Beys trotz mehrfachen Urgierens der fällige Betrag bis Mitte April noch immer nicht zurück erstattet wurde. Vor mir solche Sachen zu verbergen, dazu hatten infolge

Weltkrieg (1914-1917)

meiner Aufrichtigkeit und meiner Verbindungen allerdings sowohl das Korpskommando von Shkodra als auch das Armee-Oberkommando freilich alle Gründe. Meinen Urlaub verwendete ich dazu, um eine bessere Einteilung als zum Kader des 9. Husarenregimenten zu bekommen, und es gelang auch.

Da ich nach Albanien nicht von Marosvásárhely sondern von Temeswar abgegangen war, bat ich einfach den Honvéd-Minister Hazai, mich wieder dem Militärkommando Temeswar zur Verfügung zu stellen. Er tat es auch, und so war ich denn im April 1916 wieder als Nachrichtenoffizier in Verwendung. Vor allem galt es die seit November vorigen Jahres unterbrochene Verbindung mit Rumänien wiederherzustellen.

Nach geraumer Zeit gelang dies endlich, und so verabredete ich mit Juon Jovan ein Rendezvous am Borescu Mic im Retezatgebirge, um von hier aus auf bekanntem Wege in Juons Begleitung erneut nach Rumänien zu dringen. Obzwar unwohl begab ich mich am festgesetzten Termin (Ende Mai) natürlich wieder in Bauertracht nach Gura Apilor und von da am folgenden Tage allein zur Schäferhütte Borescu Mic, doch gelangte ich infolge des zunehmenden Unwohlseins und einsetzenden Fiebers, ferner wegen des aufgeweichten, stellenweise brusthohen Schnees bei einsetzendem Schneegestöber erst abends an das Ziel. In der Hoffnung einen Unterschlupf zu finden, öffnete ich die Tür der Hütte, fand aber zu meinem Schrecken, daß während des ganzen Winters der Schnee durch alle Fugen des Daches und die bloß aus Klaubsteinen bestehenden Mauern überall in die Hütte eingedrungen war, daß zwar um die Hütte der Schnee etwas abgeschmolzen, daß aber im Inneren die Hütte fast bis oben mit Schnee erfüllt war. Wollte ich nicht, fieberkrank wie ich war, außerhalb der Hütte im Schneegestöber schlafen, so mußte ich vorerst einen Teil des Schnees aus der Hütte entfernen. Trotz des immer heftiger werdenden Fiebers gelang es mit Hilfe eines aus

Weltkrieg (1914-1917)

dem Schnee herausragenden Brettes, das ich nach langer Arbeit aus dem Schnee frei machte, endlich in der Nähe der Feuerstätte so viel Schnee aus der Hütte zu entfernen, daß ich mich, als es dunkel wurde, niederlegen und etwas erholen konnte. Dann wollte ich gerne einen Imbiß zu mir nehmen. Leider hatte ich aber, um in Rumänien durch meinen Proviant nicht verraten zu werden, wie es sich für einen Hirten schickt, zum Essen nur Käse, Polenta und Speck mitbringen können und Anbetracht meines Zustandes mußte ich daher auf ein Nacht Mahl verzichten. Da sich in der Hütte unter dem Schnee ein wenig Brennholz aufgestapelt vorfand, konnte ich mich immerhin erwärmen, allerdings dauerten Licht und Wärme nicht lange. Den größten Teil der Nacht verbrachte ich in meinem Pelz am Erdboden liegend in der Dunkelheit und schlaflos. Die einzige Unterbrechung bestand darin, daß ich mehrfach aufstand und die sich gegen außen öffnende Hüttentür mit Gewalt öffnete, denn infolge des Schneegestöbers war ein Eingeschneitwerden zu befürchten.

In der Frühe des folgenden Tages war mein Gesundheitszustand so schlecht, daß ich auf ein Eindringen nach Rumänien, was einen Dauermarsch von ungefähr 100 km. bedingt hätte, verzichten mußte, ja im Nebel und Schnee nicht einmal sicher war, den Rendezvousplatz zu finden. Ich verzichtete daher auf dieses Unternehmen, ließ wegen zunehmender Schwäche mein ganzes überflüssiges Gepäck und meinen Proviant in der Hütte, wo ich übernachtet hatte, und trachtete wieder nach Gura Apilor zu gelangen. Bis auf die Spitze des Borescu ging alles, obzwar ich alle hundert Schritte rasten mußte, immerhin leidlich. Dort verirrte ich mich aber beim weglosen Abstiege im Nebel, und eine mehrstündige weglose Wanderung hatte nur das zur Folge, daß ich endlich keine Ahnung mehr hatte, wo ich mich befand. In totaler Erschöpfung legte ich mich im Schneetreiben zu Boden, um den Kampf aufzugeben und mich vom Schnee einhüllen zu lassen. Meine

Weltkrieg (1914-1917)

eigene Fährten waren im Schneetreiben bald verschwunden. Nahrung hatte ich seit sechsunddreißig Stunden keine zu mir genommen, die ganze Nacht hatte ich gefiebert, und der Wille zum Widerstande war geschwunden. Ich mochte eine halbe Stunde gelegen haben, und schon hatte der Schnee bei meinem Rücken einen erheblichen Wall gebildet, als auf einen Augenblick der Nebel sich aufteilte. Ich sah in der Ferne die undeutlichen Umrisse eines lang gestreckten Bergzuges und konnte daher vermuten, daß ich das Tal des Scurtele-Baches zu meinen Füßen hatte.

Diese Entdeckung gab mir neue Kraft, und ich trachtete wieder auf den Borescu zu gelangen. Auf Händen und Füßen schleppte ich mich jetzt konstant bergauf weiter. Es gelang mir die Borescu-Spitze, auf der ich mich verirrt hatte, erneut zu erreichen. Zufällig gelang es dann, den Abstieg zur Stina Borescu Mare zu finden. Bergab vermochte ich auf einem alten Schneefeld sitzend zu Tal zu fahren und endlich nach mehrfachen Rasten gelangte ich gegen Abend nach Gura Apilor, wo ich Milch bekam und mich erholen konnte.

Da das Rendezvous mit Juon total mißglückt war, vergingen wieder Wochen, bis ich die Verbindung wiederherstellte, denn ich mußte, damit Juons Tätigkeit den rumänischen Behörden durch die aus Ungarn kommenden zensurierten Briefe nicht bekannt wurde, mit Bleistift und in verstellter Bauernschrift unverfängliche Briefe schreiben, in denen auch ein seine nicht existierende Gattin betreffender Satz vorkam. Dieser Satz war für ihn das Zeichen, den Brief zu erwärmen. Dann wurde erst der eigentliche mit Zitronensäure geschriebene Inhalt des Briefes sichtbar. Die Verzögerungen ergaben sich daraus, daß ich unserer im Herbst 1915 getroffenen Verabredung gemäß alle Briefe an A. B. im Dorfe R. weiterschickte, worauf sie dieser, ohne von ihrem wahren Inhalte eine Ahnung zu haben, freilich höchst unregelmäßig an Juon

Weltkrieg (1914-1917)

weitschickte. Daß ich diesem umständlichen Weg wählte, geschah, weil ein unserem Nachrichtenoffizier Popescul im November 1915 übergebener Brief Juon erst im März 1916 erreicht hatte. Unser offizieller Nachrichtendienst in Rumänien funktionierte also noch langsamer. Er war eben in Rumänien fast ebenso elend wie in Rußland. Als es nun so weit war, daß ich wieder daran denken konnte, mit Juon zusammen nach Rumänien zu dringen, wurde mir dies auf Befehl des Armee-Oberkommandos vom Militärkommando Temeswar verboten.

Meine Aufgabe über rumänische Wegbauten Erkundigungen einzuziehen, war durch dieses Verbot zur Unmöglichkeit geworden, doch trachtete ich meiner Mission immerhin auch jetzt noch dadurch nachzukommen, daß ich diese Erkundigungen durch Juon und einen mir später zur Dienstleistung zugeteilten Nikulaj einzog.

Um diese Zeit reichte die Ungarische Geologische Landesanstalt, die verschiedene Geologen auf den Balkan sandte, ein Gesuch beim Armee-Oberkommando ein, mich gleichfalls als Geologen auf den Balkan schicken zu dürfen, doch wurde dieses Gesuch mit der Bemerkung, daß ich augenblicklich unentbehrlich sei, zurückgewiesen.

Im Sommer 1916 verschlechterte sich die Situation mit Rumänien zusehends. Schon am 1. August hatte ich in Temeswar meine diesbezüglichen Bedenken gemeldet. Seit dem 15. August waren ich und meine Leute jeden Augenblick auf die Kriegserklärung gefaßt und, als Nikulaj zuletzt nach Rumänien ging, erhielt er nicht nur Instruktionen, was er in Baia de Aramă zu tun hätte, sondern auch wie er sich im Falle eines Kriegsausbruches zu verhalten habe.

Ich beobachtete scharf, was in Baia de Aramă vorging, und während dieser Tätigkeit brach dann, als eben Juon und Nikulaj in Rumänien waren und ich ihre Meldungen in Szacsal erwartete, der rumänische Krieg aus. Noch zwei Tage vorher

Weltkrieg (1914-1917)

hatte ich über die Möglichkeit eines rumänischen Krieges fast noch einen Streit mit meinem Vater gehabt, der an so etwas nicht glauben wollte. Wie wenig man in den offiziellen Kreisen Ungarns auf die Kriegserklärung Rumäniens gefaßt war, geht aus der Tatsache hervor, daß der ungarische Minister des Inneren, Exzellenz Sandor János, auf die telefonische Meldung des Obergespannen von Brasso (Kronstadt, Braşov), Grafen Mikes, daß die Rumänen Predeal besetzt hätten, lachend zurück telefonierte, Mikes solle doch nicht aufsitzen, denn man hätte ihn ja zum Narren gehalten und der darauf vom verzweifelten Obergespann angerufene Zivilkommissär von Siebenbürgen ungefähr dasselbe wiederholt.

Ich erfuhr den Kriegsausbruch in Szacsal erst vierzehn Stunden nach der Kriegserklärung und auch das nur zufällig, als die Rumänien schon in Lupeny (Lupeni) waren. Vor allem fuhr ich nach Hatzeg, um mich zu erkundigen, ob es wahr sei, dann nach Boldogfalva, um nach den Kendeffy-Kindern zu schauen, und dann nach Hause, um das Nötige zu veranlassen, damit das Schloß in achtundvierzig Stunden geräumt werde, denn mein Vater war vierundzwanzig Stunden vor der Kriegserklärung nach Ujárd gefahren.

Da meine Eltern auf mein Betreiben die wertvollsten Sachen teilweise schon 1915 und die letzten im Juni 1916 aus Szacsal entfernt hatten, waren im Schloß nur die modernen Möbel zurückgeblieben. Es galt also nur die besten unter diesen und verschiedene Kleinigkeiten zu entfernen. Mit Hilfe des Verwalters und einiger Bauer packte ich bis abends, was ich konnte, dann wollte ich, so bald wie möglich an die rumänische Grenze gelangen. Ich fuhr also noch abends nach Malomviz. Der Notar beschaffte mir ein Pferd, und hierauf ritt ich in der Nacht zu dem 40 km. weit entfernten Gura Apilor unweit der rumänischen Grenze.

Weltkrieg (1914-1917)

Unseren Verabredungen gemäß hätte Nikulaj, da er keine rumänischen Legitimationspapiere besaß, beim Ausbruche des rumänischen Krieges Baia de Aramă, das er bei Fortbestand des Friedens vom 15. August bis zum 1. September zu beobachten hatte, sofort zu verlassen gehabt, um zu Lunka Berhini zu kommen. Ich wollte ihn daher jetzt so bald wie möglich treffen und deshalb eilte ich, freilich auch, um, wenn nötig, nach Rumänien dringen zu können, in Bauerntracht ins Gebirge. Während des Rittes eruierte ich unterwegs die Punkte, die im Falle des Rückzuges unserer Grenzposten zu sprengen wären, um die gegen die Grenze führenden Saumwege ungangbar zu machen, belegte das bei den in Retezat tätigen Holzarbeitern befindliche Dynamol mit Beschlag und veranlaßte in der Gendarmeriekaserne, daß der vor den rumänischen Truppen aus Lunka Berhini überflüssigerweise zurückgegangene Grenzsicherungsposten Lunka Berhini wiederbezogen wurde. Im Gebirge erfuhr ich bald, daß Nikulaj, obzwar er hiezu längst Zeit gehabt hätte, noch immer nicht aus Rumänien zurückgekehrt war. Ich wurde, da ich ihn eines Verrates für unfähig hielt, sehr um ihn besorgt und beschloß, da ich ohne Nikulaj oder Juon aus Rumänien keine Nachrichten einziehen konnte und doch nicht untätig bleiben wollte, nun mich vorläufig um solchen Sachen zu kümmern, die außerhalb meiner Aufgaben lagen. Daß ich später, falls Nikulaj ein Unfall zugestoßen wäre, dies von Juon trotz aller Schwierigkeiten irgendwie erfahren würde, dessen war ich sicher. Ich sorgte also im Gebirge noch am 29. August vormittags dafür, daß 3.000 auf der Alm Branu unweit der rumänischen Grenze befindliche Schafe sich von der Grenze entfernten, weshalb ich einige Hirten persönlich prügelte, entfernte mittags und zwar in Ermangelung von Arbeitern zum Teil persönlich dem Peccol'schen Sägeunternehmen gehöriges Material und Eßwaren aus Gura Apilor, schickte dies alles nach Gura Zlatje, was bis abends dauerte, kehrte dann in der Nacht nach Malomviz zurück,

Weltkrieg (1914-1917)

wo ich am folgenden Tag vormittags eintraf. In Malomviz beschaffte ich mir, allerdings ohne zu fragen, ob ich hiezu das Recht hätte, aus den hier internierten Italienern acht Arbeiter, die sich auf Sprengungen verstanden, schickte diese unter Bedeckung nach Gura Zlatje, um dort die zu den Sprengungen nötigen Löcher zu bohren, requirierte dann, um für jeden Fall mit Tragtieren ausgerüstet zu sein, in Malomviz fünfzehn und in Klopotiva sechzehn Pferde, die sich im Kendeffyschen Garten zu versammeln hatten und Tag und Nacht marschbereit sein mußten, und von denen ich gleich am selben Nachtmittag über Bitten der 144. Brigade zwölf dieser überließ, um einem seit zwei Tagen in Dreksan an Proviantmangel leidenden Gendarmenposten Proviant zu tragen, instradierte über telefonische Bitte des Generalstabshauptmanns der Brigade diesen Transport auf zwei getrennten Wegen, teilte der Brigade mit, daß ich auf eigene Verantwortung die Vorarbeiten zu Sprengungen veranlaßt hatte, bezeichnete die Punkte, bat endlich um weiteres Sprengmaterial und fuhr dann nach Szacsal zurück, woselbst ich abends fast das ganze von mir vor achtundvierzig Stunden gepackte Gepäck aber keinen Menschen mehr und kein Zugvieh mehr antraf. Auf Befehl der Behörden hatte der Verwalter unser Schloß bereits vierundzwanzig Stunden früher veranlassen. Mit Hilfe von Bauernwägen gelang es mir das Szacsaler Gepäck bis zur Peccol'schen Sägemühle zu schaffen. Dann fuhr ich später nach Hatzeg und von da zur Peccol'schen Sägemühle, wo ich übernachtete.

Den folgenden Tag, den 31. August, verbrachte ich vormittags, weiteres Gepäck aus Szacsal rettend, zwischen Hatzeg und Szacsal, und überzeugte mich, daß unser Getreide abgeschafft wurde. Dann hat mich abends, als die glücklicherweise falsche Nachricht kam, daß die 144. Brigade umzingelt wäre, der Brigadekommandant, Oberst Berger, knapp vor seiner Flucht nach Vajdahunjad, überzeugt an einen

Weltkrieg (1914-1917)

nächtlichen Patrouillenritt nach Tamáspatak teilzunehmen, um dort vermutete, überlegene, rumänische Kräfte am Weitermarsche zu hindern, was alles sehr gefährlich aussah, sich aber in Wohlgefallen auflöste.

Knapp vor meinem Abmarsch nach Tamáspatak gab es in Hatzeg im allgemeinen Wirrwarr manche heitere Episode. Die lustigste war, als der israelitische Leiter des Hatzeger Elektrizitätswerkes, der auf und davon wollte, sich am mich um Instruktionen wandte, was mit dem Elektrizitätswerk zu geschehen habe. Ich gab ihm bekannt, daß er Hatzeg bis zum letzten Augenblick zu beleuchten und dann im Augenblicke der Eroberung sein Elektrizitätswerk zu sprengen habe. Um hiezu nicht genötigt zu sein und gleich fliehen zu können, meinte er, daß er hiezu keinen Befehl habe. Um ihm nun die Sprengung zu ermöglichen und den Befehl zukommen zu lassen, führte ich ihn zuerst zum Brigadekommando, dann machte ihn dort mit dem mit den Sprengungen betrauten Offizier bekannt und erklärte ich ihm, daß Anbetracht der in Hatzeg herrschenden Panik sein Schreck öffentlich bestraft werden müsse. Ich führte ihn ins Wirtshaus und nötigte ihn dort mit erster Miene, obzwar er in seiner Aufregung gar nicht durstig war, auf meinen Kosten strafweise zwei Glas Bier zu trinken. Das humoristische dieser Strafe hatte auch auf die übrigen Anwesenden eine teilweise beruhigende Wirkung, wogegen die Nachricht, daß ein Teil der Behörden die Stadt bereits verlassen hatte, die Bewohner natürlich wieder in Aufregung versetzte.

Aus Versehen hätten bei diesem Ritte übrigens der Patrouillenkommandant und ich irrigerweise einen rumänischen Bauernjüngling fast deshalb gehenkt, weil die Tatsache, daß er einen langen belaubten Ast balancierend gespielt hatte, nur zufällig im letzten Augenblick erkennbar wurde. Der Angeklagte schien mit einem fahnenartigen Ast einigen ferne auf dem Hügel am Horizonte sichtbaren Umrissen zu signalisieren, und nur, als

Weltkrieg (1914-1917)

sich einer dieser Umriss bewegte, erkannten wir, daß es sich nicht um Menschen sondern um Rinder handelte, die offenbar grasend vor dem uns abgewendeten Hange auf die Höhe gekommen waren und daher mit einer Ausnahme alle die Brust zeigten. Ein Rind, das einen breiten Umriß zeigte, ließ die wahre Natur dieser Lebewesen erkennen und rettete dann dem Jungen das Leben.

Während dieses Rittes konstatierte ich außerdem zu meinem Bedauern, daß der Notar von Sztrigy-Szentgyörgy zuerst einem ungarischen Kolonisten einen Wagen in der Nacht geraubt hatte und dann auf diesem geraubten Wagen aus Sztrigy-Szentgyörgy geflohen war. Dann kam wieder der Augenblick wieder an mich zu denken, denn trotz eines starken nächtlichen Gewitters hatte ich in Ermangelung eines besseren und Anbetracht der scheinbar kritischen Lage an diesem Ritte, bloß mit Bluse und Salonhosen bekleidet, also ohne Mantel, teilgenommen. Wie sich daher die Situation klärte, bat ich telefonisch, um die Erlaubnis nach Hatzeg zurückkehren zu dürfen. Als die Erlaubnis eintraf, kehrte ich wieder per Bahn nach Hatzeg.

Hatzeg beruhigte sich, während ich in Tamáspatak war, als bekannt wurde, daß die Nachricht der Umzingelung darauf zurückzuführen sei, daß eine Gendarmeriepatrouille wegen der Ähnlichkeit der Uniformen unsere eigenen Truppen für rumänische gehalten hätte. Am 1. September erfuhr ich abends telefonisch in Hatzeg von Nikulajs Eintreffen in Lunka Berhini und ich eilte ihm trotz meiner Müdigkeit am 2. September entgegen, um ihn nach Hatzeg zu bringen, denn er brachte die neuesten Meldungen aus Baia de Aramă. Ich war natürlich über Nikulajs Rückkehr sehr erfreut und belobte ihn entsprechend. Trotz der Kriegserklärung war er ohne Legitimation bis zum 1. September in Baia de Aramă geblieben. Dieser Weg führte mich wieder nach Malomviz und Szacsal. In Malomviz

Weltkrieg (1914-1917)

erkundigte ich mich, ob die Vorarbeiten zu den Sprengungen schon in Gang seien, überprüfte den Zustand der requirierten Pferde und enthob sie, da sie fortwährend benötigt waren, von der Pflicht, sich zur Pferdeassentierung nach Marosillye zu begeben.

Am Rückwege von Malomviz nach Hatzeg verabschiedete ich mich an einen schönen stillen Herbstabend in Szacsal von unserem Schloß und Garten, von denen ich befürchtete, daß sie bald von den Rumänen zerstört werden würden. Ich durchschritt noch einmal das halb geräumte Haus, dann den Garten und den daran grenzenden Wald, verweilte dann beim Teiche und pflückte endlich einige Rosen, die ich zum Andenken mitnahm. Jede Pflanze, jeder Strauch und jeder Flecken Boden weckte Erinnerungen an schöne Stunden. Nun sollten sie erlöschen.

Während ich in Szacsal war, waren die rumänischen Truppen fast bis an das 20 km. entfernte Puj gedrungen, und ich wußte, daß der Brigade Berger nicht genügend Kräfte hatte, sie am Weitermarsch zu hindern. Da ich mit allen Fiebern an den Schloß hing, konnte ich die Wahrheit fast nicht begreifen. Es schien mir, als sollte meine Welt und meine Vergangenheit versinken. Ich begreife, daß mancher nach einem Unglück als neuer Mensch aufwacht. Daß Szacsal und einige andere Schlösser des Hatzeger Tales von den Rumänen nicht zerstört wurden, ist bloß dem Umstande zu verdanken, daß sich die Rumänen scheuten, in das von unseren Truppen so zu sagen entblößte Gebiet zu dringen, dann, wie wir später von kriegsgefangenen rumänischen Offizieren hörten, meinten sie, daß hinter dieser Entblößung eine unergründliche Kriegslist stecke. Auf Nikulaj, der noch nie ein gut eingerichtetes Haus gesehen hatte, machte Szacsal einen gar gewaltigen Eindruck. Als ich aber mit ihm den Gemüsegarten durchschritt, trat bei ihm trotz aller Bewunderung dennoch wieder der gute nüchterne, natürliche Menschenverstand hervor, und er überredete mich leicht außer den Rosen auch

Weltkrieg (1914-1917)

Grünzeug, so gelbe Rüben, Zwiebel und Kohlrüben nach Hatzeg mitzunehmen. Auf's Praktische gelenkt ließ ich auch Karfiol und Artischocken, zwei Nikulaj unbekannte Sachen, folgen. Die gelben Rüben verzehrte übrigens Nikulaj auch im rohen Zustand. Infolge dieser Diversion war es spät abends, als ich mit Nikulaj mit Rosen und Grünzeuge beladen aus Szacsal in Hatzeg eintraf. Die Rosen schickte ich an meine Mutter. Nikulajs Diversion hat mir beim Behalten des seelischen Gleichgewichtes jedenfalls wesentlich geholfen.

Brigadier Berger war mit meinem Kundschafter sehr zufrieden, weshalb er ihm vor mehreren Offizieren die Hand reichte. Von Hatzeg ging ich in Bauernkleidern zu Fuß mit Nikulaj noch am selben Abend nach P., um zu eruieren, ob sich keine rumänische Truppen in Szászvároser Gebirge befänden, denn es waren diesbezügliche Meldungen eingelaufen, konstatierte das Gegenteil, und kam am 3. September wieder vom Gebirge herab nach Hatzeg. Dann sandte ich Nikulaj wieder nach Rumänien, um Juon, der unbegnadigt zurückkehren wollte, zu sagen, nicht zurückzukehren, sondern als unser Konfident in Rumänien zu bleiben, und fuhr selbst am selben Tage über Ujárd nach Temeswar, um von Juon sein Begnadigungsgesuch zu urgieren.

Der Wahrheit zuliebe muß ich bekennen, daß ich die Fahrt nach Temeswar auch zu anderen als rein militärischem verwendete, denn infolge meines Rittes nach Tamáspatak hatte ich die letzte Gelegenheit versäumt, das noch immer in der Peccol'schen Sägemühle befindliche Szacsaler Gepäck nach Arad zu schicken. Als ich dies nun am 2. September nachholen wollte, erfuhr ich, daß die Beförderung von Zivilgepäck per Bahn bereits verboten war und ich nur in dem Falle Anspruch auf einen Eisenbahnwaggon hätte, daß ich als Kavallerist mit dem mir gebührenden Chargepferd nach Temeswar einrücken müßte. Um diese Situation künstlich herbeizuführen, erklärte ich, daß ich

Weltkrieg (1914-1917)

tatsächlich ein zu beförderndes Chargepferd hätte, beschaffte mir nachträglich einen Gaul und gab ihm für mein Chargepferd aus. Der Gaul wurde als Offiziersreitpferd von Hatzeg über Arad nach Temeswar instradiert, und so war mir die Gelegenheit geboten, in dem halbleeren Waggon auch die Szacsaler Sachen nach Arad zu befördern.

Vom 28. August bis zum 3. September hatte ich nur in zwei Nächten ordentlich geschlafen. Vom 28. auf den 29. August war ich nach Gura Apilor geritten (40 km.), vom 29. auf den 30. zu Fuß von Gura Apilor nach Gura Zlatje und von da nach Malomviz gekehrt. Vom 30. auf den 31. hatte ich bei Peccol geschlafen, in der Nacht vom 31. August auf den 1. September fiel der Patrouillenritt von Hatzeg nach Tamáspatak (30 km), vom 1. auf den 2. September war ich von Boldogfalva nach P. (15 km) marschiert und, als ich daher vom 3. auf den 4. September in meinen Pferdewaggon gegen Arad rollte und gut auf Heu gebettet mich sorgenlos niederlegte, glaubte ich noch nie ein so gutes Lager gehabt zu haben.

In Temeswar, wo ich am 5. September eintraf, sagte mir der Nachrichtenoffizier, Hauptmann Röhling, ich solle meine Juons Begnadigungsgesuch betreffende Urgierung an das Armee-Oberkommando leiten und die Antwort in Wien erwarten. Ich tat, wie er geraten. Sowie aber das Armee-Oberkommando durch diese Urgierung in Erfahrung brachte, daß ich als Nachrichtenoffizier in Temeswar tätig war, depeschierte es folgendes an das Militärkommando Temeswar: "Wieso kommt es, daß Baron Nopcsa als Nachrichtenoffizier in Verwendung ist. Er hat sofort zum Kader einzurücken."

Grund, mich vom Nachrichtendienste zu entfernen, hatte das Armee-Oberkommando beim Ausbruche des rumänischen Krieges in Hülle und Fülle, denn es wußte, daß ich zu guter Ungar war, um den Verrat, den es plante, nicht vor die Öffentlichkeit zu bringen. Der Plan des Armee-Oberkommando

Weltkrieg (1914-1917)

ging schon seit 1915 dahin, den etwaigen Ausbruch eines rumänischen Krieges nach Tunlichkeit zur Vernichtung des ungarischen Elementes in Siebenbürgen zu benützen. Die Schwächung des ungarischen Elementes in Siebenbürgen zugunsten der Rumänen war eine Politik, die die österreichischen Zentralisten, - und das Armee-Oberkommando gehörte zu diesen, - schon seit Josef II vor Augen hatten. Der Rumänenaufstand Horas und Kloškas war seinerzeit ebenso von dem Wiener Hofe veranstaltet worden, wie sechzig Jahre später der Rumänenaufstand Jankus, und als Kristóffy in Ungarn Minister des Inneren war, hatte auch dieser nach weiteren sechzig Jahren über Veranlassung des Thronfolgers, Franz Ferdinand, die Rumänen gegen die Ungarn erneut mobilisiert. Die Duldung der Vernichtung des ungarischen Elementes in Siebenbürgen durch rumänische Truppe war auf diese Weise nur die Wiederaufnahme eines altösterreichischen Planes. Um dies durchführen zu können, hatte das Armee-Oberkommando die Leitung des Nachrichtendienstes in Siebenbürgen so weit wie möglich Offizieren rumänischer Nationalität überlassen. In Nagy Szeben (Hermannstadt) lag er in den Händen Hauptmann Greculs, über den mir der k. ungarischer Grenzpolizeikommissär Pietsch wenig erbauliches mitteilte. In Turn-Severin amtierte der Hauptmann Popescul. Der Plan des Armee-Oberkommandos war, die Vernichtung der Ungarn durch eine partielle Evakuierung Siebenbürgens zu erreichen, und deshalb ersann man schon im Jahre 1915 das Märchen, daß die Karpathen wegen Soldatenmangel nicht zu halten wären und alle Truppen auf die sogenannte Maros-Linie zurückgezogen werden müßten. Tatsächlich war auf einer Karte betrachtet die Maros-Linie wesentlich kürzer als die Karpathen-Linie. Das Argument hier mit weniger Soldaten auszukommen schien also, soferne man die Terrainschwierigkeiten in den Karpathen außer Acht ließ, recht plausibel. In Wirklichkeit war diese Behauptung jedoch ein

Weltkrieg (1914-1917)

Schwindel, denn zu einer Offensive gegen Italien gab es 1916 genügend Truppen, und Exzellenz Falkenhayer sagte in Deva beim Ansetzen des Angriffes gegen die Rumänen, vom militärischen Standpunkte sei es ein Unsinn gewesen, auf eine so schwer verteidigbare Flußlinie wie die Maros-Linie zurückzugehen, wenn man so eine natürliche Bastion wie die Karpathen vor sich hätte.

Leider fiel dieser Ausspruch erst, als die Rumänen das von Ungarn bewohnte Szeklerland bereits verwüstet hatten. Daß dieser Verrat an Siebenbürgen vor langer Hand geplant war, ergibt sich schon daraus, daß die Maros-Linie nicht erst 1916 sondern schon 1915 gebaut, die Grenze hingegen sogar 1916 vollkommen schutzlos gelassen wurde, was die ruhige Evakuierung des Landes wesentlich erschwerte. Das nicht noch größere Teile Siebenbürgens verwüstet wurden, hat man unmittelbar dem damaligen ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza, mittelbar dem Generalstabshauptmann Wild, dann dem Grafen Stefan Bethlen und einem Herrn X. zu verdanken, denn diese drei hatten ungefähr drei Wochen vor dem Ausbruche des rumänischen Krieges gemeinsam Tisza auf den heimtückischen Plan des Armeekorps-Oberkommandos aufmerksam gemacht, worauf dieser das allerdings widerstrebende Armeekorps-Oberkommando im letzten Augenblicke durch die Drohung des k. ungarischen Ministerpräsidenten, die Honvéd-Regimenten von der Front zurückzurufen, zwang, eine vor der Maros-Linie liegende Verteidigungslinie zu wählen. Infolge dieser Intervention und der Zusagen, die er vom Armeekorps-Oberkommando erhielt, versprach bald darauf Tisza im ungarischen Abgeordnetenhaus auf Grund der seitens des Armeekorps-Oberkommandos erhaltenen Versicherungen, daß alle Maßregeln zum Schutze der ungarischen Landesgrenze getroffen seien, doch war er in diesem Falle ebenso wie während der 'Lucker Episode' vom Armeekorps-Oberkommando belogen worden.

Weltkrieg (1914-1917)

Speziell die Nachricht, daß der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza anläßlich der Lucker Niederlage vom Armee-Oberkommando hinters Licht geführt worden war, verdanke ich seinem Bruder Koloman, und daß Graf Stefan Tisza die Tatsache, daß ihm das Armee-Oberkommando öfter belog, nicht öffentlich bekannt gab, zeigt von einem Großmut, den das Armee-Oberkommando nicht verdiente.

An dem Befehle trotz des Kriegsausbruches zu meinem Kader einzurücken, ersah ich schon 1916, daß das Armee-Oberkommando auch mich für einen jener Faktoren hielt, die seine Pläne kreuzen könnten. Ich erkannte, daß man Andrassys Artikel vom Jänner 1915 noch immer nicht vergessen hatte, und fuhr, den erhaltenen Befehle entsprechend, über Budapest nach Békés, bat aber unterwegs in Budapest den Honvéd-Minister Hazai mit einem Streifkommando in Retezatgebirge betraut zu werden. Dann wurde ich wegen der diesbezüglichen Besprechungen seitens des Ministers von Békés nach Budapest kommandiert. Nach langen Besprechungen mit verschiedenen Herren im Honvéd-Ministerium erhielt ich aber nicht dieses Kommando, sondern wurde Exzellenz Falkenhayer als Nachrichtenoffizier zur Verfügung gestellt, der mich zur Gruppe Kühnen nach Petrozsény (Petroşani) sandte, wo ich nach einigen Umwegen eintraf. Schon eine Woche früher hatte ich erfahren, daß Nikulaj wohlbehalten wieder aus Rumänien in Hatzeg eingetroffen war. Ich war hierüber, da mir Nikulaj sehr ans Herz gewachsen war, sehr erfreut und ich bestellte ihn daher gleich wieder zu mir nach Petrozsény. Laut Befehl war ich zuerst von Budapest nach Temeswar, von dort nach Petrozsény, von Petrozsény nach Brasso (Kronstadt) und wieder nach Petrozsény gefahren. Ich hatte also Gelegenheit genug, die Schwierigkeiten des Fortkommens im Etappenraum zu spüren. Den einen Glanzpunkt bildete auf dem Wege von Petrozsény nach Brasso eine Automobilfahrt von Banica nach Puj, zu der ein deutscher

Weltkrieg (1914-1917)

Offizier und ich infolge des schlechten aufgeweichten Weges und großen Verkehrs auf der Landstraße sieben Stunden brauchten, obzwar die beiden genannten Orte ca. zehn Kilometer auseinander lagen. Auf der Rückkehr von Brasso nach Petrozsény war ein Versuch von Örvaraja per Bahn nach Petrozsény zu gelangen, der andere Glanzpunkt. Der Zug, auf den ich in Örvaraja wartete, war für acht Uhr früh angesagt. Er kam um halb acht Uhr abends. Ich fuhr mit ihm um halb neun bis zu der vier Kilometer weit entfernten Station Bajesd. Dort hatte ich bis zehn Uhr abends zu warten. Dann wurden der Zug, und ich mit ihm, wieder nach Örvaraja zurückgeschoben, wohin wir gegen halb elf nachts gelangten. Daß ich nach dieser Erfahrung darauf verzichtete per Bahn nach Petrozsény zu gelangen und einen Leiterwagen einem Militärzug vorzog, ist ziemlich leicht begreiflich. In Petrozsény stellte ich mich meinem Kommando vor und wurde sehr willkommen geheißen. Allgemein hieß es, daß meine Mission sehr schwer sei.

Die deutschen Offiziere, mit denen ich in Brasso und Petrozsény zu tun hatte, waren mir gleich anfangs sympathisch, denn hier fehlten die Unordnung, der Neid, die Intrigen und die Unentschlossenheit, die das österreichisch-ungarische Offizierskorps charakterisierten. Auch die beiden für österreichisch-ungarische Berufsoffiziere typischen Eigenschaften, vor dem Vorgesetzten oder Einflußreicheren zu kriechen und ihm jede Aufregung zu ersparen, dem Untergebenen gegenüber jedoch hochnäsig zu sein und ihm zu treten, waren den Deutschen fremd, denn hier arbeitete jeder für die Sache nicht aber für seine eigene Bequemlichkeit oder Karriere. Zum Nachrichtendienst in der Maske eines Schafhirten war ich bei dieser Gelegenheit wie prädestiniert, denn von der Überzeugung durchdrungen, daß es 1916 zur Kriegserklärung Rumäniens kommen würde, hatte ich mir schon seit März weder Haare noch Schnurrbart geschnitten. Es mußten also bloß meine tief in den

Weltkrieg (1914-1917)

Nacken und über die Ohren herabhängenden Locken in Unordnung gebracht werden, um mich in einen unverfälschten rumänischen Schafhirten zu verwandeln. Um beim Einrichten eines tief nach Rumänien reichenden Nachrichtendienstes Mitarbeiter zu haben und den Kontakt mit Juon wieder aufzunehmen, fanden Nikulaj und ich unter den Kriegsgefangenen des 58. rumänischen Infanterieregimentes zwei brauchbare Leute, von denen der eine jahrelang in Ungarn und Siebenbürgen Schafhirt gewesen war. Wir entsandten diese nach ihrer Vereidigung in Hatzeg wieder nach Rumänien.

Da aber machten sich die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Zeit und die schlechte Nahrung geltend, und ich mußte Ende Oktober mit schwerem nervösem Niederbruch in das nächste deutsche Kriegslazarett abgegeben werden. Nicht einmal abnorm starke Belladonna-Dosen, die mir sonst bei ähnlichen Fällen halfen, konnten diesmal den Zustand bessern. Ohne Umschweife oder überflüssige Formalitäten schickten mich die Deutschen auf meine Bitte nach Wien zum Oberstabsarzt, Universitätsprofessor Dr. Steyskal, des Garnisonsspitals Nr. 1, der mich in Behandlung nahm, und nun konnte ich gleich wieder den Unterschied zwischen österreichischer Unordnung und deutscher Ordnung konstatieren. Als ich halb besinnungslos im Josephinum in Wien übernommen wurde, las der amtshandelnde Unteroffizier in meiner deutschen Legitimation statt Petrozsény Pozsony und übersah in der Abkürzung 9 HHR (9. Honvéd-Husaren-Regiment) das eine H. Er glaubte also, daß ich dem im Bereiche des Militärkommandos Pozsony befindlichen 9. Husarenregimentes angehöre und meldete mein Eintreffen dorthin. Die Folge war, daß hieraus eine Konfusion entstand, die sich bis Ende Dezember hinzog, die ich durch zwei Meldungen nicht ins Reine bringen konnte und die erst dann aufhörte, als ich in einer dritten Meldung erneut betonte, daß ich weder mit Pozsony noch mit dem 9.

Weltkrieg (1914-1917)

Husarenregiment je etwas zu tun gehabt hätte und, daß ich, da meine bisherigen Meldungen nicht gelesen wurden, auf weiter Anfragen nicht antworten würde.

Auf diese Grobheit hin erkannte man in Pozsony, daß ich Honvéd-Husar war. Das komischste an der ganzen Sache war aber, daß das Militärkommando Pozsony, der Wahrheit getreu mich nicht zu kennen angab, daß es mir aber den Urlaub, um den in meinem Namen das Josephinum gebeten hatten, dennoch bewilligte. Urlaub hatte ich bis zum 15. Februar 1917. Ich verbrachte ihn in Wien und in Szacsal, und zwar zum Teil mit wissenschaftlichen Arbeiten. Da ich aber voraussah, daß mir das mir übelgesinnte Armee-Oberkommando nach meiner Genesung erneut den Befehl erteilen würde, zum Kader einzurücken, mußte ich beizeiten Gegenmaßnahmen ergreifen, um dies zu verhindern.

Im Dezember hatte ich in Erfahrung gebracht, daß sich zahlreiche, aus der Monarchie nach Rumänien desertierte Soldaten dort in den Besitz solcher auf falschen Namen lautender Legitimationen gesetzt hatten, die ihre rumänische Staatsbürgerschaft bewiesen. Diese Menschen waren vor Verhaftung seitens deutscher oder österreichisch-ungarischer Truppen nun dadurch gesichert. Mitte Januar machte ich die deutsche Ortskommandantur Turn-Severin auf diese Tatsache aufmerksam und erhielt darauf vom Ortskommandanten eine schriftliche Bestätigung darüber, daß die Ortskommandantur meinen Plan, mich als Schafhirt verkleidet unter diese Deserteure zu mengen, um sie so zu entlarven, billige. Das Wohlwollen des deutschen Ortskommandanten in Turn-Severin hatte ich mir dadurch zu erwerben verstanden, daß ich mit Rücksichtnahme auf den zwischen der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeeführung bestehenden Gegensatz die Existenz eines k.u.k. Militärstationskommando in Turn-Severin absichtlich und ostentativ ignorierte. Mit dem deutschen Schriftstück versehen fuhr ich, bevor ich noch den Befehl zum Kader einzurücken

Weltkrieg (1914-1917)

erhalten hätte, nach Budapest, verfaßte zwei Gesuche an den Honvéd-Minister und zwar eins, in dem ich in meine Einteilung zum Ortskommando Turn-Severin ersuchte, und ein zweites, in dem ich um einen dreimonatigen Urlaub nach Rumänien bat, um in Einvernehmen mit den Ortskommando Turn-Severin die dort befindlichen Deserteure zu entlarven. Dann zog ich im Honvéd-Ministerium Erkundigungen ein, welches von beiden Gesuchen dem Minister zu überreichen wäre, bekam in ein Telegramm Einblick, in dem das Armee-Oberkommando meine Wiederverwendung in jedem besonderen Dienste verbat. Ich vernichtete daher mein erstes Gesuch und überreichte das zweite in Budapest dem Minister.

Da die deutschen Kommanden jeder von Seiten österreichisch-ungarischen Kommanden ausgehenden Proposition Widerstand entgegenstellten, war der Minister darüber, daß die Deutschen mir in Rumänien gewissermaßen freie Hand gewähren wollten, nicht wenig erstaunt. Er billigte mein Vorgehen, konnte, da er nach Wien verreisen mußte, mein Gesuch nicht selbst erledigen, teilte mir aber mit, das Gesuch seinem Stellvertreter zu übergeben, was denn auch prompt geschah.

Da die Proposition, Deserteure rumänischer Nationalität abzufangen, verschiedenen Ungarn im Honvéd-Ministerium sympathisch war, denn sie wußten, daß das Armee-Oberkommando diese Leute aus Ungarnhaß auf freien Fuß ließ, so erhielt ich den Urlaub bewilligt. Ich fuhr daher über Szacsal nach Turn-Severin und, als das Armee-Oberkommando, vom Vorfalle verständigt, nachträglich gegen meine Beurlaubung protestierte, ließ mich das Honvéd-Ministerium in Siebenbürgen energisch suchen, konnte mich aber absichtlicher Weise nicht mehr finden.

In Rumänien verbrachte ich den größten Teil der Zeit auf einen Stirbey'schen Gute bei einigen mir bekannten Schafhirten, unter ihnen auch Juon, die bei einer Strohhütte lagerten und ihre

Weltkrieg (1914-1917)

Schafe in Ermangelung von Weidplätzen mit Stroh und Mais ernährten. Ich kam aber auch nach Calafat, Gruia und Turn-Severin und konnte, da ich selbst überall als Bauer galt, konstatieren, daß die Einwohner Rumäniens durch den Krieg nur wenig gelitten hatten und auch durch die Besetzung ihres Gebietes in keiner Weise litten. Die ganze Dorfverwaltung lag, wie früher, auch jetzt in den Händen der Primare. Bei den Requisitionen stützte sich das Militär auf die von den Primaren gemachten Angaben, infolge deren jede Schafherde stets nur auf die Hälfte oder ein Drittel ihres tatsächlichen Bestandes geschätzt wurde, und dementsprechend nie ein Zehntel sondern bloß ein Zwanzigstel oder Dreißigstel requiriert wurde. Da ferner die Primare alle Dorfregister versteckten und den in Rumänien befindlichen aus der Monarchie stammenden Deserteuren falsche Legitimationen gegeben hatten, konnten sogar diese trotz der Anwesenheit österreichischer und ungarischer Gendarmen verhältnismäßig sorgenlos leben.

Leider war der Winter sehr streng und, da ich nur einen bis auf den halben Oberschenkel reichenden, leichten Pelz hatte, immer im Freien übernachten mußte und die Füße übernacht nur unter Stroh stecken konnte, fror ich manche Nacht ganz gewaltig. Die Schafhirten, bei denen ich war, hielten mich für einen Deserteur. Ich hatte ihnen daher bei ihrer Arbeit zu helfen, bekam aber dafür zu essen. Nur Juon wußte von meinem Geheimnis und half mir. Da unser ganzes Feuerungsmaterial nur Stroh war und das Trink- und Kochwasser aus Schnee gewonnen werden mußte, war auch das Polenta-machen schwierig. Es erlitt oft arge Verzögerungen, und auch tagsüber war es fast unmöglich, sich zu erwärmen.

Schon am 23. Februar verlangte ich von Gruia aus, daß der im Dorfe Rogova befindliche Deserteur M. M., der seinerzeit auf der Flucht einen Gendarmen erschossen hatte, verhaftet werde, doch unterblieb dessen Verhaftung. Immerhin kam ich mit

Weltkrieg (1914-1917)

unseren Offizieren in Kontakt und erfuhr Anfang März, daß ich wegen meiner in Albanien erworbenen Verdienste, wegen derer ich zweimal für den Orden der Eisernen Krone vorgeschlagen worden war, das Kommandeurkreuz des Franz-Josefs-Ordens mit der Kriegsdekoration erhalten hatte. Während des Krieges konnte ich diese 'Auszeichnung' nicht zurücklegen. Später wurde ich hieran durch die Entthronung der Habsburger gehindert.

Mit Hilfe des deutschen Militärs veranlaßte ich die Verhaftung eines Menschen in Motoŕei, konstatierte inzwischen die Anwesenheit zahlreicher anderer Deserteure, die ich aber, um mich nicht zu früh zu demaskieren, vorläufig auf freiem Fuß ließ. Ende März verhaftete ich einen zweiten Deserteur und Verräter bei einem alten, aus der Pension hervorgezogenen k.u.k. Obersten Kissling, der bald darauf geadelt wurde, und veranlaßte, daß ein weiterer Deserteur, dessen Verhaftung ich bei Patule (Pätulele) angeordnet hatte, wieder in Freiheit gesetzt wurde. Obzwar er Stationskommandant war, meinte der Oberst, daß er keine Polizeidienste verrichte. M. M. war, nachdem ich seine Verhaftung sehr urgiert hatte, Ende März gleichfalls verhaftet worden, aber den Gendarmen entkommen. Ich kann also nicht sagen, daß mir die k.u.k. Truppen halfen.

Mitten in dieser Sisyphusarbeit, bei der mir nur die Deutschen über alle Maßen halfen, erhielt ich vom Obersten Sandler, dem k.u.k. Militärbevollmächtigten in Rumänien, plötzlich den Befehl nach Bukarest zu kommen. Sandler lobte meine Opferfreudigkeit, teilte mir aber mit, daß die Deutschen über meine Bemühungen lachen, und legte mir nahe, Rumänien zu verlassen. Der Nachrichtenoffizier, Hauptmann Rakassović, sagte mir einen Augenblick später, daß die Deutschen meine Abberufung verlangt hätten, und ich erkannte aus diesem Widerspruche, daß sowohl Sandler wie auch Rakassović logen, daß aber beide vom Armee-Oberkommando rp. von seiner Nachrichtenabteilung den Befehl bekommen hatten, mich aus

Weltkrieg (1914-1917)

Rumänien zu entfernen. Gewissen k.u.k. Generalstabsoffizieren war es wichtiger, mir eine Unannehmlichkeit oder etwas Ärger zu bereiten als k.u.k. Soldaten zu verhaften, die ihren Fahneid gebrochen hatten.

Juon gelang es, mir noch im letzten Augenblick der geheimen deutschen Feldpolizei in Craiova zu empfehlen und dem dortigen Feldgericht persönlich bekanntzugeben, daß er beim Ausbruch des rumänischen Krieges bloß auf meinen Befehl in Rumänien geblieben wäre, sowie daß ein von ihm unterfertigtes Begnadigungsgesuch, das von dem Armee-Oberkommando auf Tizzas Intervention mit der Bemerkung versehen worden war "Zur tunlichsten Befürwortung," irgendwo beamtshandelt würde. Dann mußte ich auf Sendlers Befehl zu meinem Kader einrücken.

Das seitens des Armee-Oberkommandos mir gegenüber zur Schau getragene Benehmen und das schlechte Beispiel, daß mir der Generalstab dadurch gab, daß er sich nicht durch sachliche Momente sondern durch persönliche Sympathien und Antipathien leiten ließ, brachten in mir von diesem Augenblicke an jeden Ehrgeiz zum Schweigen, und ich beschloß daher, zumal Ungarns Feind, nämlich Rumänien, zu Boden lag, von nun an nurmehr daran zu denken, mir den Rest des Krieges angenehm zu gestalten.

In Budapest erfuhr ich in erster Linie, daß das Armee-Oberkommando ein erneutes Gesuch des Földtani Intézet, unter anderen Geologen auch mich auf den Balkan entsenden zu dürfen, was mich betraf, wiederum abschlägig beantwortet hatte. Um nun diese Sache zu forcieren, erklärte ich nun vor allem, obzwar ich in Rumänien bei mangelhafter Nahrung schwer bepackt noch gar manchen Nachtmarsch überstanden hatte und in einem Tage von Turn-Severin bis Patule, also 50 km. weit, marschiert war, daß ich nicht frontdienstfähig sei. Ich kam infolge dieser Erklärung vor einer ärztlichen Kommission. Diese

Weltkrieg (1914-1917)

konstatierte das gleiche. Dann wurde das dem ungarischen Ackerbauministerium resp. der diesem unterstellten Geologischen Landesanstalt abschlägig beantwortete Gesuch, mich als Geologen nach Albanien zu senden, auf Veranlassung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, die mich um diese Zeit zum korrespondierenden Mitglied gewählt hatte, vom ungarischen Ministerpräsidenten erneuert. Graf Kendeffy Gábor, Adjutant des Generalstabschefsarztes, und Graf Hunyady Josef, Flügeladjutant König Karls IV., verwendeten sich gleichfalls im Interesse meiner Entsendung, und es gab nun Schwierigkeiten zu überwinden. Die Gründe sind aus einem von Grafen Kendeffy an Grafen Paul Teleki gerichteten Briefe zu erkennen.

Tisza hatte ich schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß das Armee-Oberkommando mich bloß sekkieren wolle. Nun sandte ich ihm auch eine Kopie dieses Briefes, doch alles war vergebens. Auch das Gesuch der Akademie wurde abschlägig beantwortet. Dem Honvéd-Ministerium und anderen Stellen ging, trotzdem daß ich wegen meiner Verdienste in Albanien außergewöhnlich dekoriert worden war, von Seiten des Armee-Oberkommandos der offizielle Befehl zu, "es sei mit allen Mitteln zu verhindern," daß ich auf den Balkan komme. So schien dann die Situation fast vollkommen verloren, wenn nicht auf Tizas Veranlassung der Präsident der Ungarischen Akademie, Exzellenz Berzeviczy, an mich mit dem Ansinnen herangetreten wäre, ich möge, um Tisza und der Akademie eine Blamage zu ersparen, auf meine Entsendung auf den Balkan freiwillig verzichten. Ich klärte Berzeviczy auf, daß diese Entscheidung des Armee-Oberkommandos bloß aus persönlicher Animosität gegen mich erfolgt sei, zeigte ihm meine Belege, wies darauf, daß diese Tatsachen Tisza ebenfalls bekannt seien, weigerte mich entschieden, auf den Vorschlag einzugehen, und proponierte einen Ausweg. Die Akademie solle ihren ursprünglichen Vorschlag dahin modifizieren, daß ich nicht mit dem Sammeln

Weltkrieg (1914-1917)

neuer wissenschaftlicher Daten, sondern damit zu betrauen wäre, mein bisher gesammeltes Material wissenschaftlich zu verarbeiten, weshalb das Ministerpräsidium um meine Enthebung vom Militärdienste beim Honvéd-Ministerium bittlich werden sollte. Exzellenz Berzeviczy besprach den Fall mit Tisza. Man einigte auf meinen Plan, und das Akademiegesuch ging an das Ministerium ab. Da aber, wie mir der Generalstabsoberst im Honvéd-Ministerium, Graf Karl Csáky, schon früher mitgeteilt hatte, verschiedene Offiziere im Honvéd-Ministerium, nämlich Oberst Nikolić, Oberst Dornándy und Oberstleutnant Balkay davon Kenntnis hatten, daß das Armee-Oberkommando auf mich böse sei, und sie sich dadurch, daß sie mir Schwierigkeiten machten, beim Armee-Oberkommando beliebt machen wollten, so gab es, zumal das Akademiegesuch infolge einer Ministerkrise eine Zeit lang im Ministerpräsidium stecken blieb, erneut Schwierigkeiten. Zu deren Bekämpfung benützte ich allerlei Vorwände, um nach Budapest zu gelangen, bis Staatssekretär Markgraf Georg Pallavicini und der inzwischen neuernannte ungarische Ministerpräsident, Graf Moritz Eszterházy, in dieser Sache persönlich beim Honvéd-Minister Szurmay intervenierten. Sogar diese Interventionen hatten keinen momentanen Erfolg, doch Graf Paul Teleki, der in der Ungarischen Akademie für Orientalische Angelegenheiten referierte und der sich gleichfalls meiner Sache angenommen hatte, ließ nicht locker und schob die Sache trotz aller Schwierigkeiten weiter. Es war beschlossen worden, daß er und Baron Bornemisza Elemér im Notfalle die Nichtbewilligung meiner Enthebung sogar in der Form einer Interpellation im ungarischen Abgeordnetenhaus zur Sprache bringen sollten.

Nachdem ich am 19. Juli wegen meiner Enthebung erneut in Budapest war, sich dann Pallavicini und Teleki erneut für die Sache interessierten, dann das Ministerium für Kultus und Unterricht und auch der Staatssekretär des Ministeriums des

Weltkrieg (1914-1917)

Inneren, Moritz Palugyay, im Namen seines Ministers meine Enthebung dienstlich urgieren, wurde ich am 23. Juli 1917 als Geologe der Ungarischen Akademie der Wissenschaften für die Dauer meiner Tätigkeit im Hinterland vom Militärdienst auf unbestimmte Zeit enthoben. Das Armee-Oberkommando hatte von diesem Vorgange natürlich keine Kenntnis. Meine weiteren Pläne hüllte ich im Dunkel. Das einzige, was ich unternahm, war, daß ich in die ungarische Regierungspartei eintrat und einerseits bekanntgab, daß ich bei der nächsten Abgeordnetenwahl als Abgeordnetenkandidat auftreten würde, andererseits aber auf die Stelle eines Vizedirektors der k. Ungarischen Geologischen Landesanstalt zu aspirieren anfing. Beides geschah bloß, um viel später, nämlich 1918, den Plan des Armee-Oberkommandos, mich von Albanien fernzuhalten, zu durchkreuzen. Allerdings ist es nicht dazu gekommen. Daß es zu Abgeordnetenwahlen kommen würde, war vorauszusehen, denn Graf Eszterházy Moritz war im Sommer 1917 königlich ungarischer Ministerpräsident von König Karls IV. und Grafen Stefan Tiszas Gnaden.

Besonders klar trat die Furcht und der Haß des Armee-Oberkommandos mir gegenüber im Jahre 1917 in jenem Augenblick zutage, als der Nachrichtenoffizier, Generalstabshauptmann Wild, an das Honvéd-Ministerium nach Budapest telefonierte, ich möge wegen einer Besprechung zum Armeekommando des Erzherzog Josef nach Marosvásárhely kommen und das Armee-Oberkommando, hievon informiert, sogar dies zu verhindern wußte, ohne sich auch nur darüber informiert zu haben, was besprochen werden sollte. Wieder zeigte sich, daß beim Armee-Oberkommando persönliche Animosität oder Angst vor meiner ungarischen Gesinnung stärker waren als Interesse an dem Kriege. Freilich will ich nicht verhehlen, daß Druck und Gegendruck immer reziprok sind, und daß es sich natürlich umso mehr ärgerte, je stärker ich meine Anwesenheit

Weltkrieg (1914-1917)

forcierte. Das Armee-Oberkommando wollte mich in Albanien ebensowenig haben wie in Rumänien und, als einen Augenblick davon die Rede war, mich als Geologen nicht nach Albanien sondern nach Serbien oder Montenegro zu entsenden, wurde dies mit der Begründung zurückgewiesen, daß ich von dort nach Albanien entschlüpfen würde.

Während dieser ganzen Tätigkeit und während dieses nervenzermürenden Kampfes mit dem Armee-Oberkommando, fand ich seit dem Herbst 1916 doch noch Gelegenheit, mehrere Kapitel einer großen Monographie Nordalbaniens zu verfassen. Woher ich aber die Zeit, Ruhe und Energie nahm, ist mir selbst ein Rätsel. Tatsache ist, daß ein auf dieses Thema bezughabendes Werk nach dem anderen verschlungen und exzerpiert und ein Kapitel des Werkes bei dieser Tätigkeit nach dem anderen geschrieben wurden. Daß bei dieser Tätigkeit die Paläontologie in den Hintergrund gedrängt wurde, ist leicht begreiflich, immerhin konnte aber auch auf diesem Gebiete im Jänner 1917 der mich seit langer Zeit interessierende Reizenwuchs der Dinosaurier untersucht werden. Mit einigen anderen Notizen bildete dieses Thema den Inhalt eines im *Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie* erschienenen Artikels.

Weitere Kriegsereignisse hatte ich keine, und Ereignisse der folgenden Jahre waren so traurig, daß ich auf deren Aufzeichnung gern verzichte.

ANHANG

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

1897-1933

Paläontologie

1. *Dinosaurierreste aus Siebenbürgen, I. Schädel von Limnosaurus transsylvanicus, nov. gen et sp.*. Denkschriften der Kais. Akademie der Wissenschaften, Math.-naturw. Cl., Wien, 68 (1899), S. 555-591, Tab I-VI.
2. *Dinosaurierreste aus Siebenbürgen*. Anzeiger der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Math.-Nat. Cl., (1901), S. 55-58.
3. *Cretacische Dinosaurierreste aus Siebenbürgen*. Anzeiger der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Math.-Nat. Cl. (1902), S. 42-46.
4. *Dinosaurierreste aus Siebenbürgen, II. Schädelreste von Mochlodon. Mit einem Anhang: Zur Phylogenie der Ornithopodiden*. Denkschriften der Kais. Akademie der Wissenschaften, Math.-naturw. Cl., Wien, 72 (1902), S. 149-175, Tab I-II.
5. *A dinosaurusok átnézete és származása*. Földtany Közlöny, Budapest, 30 (1901), S. 193-224.
6. *Synopsis und Abstammung der Dinosaurier*. Földtany Közlöny, Budapest, 30 (1901), S. 247-279, Tab. I.
7. *Über die Rippen eines Deuterosauriden (Deuterosaurus Seeley nov. spec.?)*. Beiträge zur Paläontologie und

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

- Geologie Österreich-Ungarns und des Orients, Wien, 14 (1902), S. 185-194, Tab. XIII.
8. *Notizen über cretacische Dinosaurier*. Sitzungsber. Akademie der Wissenschaften, Math.-naturw. Cl., Wien, 111 (1902), S. 93-114, Tab. I.
 9. *Dinosaurierreste aus Siebenbürgen III. Weitere Schädelreste von Mochlodon*. Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Math.-naturw. Cl., Wien, 74 (1904), S. 229-264, Tab. I-II.
 10. *Limnosaurus durch Telmatosaurus nom. nov. zu ersetzen*. Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart, 1903, S. 54.
 11. *Telmatosaurus, a new name for the dinosaur Limnosaurus*. Geological magazine, London (1903), S. 94-95.
 12. *Telmatosaurus, új név Limnosaurus helyett*. Földtani Közlöny, Budapest, 33 (1903), S. 64.
 13. *Über Stegoceras und Stereocephalus*. Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart, 1903, S. 266-267.
 14. *Über die Varanus-artigen Lacerten Istriens*. Beiträge zur Paläontologie und Geologie Österreich-Ungarns und des Orients, Wien, 15 (1903), S. 31-42, Tab. I-II.
 15. *Neues über Compsognathus*. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Stuttgart, Beilage-Bd. 16 (1903), S. 476-494, Tab. XVII-XVIII.
 16. *On the origin of Mosasaurs*. Geological magazine, London, 10 (1903), S. 119-121.
 17. *Über die systematische Stellung von Neustosaurus Raspail*. Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1903), S. 504-505.
 18. *Referate über Osborn, Hatscher usw.* Geol. Zentralbl., Berlin, 5 (1904).

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

19. *Kerunia, a symbiosis of a Hydractinian with a Cephalopod.* Annals and magazine of natural history, zoology, botany and geology, London (ser. 7), 16 (1905), S. 95-102. Tab. 2III.
20. *Notes on British dinosaurs. Part I. Hypsilophodon.* Geological magazine, London, 2 (1905), S. 203-208.
21. *Notes on British dinosaurs. Part II. Polacanthus.* Geological magazine, London, 2 (1905), S. 241-250.
22. *Notes on British dinosaurs. Part III. Streptospondylus.* Geological magazine, London, 1 (1905), S. 289-293, Tab. XV.
23. *Zur Kenntnis des Genus Streptospondylus.* Beiträge zur Paläontologie und Geologie Österreich-Ungarns und des Orients, Wien, 19 (1906), S. 59-83.
24. *Remarks on the supposed clavicle of the Sauropodous Dinosaur Diplodocus.* Proceedings of the Zoological Society of London, London 2 (1905), S. 241-250, 289-294.
25. *Ideas on the origin of flight.* Proceedings of the Zoological Society of London, London (1907), S. 223-238.
26. *Zur systematischen Stellung von Palacrodon.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart 1907, S. 526-527.
27. *Zur Kenntnis der fossilen Eidechsen.* Beiträge zur Paläontologie und Geologie Österreich-Ungarns und des Orients, Wien, 21 (1907), S. 33-62, Tab. I.
28. *On the systematic position of the upper cretaceous dinosaur Titanosaurus.* Geological magazine, London, 7 (1910), S. 261.
29. *Notes on British dinosaurs, Part IV. Stegosaurus priscus, nov. sp.* Geological magazine, London, 7 (1911), S. 109-115, 145-153.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

30. *Omosaurus Lennieri. Un nouveau dinosaurien du Cap de la Hève.* Bulletin de la Société Géologique de Normandie, Le Havre, 30 (1911), S. 1-20, Tab. I-VIII.
31. *Remarque au sujet de la note de M. Thevenin sur le Dyrosaurus.* Comptes-rendus sommaires des séances de la Société Géologique de France, Paris (1911), 20 S.
32. *Notes on British dinosaurs, Part V. Craterosaurus.* Geological magazine, London, 9 (1912), S. 481-484.
33. *Die Lebensbedingungen der obercretacischen Dinosaurier Siebenbürgens.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1914), S. 564-574.
34. *Über das Vorkommen der Dinosaurier in Siebenbürgen.* Verhandlungen der kaiserlich-königlichen zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien, Wien, 54 (1914), S. 12-14.
35. *Über Geschlechtsunterschiede bei Dinosauriern.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1915), S. 385-388.
36. *Die Dinosaurier der Siebenbürgischen Landesteile Ungarns.* Mitteilungen aus dem Jahrbuch der kgl. Ungarischen Geologischen Reichsanstalt, Budapest, 23 (1915), S. 1-24, Tab. I-IV.
37. *Erdélyi Dinosaurusai.* A Magyar Királyi Földtani Intézet Évk., Budapest, 23 (1915), S. 1-23.
38. *Doryphorosaurus nov. nom. für Kentrosaurus Hennig.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1916), S. 511-512.
39. *Zur Körpertemperatur der Pterosaurier.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1916), S. 418-419.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

40. *A dinosaurusok élete és szerepe.* Pótfüzetek a Természettudományi Közlöny-höz, Budapest, 127-128 (1917).
41. *Über Dinosaurier. Nr. 1. Notizen über die Systematik der Dinosaurier.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1917), S. 204-213.
42. *Über Dinosaurier. Nr. 2. Die Riesenformen unter den Dinosauriern.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1917), S. 332-348.
43. *Über Dinosaurier. Nr. 3. Über die Pubis der Orthopoden.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1917), S. 348-351.
44. *Über Dinosaurier. Nr. 4. Neues über Geschlechtsunterschiede bei Orthopoden.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1918), S. 186-198.
45. *Über Dinosaurier. Nr. 5. Beiträge zu ihrer Evolution.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1918), S. 235-246.
46. *Leipsanosaurus n. g. Egy új Thyreophora a Gosau rétegekből,* Földtani Közlöny, Budapest, 48 (1918), S. 261-265.
47. *Leipsanosaurus n. gen. Ein neuer Thyreophore aus der Gosau.* Földtani Közlöny, Budapest, 48 (1918), S. 324-328.
48. *Dinosaurierreste aus Siebenbürgen, IV. Die Wirbelsäule von Rhabdodon und Orthomerus.* Palaeontologia hungarica, Budapest, 1 (1921-1923), S. 273-302, Tab. I-IV.
49. *Zur systematischen Stellung von Poposaurus.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1921), S. 348.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

50. *Bemerkungen zur Systematik der Reptilien.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 5 (1922), S. 107-118.
51. *On the probable habits of the dinosaur Struthiomimus.* Annals and magazine of natural history, zoology, botany and geology, London 10 (1922), S. 152-155.
52. *Neubeschreibung des Trias-Pterosauriers Tribelesodon.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 5 (1922), S. 161-181.
53. *Diskussionsbemerkungen zu Abel: Mixnitz.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 5 (1923), S. 228.
54. *Diskussionsbemerkungen zu Huene: Ichthyosaurier.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 5 (1923), S. 271.
55. *Diskussionsbemerkungen zu Huene: Saurischia von Trossingen.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 5 (1923), S. 376.
56. *Diskussionsbemerkungen zu Stromer: Landwirbeltiere aus dem Tertiär Deutsch Südwest-Afrikas.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 5 (1923), S. 228.
57. *Eidolosaurus und Pachyophis. Zwei neue Neokom-Reptilien.* Palaeontographica, Stuttgart, 65 (1923), S. 97-154., Tab. VII-VIII.
58. *Die Familien der Reptilien.* Fortschritte der Geologie und Palaeontologie, Berlin, Heft 2, (1923), S. 1-210., Tab. I-VI.
59. *Helochelydra.* Annals and magazine of natural history, zoology, botany and geology, London (1923).
60. *Kallokibotium, a primitive amphichelydean tortoise from the uppermost cretaceous of Hungary.* Palaeontologia Hungarica, Budapest, 1 (1923), S. 1-34, Tab. I-IV.
61. *Notes on British dinosaurs, Part VI. Acanthopholis.* Geological magazine, , London, (1923), S. 193-199, Tab. VII-VIII.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

62. *On the geological importance of the primitive reptilian fauna in the uppermost cretaceous of Hungary.* Quarterly Journal of the Geological Society, London, 79 (1923), S. 100-116.
63. *On the origin of flight in birds.* Proceedings of the Zoological Society of London, London (1923), S. 463-477.
64. *Praktische Erfahrungen.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 5 (1923), S. 382.
65. *Reversible and irreversible evolution.* Proceedings of the Zoological Society of London, London (1923), S. 1045-1059.
66. *Über eine neue Kreideschlange.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 5 (1923), S. 258, 264-265.
67. *Über Proavis und die Herkunft der Vögel. Diskussionsbemerkungen.* Verhandlungen der zoologisch-botanischen Gesellschaft, Wien, 72 (1923), S. 83.
68. *Über die Namen einiger brasilianischer fossiler Krokodile.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart, (1924), S. 378.
69. *Bemerkungen und Ergänzungen zu G. v. Arthabers Arbeit über Entwicklung und Absterben der Pterosaurier.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin 6 (1924), S. 80-92, 191-247.
70. *On the systematic position of Saurosternum and Tangasaurus.* South African Journal of Science, Cape Town, 21 (1924), S. 206-207.
71. *On some reptilian bones from the Eocene of Sokoto.* Geological Survey of Nigeria. Occasional papers, London, 2 (1925), S. 1-16, Tab. I-II.
72. *Die Symoliophis-Reste. Ergebnisse der Forschungsreisen Prof. E. Stromer's.* Abhandlungen der Bayerischen

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

- Akademie der Wissenschaften, Math.-naturws. Cl.
München, 30 (1925), S. 1-27, Tab. I.
73. *Die von Prof. Stromer in Denoman Aegyptens entdeckten Reste von Symoliophis.* Schweizerische Pädagogische Zeitschrift, Zürich, (1925), S. 164-.
74. *Askeptosaurus, ein neues Reptil der Trias von Besano.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1925), S. 265-267.
75. *Bemerkungen über Petronievics seinen Arbeiten über Archaeopteryx.* Geološki anali balkanskoga poluostrva / Annales géologiques de la peninsule balkanique, Belgrad, 8 (1926?), S. 105-111.
76. *Osteologia reptilium recentium et fossilium.* Fossilium catalogus, Pars I, Berlin, 27 (1926?), S. 1-391.
77. *Diskussionsbemerkungen zu Fejérváy: Reversibilität und Dollo'sches Gesetz.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 7 (1926), S. 184.
78. *Diskussionsbemerkungen zu Spillmann: Pterosaurier.* Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 7 (1926), S. 192.
79. *A 4000 lb. insectivorous dinosaur.* The Illustrated London News, London, 11 September 1926.
80. *Heredity and evolution.* Proceedings of the Zoological Society of London, London 2 (1926), S. 633-665.
81. *Neue Beobachtungen an Stomatosuchus.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart, (1926), S. 212-215.
82. *Über Becken und Nuchale von Protosphargis.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart, (1926), S. 285-287.
83. *Die Reptilien der Gosau in neuer Beleuchtung.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart, (1926), S. 520-523.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

84. *Fejlődéstörténeti és örökléstani következtetések a hüllők tanulmányozásából.* Állattani Közlemények, Budapest, 24 (1927), S. 125-143.
85. *Vererbung erworbener Eigenschaften.* Natur und Museum. Bericht der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, Frankfurt am Main, 57 (1927), S. 124-.
86. *Festrede, gehalten anlässlich des Besuches der Palaeontologischen Gesellschaft im M. Kir. Földtani Intézet in Budapest am 27. September.* Budapest (1928), 15 S.
87. *The genera of reptiles.* Palaeobiologica, Wien, 1 (1928), S. 163-188.
88. *Megjegyzések egy polémiára.* A Természet, Budapest, 24 (1928), S. 190.
89. *Palaeontological notes on reptiles.* Geologica hungarica (Ser. Palaeontologica), Budapest, Fasc. 1 (1928), S. 1-84, Tab. I-IV.
90. *Dinosaurierreste aus Siebenbürgen, V. Struthiosaurus transsylvanicus.* Geologica hungarica (Ser. Palaeontologica), Budapest, Fasc. 4 (1929) S. 1-72, Tab. I-VI.
91. *Sexual differences in Ornothopodous dinosaurs.* Palaeobiologica, Wien, 2 (1929), S. 187-201.
92. *Noch einmal Proavis.* Anatomischer Anzeiger, Jena, 67 (1929), S. 265-300.
93. *Zur Systematik und Biologie der Sauropoden.* Palaeobiologica, Wien, 3 (1930), S. 40-52.
94. *Notizen über Macrochemus Bassanii, nov. gen. et. spec.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1930), S. 252-255.
95. *Zur systematischen Stellung dreier von Wiman aus China beschriebener fossiler Schildkröten.* Centralblatt für

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

- Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1930), S. 510-512.
96. *Notes on Stegocephalia and Amphibia*. Proceedings of the Zoological Society of London, London 4 (1930), S. 979-995.
97. *On Tröodon, a reply to Dr. C. W. Gilmore*. Annals and magazine of natural history, zoology, botany and geology, London, (ser. 10), 8 (1931), S. 70-72.
98. *Note préliminaire sur quelques tortues du Danien du Midi de la France*. Ann. Mus. d'Hist. Nat., Marseille, 22 (1931), S. 109-113.
99. *Sur des nouveaux restes de tortues du Danien du Midi de la France*. Bull. Soc. Géol. France, Paris (ser. 5) 1 (1931), S. 223-235, Tab. XII-XIII.
100. *Osteologia reptilium recentium et fossilium*. Fossilium catalogus, Pars I, Berlin, 50 (1931), 62 S.
101. *The influence of geological and climatological factors on the distribution of non-marine fossil reptiles and Stegocephalia*. Quarterly Journal of the Geological Society, London, 88 (1933).
102. *On the biology of the Theromorphous reptile Euchambersia*. Annals and magazine of natural history, zoology, botany and geology, London (1933).
103. *On the histology of the ribs of immature and half-grown Trachodont dinosaurs*. Proceedings of the Zoological Society of London, London (1933), S. 221-226.

Zoologie und Anatomie

104. *Über den Längen-Breiten-Index des Vogelsternums*. Anatomischer Anzeiger, Jena, 50 (1918), S. 510-512.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

105. *A case of a secondary adaptation of a tortoise.* Annals and magazine of natural history, zoology, botany and geology, (ser. 9), London 10 (1922), S. 155-157.
106. *Vorläufige Notiz über die Pachyostose und Osteoklerose einiger mariner Wirbeltiere.* Anatomischer Anzeiger, Jena, 56 (1923), S. 353-359.
107. *Über prozöle und opisthozöle Wirbel.* Anatomischer Anzeiger, Jena 69 (1930), S. 19-24.
108. *Über die Orientierung konvexo-konkaver Gelenkflächen.* Anatomischer Anzeiger, Jena 70 (1930), S. 401-415.
109. *Zur systematischen Stellung von Shinisaurus.* Zoologischer Anzeiger, Leipzig, 97 (1932), S. 185-187.

Geologie und Geographie

110. *Vorläufiger Bericht über das Auftreten von oberer Kreide im Hátszegez Thale in Siebenbürgen.* Verhandlungen der Kais. Königl. Geologischen Reichsanstalt, Wien, (1897), S. 273-274.
111. *Jurakalk vom Sztenuletye.* Földtani Közlöny, Budapest 29 (1899), S. 29-30.
112. *Jurabildungen aus dem Zsylvale.* Földtani Közlöny, Budapest, 29 (1899), S. 321-322.
113. *Bemerkungen zur Geologie der Gegend von Hátszeg.* Földtani Közlöny, Budapest, 29 (1899), S. 360-362.
114. *Zu Blanckenhorns Gliederung der Siebenbürgischen Kreide.* Zeitschrift der deutschen Geologen Gesellschaft, Berlin, 53 (1901), S. 1-4.
115. *Referate über Broom: On the structure of palate in Dicynodon, on Ictidosuchus primaevus, on the phylogeny and affinities of Udenodon.* Huene: Übersicht über die

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

- Reptilien der Trias.* Verhandlungen der Kais. Königl. Geologischen Reichsanstalt, Wien, (1902), S. 332-335.
116. *Über das Vorkommen von Dinosauriern bei Szentpéterfalva.* Zeitschrift der deutschen Geologischen Gesellschaft, Berlin, 54 (1902), S. 34-39.
117. *Adatok a Zsyl-völgy geológiájához.* Bányászati és Kohászati Lapok, Budapest (1903), S. 750-753.
118. *Gyulafehérvár, Déva és Ruszkabánya és a román határ közé eső vidék geológiája.* A Magyar Királyi Földtani Intézet Évk., Budapest, 14 (1905) S. 81-254.
119. *Zur Geologie der Gegend zwischen Gyulafehérvár, Déva, Ruszkabánya und der rumänischen Landesgrenze.* Mitteilungen aus dem Jahrbuch der kgl. Ungarischen Geologischen Reichsanstalt, Budapest 14 (1905), S. 91-279, Tab. XV.
120. *Zur Geologie von Nordalbanien.* Jahrbuch der kaiserlich-königlichen Geologischen Reichsanstalt, Wien, 55.1 (1905), S. 85-152, Tab. IV.
121. *Neues aus Nordalbanien.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1906), S. 65-66.
122. *Weitere Beiträge zur Geologie Nordalbaniens.* Mitteilungen der Kais. Königl. Geologischen Gesellschaft, Wien, 1 (1908), S. 103-111, Tab. II-III.
123. *Die Mineralquellen Makedoniens.* Mitteilungen der Kais. Königl. Geographischen Gesellschaft, Wien (1908), S. 242-292, Tab. I.
124. *Danien nördlich vom Maros.* Földtani Közlöny, Budapest, 39 (1909), S. 129-130.
125. *A Marostól Északra fellépő Danien Erdélyben.* Földtani Közlöny, Budapest, 39 (1909), S. 57-58.
126. *Bemerkungen zu Prof. Frechs Publikation über die Geologie Albaniens.* Centralblatt für Mineralogie,

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

- Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1910), S. 699-707.
127. *Geologiai megfigyelések Herkulesfürdő körül.* Földtani Közlöny, Budapest, 40 (1910), S. 622-624
128. *Geologische Beobachtungen um Herkulesfürdő.* Földtani Közlöny, Budapest, 40 (1910), S. 671-674.
129. *Geology of Northern Albania.* Quarterly Journal of the Geological Society, London, 67 (1911), Proceedings, S. XCIV.
130. *Zur Geologie von Nordalbanien, mit besonderer Berücksichtigung der Tektonik.* Zeitschrift der deutschen Geologischen Gesellschaft. Monatsberichte, Berlin, 63.4 (1911), S. 189-191.
131. *Zur Stratigraphie und Tektonik des Vilajets Skutari in Nordalbanien.* Jahrbuch der Kais. Königl. Geologischen Reichsanstalt, Wien, 61 (1911), S. 229-284, Tab. XII-XXIV.
132. NOPCSA & REINHARD, Max: *Zur Geologie und Petrographie des Vilajets Skutari in Nordalbanien.* Anuarul Institutului Geologic al României, Bukarest, 5.1 (1912), S. 1-27.
133. *Adatok az Északalbán parti hegyláncok geológiájához.* A Magyar Királyi Földtani Intézet Évkönyve, Budapest, 25 (1916), S. 367-393, Tab. XI-XIII.
134. *Begleitwort zur geologischen Karte von Nordalbanien, Rascien und Ost-Montenegro.* Földtani Közlöny, Budapest, 46 (1916), S. 301-305, Tab. I.
135. *Észak-Albánia, Rácorszag és Keletmontenegró geologiai térképe.* Földtani Közlöny, Budapest, 46 (1916), S. 227-231.
136. *Zur Geschichte der Kartographie Nordalbaniens.* Mitteilungen der Kais. Königl. Geographischen Gesellschaft in Wien, Wien, 59 (1916), S. 520-585.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

137. *Karsthypothesen.* Verhandlungen der Kais. Königl. Geologischen Reichsanstalt, Wien, 1918, S. 114-123.
138. *Ein mittelalterliches geographisches Dokument aus Albanien.* Dr. A. Petermanns Mitteilungen, Gotha, 64 (1918), S. 266-267.
139. *Über das Auftreten des Namens Montenegro auf alten Karten.* Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien, Wien, 61 (1918), S. 49-50.
140. *A Dinári Alpok geológiai szerkezete (I-II rész).* Földtani Szemle, Budapest, 1.1 (1921), S. 13-21; 1.2 (1922) S. 104-108.
141. *Geologische Grundzüge der Dinariden.* Geologischer Rundschau, Leipzig, 12 (1921), S. 1-19.
142. *Zur Arbeitsmethode Professor L. Kobers.* Verhandlungen der Geologischen Bundesanstalt, Wien, 1924, S. 198-199.
143. *Zur Geologie der Küstenkette Nordalbaniens.* Mitteilungen aus dem Jahrbuch der kgl. Ungarischen Geologischen Bundesanstalt, Budapest, 24 (1925), S. 133-164, Tab. VIII-X.
144. *Beiträge zur Verteilung der Eruptivgesteine.* Földtani Közlöny, Budapest, 56 (1926), S. 149-160.
145. *Az eruptív kőzetek eloszlásának kérdéséhez.* Földtani Közlöny, Budapest, 56 (1926), S. 10-21.
146. *Sur la géologie de l'Albanie et spécialement sur la tectonique.* Comptes-rendus des Séances, Institut Géologique de Roumanie, Bukarest, 6 (1927), S. 30-32.
147. *Észrevételek dr. Pávai-Vajna Ferenc 'Magyarország hévvizei, azok felkeresése és kitermelése' c. cikkére.* Bányászati és Kohászati Lapok, Budapest, 61 (1928), S. 168-169.
148. *Explanation to the map.* Geological and tectonical map of the County of Hunyad, Budapest (1928).

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

149. *Megjegyzések a lillafüredi mészkőufa képződéséhez.* Bányászati és Kohászati Lapok, Budapest, 61 (1928), S. 109.
150. *Sur la distribution des principaux types des roches éruptives.* Congrès Géologique International. Comptes rendus de la XIVe session en Espagne, Quatrième Fascicule, Madrid, (1926), S. 1381.
151. *Zur Tektonik der Dinariden.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1928), S. 434-438.
152. *Geologie und Geographie Nordalbaniens.* Geologica hungarica. Fasciculi ad illustrandum notionem geologicam et palaeontologicam Regni Hungariae. Series geologica. Tomus III (Institutum Regni Hungariae Geologicum, Budapest 1929), S. 7-620, Tab. I-XXXV.
153. *Zur Geschichte der okzidentalen Kartographie Noralbaniens.* Geologica hungarica. Fasciculi ad illustrandum notionem geologicam et palaeontologicam Regni Hungariae. Series geologica. Tomus III (Institutum Regni Hungariae Geologicum, Budapest 1929), S. 651-703.
154. *Pávay-Vajna Ferenc dr., a főbányatanácsos és főgeologus.* Budapesti Hirlap, Budapest 28. April 1929, S. 5-6.
155. *Zur Tektonik Mittelalbaniens.* Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft, Berlin, 82 (1930), S. 1-13.
156. *Glossen zu E. Haarmanns Oszillations-Theorie.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1932), S. 265-268.
157. *Zur Geschichte der Adria. Eine tektonische Studie.* Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft, Berlin, 84 (1932), S. 280-316, Tab. VIII.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

158. *Über die Beziehungen zwischen Erdbeben und Luftdruck.* Gerland's Beiträge zur Geophysik, Leipzig (1933).
159. *Notizen zur Großtektonik der Erde.* Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie, Stuttgart (1933), S. 369-379.

Archäologie und Ethnographie

160. *Beitrag zur Statistik der Morde in Nordalbanien.* Mitteilungen der Kais. Königl. Geographischen Gesellschaft in Wien, Wien, 50, 8 (1907), S. 429-437.
161. *Bemerkungen zu E. Barbarichs Arbeit 'Albania'.* Mitteilungen der Kais. Königl. Geographischen Gesellschaft in Wien, Wien, 50, 8 (1907), S. 424-428.
162. *Das katholische Nordalbanien. Eine Skizze von Dr. Franz Baron Nopcsa. Anhang: Geographisch-geologische Resultate.* Földrajzi közlemények, Budapest, 35 (1907) 56 S., Tab. I.
163. *A katolikus Észak-Albánia.* Földrajzi közlemények, Budapest, 35 (1907), S. 191-213, 243-266.
164. *Brief über seine Reise in Nordalbanien.* Mitteilungen der Kais. Königl. Geographischen Gesellschaft in Wien, Wien (1908).
165. *Nordalbanische Eisenbahnprojekt.* Österreichischer Rundschau, Wien (1908).
166. *Archäologisches aus Nordalbanien.* Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und Hercegowina, Wien, 9 (1909), 2, S. 82-90.
167. *Aus Šala und Klementi. Albanische Wanderungen.* Zur Kunde der Balkanhalbinsel 1, Reisen und Beobachtungen 11, Sarajevo (1910) 115 S.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

168. *Über seine archäologischen Funde in Nordalbanien.* Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, 40 (1910), S. 31-32.
169. *Der Albanesenaufrstand. Die Teilnahme mohammedanischer Albaner an der Rebellion.* Reichspost, 19. Juli 1911.
170. *Die Autonomie Albaniens.* Das Vaterland, 13. Juli 1911.
171. *A Legsötétebb Európa. Vándorlások Albániában.* Utazások Könyvtára, Budapest (1911) 64 S.
172. *Sind die heutigen Albanesen die Nachkommen der alten Illyrier. Ein Kommentar zu E. Fischers gleichnamigem Aufsatz.* Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, 43 (1911), S. 915-921.
173. *Über das Photographieren in Nordalbanien.* Wiener Mitteilungen photographischen Inhalts, Wien 14 (1911). S. 13-15.
174. *Beiträge zur Vorgeschichte und Ethnologie Nordalbaniens.* Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, Wien, 12 (1912). S. 168-253.
175. *Haus und Hausrat im katholischen Nordalbanien.* Zur Kunde der Balkanhalbinsel. 1. Reisen und Beobachtungen Heft 16. Herausgegeben von Carl Patsch. Bosnisch-Herzegowinisches Institut für Balkanforschung, Sarajevo (1912) 92 S.
176. *Zur vorgeschichtlichen Ethnologie von Nordalbanien.* Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, Wien (1912).
177. *Die Albaner.* Urania, Wien, 1-2 (1913), 16 S.
178. *Thrakisch-albanische Parallelen.* Anthropos. Internationale Zeitschrift für Völkerkunde und Sprachenkunde, Wien, 8 (1913), S. 138-150.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

179. *Zu Fischers Albanerforschung*. Korrespondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Braunschweig, 45, (1914), S. 29-31.
180. *Adalékok Észak-Albánia népességi statisztikájához. Merdita*. Turán, Budapest, 6-7 (1917), S. 311-321; 8-9 (1917), S. 347-358.
181. *Az Albániáról szóló legújabb irodalom*. Hornyánszky Viktor Könyvnyomdájából, Budapest 1918; Nachdruck Turán, Budapest (1919) 21 S.
182. *Zur Genese der primitiven Pflugtypen*. Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, 51 (1919), S. 234-242.
183. *Burimi i Kanunit të Lek Dukagjinit*. Dialëria, Wien (1920), 4, S. 5-7.
184. *Shpia e bulkut në Shqipnië të Verit*. Dialëria, Wien (1920), 6, S. 1-4.
185. *Zakonet e bestytinia në Shqipnië*. Dialëria, Wien (1921), 11, S. 1-8.
186. *On the primitive wooden ploughs of the Balkan peninsula*. Glasnik geografskog društva / Annuaire de géographie, Belgrade, 7-8, 1922, S. 260-262.
187. *Die Herkunft des nordalbanischen Gewohnheitsrechts, des Kanun Lek Dukadžinit*. Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Stuttgart, 40 (1923), S. 371-376.
188. *Úti jegyzetek egy amatőr-ethnográfus naplójából*. Ethnographia / Népelet, Budapest, 34-35 (1924), S. 64-74.
189. *Albanien. Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens*. De Gruyter, Berlin & Leipzig (1925) viii + 257 S., Tab. I-IV
190. *Ergänzungen zu meinem Buche über die Bauten, Trachten und Geräte Nordalbaniens*. Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, 59, 1927, S. 279-281.

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten

191. *Topographie und Stammesorganisation in Nordalbanien.*
Festschrift für Carl Uhlig. Zu seinem sechzigsten
Geburtstag von seinen Freunden und Schülern
dargebracht. Öhrlingen (1932), S. 295-305.

Bibliographie

Akadémiai Értesítő (Hrsg.)

A. M. Tud. Akadémia beltágjainak irodalmi munkássága 1917-ben. Báró Nopcsa Ferenc l. t. Akadémiai Értesítő, Budapest, 28 (1917) 11-12, S. 638-640.

A. M. Tud. Akadémia tagjainak tudományos munkássága. Báró Nopcsa Ferenc l. t. Akadémiai Értesítő, Budapest, 35 (1924) 7-12, S. XVI-XVIII.

BALDACCI, Antonio

Prof. Barone Francesco Nopcsa. Rendiconto delle Sessioni della R. Accademia delle Scienze dell'Istituto di Bologna. Classe di Scienze Fisiche. Nuova Seria, Bologna, 37 (1932-1933), S. 143-149.

BAXHAKU, Fatos & KASER, Karl

Die Stammesgesellschaften Nordalbaniens. Berichte und Forschungen österreichischer Konsuln und Gelehrter (1861-1917). ISBN 3-205-98470-6. (Böhlau, Wien, Köln & Weimar 1996) 459 S.

COLBERT, Edwin Harris

Men and dinosaurs. The search in the field and laboratory (New York 1968)

The great dinosaur hunters and their discoveries (New York 1984)

DEUSCH, Engelbert

Albanische Thronbewerber. Ein Beitrag zur Geschichte der albanischen Staatsgründung. Münchner Zeitschrift für Balkankunde, München 4 (1981), S. 89-150; 5 (1986), S. 121-164; 6 (1990), S. 93-151.

DUDICH, Endre & HÁLA, József (Hrsg.)

Bibliographie

- International conference on Ferenc Nopcsa and Albania. 13-14 October 1993. Abstracts* (Hungarian Geological Survey, Budapest 1993) 54 S.
- EDINGER, Tilly
Nopcsa †. Anatomischer Anzeiger, Jena, 76, 1-4 (1934), S. 59-62.
Personalities in paleontology. Nopcsa. Society of Vertebrate Paleontology News Bulletin, New York, 43 (1955), S. 35-39.
- FÓZY, István
A tudomány nagy különce. Nopcsa Ferenc. Természet Világa, Természettudományi Közlöny, Budapest, 122 (1991), S. 467-469.
- GAÁL, Gábor & VETŐNÉ, Ákos Éva
Albániai tanulmányút Nopcsa Ferenc halálának 60. évfordulója alkalmából. 1993. augusztus 23-30. Kzt. Magyar Állami Földtani Intézet. Tudománytörténeti Gyűjtemény. (Budapest 1993)
- GRUDA, Gjovalin
Vlerat historike dhe aktuale të punimeve të Nopcsa-s në studimet gjeografike shqiptare. Hylli i dritës, Tirana (1997) 3-4, S. 47-51.
- HÁLA, József
Franz Baron von Nopcsa. Anmerkungen zu seiner Familie und seine Beziehungen zu Albanien. Eine Bibliographie. ISBN 3-900312-89-3. (Verlag der Geologischen Bundesanstalt, Wien 1993) 77 S.
- HÁLA, József (Hrsg.)
Nopcsa Ferenc - Emlékszám. Néprajzi hírek, A Magyar Néprajzi Társaság Tájékoztatója / Ethnographische Nachrichten, Informationsheft der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft, Budapest (1994) 1-2.
- KÁDÁR, Zoltán & NAGY, István Zoltán

Bibliographie

- 100 éve született Nopcsa Ferenc. Állattani Közlemények*, Budapest, 65 (1978), 1-4, S. 7-12.
- KORDOS, László
Nopcsa Ferenc emlékezete. Földtani Tudománytörténeti Évkönyv, Budapest, 10 (1985), S. 245-249.
- KOSTALLARI, Androkli
Një vepër e panjohur poetike e Franz Nopçës, 'Gedicht des Colez Marku'. Studime filologjike, Tirana (1966) 3, S. 69-97.
- LAMBRECHT, Kálmán (= Coloman)
Báró Nopcsa Ferenc. Budapesti Szemle, Budapest, 230 (1933), S. 361-372.
Franz Baron Nopcsa †, der Begründer der Paläontologie, 3. Mai 1877 - 25. April 1933. Paläontologische Zeitschrift, Berlin, 15 (1933), S. 201-221.
Le baron François Nopcsa (1877-1933). Nouvelle Revue de Hongrie, Budapest, 27 (1934), S. 77-81.
- MUKA, Ali
Franc Nopça dhe fshati i Shqipërisë Veriore. Kultura popullore, Tirana, 1997, 1-2, S. 203-210.
Fizionomia e fshatit të Shqipërisë Veriore në vështrim të Franz Nopçës (me rastin e 120-vjetorit të lindjes). Perla, revistë shkencore-kulturore tremujore, Tirana, 1998, 1-2, S. 35-48.
Franc Nopça dhe vendbanimet fshatare të Shqipërisë Veriore. Seminari i dytë ndërkombëtar 'Shkodra në shekuj' (22-23 qershor 1995). Vëllimi 1. Hrsg. Mentor Quku. (Muzeu Historik i Shkodrës, Shkodra 1998), S. 245-252.
- NOPCSA, Franz
Burimi i Kanunit të Lek Dukagjinit. Dialëria, Wien, (1920) 4, S. 5-7.

Bibliographie

- Shpia e bulkut në Shqypnië të Verit.* Dialëria, Wien, (1920) 6, S. 1-4.
- Karakteret e shqiptarëve.* Kultura popullore, Tirana, (1983) 1, S. 195-200.
- ROBEL, Gert
Franz Baron Nopcsa und Albanien. Ein Beitrag zu Nopcsas Biographie. Albanische Forschungen 5. (Harrassowitz, Wiesbaden 1966) 191 S.
- SUESS, Franz E.
Franz Baron Nopcsa † (3. Mai 1877 - 25. April 1933). Mitteilungen der Geologischen Gesellschaft in Wien, Wien, 26 (1934), S. 215-221.
- TASNÁDI KUBACSKA, András (= Andrew)
Báró Nopcsa Ferenc kalandos élete. (Franklin-Társ, Budapest s.a. [1937]) 143 S.
Nopcsa. Almost King of Albania. The Hungarian quarterly, Budapest, 4 (1938), S. 517-528.
Franz Baron Nopcsa. 7 Tafeln. Leben und Briefe ungarischer Naturforscher I. (Verlag des Ungarischen Naturwissenschaftlichen Museums, Budapest 1945) 295 S.
Nopcsa Ferenc. Élet és tudomány, Budapest, 12 (1957), S. 1635-1639.
Nagy magyar természettudósok. (Budapest 1958).
Nopcsa Ferenc. Földtani Tudománytörténeti Évkönyv, Budapest (1978), S. 79-83.
- TIRTA, Mark
Franz Nopcsa, studiuues e etnokulturës shqiptare. Kultura popullore, Tirana, 1993, 1-2, S. 153-160.
- WEISHAMPEL, David B, GRIGORESCU, Dan, & NORMAN, David B.
The dinosaurs of Transylvania. National Geographic Research and Exploration, 7 (1991), S. 196-215.

Bibliographie

- WEISHAMPEL, David B. & REIF, Wolf-Ernst
*The work of Franz Baron Nopcsa (1877-1933).
Dinosaurs, evolution and theoretical tectonics.* Jahrbuch
der Geologischen Bundesanstalt, Wien, 127 (1984), S.
187-203.
- WOODWARD, Arthur Smith
Obituary notices. Baron Francis Nopcsa. Quarterly
Journal of the Geographical Society of London,
Proceedings, London, 15 (1934), S. 48-49.
- ZOJZI, Rrok & MUZHANI, Zef
*Some annotations about the life and activity of F. Baron
Nopcsa in Albania.* Hylli i dritës, Tirana (1997) 3-4,
S. 40-46.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung des Herausgebers

Teil I Studien und erste Reisen (1897-1905)

Universitätszeit. Zu Pferd und zu Fuß durch Bosnien und die Lika. Einjährig Freiwilliger. Erste Reise nach Italien. Meran. Die Familie Buchholz. Mailand. Venedig. Studienreise nach Süddeutschland. Reise nach Griechenland. Lerne Baron Burian kennen. Mazedonien und die dortigen Verhältnisse. Erst Reise nach Konstantinopel. Zollschwierigkeiten. Über Athen nach Skopje. Ritt durch Albanien. Studienreisen. Noch einmal Konstantinopel. Ausflug nach Ägypten. Am Rande der Wüste.

Teil II Forschungsreisen in Albanien (1905-1910)

Reisen und kleine Abenteuer in Albanien. Studien in England. Wieder in Albanien. Ein Ausflug in die albanische Hochgebirge. Schwierigkeiten mit den türkischen Behörden. Von albanischen Räubern gefangen. Die internationale Reformaktion in Mazedonien und Österreich-Ungarns zwiespältige Rolle. Albanien in der ersten Zeit der Jungtürken-Herrschaft. Die Annexionskrise. Lerne Conrad von Hötzendorf und Exzellenz Krobotin kennen. Ein mißglückter Waffenschmuggel des österreichisch-ungarischen Ministeriums des Äußeren. Episoden mit Türken und Albanern. Der katholische Klerus Nordalbaniens. Verhalten Italiens.

Inhaltsverzeichnis

Teil III Zwischen der Annexion und dem Balkankrieg (1910-1912)

Einige Beamte des österreichisch-ungarischen Ministeriums des Äußeren. Urteil über die Jungtürken. Erster Konflikt mit dem Ministerium des Äußeren. Lexa von Aehrenthal. Einblick in das Verhältnis Conrad-Aehrenthal. Fußwanderung durch das östliche Bosnien. Lerne Exzellenz Auffenberg kennen. England und die Engländer. Erster Kontakt mit Erzherzog Franz Ferdinand. Erste Tätigkeit als Journalist. Bei den Jungtürken und den albanischen Rebellen. Ernstes und heiteres aus der Redaktionsstube. Scharfe Angriffe gegen Aehrenthal. Albanien während des türkisch-italienischen Krieges. Der Konflikt Conrad-Aehrenthal. Graf Berchtold. Die letzte albanische Revolte. Vergebliche Vorschläge.

Teil IV Zwischen Balkankrieg und Weltkrieg (1912-1914)

Balkankrieg. Lerne Exzellenz Schemua kennen. Als Schafhirt unter nomadisierenden Schafhirten. Serbische Propaganda in Südungarn und ein kritischer Moment. Demaskierung der serbischen Propaganda. Großrumänische Wühlarbeit in Siebenbürgen. Rehabilitierung Conrads. Gründung des halb-offiziellen österreichischen Albanien-Komitees. Der Albanerkongreß in Triest. Der Putschversuch des Herzog von Montpensier. Die Londoner Friedenskonferenz. Ich ziehe mich von der Albanien-Propaganda zurück. Wieder Schafhirt. Wanderung mit einer Schafherde. Soziale Stellung der Hirten. Als Schafhirt in den Karpathen. Rumänisch-serbische Annäherungen. Graf Berchtolds politische Fehler. Zurück nach Albanien. Ein Mord. Konflikt mit dem österreichisch-ungarischen

Inhaltsverzeichnis

Konsul in Shkodra. Mein Leben in Shkodra. Börsenspekulanten im österreichisch-ungarischen Ministerium des Äußeren. Studienreise nach Deutschland und Belgien. Das Debakel des Fürsten Wied in Albanien. Falsche Beurteilung der internationalen Lage durch die österreichisch-ungarische Diplomatie.

Teil V Weltkrieg (1914-1917)

Als Agitator in Albanien. In besonderer Mission in Bukarest. Graf Czernin. Ausflug in die Dobrudscha. Meine Tätigkeit mißfällt dem Armee-Oberkommando. Ein Albaner in Wien. Als Instruktionsoffizier in Budapest. Als Schafhirt in den Karpathen und in Rumänien. Kritische Zwischenfälle. Zurück nach Ungarn. Mein Vorgesetzter ist selbst rumänischer Spion. Aufgefordert in Albanien Freischaren aufzustellen. Es wird 'herumgewurstelt'. Ein Zwischenfall mit Bulgaren. Unzuverlässigkeit der höheren Kommanden. Mißlingen des Unternehmens und seine Ursachen. Ein grober Bericht. Ich werde aus Albanien entfernt. An der ungarisch-rumänischen Grenze. Kriegserklärung Rumäniens. Die Lage in Siebenbürgen. Beim Armee-Oberkommando in Ungnade. Bei deutschen Truppen. Krank. Wieder bei deutschen Truppen. Konflikt mit dem Armee-Oberkommando. Beim Ersatzkörper. Enthebung vom Militärdienst.

ANHANG

Verzeichnis von Nopcsas wissenschaftlichen Arbeiten
(1897-1933)

Bibliographie

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

Orts- und Namensregister

[erst veröffentlicht als / first published as: *Reisen in den Balkan: Die Lebenserinnerungen des Franz Baron Nopcsa*. Eingeleitet, herausgegeben und mit Anhang versehen von Robert Elsie. Dukagjini Balkan Books (Dukagjini, Peja 2001) xii + 527 pp.]